

M 0/11



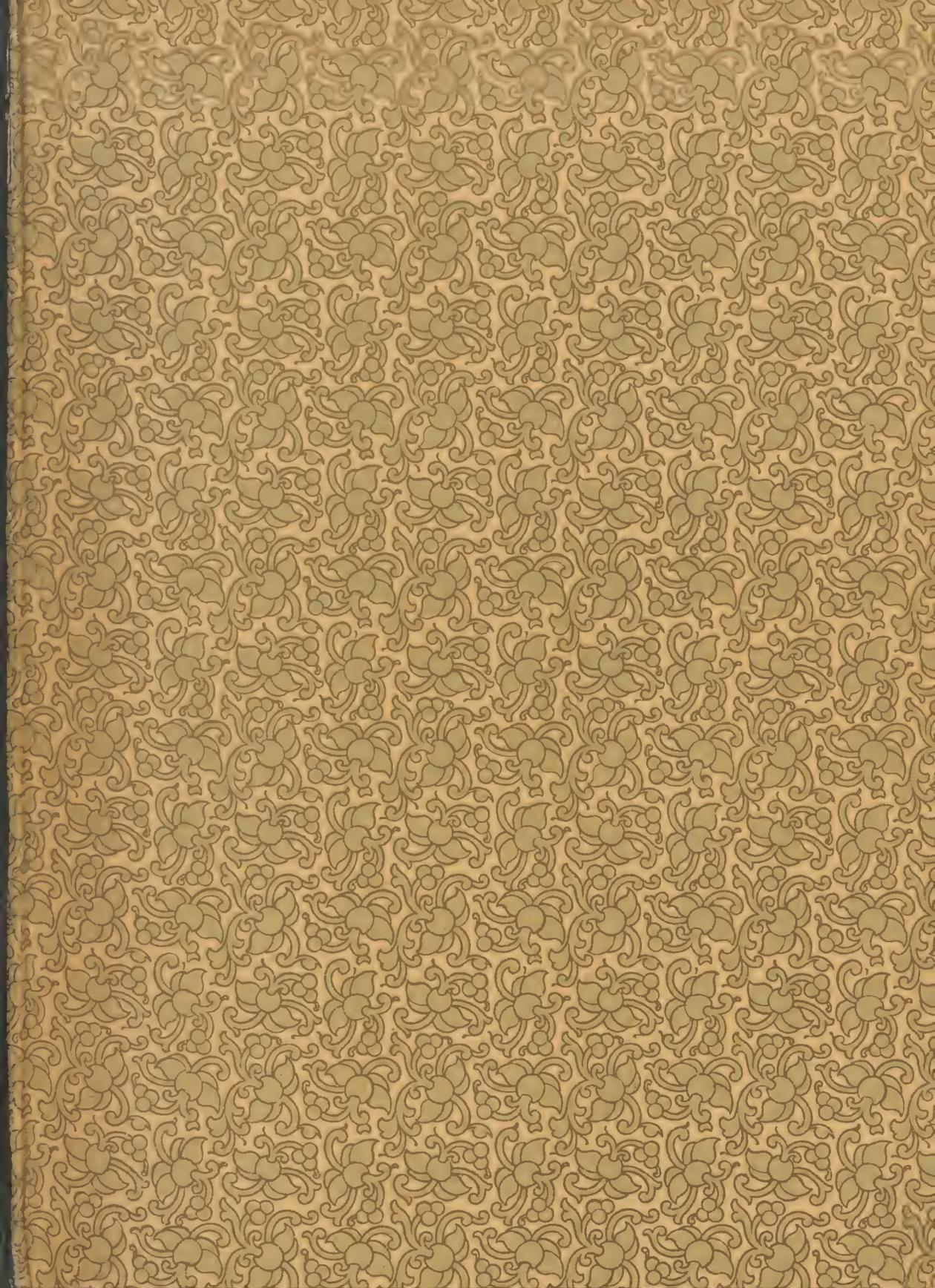
N N M

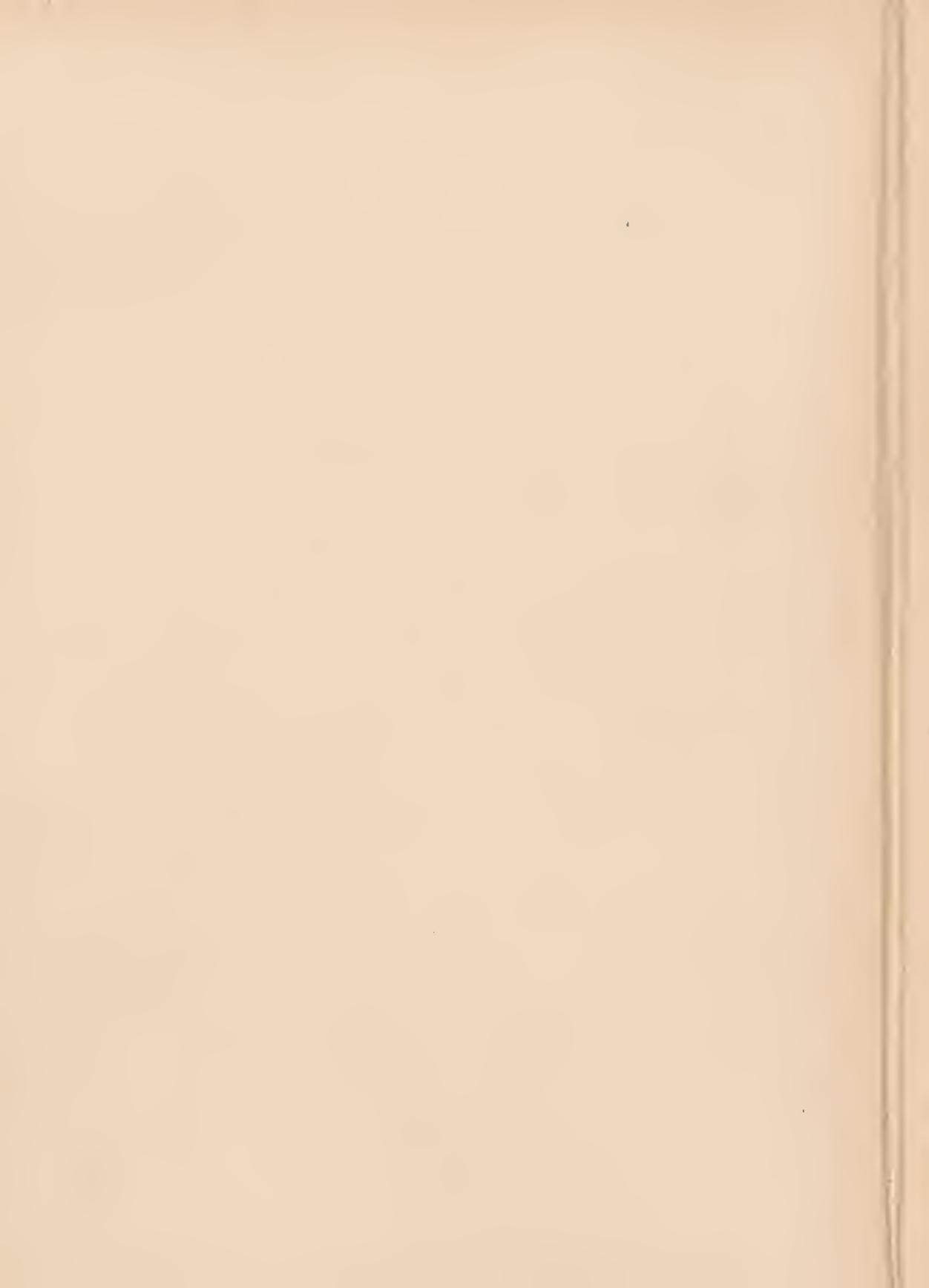
BIBLIOTHEEK



7 7496 00014706 4

NATIONAAL NATUURHISTORISCH MUSEUM Postbus 9517 2300 RA Leiden Nederland





Geschrieben von:

Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-  
Esten.



Nicht im Handel  
W.M.



# TAGEBUCH

MEINER REISE UM DIE ERDE.

1892—1893.

ERSTER BAND.

WIEN, 1895.

ALFRED HÖLDER, K.U.K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER  
I, ROTHENTHURMSTRASSE 15

ALLE RECHTE, INSBESONDERE JENES DER ÜBERSETZUNG IN ANDERE  
SPRACHEN, VORBEHALTEN.

**BIBLIOTHEEK**  
**GEOLOGISCH-MINERALOGISCH INSTITUUT**  
**Garenmarkt 1 b - Leiden**



DRUCK DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.





Von Jugend auf bin ich viel gereist. Mannigfache Veranlassungen haben mich kreuz und quer durch Europa geführt, so dass sich mir reiche Gelegenheit geboten hat, unseren alten Erdtheil kennen zu lernen. Auch das Land der Pharaonen, Syrien und Palästina habe ich durchwandert. Die Verschiedenartigkeit, die Ursprünglichkeit der empfangenen Eindrücke von Ländern und Leuten, von Zuständen und Dingen haben mir Belehrung, Befriedigung, Genuss verschafft. Kein Wunder, dass in mir früh die Reiselust rege geworden ist, dass sie sich im Laufe der Jahre immer mächtiger entwickelt und endlich zu dem Wunsche ausgestaltet hat, es möge mir beschieden sein, eine Wanderung um die Erde zu vollbringen. Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen.

Durch die allergnädigste Fürsorge Seiner Majestät war es mir gegönnt, einen großen Theil der Reise auf einem Juwel unserer ruhmvollen Flotte, an Bord des Torpedo-Rammkreuzers »Kaiserin Elisabeth« zurückzulegen. Den Allerhöchsten Intentionen gemäß hatte die »Kaiserin Elisabeth« die ostasiatischen Gewässer zu befahren. Durch diese Reise sollte einem Theile der Marine Gelegenheit geboten sein, sich weitere praktische Ausbildung anzueignen, sowie maritime und wissenschaftliche Studien vorzunehmen. Andererseits aber sollte durch die Entsendung eines imposanten Kriegsschiffes in ferne Meere die Machtstellung der Monarchie zu gebührendem Ausdrucke gebracht und so deren handelspolitischen Interessen in wirksamer Weise Vorschub geleistet werden. Die Zwecke, welche für die Entsendung dieses Schiffes maßgebend waren, gestatteten eine theilweise Verbindung der Reiseroute, die ich zu nehmen gedachte, mit jener, welche die »Kaiserin Elisabeth« einzuschlagen hatte.

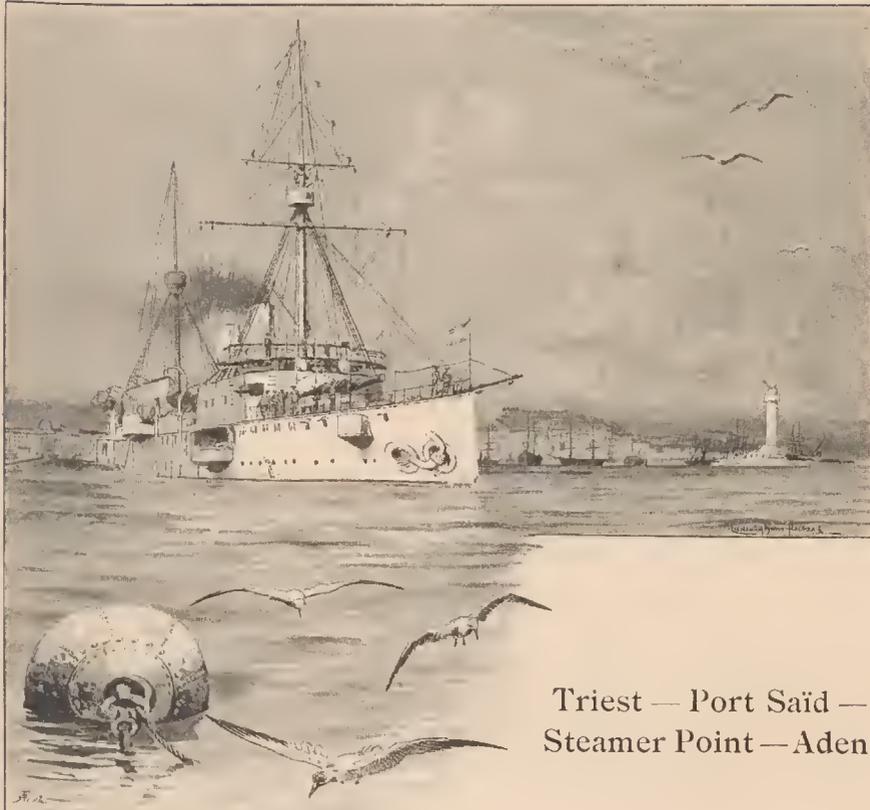
Dankerfüllten Herzens gegen die Vorsehung, die mich geleitet hat, gegen jene, die mein Beginnen gefördert, unterstützt haben, spreche ich aus, dass sich alles vereinigt hat, um mich das Ziel erreichen zu

lassen, welches ich selbst mir gesteckt habe. Nicht die Neugierde, welche den Globe-Trotter um den Erdball treibt; nicht lediglich die Vorliebe für die Jagd, obwohl diese für sich allein in Anspruch nehmen kann, den Reisenden unausgesetzt in unmittelbare Berührung mit ursprünglichem Naturleben zu bringen; nicht der Wunsch, jenseits des Oceans seltsames Schaugepränge, exotischen Glanz anzustaunen, haben mich bestimmt, fast ein langes Jahr ferne von der Heimat zu weilen. Was mich hiezu bewogen hat, ist das Streben gewesen: aus der persönlichen Anschauung anderer Erdtheile, aus dem Einblick in fremde Staatsgebilde und Gemeinwesen, aus der Berührung mit fremden Völkern und Menschen, mit ausländischer Cultur und Sitte Belehrung zu gewinnen; aus der Besichtigung wunderschöner Werke der Kunst, aus der Betrachtung fremdartiger Natur und ihrer unerschöpflichen Reize Genuss zu schöpfen. In offener See — auf festem Lande; in fürstlichen Palästen — in dürftigen Hütten; in Metropolen — in einsamer Wildnis; in üppigen Niederungen — auf lichten Bergeshöhen habe ich gefunden, was ich gesucht. An Erfahrungen, an seltener Beute, an Sammlungen reich bin ich heimgekehrt.

Um all die tausendfältigen Eindrücke festzuhalten, welche auf mich einstürmten, um noch in spätem Alter nachempfindend wieder genießen zu können, was mich in jungen Jahren entzückt hat, habe ich vom Anbeginne der Reise tägliche Aufzeichnungen gemacht. Hiebei war ich aber auch von dem Gedanken an jene bestimmt, die mir in der Heimat weilten. Sie, welche des unmittelbaren, unvergleichlichen Reizes der an mir vorüberziehenden Bilder entbehren mussten, sollten hiefür — wenn auch nur schwachen — Ersatz darin finden, dass ich sie mittelbar an dem Zuge um die Erde theilnehmen lasse, indem ich ihnen meine Aufzeichnungen darbiere. So übergebe ich denn meinen Lieben und meinen Freunden mein Tagebuch. Es enthält Geschautes, Erlebtes, Gedachtes, Gelerntes und hofft bei denjenigen, für welche es bestimmt ist, das Maß von Interesse zu finden, welches Zuneigung und Freundschaft einzuflößen vermögen.

Triest—Port Saïd—Steamer Point—Aden.





Triest — Port Saïd —  
Steamer Point — Aden.

Triest — in See nach Port Saïd, 15. December 1892.

Das Häusermeer Wiens versinkt am Horizont; einen letzten Gruß noch der schönen Stadt — erst nach einer langen Fahrt um die Erde soll ich sie wiedersehen! . . . . .

Die Eltern, die jüngeren Schwestern, Otto und meine Schwägerin gaben mir das Geleit nach Triest. Am 14. December abends trafen wir daselbst ein. Unmittelbar nach der Ankunft schiffte ich mich auf dem Rammkreuzer »Elisabeth« ein, an dessen Bord mich der Commandant, Linienschiffs-Capitän v. Becker, und der Stab empfingen.

Unweit der »Elisabeth« lag der »Greif« vertäut. An Bord dieses Schiffes verbrachten die Eltern und Schwestern die Nacht.

Heute morgens kamen die Meinen — Ferdinand war ebenfalls eingelangt — an Bord der »Elisabeth«, um noch die letzten Stunden vor der Abreise mit mir zu theilen.

Als späterhin Admiral Baron Sterneck und endlich auch Graf und Gräfin Thun, sowie Fürst Starhemberg erschienen waren, gieng es an eine gründliche Besichtigung des Schiffes in allen seinen Theilen und der Ausrüstung für die lange Reise. Die Batterien, die Torpedoeinrichtungen, die kolossalen Maschinen von 9000 Pferdekräften, die riesigen 24 *cm* Thurmgeschütze, die Officiersmesse, sowie die Magazine mit dem Munitions- und Proviantvorrath fanden die gebührende Bewunderung.

Die letzten Stunden des Beisammenseins mit den Meinen verstrichen nur allzu raseh und nun war der Augenblick des Auseinandergehens da! Unter Geschütz- und Hurrahsalut begleitete ich meine Eltern und Geschwister an Bord des »Greif«, nahm hier schweren Herzens Abschied und kehrte dann auf die »Elisabeth« zurück.

Um 2 Uhr wurde die Verläuung gelöst; die Volkshymne erklang, hundertstimmig erbrausten Hurrahs der Officiere und Matrosen — majestätisch setzte sich die »Elisabeth« in Bewegung. Wir fuhren neben dem »Greif« und zwei mit Damen, Officieren und anderen Herren aus Triest dicht besetzten Lloyd dampfern — »Areiduehessa Carlotta« und »Danubio« — vorbei. Auf sämmtlichen Schiffen ertönte die Volkshymne; grüßend wurden Tücher, Mützen, Hüte geschwenkt; in allen möglichen Sprachen erschollen zu uns herüber die Rufe »Auf Wiedersehen« und »Glückliche Reise«, die wir mit »Hurrah« und Flaggengruß erwiderten. Es war ein ergreifender Moment!

Der Tender »Büffel«, die beiden Lloyd dampfer und der »Greif« schlossen sich uns zur Begleitung an. Unsere beiden Bordkapellen brachten patriotische Färbung in die Abschiedsstimmung — die Weisen des Radetzky- und des Prinz Eugen-Marsches, das herrliche »O, du mein Österreich« erklangen über die Sec. Die Heimat schien uns die Erinnerung an ein prachtvolles Bild einprägen zu wollen; denn aus heiterem Firmament strahlte die Sonne glänzend nieder, sich spiegelnd in der tiefblauen, glatten Adria, und aus der Ferne grüßten mit ihren leuchtenden Häuptern die schneebedeckten Berge.

Doch einmal muss geschieden sein! Einige Meilen von Triest entfernt, auf der Höhe von Pirano, signalisierte der »Greif« am Masttop »Glückliche Reise, Lebewohl und Waidmannsheil«, dann schwenkte er scharf steuerbord ab; ein letzter Gruß noch von der Commandobrücke und wir steuerten mit südlichem Curs allein in die Ferne. Lange blickte ich dem »Greif« nach. Die Entfernung wuchs; das dem heimatlichen Hafen zustuernde Schiff ward immer kleiner und

kleiner, bis es wie ein Punkt am Horizonte schwamm, dort, wo Himmel und Wasser ineinanderzufließen schienen. Dann entschwand es völlig meinen Blicken. In mein Inneres aber senkte sich ein Gefühl unendlicher Sehnsucht nach der Heimat und den Lieben, die sie mir birgt — es war Heimweh, das ich früher nicht gekannt. Eben erst hatte mich die Reiselust mit ihrem ganzen Zauber erfasst und nun, wenige Augenblicke nachdem ich den heimatlichen Boden, Eltern und Geschwister verlassen, war schon Heimweh, der treue Gefährte des an seiner Scholle hängenden Reisenden, an meiner Seite erschienen, unwillkürlich herbeigerufen durch den Gedanken, dass ich ein Jahr lang in der Ferne weilen soll.

Nie habe ich die Macht, welche das Vaterland auf seine Söhne zu üben vermag, tiefer empfunden als jetzt, da ich in jeder Secunde mich unaufhaltsam von ihm entfernte. Trostreich aber überkam mich auch das Bewusstsein, dass Entfernung nicht Trennung bedeutet; denn jene wird überbrückt durch die Hoffnung auf glückliche Rückkehr aus der Fremde, auf freudiges Wiedersehen.

Willig überließ ich mich einige Zeit meiner Stimmung und hieng den Gedanken nach, die sie erzeugte. Dann aber bannte ich dieselben. Galt es ja doch zunächst für jeden von uns, sich auf dem schwimmenden Stücke Vaterland so wohnlich und behaglich als möglich einzurichten. In den Cabinen wurden Photographien und Bilder aufgehängt, die Bücher der reichhaltigen Reisebibliothek geordnet, Waffen ausgepackt und instandgesetzt. Bald war die Arbeit gethan und ich gieng wieder auf Deck. Die wohlbekannte Istrianer Küste mit ihren kahlen Felsen und den netten, weißen Ortschaften zog an uns vorbei; fernhin erglänzte noch der Gipfel des Monte Maggiore. Ein prachtvoller Sonnenuntergang beschloss den Tag. Der Abend vereinigte uns in der Speise-cabine und die sinkende Nacht fand uns noch bei der Abfassung der ersten brieflichen Grüße an die Heimat.

In See nach Port Saïd, 16. Decembr.

Ein herrlicher Tag und völlig ruhige See begrüßten uns. Die erhöhte Kraft der Sonne machte sich merklich fühlbar. Morgens erblickten wir die Gebirge des Festlandes mit dem Monte Movar bei Rogosnizza; gegen 9 Uhr fuhren wir zwischen Lissa und Busi hindurch und sahen in der Ferne die kleine Insel Pelagosa; einige Stunden später tauchten die hohen Berge der Bocche di Cattaro empor.

Mit unbewaffnetem Auge kaum wahrnehmbar, erschien am Horizont ein segelndes Kriegsschiff, welches wir für ein Kanonenboot unserer in Dalmatien kreuzenden Winter-Escadre, und zwar für »Nautilus« oder »Albatros« hielten.

Vormittags wurde ein Gefechtsalarm der gesamten Mannschaft geübt, sowie mit den Geschützen manövriert, Übungen, welche mit der unserer Kriegsmarine eigenen Präcision durchgeführt wurden.

Im Verlaufe der Fahrt kam in weiter Ferne das italienische Festland in Sicht, welches sich in zart gezeichneten, bläulich schimmernden Contouren über dem Meere erhob.

Nach einem herrlichen Sonnenuntergang erfreuten wir uns des reinsten Sternenhimmels, eines Schauspieles, das wir bei den Klängen unserer trefflichen Kapelle auf dem Achterdeck in vollen Zügen genossen.

In See nach Port Saïd, 17. December.

In der Nacht kam stärkere Bora, welche die See höher gehen ließ; durch das heftige Rollen des Schiffes geriethen verschiedene Gegenstände aus ihrer Lage und schlugen an die Wände, so dass wir infolge des entstandenen Lärmes schon um 3 Uhr früh geweckt wurden.

Der Morgen war jedoch wieder schön und die See ruhiger, aber dank einer frischen Nordostbrise noch immer bewegt. Um 8 Uhr waren wir auf der Höhe von Corfu und sahen in der Ferne die herrlichen albanischen Gebirge. Nachmittags wurde Kephalaria, das nie eine historische Rolle gespielt hat, aber doch auf eine bewegte Geschichte zurückblickt und nur durch einen schmalen Canal von Ithaka, classischen Andenkens, getrennt ist, passiert. Wir konnten die Umrisse Kephalaris, obschon wir uns viele Meilen von der Küste hielten, genau wahrnehmen; später kam Zante, il fior' di Levante, in Sicht.

Die untergehende Sonne brachte auf den steinigen Bergen, an deren Hängen kleine Ortschaften, umgeben von reichen Oliven- und Weingärten, liegen, Farbeneffete hervor, welche an jene südlicherer Himmelsstriche gemahnten.

Abends wurde ich durch eine Vorfeier meines Geburtstages überrascht. Ein Zapfenstreich erklang, Hurrah-Rufen der Mannschaft ertönte, ein improvisiertes Feuerwerk wurde abgebrannt, Rakete auf Rakete stieg kerzengerade zum gestirnten Himmel empor, während viele Blickfeuer das Deck taghell erleuchteten.

In See nach Port Saïd, 18. December.

Schon beim Erwachen bemerkte ich, dass die See ziemlich hoch gehen müsse, da ich in der Cabine starke Rollbewegungen verspürte. Nachdem ich mich mühsam mit Hilfe des Marinedienerers angekleidet, stieg ich auf Deck, wo ich bereits manch verstörtem Gesichte begegnete, da Vater Neptun seine ersten Opfer verlangt hatte. Eine steife Brise kam aus Nordost und See auf See gieng übers Verdeck. Dabei war der Tag klar und in intensivem Blau prangte der Himmel über uns.

Vormittags hätte Aufwartung des Stabes und Messe in der Batterie stattfinden sollen, doch musste beides der starken Rollbewegungen wegen abgesagt werden; erst gegen Mittag, als wir auf die Höhe von Kreta kamen, wurde die See ruhiger. Wir änderten nun etwas den Curs und steuerten längs der Küste von Kreta zwischen dieser und der Insel Gavdo durch. Der Blick auf Kreta ist landschaftlich überaus pittoresk; die Berghäupter des bis zu 2457 *m* aufsteigenden Ida krönen das ganze Bild, während steile, felsige Lehnen bis zum Meere hin abfallen. An Vegetation scheint die Küste fast ebenso arm zu sein, wie an menschlichen Niederlassungen, obsehon von letzteren in der Karte so manche eingezeichnet sind. Nur an einzelnen markanten Punkten springen kleine, weißgetünchte Gebäude, anscheinend Kirchen oder Klöster, hervor. Der auf dem Ida tief herabreichende Schnee, die violett-röthliche Beleuchtung der Berge und der tiefblaue Himmel vereinigen sich zu einem wirkungsvollen Panorama.

Nach dem Lunch fand als Sonntagsscherz eine Tombola für die Matrosen statt, zu welcher die dienstfreie Mannschaft sich auf dem Mitteldeck versammelt hatte. Unser braver Bootsmann — noch ganz der Typus der alten Schule, gegen alle modernen maritimen Einrichtungen mit einer gewissen Abneigung behaftet — rief die Nummern aus, wobei er jede Zahl mit einem italienischen Witzwort verknüpfte, was viel Heiterkeit erregte. Wein, Cigarren und verschiedene Kleinigkeiten dienten als Preise.

Abends wurde zu Ehren meines Geburtstages von den Matrosen ein Festzug arrangiert, der, äußerst gelungen und amüsant, von dem Witze und der Erfindungsgabe unserer Leute Zeugnis gab. Mit den einfachsten Mitteln, wie Werg, Ruß, gebroehenen Riemen, Angelhaken u. dgl. erzielten sie die drolligsten Effecte. Hinter der Musikkapelle marschierte zunächst ein italienischer Sängerehor auf, der einige gut gestimmte Lieder zum besten gab; dann kam eine böhmische

Musikbande, welche mit den verschiedensten, den Cadetten entlehnten Gewändern angethan, in den gewagtesten Modulationen das bekannte Lied »Nejde to« spielte; zugleich trat ein Thierbändiger auf, der eine ganze Schar von Löwen, Affen, Elephanten, Kameelen mit sich führte. Besonders sinnreich waren die Elephanten construiert: je zwei Mann hatten sich eine getheerte Geschützdecke aufgestülpt und benützten den Laufschatz als Rüssel. Ein ganz unheimliches Thier mit beweglichem, zähnebewehrtem Rachen, eine Kreuzung von Marabu und Krokodil, hatte das Licht der Welt in der Schusterwerkstätte erblickt. Echt wienerische Weisen ließ ein »Schrammel«-Quartett ertönen, und zum Schluss erschien unter Anführung eines prächtigen Häuptlings eine ganze Horde rabenschwarzer Zulukaffern, die, gegen den frischen Nordost nur durch Schwimnhosen und eine tüchtige Schichte Ruß geschützt, vor Kälte klapperten. Die Wilden, die ein großes Transparent mit meinem Namenszuge herbeischleppten, brachen in stürmisches Hurrah aus und vergnügten sich dann an einem Tanze, dessen lebhaftere Bewegungen sie bei ihren luftigen Costümen einigermaßen erwärmten. Da übrigens die Musik im gemeinverständlichen Rhythmus einer lustigen Polka erklang, so drehte sich bald die ganze Mannschaft paarweise in fröhlichem Reigen.

Die ungezwungene Heiterkeit unserer Matrosen macht einen wohlthuenden Eindruck. Bei den strengen, mitunter harten und gefahrvollen Anforderungen, welche der Dienst stellt, darf man hierin gewiss einen Beweis für die physische und psychische Gesundheit der Mannschaft, aber auch für den vortheilhaften Einfluss eines streng geregelten militärischen Lebens erblicken. Es ist sehr erfreulich zu sehen, wie die Angehörigen der verschiedensten Nationalitäten und Länder kameradschaftlich verbunden sind. Deutsche aus Niederösterreich, namentlich aus Wien, aus Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und aus anderen Ländern, Slaven aus Böhmen, dem Küstenland und aus Dalmatien, Italiener und Magyaren sind bunt durcheinandergewürfelt. Das Hauptcontingent, insbesondere an Unterofficieren, liefern die südlichen Länder. Unbeschadet der Nationalität jedes Einzelnen fühlt sich die polyglotte Mannschaft im Dienstverbande unter einer stolzen, ruhmvollen Flagge zur Einheit zusammengefasst. Hiedurch wird das Bewusstsein der Vereinigung aller Nationalitäten unter einem Herrscherhause und in einem gemeinsamen Vaterlande genährt und gekräftigt — gewiss eine erzieherische Wirkung des Heeresdienstes, die nicht sorgfältig genug gepflegt und gefördert werden kann.

In See nach Port Saïd, 19. December.

In der Nacht hatte der steife Nordost bedeutend zugenommen. Die »Elisabeth« rollte auf das heftigste, in den Cabinen führten einige den Tag vorher nicht genügend befestigte Gegenstände einen wahren Hexentanz auf.

Als ich um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr morgens auf die Commandobrücke kam, meldete mir der Wachofficier, dass die See nachtsüber stürmisch gewesen sei. Die Rollbewegungen betrugten noch den ganzen Vormittag hindurch, obschon der Wind dann einlullte, 22 Grade.

Heute erblickten wir kein Land, sahen also zum erstenmale den ganzen Tag über nur Himmel und Wasser.

Port Saïd, 20. December.

Morgens kam das Leuchtfeuer von Damiette in Sicht. Als wir uns Port Saïd genähert hatten und die Umrisse der Stadt bereits am Horizonte erkennbar waren, erschien der Lotse, welcher die »Elisabeth« in den Hafen führte. Wir salutierten die ägyptische Flagge mit 21 Schüssen, worauf eine Landbatterie den Salut erwiderte. Die ägyptischen Artilleristen sahen in ihren englisch geschnittenen Uniformen, schwarz mit rothen Lampassen, recht schmuck aus.

In der Nähe unseres Consulates kamen wir knapp vor einem großen englischen Ostindienfahrer an die Boje. Im Hafen lagen ein englisches Kanonenboot und verschiedene große, zumeist englische Dampfer, welche so rasch als möglich Kohle machten, um dann die Fahrt durch den Suez-Canal unverzüglich fortzusetzen. Port Saïd ist überhaupt ein Hafen, in dem sich kein Schiff länger aufhält, als unumgänglich nöthig; Kohlen- und Proviantvorräthe werden ergänzt, die Post wird aufgegeben, der Pilot eingeschifft und dann geht es dem weiteren Ziele zu. Bei unserer Ankunft tummelten sich auf dem Quai alle möglichen Gestalten umher, welche die Ankunft des mächtigen Kriegsschiffes sehr zu interessieren schien — englische Officiere, Matrosen, Araber, Fellahs, Inder, Juden und Reisende der Ostindienfahrer.

Unser Consul, sowie Generalconsul Baron Heidler, der von Kairo herbeigekommen war, begrüßten mich. Letzterer meldete, dass der Khedive, obgleich ich im strengsten Incognito reiste, sich nicht versagen könne, in Erinnerung an die freundliche Aufnahme, die er seinerzeit in Wien gefunden, seinen Oheim und zugleich Generaladjutanten, Prinzen

Fuad Pascha, zu meiner Begrüßung zu entsenden. Kaum hatte ich mich in Gala geworfen, so kam auch schon, von der ägyptischen Hymne begrüßt, der Prinz an Bord, um mich im Namen des Khedives im Reiche der Pharaonen willkommen zu heißen. Prinz Fuad Pascha ist durch vollendete Umgangsformen und gründliche europäische Bildung ausgezeichnet. Ich unterhielt mich längere Zeit mit ihm und erwiderte dann seinen Besuch im Hotel.

Der Rest des Tages sollte zu einer Jagdexpedition nach dem Menzaleh-See, arrangiert vom Consul und von dem Pascha von Port Saïd, verwendet werden. Ich gestehe offen, dass ich wenig Vertrauen in den Erfolg dieses Unternehmens setzte, da derartige, unter ausgiebiger Mitwirkung von Eingeborenen abgehaltene Jagden gewöhnlich mit einem großen Aufwande von Geschrei und Bakschisch, aber mit einer sehr geringen Jagdbeute verbunden sind. Ich habe in dieser Richtung bei meiner ersten Reise nach dem Orient viele Erfahrungen gesammelt. Glücklicherweise sollte ich diesmal angenehm enttäuscht werden.

Das Galaboot brachte uns rasch eine Strecke weit in den Canal, wo uns der Pascha und eine große Anzahl Vorsteher der um den Menzaleh-See liegenden Gemeinden — schöne, kräftige Gestalten im faltenreichen, farbigen Burnus — empfingen. Der gute Pascha machte eine ziemlich süßsaure Miene und befand sich in höchst gedrückter Stimmung; die Leitung dieser Jagd bildete den letzten Act seiner Amtsthätigkeit, die wegen einer oft als orientalisches bezeichneten Auffassung von »Soll« und »Haben« in den Verrechnungen ein jähes Ende gefunden haben soll.

Drei Barken lagen am Ufer des Sees bereit und alsbald waren wir von einem Schwarm Eingeborener umlagert, welche uns die wenigen Schritte zu den Barken tragen wollten. Vier geflügelte Flamingos führten bei einer kleinen Hütte ein beschauliches Dasein und wurden, sobald sie einen Fluchtversuch unternahmen, von einem kleinen Jungen zurückgetrieben. Zu meinem größten Erstaunen packte plötzlich ein Eingeborener diese Flamingos und nahm sie auf die eine der Barken mit, wie es schien, um sie als Lockvögel zu verwenden.

Unter großem Geschrei der Eingeborenen wurden wir endlich in die Barken vertheilt, wobei jedoch die Unterbringung des Paschas mit seinem ganzen Trosse Schwierigkeiten bereitete; denn auf den Schultern zweier Araber reitend, wanderte er von einem Boote zum andern, bis er endlich in jenem des Consuls Aufnahme fand. Der Consular-Kawass

Ahmed, der schon während meiner ersten Orientreise in meinem Gefolge ganz Palästina und Syrien durchzogen hatte, diente mir als Dolmetsch. Nach vielem Lärmen und Fluchen wurden wir schließlich flott. In der ersten Barke saßen ich und Wurmbrand, in der zweiten Clam und Prónay; die Nachhut bildeten die beiden Herren vom Consularcorps, der Pascha und das übrige Jagdgefolge.

In weiter Ferne, schon ganz am Horizonte, sahen wir viele Hundert Flamingos, welche, im seichten Brackwasser stehend, in langen Linien weithin rosenroth leuchteten. Eine solche Kette von Flamingos bietet dem Jäger, wie dem Ornithologen einen prächtigen Anblick. Zuerst nimmt das Auge nur einen lichtrosenrothen, langgestreckten Streifen wahr, bis der Beobachter, näher herangekommen, immer deutlicher die einzelnen Exemplare, den langen, meist S-förmig gebogenen Hals, die hohen Ständer und den geschmeidigen Leib, die purpurroth gefärbten Männchen, die viel lichtereren Weibchen und die jungen Thiere unterscheidet. Steht ein ganzer Schwarm dieser herrlichen Vögel mit sturmähnlichem Sausen auf, um abzustreichen, so ist das Bild noch viel fesselnder, da die Flamingos im Fluge den langen Hals und die Ständer wagrecht ausgestreckt halten und das unter den Flügeldecken befindliche, intensiv gefärbte Gefieder mehr zur Geltung kommt. Ein solcher Zug gleicht einer röthlichen Wolke. Außer den Flamingos schwammen auf dem Wasserspiegel noch zahlreiche Schwärme von Blässhühnern, Lappentauchern, Tafel-, Moor- und Spießenten; einzelne Flüge von Strandläufern eilten vorbei und Weihen, sowie Falken stießen in graziösem Fluge auf die Entenschwärme herab, die in schleuniger Flucht ihr Heil suchten.

Vorerst trachtete ich den nächststehenden Trupp Flamingos anzufahren. Wir kauerten uns ganz in das Boot nieder, während uns zwei Eingeborene, im Wasser wathend, vor sich herschoben. Stutzen und Schrotgewehr liegen bereit; mit ängstlichster Aufmerksamkeit langsam vorwärts rückend, beobachteten wir die ersten Flamingos, die wie Vedetten vor dem großen Truppe stehen. Endlich kommt Unruhe in die Gesellschaft; alle Hälse strecken sich; die vordersten Vögel laufen einige Schritte vor und erheben sich mit schwerem Flügelschlage. Jetzt ist es höchste Zeit. Obgleich wir erst auf ungefähr 180 Schritte herangekommen sind, versuche ich einen Kugelschuss, der, leider zu kurz, einen Flamingo ständert, ihn aber nicht herabbringt. Mit großem Getöse hebt sich jetzt der Schwarm in die Lüfte und streicht in langer Linie ab. In diesem Momente sehe ich auf gut 300 Schritte

einen einzelnen, schönen alten Hahn hoch in der Luft vorbeistreichen und wage, ohne jede Hoffnung auf Erfolg, wohl 1 *m* weit vorhaltend, einen Kugelschuss. Wie vom Blitz getroffen stürzt der Flamingo mitten durch die Brust geschossen ins Wasser, aus dem zu meiner großen Freude ein Araber das prächtige Exemplar apportiert, um es grinsend in das Boot zu reichen. Noch zweimal versuchten wir die scheuen Thiere anzufahren; einmal mit zwei Booten zugleich, wobei eine Salve abgegeben wurde, die Wurmbrand und Clam je einen Flamingo brachte. Dann hoben sich die Vögel in unerreichbare Höhen; alle Schwärme stießen zusammen und zogen in östlicher Richtung über den Canal fort.

Nun beschäftigten wir uns noch mit dem übrigen Wasserwild, erlegten mehrere Enten und Taucher und kehrten dann, da die Sonne im Untergehen begriffen war, ans Land zurück, wo wir uns von dem trübseligen Pascha verabschiedeten und an Bord der »Elisabeth« fuhren.

Vor dem Diner unternahmen wir noch einen kleinen Spaziergang in dem nichts weniger als anziehenden Port Saïd und besorgten einige Einkäufe, welche sich größtentheils aus Cigaretten und verschiedenen orientalischen Gegenständen zusammensetzten. Eigenthümlich ist die Kaufmanie, die den Reisenden in fremden Ländern so leicht erfasst. Er fühlt sich gedrängt, jede Kleinigkeit, ob schön, ob hässlich, mitunter sogar argen Tand zu erwerben, nur um etwas für den betreffenden Ort Charakteristisches heimzubringen, als gelte es, sich über den Besuch fremder Länder handgreiflich auszuweisen. So erging es auch uns schon in Port Saïd, wo wir unserer Kauflust die Zügel schießen ließen. Mit den nutzlosesten, weit über ihren Wert hinaus bezahlten Dingen beschwert, verließen wir die Bazars und füllten unsere ohnehin nicht an Raumverschwendung leidenden Cabinen mit dem erworbenen Kram.

In See nach Steamer Point, 21. December.

Unsere Volkshymne, die ägyptische und die englische Nationalweise erklangen von unserem Achterdeck, als wir vor 8 Uhr morgens den Hafen verließen und in den Suez-Canal einliefen. Der Nordost hielt noch immer an; doch war das Wetter schön und zeigte das Thermometer bereits 22° Celsius in der Sonne. Die Fahrt durch den Canal bietet zwar keine landschaftlich schönen Bilder, ist aber doch interessant durch den vollkommenen Wüstencharakter, den sowohl das afrikanische als

das asiatische Ufer trägt. Zur Rechten wie zur Linken nichts als Sand, gelb schimmernder Sand, in dem nur hie und da mageres, graugrünes Gestrüpp auftaucht. Beiderseits zieht sich schier endlos kahle, wüste Ebene hin, häufig der Schauplatz der gaukelnden Fata morgana.

Die ersten 20 *km* fährt man längs des Menzaleh-Sees, den nur ein breiter Damm vom Canale trennt. Wer es nicht selbst gesehen hat, macht sich keinen Begriff von der Menge Wasserwildes, das um diese Jahreszeit den Menzaleh-See bevölkert: Tausende und aber Tausende von Flamingos stehen, rosenrothe Wände bildend, unbeweglich im Wasser; dazwischen streichen große Schwärme von Enten und Tauchern, während bedächtige Pelikane mit unerschütterlicher Ausdauer auf Fische lauern oder schwerfälligen Fluges über das Wasser ziehen. Am auffallendsten sind die ungeheuren Mengen von Uferläufern und Regenpfeifern, die, pfeilschnell hin- und herstreichend, je nach den Wendungen des Fluges bald silberartig in der Sonne glänzen, bald als dunkle Wolke erscheinen und so einem glitzernden Silberbande gleichen, das in den Lüften flattert.

Hat das Schiff das Ende des Menzaleh-Sees erreicht, so fährt es mit halber Kraft zwischen zahlreichen Bojen hindurch in dem engen Suez-Canal weiter, diesem modernen Weltwunder, welches menschliche Energie und Ausdauer in verhältnismäßig kurzer Zeit geschaffen. Alle 10 *km* befinden sich Ausweichstellen und Signalstationen, kleine, reinlich aussehende Häuser, mit Veranden geziert und von grünen Gärten umgeben. Hier wohnen Beamte der Canal-Compagnie, welche die Aufsicht und Polizei im Canale führen. Auf hohen Masten werden Signale für die Schiffe gehisst. Große Baggermaschinen arbeiten emsig das ganze Jahr hindurch, um das Bett des Canales, welchen das nachschiebende Uferland und der Flugsand der Wüste immer wieder zu verschlammten und zu versanden drohen, normal zu erhalten; Eingeborene verladen das Aushubmaterial auf Kamcele, welche es dann in weiter Entfernung deponieren — und so gibt es ununterbrochen bedeutende Erhaltungsarbeit, wodurch auch die ziemlich hohen Gebühren erklärt sind, welche die Schiffe für die Durchfahrt zu entrichten haben. Unsere Schiffscasse wurde um eine Taxe von 13.000 Francs erleichtert.

Die Canal-Compagnie hatte die Freundlichkeit, unsere Durchfahrt dadurch thunlichst zu beschleunigen, dass sie allen entgegenkommen den Dampfern die telegraphische Weisung ertheilte, an den Ausweichstellen zu stoppen, sich zu vertäuen und uns passieren zu lassen. Dies dürfte nicht eben die besondere Freude der Capitäne jener Schiffe erregt

haben, so dass wohl manch derbes Wort rauhen Seemannskehlen entschlüpft sein mag, als wir in voller Fahrt an den ungeduldig harrenden Schiffen vorbeizogen und den Blicken entschwanden. Ein großer, englischer Dampfer war bei dem Ausweichen auf den Grund gerathen und arbeitete, so lange wir ihn sehen konnten, fruchtlos mit der Maschine, um sich freizumachen.

Gegen Abend langte die »Elisabeth« in Ismailia an, wo wir den Lotsen wechselten, um sodann die Fahrt unverzüglich fortzusetzen. Von Ismailia sahen wir nur wenige am Ufer gelegene Häuser und etwas Vegetation, welche einen angenehmen Contrast zu der Eintönigkeit der Wüste bildete. In den für diese Gegend specifischen Farben des Horizonts, dunklem Safran- und Purpurroth, gieng die Sonne unter. Die großen elektrischen Projectoren wurden in Thätigkeit gesetzt und beleuchteten taghell unseren Weg, so dass man jede einzelne Boje auf die weiteste Distanz unterscheiden konnte. In den Bitterseen fuhren wir einem großen, englischen Viermaster vor und mussten am Ende des kleinen Bittersees warten, bis sich drei Dampfer bei der nächsten Gare vertäut hatten. Ich blieb bis nach 11 Uhr abends auf der Brücke, da es interessant war, das Functionieren der verschiedenen Signale an den Gares und Schiffen wahrzunehmen, sowie die Geschicklichkeit zu beobachten, mit welcher der Lotse, ein Landsmann aus Porto Rè, das Schiff den vielfach verschlungenen Curs steuerte.

In See nach Steamer Point, 22. December.

Wir sind im Golf von Suez. Der Canal liegt hinter uns und wir eilen wieder mit ganzer Kraft dem Rothen Meere zu. Der Wind bläst noch immer frisch aus Nordost. Steuerbord haben wir die Berge auf dem ägyptischen Ufer, darunter den 1749 *m* hohen Dschebel Gharib, backbord die Halbinsel Sinai mit ihren nackten zerklüfteten Gebirgen. Mich erinnern diese Gebirge lebhaft an Berge Palästinas und Syriens. Die höheren Theile ohne jede Vegetation, steil, zerrissen, mit zackigen, scharfen Gipfeln, die tiefer gelegenen Partien ebenfalls ungemein unregelmäßig; Schuttkegel und kleine Hügel wechseln mit tiefen, ausgewaschenen Rinnen und Thälern ab; es ist, als sei ein sturmgepeitschtes Meer plötzlich zu Stein erstarrt. Gegen die südliche Spitze der Halbinsel nimmt die abenteuerliche Form der Berge noch zu; man sieht auf manchem hochgelegenen Punkte zwischen wilden Spitzen breite Sandmoränen, die in ihren Ausläufern bis ins Meer münden.

Unser Lotse Aehmed Ali, ein Araber aus Port Saïd, in langem gelben Burnus, einen rothen Fez auf dem Haupte, nannte mich immer Padischah, indem er sich rastlos vor mir verneigte, wobei in seiner Miene jener Ausdruck gutmüthiger Verschmitztheit lag, den man häufig bei den Söhnen der Wüste beobachten kann. In meiner Abwesenheit erkundigte er sich beim Waehoffieier lebhaft, ob ich ihn in Aden mit einem Bakschisch bedenken würde. Auf die Bemerkung des Offieiers, dass dies nicht gebräuchlich sei, schlug er demselben vor, ihm zu einem Bakschisch zu verhelfen, den sie dann miteinander theilen könnten. Dieser originelle Einfall, der auf die Landesüblichkeit gewisser Sitten ein Streiflicht wirft, unterhielt mich begreiflicherweise, und ich beschloss, den Ehrenmann bei seiner Ausschiffung mit einem Baksehisch, der ihm allein bleiben sollte, zu beschenken, damit er lerne, was bei uns Brauch ist.

Das Wrack eines Dampfers, welehes an der Südspitze der Halbinsel Sinai auf einem Korallenriff steekt und nur mehr mit einem Theile des Buges und einem Mast aus dem Wasser ragt, maecht einen ernsten Eindruck. Die traurigen Trümmer regen die Phantasie schaurig an. Man glaubt das Heulen des Sturmes, das Brüllen der See zu vernehmen, deren thurmhohe Wogen das arme Schiff erbarmungslos an den Felsen geschleudert hatten. Was mag die Bemannung gelitten, weleh grausige Schreckensscenen mögen sich abgespielt haben!

In See nach Steamer Point, 23. Deeember.

In offener See. Rings um die Planken des Schiffes die Salzfut und über ihr das Himmelsgewölbe: das ist alles, was sich den Blicken des Seefahrers bietet. Und doch ist es ein Gemälde einfacher Größe, kein eintöniges Bild, welches Luft und Wasser uns hier vor Augen führen. Wem Gefühl für die Schönheit der Natur verliehen ist, der schöpft aus jedem der durch die Elemente gestalteten, wechselvollen Bilder nur genussreiche Eindrücke. Bald fesseln uns die Farbentöne und Formen, bald die Bewegung, dann wieder die majestätische Ruhe des Meeres und stets aufs neue regt dies erhabene Stück der göttlichen Schöpfung unser Denken und Empfinden an: jetzt durch den Giseht des Kessels, in dem das gewichtige Eisenschiff einem Federballe gleich auf- und niedersteigt; dann durch die leicht gekräuselten Schaumkämme der Wellen am Buge — mag ein Nebelschleier den Horizont verhüllen, die glühende Sonne Luft und Meer in rosiges oder purpurnes Licht tauchen

oder sanfter Mondsehein die nimmermüden Wellen mit Silberglanz übergießen. Stunde auf Stunde vermag ich auf der Commandobrücke zu stehen, das Auge bald auf das Wellengetriebe, bald zum Firmament lenkend. Wem das Himmelsgewölbe mehr ist als ein leerer Luftraum, wer die See liebt und begreift, der erfreut sich an der Kraft und dem Zauber des Lichtes, an der schimmernden Glätte, wie an dem Tosen des Meeres. Ist die Sonne versunken, so blicken wir auf zu den Sternbildern und erinnern uns, dass auch die Lieben in der fernen Heimat jetzt wohl emporsehen zu denselben Gestirnen, und dass sie fühlen, was uns bewegt. . . .

Wie grüßende Boten unseres Elementes, der Erde, betrachtete ich die lebenden Wesen, die sich mir von dem Schiffe aus zeigten: einen unser Fahrzeug umgaukelnden Delphin, der mit keekem Sprunge spielend aus dem Wasser schnell; eine pfeilschnell daherstreichende Möve; einen kleinen Vogel, der sich zwisehernd auf die Raaen setzt, um auszuruhen, bevor er die weite Reise über das schier endlose Wasser fortsetzt. Allerliebste war eine Bachstelze, die uns ein Stück Weges begleitete und ohne Scheu lustig ihr Liedchen auf dem Geländer der Commandobrücke sang und dann in der Batterie Brosamen aufpickte, die vom Tische der Matrosen zu Boden gefallen waren.

Die braven Seeleute genossen eben der kurzen Mittagsrast, die ihnen herzlich zu gönnen ist. Vom Morgen bis zum Abend sind sie in ununterbrochener Thätigkeit; kein Augenblick des Müßigganges, der Langweile. Nach dem Auspurren beginnt die Toilette des ganzen Fahrzeuges, und Ströme von Wasser ergießen sich über das schöne Schiff, auf dass es sein Tagewerk unaufhaltsamen Laufes schmuck und blank verrichte. Exercitien aller Art in der Batterie und auf Deck, hin und wieder ein Feuersalarm oder als Probe zu ernstem Waffengange ein Gefechtsalarm schließen sich an und setzen sich nach dem frugalen Mahle fort, unterbrochen von Stunden geistiger Sammlung der Mannschaft in den Schiffsschulen. Abends, nach des Tages Mühen versammeln sich die Matrosen auf dem Verdeck, schmauchen ihre Cigarette und singen ihre volkstümlichen Weisen, wobei die Slaven aus Dalmatien und anderen südlichen Ländern mit ihren meist schwermüthigen, den alten Heldensagen von Marko Kraljevic, Peter Klepee und Anderen entsprossenen Liedern den Chor anführen. Endlich ertönt das Signal zum Abpurren; die Hängematten werden bezogen; Stille tritt ein; nur das Stampfen der Maschine ist zu hören und jede halbe Stunde der Ruf der Ausluger: »Alles wohl«, »Laternen klar.«

Den ganzen Tag brachte ich auf Deck zu. Die Temperatur ist bereits eine vollkommen südliche. Vor meiner Cabine zeigt das Thermometer in der Sonne 40°, die See hat 22° Celsius. Der Wind hat gewechselt und zieht heiß, trocken von Süden. Hin und wieder sieht man in nebelhafter Ferne einen hohen Berg am Horizont erscheinen, sonst nur einzelne vorbeiziehende Dampfer. Morgens passierten wir den Leuchthurm von Daedalus, der, auf einem unter dem Niveau des Wassers befindlichen Korallenriff sich erhebend, mitten aus der See emporragt — nicht das kleinste Stück Land ringsumher. Drei Malteser führen hier als Leuchtturmwächter ein einsames, mönchisches Leben, welchem der Reihe nach einer um den anderen alle sechs Monate mit kurzem Urlaub ans Land entflieht.

In See nach Steamer Point, 24. December.

Weihnachtstag — der Tag, dessen Bestimmung scheint, nur einen Abend zu haben, mit einem Christbaum als Mittelpunkt und freudvollem Geben und Nehmen im Kreise der Familie. Wehmüthige Gefühle beschleichen mich. Seit 29 Jahren zum erstenmale, dass ich diesen Abend nicht mit den Meinigen vereint verbringen soll. Obzwar auf vaterländischem Boden stehend, vermissen wir doch das winterliche Bild, welches jetzt die heimatlichen Gefilde bieten, und das mit der Feier dieses Tages so eng verknüpft ist. Wahrhaft glühende Wünsche und Gedanken sende ich aus dem Rothen Meere nach Hause; denn Phöbus meint es heute mehr als gut mit uns. In der Sonne haben wir über 40°, im Maschinenraum über 60° Celsius, dazu einen glühend heißen Südsüdostwind, welcher der Atmosphäre jede erfrischende Wirkung benimmt.

Clam und ich mussten lächeln, als wir vormittags einen kleinen Weihnachtsbaum, den ich aus den Konopiäster Wäldern mitgenommen hatte, in meiner Kajüte aufputzten und dabei fortwährend »von der Stirne heiß, rinnen musste der Schweiß«. Jede Viertelstunde eilten wir auf Deck, um etwas bessere Luft zu athmen, da die drückende Schwüle unter Deck kaum zu ertragen war. Auch die Lichter und die Gegenstände, die uns meine Mutter zur Schmückung des Baumes mitgegeben, zeigten schon die Spuren der tropischen Hitze; sie waren ganz weich geworden und begannen zu schmelzen.

Untertags sah ich zum erstenmale fliegende Fische, die pfeilschnell über die Wogen huschten und mit ihren glänzenden Flügeln großen Schmetterlingen glichen. Auf dem Achterdeck fiengen wir einige

große Heuschrecken, deren Flugkraft ich bewunderte, da sie doch vom nächstgelegenen Landstriche 56 Seemeilen bis auf das Schiff zu fliegen hatten. Die armen Thierchen waren auch sehr ermattet und daher leicht zu fangen.

Gleich nach dem Diner zündeten wir die Lichter des Christbaumes an und begannen so die kleine Feier, zu welcher sich in meiner Cabine außer den Herren meiner Suite noch Leopold, der Commandant und der Gesamt-Detailofficier eingefunden hatten. Verschiedene kleine Geschenke, darunter manche heimlich mitgegebene Überraschung aus der Heimat, lagen auf dem Tische.

Einer Einladung des Officiercorps folgend, begab ich mich ins Carré, wo die Herren einen sehr hübschen Christbaum aufgestellt hatten, der mit künstlichen, aus Baumwolle hergestellten Schneeflocken übersät war und mit seinen vielen Lichtern freundlich-hell erstrahlte. Eine Jux-Tombola mit den drolligsten Gegenständen leitete das Fest ein, während unser Chefarzt Dr. Plumert eine famose Ananas-Bowle braute. Beim ersten Glase gedachte der Commandant in warm empfundenen Worten aller in der Heimat Zurückgebliebenen, die sich unser am heutigen Tage gewiss erinnern und in Gedanken bei uns weilen. Hieran schlossen sich musikalische Vorträge. Ein Cadet spielte vortrefflich Zither, während sich andere Herren auf dem Claviere versuchten. Auch der Gesang trat in seine Rechte, und es heimelte mich so gemüthlich an, echt österreichische Weisen zu hören. So mancher Rundgesang, manches alte Soldatenlied zeigte wenigstens von dem guten Willen und von der Liebe meiner Landsleute zu den heimischen Liedern. Zu meiner großen Freude entdeckte ich in unserem trefflichen Navigationsofficier einen tüchtigen Genossen in der Kunst des Jodelns. Der Commandant und ein Ingenieur waren so freundlich, uns zu begleiten und so jodelte unser Quartett all die mir so lieben Jodler, wie jene vom »Auerhahn«, »Zillerthal«, »Zwa Sternkla am Himmel« — fröhlich ins Rothe Meer hinaus. Vor wenigen Wochen noch hatte ich hoch oben in den Salzburger Bergen zwischen Firn und Gletseher die Jodler und Juehezer gehört, wie sie die Jäger und Burschen beim »Gamstreiben« frisch und lustig in den kalten, herrlichen Morgen schmetterten, dass sich das Echo hundertfach an den Wänden und Karen brach — und jetzt sangen wir dieselben Lieder im Ocean schwimmend bei 40° Celsius. Ein eigenthümlicher Contrast! In ungetrübter Heiterkeit verlief der Abend, und es war schon spät, als ich auf die Brücke stieg, um unter prachtvollstem Sternenhimmel noch etwas zu träumen.

In See nach Steamer Point, 25. December.

Der Südwind wurde immer steifer und die See gieng sehr hoch, so dass es fraglich wurde, ob man den Gottesdienst werde abhalten können. Allein unser wackerer Kaplan ließ sich nicht einschüchtern und las uns, obschon die Lichter verloschen und die Leuchter umfielen, auf dem von der Standarte überragten Altare die Messe.

Nachmittags kamen die Inseln Dschebel Teir und Zebayir in Sicht, nackte, kahle Eilande ohne jede Vegetation. Wieder strichen fliegende Fische wie silberne Sternchen vorbei. Von Vögeln beobachtete ich außer gewöhnlichen Möven mehrere Flüge Sturmsegler.

Die See nahm immer zu; Welle auf Welle gieng über die Brücke, auf der wir beinahe den ganzen Abend, wenn auch völlig durchnässt, das imposante Spiel der Wogen bewundernd, ausharrten.

Steamer Point, 26. December.

In der Nacht hatten wir die durch ihre Riffe gefürchtete Enge von Dschebel Zukur und Hanisch passiert. Unser arabischer Lotse that sich durch seine katzenartigen Augen hervor, indem er, wiewohl der Mond nicht schien, in dunkler Nacht jedes auch noch so entfernte Riff wahrzunehmen vermochte.

Morgens ist die See ruhiger. Rechterhand ist das afrikanische Festland, linkerhand die arabische Küste sichtbar, auf welcher die hohen, scharf gezackten Berge Jemens erscheinen, deren Steilränder einen anderen Landschaftscharakter zeigen, als die Granitberge an der Nordküste des Rothen Meeres. Auch lässt ein Blick durchs Fernglas auf den Vorderseiten der Berge Jemens hin und wieder einige, obschon kümmerliche Vegetation sichtbar werden. Am Ufer schimmern Hütten und Zelte, wahrscheinlich die Behausungen nomadisierender Araber.

Nach dem Gottesdienste fahren wir durch die Straße Bab-el-mandeb, das »Thor der Thränen«, eine Benennung, deren Richtigkeit uns so manches Wrack mit stummer Beredsamkeit bezeugt.

Die praktischen Engländer haben sich dieses Stützpunktes des Seeweges nach Indien schon 1857, also noch vor der Herstellung des Suez-Canals, zu bemächtigen gewusst. Ein, wie es scheint, starkes Fort auf der Felseninsel Perim bewacht und sperrt hier die Durchfahrt, die schmalste Stelle des Rothen Meeres. Jedes der beiden Ufer liegt nur auf Kanonenschussweite von dem durchfahrenden Schiffe ab. Als wir

dem Leuchtturme von Perim den Namen unseres Schiffes signalisiert hatten, wurde uns mit dem zur Jahreswende üblichen Wunsche geantwortet: »The compliments of the season!«

Eine Riesenschildkröte von beinahe 2 *m* Länge taucht wenige Schritte vom Bug auf, betrachtet uns mit ihrem großen, gelben Kopfe einige Secunden lang und verschwindet wieder in den Fluten.

Nun tritt die afrikanische Küste immer mehr zurück, während der Arabien angehörige, felsige, 844 *m* hohe Dschebel Kharas in Sicht kommt.

Ein riesiger Zug Quallen nähert sich uns. Diese schimmern und leuchten in den schönsten rosenrothen und dunkelvioletten Farbtönen, so dass wir die Maschine stoppen, um einige dieser Blumen des Meeres herauszufischen.

Um 8 Uhr abends blinkte uns das Leuchtfeuer von Steamer Point entgegen, und bald darauf lagen wir verankert im äußeren Hafen von Aden.

Ein kleiner, englischer Stationär — das Kanonenboot »Redbricast« — und drei größere Warendampfer lagen im Hafen, wo eben ein mächtiges, englisches Transportschiff die Anker lichtete. Dieser Koloss ließ seine Dampfpeife ertönen und setzte sich dann eilends mit östlichem, wahrscheinlich nach Indien gerichtetem Curs in Bewegung.

Unmittelbar nachdem wir Anker geworfen hatten, kam der Gerent des Consulates an Bord, gefolgt von verschiedenen Handelsleuten, die uns in allen erdenklichen Idiomen eifrigst ihre Dienste anboten.

Steamer Point — Aden 27. December.

Als ich mich früh morgens erhob, herrschte bereits rings um die »Elisabeth« reges Leben. Unter dem landesüblichen, höllischen Geschrei wurden Kohlen eingeschifft. Aus den kleinen mit einer Unzahl brauner oder schwarzer, nackter Jungen besetzten Canoes, die unser Schiff umkreisten, erscholl heulendes Rufen nach Bakschisch, welches zu verdienen, die kleinen Araber und Somäli, wahre Prachtkerle, nach Münzen tauchten, die wir ihnen zur Beute ins Meer warfen. Die Geschicklichkeit und die Ausdauer, mit welcher diese Knaben — mancher derselben mochte kaum sechs Jahre zählen — sich unter Wasser bewegten, um dann, den Mund voll von Kupfermünzen, endlich wieder an der Oberfläche zu erscheinen, erregten unser Staunen. Anna um Anna — eine kleine ostindische, nach dem dormaligen Wertverhält-

nisse nicht ganz fünf Kreuzer ö. W. geltende Münze — flog von Bord ins Meer, und wir ergötzten uns die längste Zeit an diesem heiteren Treiben.

Inzwischen waren jüdische Krämer und Händler vom Stamme der Parsis an Bord geklettert und boten Straußfedern, Antilopenhörner, Muscheln, einheimische Flechtwaren und allerlei andere Erzeugnisse feil, so dass sich am Fallreep bald lebhafter Handel entwickelte. Die Productivität des Gebietes von Aden selbst ist eine so minimale, dass hier eben nur kleine Objecte der Hausindustrie oder Jagd- und Strandbeute als indigene Handelsartikel zum Vorschein kommen.

Aden mit Perim, Little Aden und den neuerlichen Erwerbungen (Newly acquired) gehört zu der Präsidentschaft Bombay und wird von einem politischen Residenten verwaltet. Aden ist seit 1839 in englischem Besitze.

Die gegen Süden ins Meer vorspringende Halbinsel trägt auf ihrem Ostufer die Festungsstadt Aden, auf dem Westufer, in einer Entfernung von 8 *km* die kleine Hafenstadt Steamer Point. Da nämlich der Hafen der eigentlichen Stadt, die East Bay, den Schiffen nur während weniger Sommermonate Schutz bietet, so hat sich der gesammte Schiffsverkehr in der West Bay, einer guten Rhede, festgesetzt.

Die Bevölkerung Adens, einschließlich jener Perims und nebst der Garnison 35.932 Seelen zählend, besteht vorwiegend aus Arabern und Somâli-Negern; doch bringt es die Eigenart dieses regen Platzes mit sich, dass hier neben den asiatischen und den afrikanischen Volkselementen des Landes ein aus Angehörigen verschiedener Nationen zusammengesetztes Kunterbunt seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Was Aden ist, hat ausschließlich der Handel geschaffen. Der Export Adens hat im Jahre 1892 einen Wert von 26,067.306 fl. ö. W., der Import einen Wert von 30,788.033 fl. ö. W. dargestellt; im Jahre 1892 sind 1572 Schiffe mit 2,582.221 *t* eingelaufen und 1573 Schiffe mit 2,585.808 *t* ausgelaufen.

Das Gebiet von Aden selbst liefert seiner geringen Niederschlagsmengen und seines meist felsigen, nur hin und wieder culturfähigen Bodens wegen äußerst spärliche Producte, so dass ein Theil der Lebensmittel aus den begünstigteren Landstrichen der Umgebung und von der Somâli-Küste herbeigeschafft werden muss.

Der Hafen von Steamer Point ist äußerst malerisch umrahmt. Im Osten ragt der mächtige, steil gezackte Krater des Schamschâm auf, gegen Norden hin erscheinen die hohen Berge des arabischen Küsten-

striches, deren Terrassen zu dem flachen Strande abstürzen. Besonders bei Sonnenuntergang, wenn der Horizont in rothen und grünlichen Tinten erglüht, ist das Bild ein sehr wirkungsvolles, so dass es dann dem Beschauer ist, als blicke er auf eine in den saftigsten Farben gemalte Theaterdecoration.

Um 8 Uhr morgens wurde der Territorialsalut mit 21 Schüssen geleistet, welchen die Landbatterie alsbald erwiderte, worauf der Resident General J. Jopp in der scharlachrothen Uniform eines Brigadegenerals an Bord kam und mich einlud, an einem Luncheon, einem Diner, einer Löwenjagd theilzunehmen. Die Rücksicht auf die so kurz bemessene Dauer meines Aufenthaltes zwang mich, alle diese Anerbieten dankend abzulehnen. Da General Jopp nur englisch spricht, musste ich den Commandanten als Dolmetsch zu Hilfe rufen. Der Resident — er hatte 36 Jahre in Indien zugebracht, bevor er den Posten in Aden erhielt — soll, wie man sagt, ein großer Tigerjäger gewesen sein und über 70 Tiger erlegt haben; gewiss ein kolossales Resultat, da ja diese Raubthiere in Indien doch nicht so häufig sein dürften wie Hasen in einem Feldstreifen.

Nachdem sich der Besucher verabschiedet hatte, vertauschte ich die ihm zu Ehren angelegte Uniform mit einer entsprechenden Tropengewandung und begab mich ans Land, um Steamer Point und Aden zu besichtigen, sowie um verschiedene Einkäufe zu machen.

In dem von einem schwarzen Somâli gelenkten Wagen des Consulargerenten gieng es zunächst durch das militärische Viertel Steamer Points, wo Kaserne an Kaserne steht und Officiersbaracken sich aneinanderreihen, meist einstöckige, sehr luftig gebaute Häuser mit Veranden und flachen Dächern, roth und weiß gestrichen, in gelbem Sande oder auf nacktem, vulkanischem Gestein, ohne jeden vegetativen Schmuck. Zahlreiche Tennis-grounds, sowie Plätze für Cricket- und Foot-ball-Spiel zeigen, dass hier Engländer hausen. Die Garnison besteht aus ungefähr 2500 Mann; die Stärke der Artillerie beträgt eine Compagnie, jene der Cavallerie eine Escadron; Infanterie — baumlange, bronzefarbige Inder in ihrer praktischen, recht kleidsamen Uniform — bildet den Rest der Truppen.

Der nicht militärische Theil von Steamer Point ist an einem halbkreisförmigen Quai gelegen und enthält größtentheils neue Kaufhäuser, ferner die Consulate, sowie zwei Hotels; große Kohlendepots, Warenlager und Werften schließen sich an den Quai und ziehen sich Straße der nach Aden führenden Straße fort.

Das jüdische Element ist in Steamer Point stark vertreten. Sobald der Europäer ans Land kommt, ist er von einer Schaar semitiseher Geldwechsler umgeben, die in Originaleostümen mit langen Pajes ihr Geschäft in höchst zudringlicher Weise betreiben. Sehr komisch war ein ganz kleiner, vielleicht achtjähriger Junge, welcher sich über die Werte und Curse der verschiedensten Geldsorten vollkommen versiert zeigte.

Mein erster Besuch galt dem Residenten, welcher mit seiner liebenswürdigen Gemahlin ein sehr nettes, mit allem Comfort eingerichtetes, ebenerdiges Gebäude, mitten in der Militärstadt gelegen, mit herrlicher Aussicht auf das Meer, bewohnt. Im Hause machte erfrischende Kühle die tropische Hitze, welche im Freien herrschte, etwas vergessen. Der Besuch konnte nicht lange währen; bald mussten wir aufbrechen.

In kleinen, einspännigen, mit einem Dache versehenen Wägelehen fuhren wir raseh auf der vorzüglichen Straße nach Aden, auf der sich ein äußerst buntbewegtes Bild entrollte. Trägen Schrittes zogen lange Karawanen, schwerbeladene Kameele vorbei; schweigsame Araber, in lange Burnusse gehüllt, oder gröhlende, halbnaekte Somâlis ritten auf Dromedaren oder auf winzigen Eselehen hinterdrein; ein Wagen um den andern kam heran, dieser das Gefährt eines sofort an seiner schwarzen Kopfbedeckung erkennbaren Parsis, jener von einem ganzen Harem verschleierter Frauen erfüllt; Somâlis, Männer wie Weiber durchwegs schöne, wie aus Erz gegossene Gestalten, den Schädel meist glatt geschoren oder nur mit kurzem Kraushaar geziert, schritten unbedeckten Hauptes im Sonnenbrand und Straßenstaub fürbass; ächzende, blökende Herden weißer, schwarzköpfiger Fettschwanzschafe trippelten den Staub aufwirbelnd die Straße entlang; zur Rechten und zur Linken wurden hoekend oder in den Lüften kreisend unzählige Geier und Weihen sichtbar.

Durch ein in den Felsen gehauenes, enges Thor gelangt man in den Befestigungsgürtel von Aden, der äußerst sinnreich auf den verschiedenen Spitzen und Graten der Berge fortgeführt, die ganze Stadt gegen etwaige Überfallsgelüste der Araber sicher abschließt. Noeh einige kunstvoll angelegte Serpentinien, sowie zwei lange Tunnels und wir befinden uns in Aden, einer regelmäßig im Viereck gebauten Stadt, die, in der Mitte eines Kraterkessels gelegen, einen recht trostlosen Eindruck macht. Heiß, hell und kahl — das ist hier die Signatur des Stadtbildes und jene seines Rahmens. Die steil abfallenden, von Höhlen durchzogenen Felswände, welche die Stadt umgeben, sind jeder Vegetation bar und bilden die Schlaf- und Niststätten von allerlei Raubvögeln.

Jeder Fremde besucht zuerst die berühmten, uralten Cisternen, Tanks, riesige, theils in den Felsen gehauene, theils cementierte, etwa anderthalb Millionen Hektoliter haltende Becken, in denen bei starken Regengüssen das Wasser für den Bedarf der Stadt aufgefangen wird. Ein mächtiges, imponierendes Werk, in dessen Nähe sich auch die einzigen Büsche und Bäume von ganz Aden befinden, auf welchen zwei hübsche Bülbüls munter umhersprangen. Bei meiner Anwesenheit waren fast alle Cisternen leer; nur aus einer tiefer gelegenen Grube schöpften einige Araber Wasser empor, das jedoch ganz abscheulich schmeckte.

Die Stadt selbst wirkt nur durch die Eintönigkeit der üblichen Bauart, denn alle Häuser sind niedrig, grellweiß, so dass eines wie ein Ei dem andern gleicht. Hiefür entschädigt das bunte Völkergemisch in den Straßen. Somâli-Jungen mit lustigen, hübschen Gesichtern, pechschwarzen Augen und schneeweißen, tadellosen Zähnen umkreisten uns wie ein Bienenschwarm. Bakschisch-lüstern schrieten und sangen sie, führten Ringkämpfe auf und producirten, in die Hände klatschend, ihre Nationaltänze. Warf man gar ein kleines Geldstück unter die Jungen, so musste diese Unvorsichtigkeit mit längerer Sperrung der Passage gebüßt werden.

Auf dem Heimwege kamen wir an den »Thürmen des Schweigens« vorbei. Die so benannten Begräbnisstätten der Parsen sind viereckige, kleine Gebäude, innerhalb welcher jene ihre Todten auf eine Plattform legen, damit dieselben von den Geiern und Adlern aufgezehrt werden. Dieses widerliche Verfahren hat nur den Vorzug einer raschen Procedur für sich, da gewöhnlich in der kürzesten Zeit von dem Leichnam nichts mehr vorhanden ist als wenige Knochenreste. Hunderte satter Geier sonnten sich am Fuße der Thürme.

Durch ein anderes Thor als jenes, welches uns Einlass gewährt hatte, gelangten wir aus der Festung und kehrten nach Steamcr Point zurück.

Hier verbrachten wir, handelnd und feilschend, in den verschiedenen Kaufläden einige Stunden und giengen endlich an Bord, wobei wir am Bug des Galabootes vier Somâli-Jungen, die photographirt werden sollten, mit uns führten.

Nachdem Ramberg die photographische Aufnahme des schwarzen Quartetts besorgt hatte, setzte uns noch der jüngste der Gesellschaft, ein kaum sechsjähriger Bursche, dadurch in Erstaunen, dass er muthig und keck für eine kleine Münze von der Höhe der Commandobrücke

mit regelrechtem Kopfsprung ins Meer setzte, ein Sprung, der seiner Höhe wegen manchem Erwachsenen zu bedenklich erschienen wäre. Reich beschenkt, Cigaretten schmauchend, kehrten die putzigen Kerle in einem Miniatur-Canoe ans Land zurück.

Der Rest des Tages gehörte der Beendigung der am nächsten Morgen abgehenden Post. Diese Thätigkeit wurde durch ein drolliges Intermezzo unterbrochen, nämlich durch das Anbordhissen mehrerer Zebuochsen, die sich höchst ungeberdig benahmen und viel zu schaffen machten. Ein Ochse sprang sogar in die See und konnte nur mit Mühe herausgefischt werden.





Colombo—Kandy.





## Colombo — Kandy.

In See nach Colombo, 28. December.

Scharfe Schüsse, deren Echo in den Thälern des Schamschäm wiederhallte, weckten uns früh morgens. Es waren die Salven der Batterie des englischen Forts, welche Schießen auf bewegliche Ziele im Meer übte.

Nochmals entwickelte sich auf dem Fallreep ein kleiner Markt, dann nahm unser Consulargerent Abschied, wir lichteten die Anker und verließen mit östlichem Course den Hafen.

Der Tag ist schön; eine kleine Regenböe bringt Erquickung, wie denn überhaupt die Hitze nicht mehr so intensiv ist, als im Rothen Meere; nur die Cabinen bilden noch wahre Dampfbäder, selten sinkt das Thermometer unter 30° Celsius. Einige Dampfer werden passiert und ein größerer Zug von Fischen beobachtet.

Von unseren zwei Ziegen-Kitzen, Max und Moriz benannt, die wir in Aden an Bord genommen, sprang leider Max, ein allerliebstes Thier, in selbstmörderischer Absicht über Bord und dürfte wohl bald einem Hai zur willkommenen Beute gefallen sein. Moriz verschmerzte den Verlust seines Kameraden rasch und hüpfte lustig zwischen den Cabinen umher, überall Zwieback, Cigaretten und Zucker naschend.

In See nach Colombo, 29. December.

Bei Gegenwind hielten wir uns fort im gleichen, östlichen Course. Zwei Pottwale wurden beobachtet.

Während bisher alltäglich dem Studium von Reisewerken nur einige Stunden gewidmet waren, oblag ich heute dieser nützlichen Thätigkeit fast den ganzen Tag. In eben dem Maße als wir uns den fernen Ländern nähern, die wir bereisen sollen, sind wir mit wachsendem Eifer besorgt, uns entsprechend vorzubereiten und auszubilden.

An reichhaltiger Abwechslung fehlt es in der Reisebibliothek nicht, wie sehr auch bei der Zusammenstellung derselben auf die räumlichen Verhältnisse der Cabinen Bedacht genommen wurde. Neben Publicationen, die, vom Ernste der Wissenschaft erfüllt, dem Forschungsreisenden als Quellenwerke dienen, befinden sich Handbücher, welche dem Touristen fast unentbehrlich sind, ferner Werke, die sich in fesselnder Form als glückliche Verbindung wissenschaftlich gediegener Inhalte mit anregender Schilderung von Land und Leuten erweisen, endlich Bücher, welche in die Kategorie der eigentlichen Reiseliteratur gehörig, mitunter durch glänzende, wohl auch feuilletonistische Darstellung ausgezeichnet, leichtere Lectüre bieten. Karten und Pläne aller Art vervollständigen das literarische Inventar.

So manches der in demselben verzeichneten Bücher habe ich schon in der Heimat durchstudiert, so die Eindrücke vorahnend, welche meiner harren. In gleichem Maße verdanke ich Belehrung und Genuss: Sievers »Asien«, Réelus »Nouvelle Géographie Universelle«, dem höchst interessanten, mit prächtigen Illustrationen ausgestatteten Werke Schlagintweits »Indien«, den auf Befehl unserer Marine-Section publicierten, zum Theile von Benko bearbeiteten, viel zu wenig gewürdigten Berichten über die Reisen verschiedener unserer Kriegsschiffe (»Nautilus«, »Aurora«, »Albatros«, »Saïda«, »Frundsberg«), Lehnerts und Anderer »Seehäfen des Weltverkehrs« — einem Werke, welches in verhältnismäßig compendiöser Form eine Fülle von Material in gelungenster Art behandelt, Jedinas »An Asiens Küsten und Fürstenhöfen«, Hübners »Promenade Autour Du Monde«, Mantegazzas »Indien«, Wereschagins »Reiseskizzen aus Indien«, Schulzes »Führer auf Java«, Jungs »Der Welttheil Australien«, Wallaees »Der Malayische Archipel«, Forbes' »Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel«, Chalmers »Neu-Guinea«, Finseh' »Ethnologische Erfahrungen aus der Südsee«, Katschers »Chinesisches Leben«, Exners »China« und

»Japan«, Reins »Japan«, Kreitners »Im fernen Osten«, Buchners »Reise durch den stillen Ocean« und anderen höchst verdienstlichen Werken; doch würde es zu weit führen, sämmtliche zu nennen.

Nach dem Diner vereinigte sich alles auf der Commandobrücke, um plaudernd den herrlichen Abend zu genießen.

In See nach Colombo, 30. December.

Am Morgen sahen wir die Insel Sokotora und fahren gegen Mittag auf 15 Meilen nördlich vom Osteap der Insel vorbei. Der Anblick der Insel erinnert an die Küstengegend des Rothen Meeres. Auffallend sind nur die schneeweißen Sandmoränen, die auf eine gewisse Entfernung fast Gletschern gleichen. Diese  $7770 \text{ km}^2$  messende und etwa 4000 Bewohner zählende Insel, die unter dem Sultan von Keschin stand, und bezüglich deren England im Jahre 1876 mit diesem einen Subsidien-Vertrag, im Jahre 1886 aber einen zur britischen Verwaltung führenden Protectorats-Vertrag abgeschlossen hat, war einst unserer Regierung zum Kaufe angeboten worden. Doch glaube ich, dass diese Erwerbung keine sehr glänzende gewesen wäre; denn man nimmt außer einigen Cocospalmen keine Vegetation wahr und nur als Kohlenstation oder als Strällingscolonic hätte Sokotora eine gewisse Bedeutung für uns erlangen können.

Prachtvollem Sonnenuntergang folgte eine bezaubernde Nacht. Wahres Labsal war es, den frischen Monsun auf der Brücke zu athmen.

In See nach Colombo, 31. December.

Der Wind blies frisch aus Nordost und kühlte die Temperatur etwas ab. Eine große Anzahl fliegender Fische umschwärmte, oft bedeutende Strecken zurücklegend, den Bug des Schiffes. Mehrere Tölpel strichen rasch vorbei.

Zur Sylvesterfeier hatte ich den ganzen Schiffsstab geladen. Abermals musste ein improvisiertes Glücksspiel am Achterdeck den Mittelpunkt des Festes bilden, wobei die unglaublichsten Gegenstände als Preise Verwendung fanden. Heiterkeit und Humor deckten manche Mängel, besonders die tropische Wärme des Champagners. Der Eisvorrath an Bord war völlig erschöpft, und ihn zu erneuern, war nicht möglich gewesen; einerseits hatte unser Schiffskoch in Aden alle Vorräthe an Eis ausverkauft gefunden, andererseits war in Steamer Point

unsere Eismaschine gebrochen und noch nicht wiederhergestellt. So musste denn an die Stelle gekühlter Getränke gewärmter Trinkstoff treten, namentlich eine Bowle, die von unserem Chefarzt für uns gebraut war.

Als die Schiffsglocke die zwölfte Stunde verkündet hatte, der Neujahrsschuss gelöst war, begrüßten wir das neue Jahr zunächst mit der Volkshymne und dann unter den Klängen des Radetzky-Marsches mit kräftigem, dreimaligem Hipp Hipp Hurrah, in das auch die ganze Mannschaft einstimmte.

Der gute, alte Mond und fast wolkenloser, gestirnter Himmel beleuchteten die Scene auf Deck. Alles beglückwünschte sich aufs herzlichste, und neuerlich flog so mancher heiße Neujahrswunsch, mancher innige Gedanke durch die stille Nacht der Heimat zu.

In See nach Colombo, 1. Jänner 1893.

Vormittags machten mir der Commandant und die ältesten Officiere jeder Charge ihre Aufwartung, um officiell die Glückwünsche zum neuen Jahre darzubringen. Hierauf erschienen in der gleichen Absicht namens der Mannschaft unser würdiger Bootsmann und der Geschützmeister bei mir. Nachdem der Gottesdienst stattgefunden hatte, wurden beim Verlesen des Befehles Beförderungen der Mannschaft verlautbart.

Heute gelang es mir endlich, einen fliegenden Fisch von der Brücke aus zu erlegen.

Die Feuchtigkeit der Luft nimmt trotz des stetigen Nordost-Monsuns so zu, dass die psychrometrische Differenz nur 1° beträgt.

In See nach Colombo, 2. Jänner.

Ich lag noch in tiefem Schlafe in meiner Cabine, als der Wach-officier mich mit der überraschenden Meldung weckte, dass unsere Corvette »Fasana« in Sicht sei. Schnell war ich auf der Brücke, von wo wir die Corvette mit allen Segeln auf uns zusteuern sahen. Jedermann auf der »Elisabeth« war von freudiger Aufregung erfüllt; nach und nach war alles aufs Deck gekommen; die Standarte wurde gehisst; Boote waren zum Streichen vorbereitet. Galt es doch, ein Stück Vaterland, eines unserer Kriegsschiffe, heimkehrende Kameraden, die anderthalb Jahre lang die Welt umsegelt und in fernen Meeren unsere stolze Flagge entfaltet hatten, zu begrüßen!

Die wackere »Fasana«, die treffliche Seglerin, eines unserer Missionsschiffe, hat schon wiederholt mühe- und gefahrvolle transoceanische Reisen unternommen und sich stets vorzüglich bewährt. Diesmal hatte sie eine Leistung aufzuweisen, welche die allgemeine Bewunderung der maritimen Welt erregte. Es war der Corvette geglückt, in den Gewässern Ostasiens mit ganz geringen Havarien einen der allerschwersten Taifune zu überstehen, während große Dampfer, wie der P. & O.-Steamer »Bokhara«, in demselben Wirbelstürme untergegangen waren.

Die »Fasana« begrüßte uns mit Flaggengala, 21 Schüssen und Wantensalut. Wir stoppten die Maschine, auf der »Fasana« wurde backgebrast, und ich fuhr, nachdem ein Boot gestrichen war, an Bord der Corvette. Hier empfing mich der Commandant Corvetten-Capitän Ripper und stellte mir den Stab, darunter die 20 eingeschifften Cadetten, unter denen sich auch Mannsfeld befand, vor. Die interessante Reise der »Fasana« bot reichen Gesprächsstoff, besonders viel aber war von dem Taifun zu erzählen, in dem unsere wetterharten Seeleute rühmliche Bravour und Geschicklichkeit bewiesen hatten. Im ärgsten Sturme und bei den heftigsten Rollbewegungen des Schiffes musste die Mannschaft, während See auf See über Bord gieng und die Corvette zwei Boote verlor, das Marssegel wechseln. Um uns von dieser unter so ungünstigen Umständen äußerst schwierigen und gefahrvollen Arbeit eine annähernde Vorstellung zu ermöglichen, wurde uns das Wechseln der Marssegel vorgeführt.

In den Räumen des Schiffes, das wir in allen seinen Theilen besichtigten, erinnerten zahlreiche, namentlich aus Japan stammende Gegenstände an die eben zurückgelegte Reise.

Von hervorragendem Interesse ist die Maschine der »Fasana«; denn jene hatte sich früher auf der Fregatte »Schwarzenberg« befunden und daher sowohl das Gefecht bei Helgoland, als die Schlacht bei Lissa mitgemacht.

Tief bewegt nahmen wir Abschied von den Kameraden. Salutsschüsse und Hurrahs ertönten und beide Schiffe setzten ihren Cours fort, die »Elisabeth« nach Süden, die »Fasana« nach Norden. Da schwebt das eine der Schiffe hinaus in die Weite, fernen Reisezielen zu, indes das andere, kaum begrüßt, entschwindend, nach sechzehnmonatlicher Fahrt in die Heimat zurückkehrt! Mit vollen Segeln, von der Morgensonne beleuchtet, einer über die Wogenkämme ziehenden Möve gleichend, enteilt die Corvette rasch unseren Blicken. Lange aber wirkte

noch in meinem Herzen der erhebende Eindruck nach, welchen die Begegnung von 700 Landsleuten inmitten des Meeres, das Zusammentreffen zweier Schiffe unserer Kriegsflotte auf den Wellen des Oceans hervorgerufen hatte.

In See nach Colombo, 3. Jänner.

Ruhig, mit 12 Meilen stündlicher Geschwindigkeit gleitet die »Elisabeth« über die blaue See. Wir erwarten schon schnsüchtig die Ankunft in Colombo. Gegen Abend erscheint der Leuchtturm von Minikoi auf den Lakediven und mit dem Fernrohre unterscheiden wir einzelne der Korallen-Inseln aus den Gruppen der Lakediven und Malediven.

In See nach Colombo, 4. Jänner.

Gegen 12 Uhr mittags erblickten wir in nebelgrauer Ferne die Umrisse indischer Gebirge.

Ein unterhaltender Sport, Jagd auf Rochen, fesselte mich um diese Stunde auf der Brücke. Sieben dieser flachen, nahezu 2 *m* langen Ungethüme schwammen backbord in so geringer Tiefe an uns vorbei, dass ich den dunkelbraunen Rücken, sowie die grünlich-weiß schillernde Unterseite dieser Thiere genau unterscheiden und hoffen konnte, eines derselben zu erlegen. Zuerst versuchte ich ohne die geringste Wirkung einen Schrotschuss, dann einen Kugelschuss, worauf ein großer Rochen sehr gut zeichnete. Leider konnte ich der allzu raschen Fahrt wegen nicht mehr beobachten, ob die Kugel eine tödliche gewesen.

Nachmittags frischte der Wind, der nun ganz aus Norden kam, bedeutend auf, die See gieng hoch und wurde gegen Abend recht ungemüthlich. Das Schiff schwankte bedeutend und das ganze Deck wurde durch Seen wiederholt überflutet.

Colombo, 5. Jänner.

Als ich etwas verspätet auf Deck erschien, lag bereits Ceylon auf wenige Meilen vor uns, so dass wir in dem prächtigen Morgen die Palmenwälder an der Küste deutlich unterscheiden konnten. Clam, der seit Morgengrauen auf Deck war, sagte mir, auch der Adam's Peak sei zwischen den plötzlich sich theilenden Wolken herrlich zu sehen gewesen. Mir war dieser Anblick leider versagt, da inzwischen ein Nebelschleier den Horizont wieder bedeckt hatte.

Unzählige Boote von Singhalesen fuhren uns entgegen und umlagerten unter lautem »Hossani« der Insassen das in den Hafen einlaufende Schiff. Diese Boote haben die abenteuerlichsten Gestalten. Den primitiven Anforderungen der singhalesischen Schiffer genügt ein ausgehöhlter Baumstamm, eine Art Canoe, an dessen Seite zur Erhaltung des Gleichgewichtes ein starker Pfosten mit Stangen befestigt ist; wird mit Segel gefahren, so springt oft einer der Bootsleute auf diesen Pfosten, um von hier aus zu hantieren. Es ist kaum glaublich wie viel Personen in einem derartigen Fahrzeuge Platz finden und wie geschickt die Singhalesen hiemit umzugehen wissen. Auf kurze Strecken bedienen sich dieselben sogar nur vier zusammengebundener Pfosten, die durch ein brettartiges Ruder in Bewegung gesetzt werden. Da ganz gleichartige Boote auch auf den Südsee-Inseln im Gebrauche stehen, so glaubt man hierin einen Beleg für die Richtigkeit der Annahme gefunden zu haben, dass die Singhalesen eingewanderte Südsee-Insulaner seien.

Colombo, die Hauptstadt und der bedeutendste Hafen Ceylons, hat gleich dem Lande selbst, seitdem die Briten (1802) diese durch Klima, Vegetation und commercielle Lage begünstigte Insel besitzen, einen außerordentlichen Aufschwung genommen.

Dies erhellt namentlich aus den Ziffern über die gegenwärtigen Productions-, Cultur- und Handelsverhältnisse der von den Alten Taprobane, von den Indern Singhala genannten, 63.976  $km^2$  messenden und nach dem Census des Jahres 1891 3,008.466 Einwohner zählenden Insel Ceylon. Nach den englischen Blaubüchern hatte die Ausfuhr Ceylons im Jahre 1891 einen Wert von 51,449.772 fl. ö. W., die Einfuhr einen solchen von 58,305.960 fl. ö. W. Der Schiffsverkehr in den Häfen Ceylons — Colombo, Point de Galle, Trincomali u. s. w. — belief sich in demselben Jahre auf 5,696.940 *t*.

Im Hafen von Colombo lagen viele große Post- und Personendampfer, ferner mehrere Transportschiffe, ein englisches Kanonenboot und ein russisches Fahrzeug. Kaum hatten wir Anker geworfen, so erfolgte der übliche Territorialsalut, den die Landbatterie erwiderte.

Nun kam unser Generalconsul in Bombay, Herr Stockinger an Bord, um sich mir für die Dauer der Reise auf Ceylon und durch Indien anzuschließen und mir zunächst ein von dem Gouverneur Ceylons verfasstes, groß angelegtes Programm zu unterbreiten. Kurz darauf erschien, von einem Adjutanten begleitet, der Gouverneur Sir Arthur E. Havelock. Dieser, ein feingebildeter Mann, wusste mir, nachdem er

mich zum Besuche Ceylons, sowie zu einer Elephantenjagd eingeladen hatte, viel Interessantes von dem herrlichen Eilande und namentlich von Kandy zu erzählen, wobei er in anziehendster Weise Erinnerungen an Natal, seinen letzten Posten, einflocht.

Bald nachher fand sich auch Kinsky ein, der nach Indien vorausgeeilt war, um daselbst eine Reihe von Vorbereitungen für die Reise durch jenes Land zu treffen. Kinsky kam direct aus Calcutta und hatte auf der ganzen Überfahrt nach Colombo von recht schlechtem Wetter zu leiden gehabt, so dass seine Ankunft in Colombo später, als wir erwartet, erfolgte. Von hier ab sollte er gleich Stockinger unser Reisegesellschafter sein.

Den officiellen Besuch des Gouverneurs zu erwidern, fuhr ich alsbald ans Land, wo mich nächst der Landungsbrücke der Gouverneur, die sämtlichen Würdenträger und Honoratioren Colombos, sowie eine Anzahl einheimischer Notablen empfingen. Hier war auch eine sehr gut aussehende Ehrencompagnie vom 6. englischen Infanterieregimente mit schönen, großen Leuten in der schmucken, weißen Tropical-Uniform ausgerückt.

Nachdem ich die Front abgeschritten, stellte mir der Gouverneur eine große Anzahl eingeborener Edlen, dann militärische Dignitäre, Geistliche, Richter und andre Beamte vor, mit denen sich die Conversation zumeist allerdings auf stumme Handbewegungen beschränkte, da ich ja leider des Englischen für die Führung eines Gespräches nicht mächtig bin.

Durch eine Art Porta triumphalis, die aus Palmenzweigen, Cocosnüssen, Ananas, blühenden Blumen u. ä. m. gebildet war und eine mich willkommen heißende Inschrift trug, gelangten wir zu der vier-spännigen Staatscarosse, deren Begleitung eine mit australischen Pferden berittene Leibwache bildete. Mit ihrer schönen Uniform, den langen Piken und den bunten Turbanen bot diese erlesene Schar einen martialischen Anblick.

Hinter den Spalier bildenden Truppen stand Kopf an Kopf, dichtgedrängt, eine zahllose Menschenmenge — Engländer, Singhalesen, Inder, Afghanen, Malayen bunt durcheinandergewürfelt — und begrüßte uns durch Tücherschwenken und unarticulierte Laute. Insbesondere schien mein wallender grüner Federbusch die freudige Neugier der versammelten singhalesischen Jugend zu erregen, da die Herren Buben von Colombo unaufhörlich schreieud und lebhaft gesticulierend, mit den Fingern nach ihm wiesen.

Der Reihe nach bildete zuerst reguläres Militär, und zwar Infanterie, sowie Artillerie, dann Native-Artillerie Spalier. Der ganze Weg war festlich geschmückt.

Nachdem wir noch drei große Triumphforten passiert hatten, erreichten wir endlich Schritt für Schritt das Queen's House, den Regierungspalast, in welchem aber der Gouverneur jetzt nicht residirt, da er beinahe das ganze Jahr in Kandy verbringt; nur bei Festlichkeiten dient das äußerst luftige, den Tropen angepasste Gebäude als Absteigequartier. Eine kleine ethnographische Sammlung und entzückende frische Blumen schmückten den Salon und die Veranda, von welcher aus wir in einen Garten blickten, der bereits die Wunder tropischer Vegetation ahnen ließ, welche wir in den folgenden Tagen sehen sollten. Da stand eine riesige *Ficus religiosa*; dort wurzelten hohe, schlankc Cocos- und Fächerpalmen; saftig grüne Bananen streckten ihre breiten Blätter empor; Tamarisken zeigten sich, mit Lianen überzogen, und überall schimmerten die schönsten, buntesten Blumen und Blüten, zwischen welchen schillernde Bülbüls und lichte Schmetterlinge flatterten.

Im Queen's House lernte ich meine neu angeworbenen, indischen Diener kennen, — dunkelfarbige Leute mit langen Bärten, in schöner, golddurchwobener und monogrammbesetzter Livree — die mich auf der ganzen indischen Reise begleiten sollen.

Nachdem wir uns umgekleidet, ließ uns Sir Arthur E. Havelock die köstlichsten Erfrischungen servieren, darunter vortreffliche Ananas und Mangofrüchte. Dann traten wir in Begleitung seines Adjutanten, Captain Pirie, eine Fahrt durch die Stadt, und zwar zunächst nach dem am Ende derselben gelegenen Museum an.

Die mannigfaltigsten, interessantesten und fremdartigsten Eindrücke liefen während dieser Fahrt förmlich Sturm auf den Ankömmling. Ich wusste kaum, wohin das Auge wenden, woran es haften lassen, wovon mich trennen. Anfänglich fühlte ich mich geradezu beklommen und erdrückt; nur allmählich konnte ich mich hinlänglich sammeln, um zu betrachten und zu genießen. Unter der üppigsten tropischen Flora, den schönsten und höchsten Bäumen, stehen die Häuser — Bungalows — der Europäer und die luftig gebauten Hütten der Singhalesen. Die hier wohnenden Europäer, größtentheils Engländer, zumeist Beamte und einzelne Handelsleute, schmücken die Umgebung ihrer Häuschen mit kleinen Gartenanlagen, wobei die Natur in diesem herrlichen Klima bereitwilligst mithilft.

Die Hütten der Singhalesen sind ärmlich, das Volk selbst ist von schwächerer Statur, auch, wie man sagt, wenig arbeitsam, dabei aber gutmüthig; es macht den Eindruck großer Kinder, die gedankenlos in den Tag hineinleben. Die Kleidung der Singhalesen besteht bei den Männern aus dem sogenannten Sarong, einem großen Stück rothen oder weißen Tuches, das sie um die Lenden schlingen, während Kopf, Oberleib und Füße meist nackt bleiben. Nur die Reicheren tragen hin und wieder ein Kopftuch und wohl auch eine weiße Jacke. Die Frauen bedienen sich außer des erwähnten Sarongs noch einer weißen Jaquette oder eines maltrisch umgeschlungenen Tuches, das sie bei Annäherung eines Europäers fester anzuziehen pflegen. Den Kindern dient als einziges Kleidungsstück ein — silbernes Kettchen, an dem kleine Herzchen oder sonstige Amulette befestigt sind.

Der Gesichtsausdruck der Singhalesen ist unschön; ich konnte während meines Aufenthaltes unter den Weibern nicht ein hübsches Gesicht entdecken. Die Singhalesen heiraten außerordentlich früh, im Alter von 12 bis 14 Jahren, sind Monogamen und meist mit reichlichem Kindersegen bedacht. Die Kinder werden bis zu ihrem fünften und sechsten Jahre von der Mutter getragen, und zwar auf eine ganz eigenthümliche Weise, da sie auf den Hüftknochen der Mutter sitzen oder besser gesagt, reiten.

Vor dem Museum erhebt sich das bronzene Standbild des Erbauers, Sir W. Gregory, der in den Jahren 1871 bis 1877 Gouverneur von Ceylon gewesen ist.

Die Parterräume des Musealgebäudes enthalten eine reiche ethnographische Sammlung aus sämtlichen Theilen der Insel Ceylon, zierlich in Gold und Silber verfertigte Schmuckgegenstände, verschiedenartige Waffen und Messer, eine große Collection der fratzenartigen Masken, deren sich die Eingeborenen bei ihren Teufelstänzen bedienen. In einem der Kasten befinden sich greulich verzogenc Gesichter darstellende Heilmasken, welche, wie mir der Führer erklärte, den Leidenden aufgelegt werden, um die bösen Geister zu verscheuchen und so Heilung zu erzielen. Je nach der Krankheit, von welcher der Patient befallen ist, wird dann diese oder jene Maske angewendet. Besonders schrecklich ist die Fratze der Heilmaske gegen Zahnweh gestaltet, so dass an der ernstlichen Absicht des Künstlers, den Dämon des Übels zu verscheuchen, gar nicht zu zweifeln ist. Darüber, ob dieselbe auch Erfolg gehabt, konnte ich nichts Sicheres erfahren, sonst hätte ich gerne einen Ceylon Dentist zu Nutz und Frommen der

leidenden Menschheit bewogen, Lustgas und Plomben zum Trotz, sein schmerzloses Metier in Wien auszuüben. Auch die zahlreichen Schiffs- und Bootsmodelle, sowie die reichen Gewänder und die Erzeugnisse singhalesischer Hausindustrie fesselten meine Aufmerksamkeit.

In den Räumen des Erdgeschosses sind an den Wänden steinerne Inschriften angeordnet, deren Herstellung auf das 3. Jahrhundert v. Chr. zurückdatiert wird: aus Stein gehauene kolossale Löwen, deren einer, aus Pollonarua stammend, als Königsthron gedient haben soll; künstlerisch gemeißelte Thorschwellen und andere Bruchstücke des Tempels von Anuradhapura u. dgl. m.

Besondres Interesse flößten mir hier zwei Modelle ein, deren eines einen Mann, das andere aber ein Weib aus dem wilden, in den dichtesten Dschungeln Nord-Ceylons lebenden Volksstamme der Veddahs vorstellt, welcher im Aussterben begriffen, der Urbewölkerung der Insel vor der singhalesischen Einwanderung angehört. Auch die ganz primitiven Waffen und sonstigen Gegenstände, deren sich diese Urbewohner bedienen, sind hier zu sehen. Die Wilden selbst sind fast nie zu erblicken. Von beinahe krankhafter Scheu gegen jede Beobachtung erfüllt, wissen sie ein Zusammentreffen mit fremden Menschen sogar bei Gelegenheit des Tauschhandels, auf den sie ab und zu doch angewiesen sind, völlig zu vermeiden. So vollzieht sich denn dieser in der Art, dass die Urbewohner ihre Ware — erbeutetes Wild — nachts an bestimmten Plätzen im Walde hinterlegen, die Singhalesen aber am Tage das Wild dort abholen und als Tauschobject Eisen, Gewebe u. a. m. deponieren.

Das erste Stockwerk des Museums enthält die zoologische Abtheilung, welche nur aus Vertretern der Fauna Ceylons besteht. Unter diesen, namentlich unter den Repräsentanten der Vogelwelt, fand ich so manches Thier, dessen Art auch in Europa heimisch ist. Sehr zahlreich und in den merkwürdigsten und buntesten Varianten erscheinen die Familien der Tauben, der Eisevögel und überhaupt der Wasservögel. Von den Säugethieren waren es zwei Gattungen Pantherkatzen, sowie die verschiedenen schlangenfressenden, dem Ichneumon sehr ähnlichen Mungos, die mir besonders auffielen. Eine reichhaltige Sammlung von Schmetterlingen ringt selbst dem Laien Bewunderung ab.

Nach Besichtigung des Museums setzten wir die Fahrt durch die schönsten Theile der europäischen Stadt und des Eingeborenen-Viertels, gegen die Landungsbrücke zu, fort. Straßen nach unseren Begriffen mit knapp aneinander stehenden Häusern gibt es in Colombo nur hart am

Rande des Meeres und selbst da in geringer Anzahl. Dafür zieht sich die 126.926 Einwohner zählende Stadt parkähnlich viele Meilen ins Land hinein.

Die Häuser in den Straßen am Strande dienen in ihren Erdgeschossen als Kaufläden und Bazars, in denen Singhalesen, Afghanen und aus Indien eingewanderte Mohammedaner arbeiten und Handel treiben; letztere, leicht erkenntlich an ihren puddingförmigen, aus Stroh geflochtenen Kopfbedeckungen, zeichnen sich durch Intelligenz aus und haben bereits den größten Theil des Handels an sich zu ziehen verstanden.

Unter den Singhalesen lebt die Erinnerung an die portugiesische Herrschaft auf Ceylon (1505 bis 1656) noch in den Namen vieler Familien fort, wogegen die sogenannten Burghers, Mischlinge von Holländern und Eingeborenen, an die Zeit der niederländischen Occupation der Insel (1656 bis 1802) gemahnen. Dies kommt schon auf den ersten Blick dadurch zum Ausdruck, dass die Burghers, wiewohl im übrigen orientalisches gekleidet, unabänderlich eine Kopfbedeckung tragen, welche den bei den Bauern in Holland üblichen Mützen vollkommen gleicht. Die einzige Beschäftigung der Afghanen ist die Messerschleiferei. Die Tamils, Leute von Madras, besorgen das Tragen von Lasten und sonstige schwerere Dienste. Das ganze Leben und Treiben entwickelt sich auf der Straße und kaleidoskopartig zieht das Getriebe und Gewimmel der Völker an uns vorbei.

Zu Mittag an Bord zurückgekehrt, empfing ich die Mitglieder der österreichisch-ungarischen Colonie, vollendete die Post für die Heimat und fuhr dann wieder ans Land, um in Begleitung des Generalconsuls Stockinger verschiedene Einkäufe zu besorgen.

Gegen Abend führte uns eine mit vier australischen Pferden bespannte riesige Coach, die Captain Pirie lenkte, nach dem 11 *km* entfernten Mount Lavinia, einem Ausflugsorte der Bewohner von Colombo, den sie gerne aufsuchen, um etwas frischere Luft und Seebreeze zu genießen.

Der kaum eine Stunde währende Weg ist äußerst pittoresk. Zuerst geht's an mehreren kleinen Teichen vorbei, über Brücken, welche Flussarme und Bäche überwölben; dann durchqueren wir Cacao- und Zimmtpflanzungen, die sich durch ihren intensiven Geruch schon von weitem verrathen und mit hohen, undurchdringlichen Hecken von cactusartigen Euphorbien, üppig wuchernden Farnen, Rhododendren und Bambus umgeben sind.

Weiterhin führt die vorzügliche Straße mitten durch einen unabschbaren Palmenwald, der zahllose kleine Singhalesen-Hütten birgt. Überall ragen, von Lianen umschlungen, die prachtvollsten Bäume, so der Muscatnussbaum, die Mangostane, der Durian, die Ebenholz liefernden Diospyrosarten (*D. ebum*, *D. ebenaster*, *D. melanoxyton*), Chloroxylon (*Swietenia*), ferner die ägyptische Dumpalme (*Hyphaene thebaïca*), die *Dracaena* u. dgl. m. empor. Erquicklicher Schatten umgibt uns, kein Sonnenstrahl dringt durch dieses Blätterdach.

In der Nähe der Stadt sind die Behausungen der Singhalesen fester und besser gebaut, meist aus kleinen Ziegeln und Brettern, das Dach spitz zulaufend; je weiter man aber in das Innere des Landes dringt, desto ärmlicher sehen die größtentheils nur aus Lehm bestehenden Hütten aus. Das Stück Land, welches die Hütte umgibt, muss von der Regierung erworben werden. Die Bedürfnislosigkeit dieser Leute ist groß; denn einige Cocospalmen genügen zu ihrem Lebensunterhalte, so dass es nicht Wunder nehmen darf, wenn die Eingeborenen die Sorge um ihr Wohlergehen dem Himmel und dem herrlichen Klima überlassen. Ein Genremaler fände an solch einer Singhalesen-Ansiedelung die prächtigsten Vorwürfe: vor der Hütte lungert die ganze Familie umher, an der Spitze meist ein langbärtiger *Pater familias*, daneben mehrere an Hexen und Furien gemahnende alte Weiber und einige, nichts weniger als schöne, jüngere Frauen, zumeist den Säugling an der Brust; ringsum die hoffnungsvoll heranreifende Jugend, sich in treuer Gemeinschaft mit mehreren Kötern und Katzen im Sande wälzend; dazu ein buntes Gemisch von Geräthschaften, Schweinen, Zebus und ausgeschälten Cocosnüssen.

Der ungewohnte Anblick unserer Coach regte längs des Weges sämmtliche Eingeborene auf; in großen Scharen standen sie da und starrten uns an.

Lavinia ist ein in europäischem Stile gehaltenes, großes Hotel, — ursprünglich die Villa des Gouverneurs Sir E. Barnes — welches, auf einem kahlen Hügel gelegen, eine schöne Aussicht auf den Palmenwald, das Meer und in der Ferne auf Colombo bietet. Die Temperatur ist hier stets etwas niedriger als in der Stadt und ein herrlicher Strand lockt zum Bade. Vor dem Hotel sitzend, genossen wir den lauen Abend und den Anblick des Meeres, das Feuerbild des Sonnenunterganges. Das Diner, theils französisch, theils englisch, theils indisch, zeichnete sich durch die kolossale Anzahl und die Vielfältigkeit der Speisen aus, indem die verschiedenartigsten Producte der Thier- und Pflanzenwelt in den

mannigfaltigsten Saucen und Aspics erschienen. In unserem Wissensdrange kosteten wir von allem und hatten, ungewohnt solcher Genüsse und während der langen Seereise auf einfache Kost gesetzt, am nächsten Tage dafür bitter zu büßen.

Die Rückfahrt nach Colombo in der warmen, tropischen Nacht war köstlich, die Sterne funkelten durch die Palmenhaine, fliegende Füchse strichen langsamen Fluges über unsere Köpfe, zahllose, helleuchtende Glühwürmchen schwebten wie Irrlichter in dem Blätterdache. Entzückt, aber herzlich müde von dem ersten in den Tropen verbrachten Tage, sanken wir in unseren Cabinen bald in tiefen Schlummer.

Colombo—Kandy, 6. Jänner.

Es geht eine alte Sage, dass Ceylon einst der Sitz des Paradieses gewesen sei, dass Adam und Eva vor dem Sündenfalle hier geweiht hätten. Wenn dem so war, so haben unsere Voreltern sich eines wahrhaft himmlischen Aufenthaltes erfreut. Wer Ceylon gesehen, begreift die ganze Größe des Verschuldens in dem freventlichen Spiele mit dem Apfel. Diese Insel, geschmückt mit den unvergleichlichen Reizen und Wundern der tropischen Natur, unerschöpflich an entzückenden Bildern, gesegnet durch unversiegar zeugende Kraft, dem ganzen Menschengeschlechte um eines Apfels willen verloren zu wissen! . . . . Der Reichthum an Vegetation spottet jeder Beschreibung, kein Fleckchen ähnelt dem andern. Bei jedem Gange, jeder Fahrt, ich möchte sagen, jeder Biegung des Weges wechselt das Bild. Bald sind es Palmenwälder, bald riesenhafte Gummi- und Brotbäume mit ihren mächtigen Kronen, bald niedriges, undurchdringliches Gebüsch, mit Lianen und Orchideen überwuchert, bald cactusähnliche Euphorbien mit magnolienartigen, kerzengeraden Ästen, die unsere Blicke fesseln. Dazwischen Blumen in den buntesten Farben, wie die purpurrothe *Gloriosa superba* und eine himmelblaue Ranunculacee. Schillernde Schmetterlinge flattern von Blüte zu Blüte, gestreifte Eichkätzchen (*Sciurus palmarum*) huschen längs der Stämme auf und ab, die farbenprächtigsten Vögel, Papageien, Bülbüls, Eisvögel, Reiher und Bienenfresser, durchschwirren die Luft.

Für heute war die Fahrt nach dem 119 *km* von Colombo gelegenen, 20.252 Einwohner zählenden Kandy, der alten Hauptstadt der Könige von Ceylon, dem Lieblingsaufenthalte des gegenwärtigen Gouverneurs, projectiert. Um 9 Uhr begab ich mich ans Land und durch ein Spalier von Truppen zum Bahnhofe der Fort Station, wo abermals eine Ehren-

compagnie aufgestellt war. Allerliebste sah eine zahme Indische Antilope — Black-buck der Engländer — mit vergoldeten Hörnern aus, welche die Musikkapelle mit sich führte.

Der Gouverneur mit seiner Suite und wir bestiegen die für das Klima sehr praktisch und luftig eingerichteten Waggons der Kandy-Bahn, welche von den Engländern vor Jahren mit großen Kosten gebaut und in Betrieb gesetzt worden ist. Singhalesen dienen als Weichenwächter, während die Conducteure und Beamten Europäer sind. Trotz der großen Kosten des Unternehmens rentiert sich dasselbe nun infolge des bedeutenden Thee-Exportes und der Vorliebe der Eingeborenen für Eisenbahnfahrten sehr gut.

Die Bahn führt zunächst durch dichte Bananen- und Palmenwälder, welche mit ausgedehnten Reisplantagen abwechseln. Die Reisernte, die jährlich zweimal erfolgt, war kurz vor unserer Ankunft beendet, und so standen die stark bewässerten und terrassierten Felder im frischesten jungen Grün. Überall staken Büffel, umgeben von den aus der Ferne schneeweiß erscheinenden Kuhreihern, bis zum Kopfe in den Tümpeln. Bei der Station Rambukkana tritt die Bahn in das Gebirge, ändert sich das Panorama; immer steiler und steiler schlängelt sich der Schienenstrang empor, Tunnels und überhängende Felsgallerien folgen, überall gibt es Quellen, Bäche, Flüsse, die in raschestem Laufe der Ebene zueilen und die Scenerie mächtig beleben. Das Auge weidet sich an den spitzen, blauen Bergen und den mit Urwald bedeckten, tief eingeschnittenen Thälern — es ist, möchte ich sagen, eine Semmering-Bahn ins Tropische übersetzt. Ein hoher, schwarzer Felskegel, der steil neben der Bahn emporragt, hat seinerzeit unter den Königen von Ceylon aus dem Geschlechte der Mahâwanis als tarpejischer Felsen eine traurige Berühmtheit erlangt, da diese Alleinherrscher von hier aus die ihnen unbequemen Gefangenen in die Tiefe stürzen ließen. In der Nähe der Station Kadugannawa erhebt sich das Denkmal des Captain Dawson, welches zur Erinnerung an die durch ihn erfolgte erste Anlage der Bahn errichtet worden ist.

Vor Kandy werden die Reisfelder durch Thee- und Cacao-plantagen verdrängt, die mit ihren tiefgrünen Blättern einen freundlichen Eindruck machen.

Auf dem Bahnhofe von Kandy harrte unser ein festlicher Empfang. Eine Ehrencompagnie freiwilliger Natives präsentierte, während eine neu errichtete reitende Garde, aus eingeborenen Junkern zusammengestellt, auf trefflichen Ponies vor unserer Staatscarosse und hinter

derselben einherrscht. Ganz Kandy war auf den Beinen; Tausende von Singhalesen und viele Europäer bildeten Spalier oder hatten die zahlreichen Veranden besetzt, um uns mit freundlichem Gruß und Ruf zu bewillkommen.

Kandy ist überaus malerisch in einem grünen lachenden Hain gelegen und zeichnet sich durch die Sauberkeit seiner Häuser, sowie durch sein mildes Klima aus.

In der Nähe der Ruinen des alten Königspalastes, gigantischer, fest fundierter Mauern mit origineller Crenelierung, war aus Bambusrohr und Palmenblättern ein thurmartiger Triumphbogen errichtet. Jenseits desselben befanden wir uns in dem feenhaften Garten des Government House oder Pavillon. Bambus- und Gummibäume von nie geahnter Größe, überragt von blühenden Lianen, bilden eine Allee, die bis zu dem Government House führte. Dieses, im »tropischen Stile« angelegt, bietet durch seine breiten Treppen und großen luftigen Hallen einen überaus angenehmen Aufenthalt.

Vorerst machte ich Lady Havelock meine Aufwartung und ließ mir sodann durch den Gouverneur eine zahlreiche Deputation der einheimischen Edlen, des alten Geburtsadels von Ceylon vorstellen, wobei folgende Etiquette beobachtet wurde. Ich postierte mich mitten im großen Saale, während die Mitglieder der Deputation einzeln defilierten, sich tief vor mir verneigend; der Vice-Gouverneur nannte die Namen, die sich durch besondere Länge auszeichneten.

Die Costüme dieser würdigen, langbehärteten Männer sind höchst originell: auf dem Kopfe tragen sie einen vier- oder sechseckigen, flachen, rothen Hut, auf dem eine edelsteinbesetzte Agraffe zittert; der Oberleib ist mit einem golddurchwirkten Jäckchen bekleidet; auf der Brust hängen an goldenen Ketten verschiedene Amulette und Ehrenzeichen, oft reich mit Brillanten besetzt. Unter diesen Schmucksachen fiel mir insbesondere ein durchaus ganz mit Rubinen und Smaragden gezierter, fliegender Adler auf, der von einem Minister des letzten Königs stammen soll. In einem breiten Gürtel stecken Messer mit reich ciselierten Klingen. Das Merkwürdigste bei der Kleidung aber ist die Art und Weise, die unteren Extremitäten zu bedecken. Zunächst sind dieselben mit engen, weißen, bei den Knöcheln endigenden Hosen bekleidet, über welche beiläufig 54 *m* Musselin gewickelt werden — eine Arbeit, zu der ungefähr zwei Stunden nothwendig sind. Dieses gewiss seltsame Costüm verleiht seinen Trägern das höchst komische Aussehen wandelnder Birnen.

Nach Beendigung dieser Defilier-Cour wurde der Ruhe gepflogen. Als sich bereits die Kühle des Abends angenehm fühlbar machte, statteten wir dem Zahne Buddhas, dem größten Heiligthume der Buddhisten, unseren Besuch ab. Mit ohrenzerreißendem Tamtam-Lärm und mit Trommelmusik wurden wir von den Tempelwächtern und Oberpriestern am Fuße des Tempels empfangen und über verschiedene kleine Treppen in das Innere geleitet. In der Vorhalle bildeten unzählige Priester, sämmtlich mit dem gelben Sarong bekleidet und kahl geschoren, verschmitzt lächelnd und sich verneigend, ein schier endloses Spalier. Noch ein mit Bildnissen aus dem Leben Buddhas geschmückter Raum war zu durchschreiten, dann befand ich mich im Sanctuarium, einem viereckigen, dunklen, nur von wenig Lampen beleuchteten Raume, in welchem mir der modrige Geruch der zahlreich gestreuten Blumen entgegenströmte. Der Oberpriester murmelte einige Gebete und zeigte mir dann den Zahn, der in einer großen, goldenen Rose befestigt liegt. Der Gott Buddha muss ein Riesengebiss besessen haben, denn der Zahn misst 5 *cm* Länge und 2·5 *cm* Breite, hat dunkle, kastanienbraune Farbe und soll, wie man mir sagte, ein Stück Elfenbein sein, welches die schlaunen Priester wieder einzuschmuggeln verstanden hatten, nachdem der ursprüngliche Zahn Buddhas durch die Portugiesen verbrannt worden war. Viele Pilger und Processionen wallfahrten alljährlich zu diesem Heiligthume. Über den Zahn werden sechs oder sieben thurmähnliche Hüllen aus massivem Gold, reich mit Edelsteinen besetzt, wahre Kunstwerke, gestülpt. Das Ganze wird in einem vergitterten Kasten aufbewahrt, in dem sich noch ein besonderer Wertgegenstand befindet, nämlich eine Buddha-Figur, 12 *cm* hoch, aus einem einzigen, ganz reinen Smaragd geschnitzt.

Wir besahen hier noch ein zweites Reliquarium mit vielen, besonders krystallinen Buddhas, sowie die Bibliothek des Tempels, in der alte singhalesische, auf Palmblättern eingritzte Schriften aufbewahrt sind, und führen hierauf nach dem etwa 6 *km* entfernten, herrlichen botanischen Garten von Peradenia, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Pflanzen und Baumarten und durch die geschmackvolle Zusammenstellung der Gruppen die kühnsten Erwartungen übertrifft. Das tropische Klima, durch die Kunst des Gärtners unterstützt, ist eben im Stande, geradezu feenhafte Wirkungen hervorzubringen. Peradenia soll der schönste botanische Garten der Welt sein; dass er unerreicht ist, glaube ich bestimmt. Über Aufforderung des Obergärtners musste ich zur Erinnerung an meinen Besuch einen Baum pflanzen, wie es

dereinst auch der Prinz von Wales und der Cesarewitsch gethan haben. Der von ersterem gesetzte Baum hat bereits eine beträchtliche Höhe erlangt. Die Orchideen-Sammlung des Parkes ist in einem Hause untergebracht, in welchem, um die zarten Pflanzen vor dem Einflusse der starken Sonnenstrahlen zu schützen, die Glasscheiben durch Strohmatten ersetzt sind.

Lady Havelock, der wir mit ihrer Tochter in diesem Theile des Gartens begegneten, lud uns ein, in einem kleinen Gartenpavillon Thee zu nehmen.

Um 8 Uhr war im Government House zu Kandy großes Parade-Diner, dem zahlreiche Würdenträger und mehrere Damen zugezogen waren. Riesige Inder mit langen Spießeln bildeten im Stiegenhause Spalier; die Tafel war in schwarzen und gelben Farben und mit Blumen reizend geschmückt. Bei dem trefflichen Mahle, in dessen Verlaufe die Musikkapelle des 6. Regiments heitere Weisen erklingen ließ, saß ich zwischen Lady Havelock und der Frau unseres Consulargerenten Schnell, einer in Calcutta geborenen Deutschen. Zum Schluss des Diners brachte der Gouverneur das Wohl der Königin, jenes unseres Kaisers und das meine aus, wozu die Volkshymne erklang.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, begann auf dem großen Platze vor dem Buddha-Tempel ein religiöser Umzug, die Perahera-Procession, welche nur einmal im Jahre abgehalten wird, und zu der alle Edlen des Reiches aus den fernsten Gauen mit ihrem Gefolge und ihren Elephanten herbeiströmen, um den größtmöglichen Pomp zu entwickeln. Der glänzende Zug der Würdenträger, Edlen und Mannen, die majestätischen Elephanten, die in buntem Wechsel spielenden Farben, das Glitzern und Gleißeln von Gold und Edelmetalle, das Treiben der Menschenmenge, die Vorführung fanatischer Tänze, die magische Scenerie -- das alles übergossen von grellem Fackelscheine, dünkete ein lebendig gewordenes Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Der Zug bewegte sich unter betäubendem Tamtam-Getöse und Trommelärm an dem Buddha-Tempel vorbei, auf dessen Estrade wir mit sämtlichen Gästen des Gouverneurs und den Mitgliedern der englischen Colonie Platz genommen hatten.

An der Spitze des Zuges schritt ein schön geschmückter, riesig großer Elefant, der auf einer reichen Seidendecke die Abbildung der goldenen Hülle von Buddhas Zahn trug. Den Riesen geleiteten zwei kleinere Elephanten; dann kamen etwa hundert Singhalesen mit Fahnen und Fackeln; ihnen folgten, umgeben von Tänzern, die sich

in grotesken Sprüngen fortbewegten, die Edlen des Reiches in ihrer von Diamanten glitzernden Traecht. In dem wenigstens 800 bis 1000 *m* langen Zuge figurierten vierzig mit dem verschiedenartigsten Schmucke gezierte Elephanten. Alle Häuser bis zu den Däehern und der ganze große Platz waren von massenhaft versammeltem Landvolk besetzt, das in seinen rothen und weißen Sarongs und der unruhig wechselnden Beleuchtung eine fesselnde, fremdartige Staffage bildete. Zweimal defilierte der Zug an uns vorbei. Dann kehrten wir, um ein interessantes Erlebnis reicher, in den Pavillon des Gouverneurs zurück.





Jagdlager in Kalawewa – Kandy – Colombo.





## Jagdlager in Kalawewa — Kandy — Colombo.

Kandy — Kalawewa, 7. Jänner.

Morgens 6 Uhr traten wir die für fünf Tage anberaumte Jagdexpedition ins Innere der Insel, und zwar nach dem nördlich von Kandy gelegenen Teiche und den Dschungeln von Kalawewa an. 108 *km* sind es dahin.

Bis Matale führte uns von der Station Mahaiyawa ein Extrazug durch lachende Täler und an spitzen, hohen Bergen vorbei, deren Gipfel noch mit leichtem Nebelschleier umzogen waren, während in den tieferen Lagen dichter Thau auf Blättern und Blüten glitzerte. Der Tag war herrlich und kühl.

Wir hatten Matale in nicht ganz drei Viertelstunden erreicht und bestiegen daselbst hohe Wagen, um uns nach Verladung des Gepäcks, der Gewehre, der photographischen Apparate und der ganzen Hexenküche Hodeks in Bewegung zu setzen.

Die Straße führte durch die schönsten Palmen- und Bananenhaine, in denen es von Singhalesen-Ansiedlungen wimmelte, deren Bewohner mit neugierigen Augen am Rande der Straße standen. Bunte Vögel und prachtvolle Schmetterlinge, worunter mir ein carmoisinrother, mit

weiß-schwarzen Flügeln verschener *Papilio iophon* und eine intensiv schwarzgelbe *Ornithoptera darsius*, letztere wegen meines begreiflichen Interesses für diese Farbenzusammenstellung, besonders aufhielten, huschten vorbei. Den Träger unserer Farben taufte wir sogleich in »*Lepidopteron austriacum*« um. Außerdem beobachteten wir noch die weiß- und orangefarbige *Hebomoia glaucippe*, die unseren Wagen lange folgte, ferner die weißschwarze *Hestia iasonia*, mehrere kleine citronengelbe *Terias*, dann den herrlichen, weiß, schwarz und lichtblau gefleckten *Papilio parinda* und im Dschungel ganze Schwärme von *Chilasa clytioides*. Die ersten Papageien, die wir zu Gesicht bekamen, wurden von uns mit lautem Freudengeschrei begrüßt.

Nach ungefähr 30 *km* wechseln die Scenerie und die Vegetation. Hohe, große Laubbäume, gemischt mit undurchdringlichem Gebüsch und mächtigen Euphorbien, verdrängen die Palmen. Auch die Fauna ändert sich und wird reichlicher. Wir beobachteten eine mit dem Namen Dschungelkrähe bezeichnete Kuckucksart, verschiedene Reiherarten, auffallend viele Bienenfresser, gestreifte Eichkätzchen und eine Manguste.

In Abständen von 19 bis 20 *km* befinden sich längs der ganz vorzüglichen, die parkartige Landschaft durchschneidenden Straße Rasthäuser, von der Regierung erbaut, kleine ebenerdige Gebäude, in denen Reisende Unterkunft, Essen und manchmal auch Pferde finden. Wir wechselten an diesen Stationen regelmäßig unsere Gespanne, die bald aus 17 Faust hohen Australiern, bald aus ganz kleinen, indischen Doppel-Ponies oder Soldatenpferden zusammengestellt waren. Alles gieng übrigens glatt ab und wir fuhren ein außerordentlich rasches Tempo.

Gegen 11 Uhr vormittags hatten wir 45 *km* zurückgelegt und sollten Frühstückspause auf dem kegelförmigen Felsen Dambul halten, vorher jedoch dem auf demselben gelegenen berühmten Buddha-Tempel einen Besuch abstatten. Am Fuße des Felsens empfing uns der angesehenste Edle der Gegend, gefolgt von seiner mit Speißen bewaffneten Leibgarde. Da der Aufstieg zum Tempel ziemlich lang und steil ist, so trugen uns je acht Singhalesen in kleinen, auf Stangen befestigten Sesseln den Hang hinan, wobei die armen Teufel gewaltig schwitzten und schnoben, aber bei der tropischen Hitze mußte mein Egoismus größer sein als mein Mitleid, und so schwankte ich behaglich bis zu der Pforte des Tempels empor, der seines hohen Alters und seiner eigenthümlichen Bauart wegen höchst beachtenswert ist.

Fünf bedeutende Höhlen mit ganz kleinen Eingängen sind hier von Menschenhand in den Felsen gehauen und dienen als Tempel des Buddha. Sein Bildnis und die Episoden seines Lebenslaufes finden daselbst in unzähligen Varianten Wiedergabe. Beim Eintritt in diese Tempelhöhlen sieht man dem Eingange gegenüber unter einem baldachinartigen Vorbaue Statuen Buddhas, welche ihn theils in aufrechter Stellung als lehrenden Gott, theils sitzend, die Hände im Schoße gefaltet, als Sinnbild der Beschaulichkeit darstellen. Das Antlitz des Gottes, das nichts weniger als Intelligenz ausdrückt, und seine Extremitäten sind auf sämtlichen Bildwerken mit grellgelber Farbe bestrichen, während die Gewandung in bunten Farben spielt. In einer dritten Stellung, nämlich in liegender, kommt Buddha im Höhlentempel von Dambul fünfmal vor. Diese Bildwerke sind aus dem Felsen gehauen, je 20 *m* lang und 3 *m* hoch und gleichen weit mehr großen Walfischen, als dem Ebenbilde eines Gottes. Rings um diese Nachbildungen erhebt sich auf Sockeln eine ganze Reihe sitzender Buddhas in überlebensgroßer Dimension, theils aus Stein, theils aus gebranntem Lehm geformt.

Die Wände und die Decke der Höhlen sind mit äußerst originellen Malereien bedeckt, welche größtentheils das Leben Buddhas zum Vorwurf haben und infolge sinnreicher Anlage und Vertheilung der Farben, sowie vermöge einiger eingezeichneter Falten den Eindruck eines großen, hängenden Teppichs machen. Außer den Statuen Buddhas sahen wir in den Tempeln auch noch solche des indischen Königs Râma, des sagenhaften Eroberers von Ceylon.

Mystisches Dunkel herrscht in diesen sechshundert Jahre alten Räumen, da nur von einzelnen schönen, bronzenen Leuchtern herab, deren Verzierung große Pfauen aufweist, dürftiges Licht erstrahlt, während weiße Blumen, Temple flowers, die rings um die Tempel üppig gedeihen und deren Anpflanzung einem indischen Könige zugeschrieben wird, betäubenden Geruch verbreiten.

Eine Anzahl Bonzen erzählte uns — natürlich in singhalesischer Sprache — offenbar höchst interessante Dinge, von denen wir aber nichts verstanden, worauf zum Schlusse die sehr verständliche Pantomime der Bitte um Bakschisch folgte.

Der liebenswürdige, für unser irdisches Wohl so sehr besorgte Gouverneur hatte auf der Höhe des Felsens neben einem kleinen Teich aus Bambusrohr und Palmenblättern ein zierliches Haus bauen lassen, in dem sich ein Speiseraum mit Küche und für jeden von uns eine

luxuriös eingerichtete Cabine zur Mittagsruhe befanden. Wir segneten in Gedanken Sir Arthur E. Havelock, da uns dies wohnliche Plätzchen außer reichlicher Erquickung und sanfter Ruhe eine geradezu feenhaft Rundsicht über einen Theil der Insel bot. Tief unter uns das weite, grüne Meer von Palmen und laubigen Bäumen, aus dem hin und wieder ein kleiner See oder eine Singhalesen-Ansiedelung hervorblickten und, Inseln gleich, spitze Berge in bläulichem Hauche emporragen. Auch der berühmte und berühmte Berg Sigiri, auf welchem die einstigen Könige eine bedeutende, mit Steingallerien ausgestattete Festung erbaut hatten, war durch das Fernglas wahrzunehmen.

Lange vermochten wir uns von diesem zauberhaften Panorama nicht zu trennen, da aber noch 37 *km* zurückzulegen waren, so hieß es endlich doch wieder zu den Wagen niedersteigen.

Die Hitze hatte nachgelassen und rasch gieng es die Straße entlang. Die einzige Unterbrechung verursachten zwei singhalesische Oberpriester, welche mir mit vielen Verbeugungen ein langes Schriftstück überreichten, das von einem Herrn der Begleitung übersetzt wurde und die Bitte um einen Beitrag zur Restaurierung eines Buddha-Tempels enthielt. Vielleicht erhält dank meinem Scherflein irgend ein Buddha-Kopf einen noch schöneren kanariengelben Anstrich, als bisher!

Die Sonne war eben im Untergange begriffen, als sich plötzlich der dichte Tropenwald vor uns öffnete.

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr unseren Lippen, nachdem wir den vor uns liegenden hohen Damm erstiegen hatten, von welchem aus ein völlig neues Bild sich darbot. Auf der einen Seite das enorme Wasserbecken von Kalawewa, ein blauschimmernder Teich, in dem Hunderte abgestorbener, großer Bäume ihre kahlen Äste emporstrecken, — von dem Rothgold der scheidenden Sonnenstrahlen überhaucht, glich diese Landschaft einer der phantastischen Scenerien Dorés — auf der anderen Seite des Damms der endlose Urwald mit seinem geschlossenen Blätterdache, in der Ferne die Kette der spitzen Berge mit ihren grotesken Formen.

Der Damm, auf dem wir fuhren, — von König Dhatu Sena im 5. Jahrhundert n. Chr. unglaublicherweise ohne jedes technische Hilfsmittel, einzig und allein durch Anwendung menschlicher Kraft erbaut — hat eine Länge von 9·6 *km*, eine Höhe von 20 *m*, eine Breite von 7 *m* und staut das Wasser zweier Flüsse zurück, so dass durch diese Wassersperre ein Teich entsteht, dessen Fläche selbst jetzt noch einen Umfang von 64 *km* besitzt. Der Zweck dieses großartigen Meliorations-

werkes ist die Bewässerung der zahlreichen Reisfelder des Umkreises, während ein großer, durch Schleusen von diesem Teiche abgezwigter Canal Anuradhapura, das 83 *km* weit entfernt ist, mit Wasser versorgt, und in der Zwischenstrecke über 100 Dorfteiche speist.

Im Laufe der langen Jahre hatte sich selbst die riesige Stein- und Erdmauer des Dammes gelockert, so dass ein Dambruch entstand und das ganze umliegende Gebiet überschwemmt wurde. Allenthalben stellte sich in der von Miasmen geschwängerten Landschaft Fieber ein, welches die Bevölkerung derart verringerte, dass der Rest derselben sich zur Auswanderung entschloss. Nachdem schon der nach Anuradhapura führende Canal einige Kilometer weit oberhalb dieses Ortes von dem Gouverneur Sir William Gregory (1871 bis 1877) ausgebessert worden war, ließ die englische Regierung in den Jahren 1884 bis 1887 den ganzen Canal instandsetzen und den Damm erneuern, so dass auch der Teich wieder hergestellt wurde. Die Regierung trachtet jetzt, Singhalesen aus den nördlichen Provinzen dadurch zur Ansiedelung in diesem Gebiete zu bewegen, dass sie den Colonisten unentgeltliche Überlassung von Ländereien zusichert — eine Maßregel, welche jedoch bisher nur theilweisen Erfolg gehabt hat, da die Leute des hier noch immer herrschenden Fiebers wegen zögern, dem Rufe der Regierung Folge zu leisten. Dass die Furcht vor diesem Fieber thatsächlich noch immer begründet ist, zeigten so manche der Ansässigen, an welchen wir deutliche Spuren des tückischen Übels wahrnehmen konnten.

Die durch Wiederherstellung des Dammes bedingte Stauung des Wassers hat zwar das Land wieder anbaufähig gemacht, den großen Randbäumen aber, die bisher auf festem Lande gestanden, den Tod gebracht.

Wir waren am Ziele angelangt und fanden hier unser Heim, das Jagdlager, für die nächsten Tage bereit. Oben auf der Crête des Dammes, war anschließend an ein Ingenieurhäuschen eine kleine Niederlassung aus Bambus- und Palmenblättern gebaut, welche einen wohnlichen, freundlichen Eindruck machte. Zuerst kamen die einzelnen Zimmerchen für mich und die Herren meiner Begleitung, dann der große Speiseraum, die Küchen und in einer Vertiefung die Stallungen für ungefähr dreißig Pferde.

Lange saßen wir an dem schönen Abend vor unserem Bungalow und erfreuten uns an den Myriaden von Leuchtkäfern, welche die Äste der Bäume umschwärmten.

In großer Aufregung wurden die Vorbereitungen für die Elephantenjagd betrieben, die verschiedenartigsten Gewehre probiert, auch ein Elephantenschädel zersägt, um uns die Stelle zu zeigen, an welcher die Kugel unfehlbar tödtet, und die Projecte für eine erfolgreiche Jagd in reifliche Erwägung gezogen.

Ich hatte eben noch einen Schuss mit dem Eight bore-Stutzen versucht und stand, ins Haus zurückgekehrt, mit den übrigen Herren gerade auf der Veranda, als einer der englischen Herren mit einem großcalibrigen Gewehre so achtlos hantierte, dass es sich mitten unter uns entlud. Das Projectil schlug das Dach durch, so dass man den blauen Himmel durchscheinen sah; wir kamen aber glücklicherweise mit einem Regen von Ziegelstücken davon.

Endlich, nach langem Parlamentiren, wurden wir flott, und fuhr meine Expedition, bestehend aus Captain Pirie, welcher die Leitung der Elephantenpürsche übernommen hatte, und aus mehreren eingeborenen Jägern, Schikârîs genannt, in einem Boote hurtig über den Teich. Mr. Murray, Wurmbrand und Kinsky folgten in einiger Entfernung als Zuschauer.

Die Sonne brannte heiß auf den Wasserspiegel des Sees, auf dessen Randbäumen Schlangenhalsvögel, große und kleine Cormorane, Silberreiher, Teich- und Kuhreiher, sowie wunderhübsche Königsfischer saßen und unbehelligt unser Schiff nahe herankommen ließen. Nachdem wir den Teich durchquert, stiegen wir im Dschungel aus und fanden alsbald die mächtigen Fährten der Elephanten; die Thiere waren in der Nacht zur Tränke gezogen und jetzt wieder in das unermessliche Dickicht zurückgewechselt. Zwei Schikârîs, ein alter Bursche und ein jüngerer Mann, wurden ausgesickt und kamen bald mit der Meldung zurück, die Elephanten seien zwar im dichtesten Dschungel, doch wäre es immerhin möglich, sie anzupürschen. Mit einem Stoßgebet an den heiligen Hubertus drangen wir ein, zuerst ein Schikârî, dann ich, Pirie und zum Schlusse noch ein Schikârî, der ein Reservegewehr trug.

Wer nie ein solches Elephanten-Dschungel betreten, macht sich nicht annähernd einen Begriff von dem Dickicht und den Dornen, welche es erfüllen, noch von den Schwierigkeiten, sich darin fortzubewegen, da man nur in gebückter Stellung oder auf allen Vieren durchkriechen kann. Ich möchte ein solches Dschungel etwa mit unsren dichtesten

»Böden« in den Donau-Auen vergleichen, mit dem Unterschiede allerdings, dass die Tropensonne, die Moskitos und die furchtbaren Dornen die Situation noch bedeutend verschlimmern. Alle Augenblicke halten Dornbusch und Gestrüpp die Mütze oder den Rock zurück, mit blutenden Händen und Gesicht, mit zerfetzten Kleidern, zerkratzt und erregt gelangt man endlich wieder ins Freie.

Unverdrossen krochen wir also weiter, bis ich nach einer halben Stunde ein leises Brechen von Zweigen vernahm, das von äsenden Elephanten herrührte. Obgleich ich sonst dem Jagdfieber nicht unterworfen bin, so muss ich doch offen gestehen, dass solches mich jetzt, bei dem Hören und Anpürschen der Elephanten erfasste.

Wie Indianer schlichen wir in der Richtung vorwärts, aus welcher wir die Laute vernommen hatten, als plötzlich ein Schikârî niederkauerte und auf das Gebüsch wies. Ich konnte nichts deutlich wahrnehmen, sondern hörte bloß starkes Geräusch, von dem ich anfänglich glaubte, es sei durch die Zähne der Elephanten verursacht; doch überzeugte ich mich später, dass es von diesen durch Heben und Senken der Ohren hervorgebracht wird. Der Wind war nicht günstig, und da diese Kolosse weder besonders gut äugen, noch feines Gehör besitzen, dafür aber vorzüglich wittern, schlichen wir uns von einer anderen Seite an und kamen endlich auf ungefähr 25 Schritte in die Nähe der Elephanten. Ich sah durch das dichte Unterholz nur große Massen auf dem Boden liegen, die auffallend an Termitenbaue oder Heuhaufen erinnerten, konnte aber trotz aller Anstrengung die längste Zeit die Formen der Elephanten nicht entnehmen.

Endlich kam etwas Bewegung in die ungeschlachteten Kolosse, so dass ich zunächst einen großen, schwarzen Elephanten mit der Rückseite gegen mich gewendet sah, der alle vier Läufe von sich streckend dalag, mit dem Rüssel von Zeit zu Zeit geschickt Blätter abriss und mit den Ohren die Mücken abwehrte. Weiterhin dehnte sich in gleicher Pose ein noch größerer Elefant, offenbar eine glückliche Mutter, zu ihren Füßen schlummerte ein Sprössling, während im Hintergrunde ein halb erwachsener, vorjähriger Elefant stand. Ein Bild tiefsten Friedens, diese im dunklen Dschungel ruhenden Ungethüme.

Ich hoffte mich eben noch näher anpürschen zu können, doch schien der sehr unbeständige Wind bereits umgeschlagen zu haben; denn der schwarze Elefant wurde hoch, windete in unsere Richtung und verschwand flüchtig in der Dichtung, worauf auch seine Gefährten hoch wurden und Miene machten, auszureißen. Obgleich mir von allen

Jägern eingeschärft worden war, nicht weiter als auf 6 *m* bis 8 *m* und nur zwischen Licht und Ohr oder in die Grube über dem Rüssel zu schießen, entschloss ich mich doch zum Schuss auf eines der Thiere, auf gut Glück nach der Mitte des Kopfes zielend. Nachdem sich der Rauch verzogen, giengen wir auf den Anschuss, fanden Schweiß, aber leider keinen Elephanten und verfolgten vergeblich durch einige Zeit die Fährte. Captain Pirie glaubte, dass die Distanz von 20 *m* zu groß gewesen sei und daher die Kugel trotz des starken Calibers meines Gewehrs die zolldicke Haut des Elephanten nicht habe durchschlagen können. In ziemlich gedrückter Stimmung arbeitete ich mich wieder aus dem Dschungel zu den Herren hinaus, die zurückgeblieben waren.

Während die Schikârîs die Elephanten neuerdings abspürten, benützten wir die Zeit zu einem Lunch im Freien, bis die Meldung kam, dass die Fährten wiedergefunden und die Thiere eingekreist seien. Nun aber war ein Ankommen nicht mehr so leicht als zuvor, da sie, durch den Schuss bedeutend scheuer geworden, sich in ein nahezu völlig undurchdringliches Dickicht zurückgezogen hatten. Einmal war ich den Elephanten zwar schon ganz nahe, sah sie auch über einen Wechsel ziehen; plötzlich aber waren sie wieder verschwunden.

Es ist erstaunlich, wie wenig Lärm ein Thier von der Wucht eines Elephanten, ja sogar eine ganze Herde dieser Kolosse im Dickicht macht; denn wie Füchse schleichen sie hin und her, und nur auf kurze Entfernung hört man das Knacken einzelner gebrochener Äste.

Endlich gegen 4 Uhr nachmittags stießen wir neuerdings auf Elephanten, welche von zwei zuvor ausgesandten Schikârîs bestätigt waren.

Abermals pürschte ich mich an, doch ließ ich mich leider dazu bestimmen, einen anderen Weg einzuschlagen, als den ursprünglich von mir gewählten. So kam ich einem Elephanten, der sorglos mit einem Kameraden im dichten Buschwerk äste, zwar auf 10 *m* nahe, jedoch von der Rückseite her, so dass ich nicht schießen konnte. In diesem Augenblicke schien einer der Schikârîs auf einen Ast getreten zu sein, denn der Elefant wurde unruhig, wendete sich und wollte flüchtig werden. Jetzt konnte ich das Haupt sehen und drückte aufs Licht ab — mit dumpfem Falle stürzt das Ungeheuer. Alsbald krachen noch zwei Schüsse meines Begleiters, so dass ich in den nächsten Sekunden des dichten Rauches wegen, der sich ganz zu Boden gelegt hatte, nichts unterscheidet. Mit einemmale taucht über unseren Köpfen

aus dem Rauche hervor das Haupt eines Elephanten auf, weleher geradewegs auf uns zustürmt und uns anzunehmen seheint. Raseh springen wir zur Seite und, Bäume und Büsehe zerstampfend, rast die große Masse an uns vorbei — für jeden von uns ein höchst spannender und aufregender Moment. Wie mir Pirie versieherte, soll es äußerst selten vorkommen, dass ein gesunder Elefant, wie dies jetzt der Fall war, den Menschen annimmt. Wären wir nicht in das nebenliegende Gebüsch gesprungen, so hätte uns der Elefant zermalmt, da die Distanz von dem wüthenden Thiere bis zu uns kaum zwei Meter betragen hatte.

Während sich diese Seene abspielte, hatte sich der gestürzte Elefant erhoben und wurde flüchtig. Der reichlichen Schweißfährte folgend, rannten Pirie und ich ohne Rücksicht darauf, dass uns Äste und Dornen zerfetzten, ungefähr eine Stunde lang hinterdrein, bis wir endlich ganz ermattet die Jagd aufgeben mussten, da es bereits anfieng, Abend zu werden und wir fürchteten, den schwer kranken Elephanten zu versprengen.

Nicht eben in der rosigsten Stimmung nach dem Bungalow zurückkehrend, erlegte ich in dessen Nähe noch mehrere Uferläufer, Lappenkiebitze (*Lobivanellus indicus*) und Königsfiseher, die längs des Teiches strichen. Der Abend vereinigte uns beim Souper, wobei jeder seine Tageserlebnisse zum besten gab. Die anderen Herren hatten auf verschiedenes Kleinwild in der Umgebung gejagt und brachten Affen, gestreifte Eichhörnchen und allerlei Vögel heim, so dass Hodek viel zu thun bekam.

Kalawewa, 9. Jänner.

Der heutige Tag galt der Ornithologie. Wir alle brachen des Morgens auf, um, in verschiedenen Richtungen vertheilt, Vertreter möglichst vieler Vogelspecies für meine Sammlung zu erlegen.

Ich streifte längs der Dämme hin und erbeutete Exemplare verschiedener Kuekucksarten, worunter den *Zanelostomus viridirostris*, ferner zweier Arten Bienenfresser (*Merops philippinus* und *viridis*), einen praechtvollen, intensiv gelb-schwarzen Schwarzkopf-Pirol (*Oriolus melanoecephalus*), einen allerliebsten, rothbrüstigen Mennigvogel (*Perierocotus peregrinus*), einen grasgrünen Laubvogel (*Chloropsis jerdoni*), eine Art Heusehreckenstaar (*Aeridotheres melanosternus*), Bül-büls (*Molpastes haemorrhous*), Zwergfinken (*Uroloneha punctata* und *striata*), eine herrliche blaue Nektarine (*Arachnechthra lotenia*), eine zierlich gesprenkelte

Turteltaube (*Turtur suratensis*), eine schöne braunweiße Brahminenweihe (*Haliastur indus*) und einen interessanten Sehlängenhalsvogel (*Plotus melanogaster*).

In einer dichten Baumgruppe im Teiche sah ich zu meiner großen Freude zum erstenmale eine Sehar Affen, die mit fabelhafter Sehnelligkeit von Ast zu Ast kletterten und manchmal riesige Luftsprünge ausführten, um einen anderen Baum zu erreichen. Ein auf weite Entfernung abgegebener Kugelschuss hatte nur die Wirkung, dass die Gesellschaft auseinanderstob und verschwand.

Von den Dämmen aus fuhr ich auf mehrere kleine Teiche, die ziemlich reich an Wild waren. Namentlich konnte ich hier Schlangenhäse, große und kleine Silberreiher, Purpurreiher, Wasserrallen, Eisvögel, Indische Lappenkiebitze und verschiedene Wasserläufer sehen. Auch die schöne Javanische Baumente (*Dendrocygna javanica*) beobachtete ich hier. Überall lagen halb wilde Büffel im Wasser, die flüchtend auseinanderstoben, sobald ein Schuss gefallen war. In einem der kleinen Teiche standen Hunderte von Bekassinen zu meinen Füßen auf.

Wurmbrand und ich wateten längere Zeit umher, wobei mir auch eine große, 2 m lange Schlange zur Beute fiel. Gegen Mittag lagerten wir unter einem schattigen Baume und bald trafen hier alle Jagdgenossen ein, jeder mit interessanter Beute.

Nach einer zweistündigen erquickenden Ruhepause berichtete uns ein Eingeborener, dass er einen in der Nähe gelegenen Teich wisse, in dem sich Krokodile befänden. Der Singhalese schien jedoch, was die Schätzung der Entfernung und der Zeit anbelangt, manchem unserer Alpenbewohner zu gleichen; denn bei gutem Marschtempo mussten wir eine Wegstrecke von mehr als 6 km zurücklegen und zwei tiefe Furten durchwaten. Doch entschädigte dafür der Anblick zweier großer Krokodile, die sich am Rande des Teiches sonnten, den wir endlich erreicht hatten. Ich versuchte anzukommen; doch die scheuen Thiere glitten ins Wasser und verschwanden auf Nimmerwiedersehen.

Welche Kraft das Krokodil besitzt, beweist ein Kampf, welcher vor kurzem zwischen einem solchen Reptil und einem ausgewachsenen Büffel in der Nähe von Kalawewa stattgefunden und mit dem Siege des Krokodils geendet hatte, indem dasselbe den Gegner — sich in dessen Kopf verbeißend — endlich unters Wasser zog.

Mehrere Eingeborene brachten uns geöffnete Coeosnüsse, deren Milch ich versuchte, aber wider Erwarten äußerst fade und süßlich schmeckend fand.

Ich erlegte noch einige Wasserläufer, einen schönen schwarzen Drongo (*Dicrurus ater*) und kehrte dann in unser Bungalow zurück, um sehr bald unter mein Moskitonetz zu schlüpfen.

Kalawewa, 10. Jänner.

Die Schikârîs hatten den Abend vorher gemeldet, der angeschweißte Elephant sei von ihnen gesehen worden, befinde sich in der Mitte einer Herde und klage laut, so dass er in wenigen Tagen verendet sein dürfte. Die übrigen Elephanten stünden zwar in einem anderen Dschungel, doch ebenfalls am Rande des Teiches. Um 5 Uhr war ich bereit; aber ein heftiger Gussregen hielt uns noch zurück, so dass wir erst gegen 6 Uhr im Dschungel waren. Diesmal begleitete mich außer den Schikârîs nur Mr. Pirie. Gleich beim Aussteigen aus dem Boote sah ich Vertreter dreier mir neuer Thierspecies, nämlich einen Hasen (*Lepus nigricollis*), etwas kleiner und mit kürzeren Löffeln als der unsrige, ferner einen Pfau und das prachtvolle, schœue Dschungelhuhn von Ceylon (*Gallus lafayetti*).

Wir waren bald auf der Fährte der Elephanten und schlichen im Dschungel wacker vor, bis ich nach kurzer Zeit hörte, dass die Unge-  
thüme äsend Äste abrissen, und in dem aller dichtesten Gebüsch die Läufe und Rüssel mehrerer Elephanten sah. Ich wollte mich auf einem anscheinend sehr günstigen Wechsel anpürschen, wurde aber daran leider von meinen Begleitern verhindert, die zum Abwarten riethen. Die Folge war, dass die Elephanten, nachdem der Wind umgeschlagen hatte, mit großem Gepolter austrissen, ohne dass ich auch nur einen Schuss hätte anbringen können.

Nun begann es obendrein heftig zu regnen, so dass wir thatsächlich wie »die begossenen Pudel« dastanden. Meine Begleiter versicherten zwar, wir würden die Flüchtlinge bald einholen, allein dieses Ereignis trat, wie die Folge lehrte, erst nach sieben Stunden Suchens und Pürschens ein.

Wir zogen anfänglich einige Zeit den Fährten nach, entschlossen uns aber endlich, da es des heftigen Regens wegen sehr schwer war, genau nachzukommen, zwei Schikârîs auszusenden, um die Elephanten neuerdings einzukreisen und zu bestätigen. Diese Wartezeit benutzten wir zu einem Frühstück. Auf der Suche nach einem geeigneten Platze trafen wir auf ein äußerst seltenes und interessantes Thier, ein geradezu kolossales Exemplar einer Eidechse (*Varanus salvator*), welches mich lebhaft an die Sage vom Tatzelwurm erinnerte. Das Reptil lag auf

ungefähr 2 *m* vom Wege, blinzelte uns mit seinen kleinen Äuglein an und rührte sich nicht von der Stelle, obgleich wir laut sprachen und beriethen, wie wir es tödten sollten, da ich der Elephanten halber nicht zu schießen wagte. Endlich schnitten wir einen jungen Baum ab, Pirie näherte sich der Eidechse wie Sanct Georg dem Drachen und hieb auf den Kopf des Wurmes ein, der mit seinem langen, stacheligen Schweife wüthend um sich schlug und den Boden aufwühlte. Mehrere weitere Hiebe zertrümmerten dem Thiere die Schädeldecke und bald lag dasselbe verendend auf dem Rücken, worauf wir es knickten und ihm mit einem tiefen Schnitt die Brust öffneten. Es war ein Riesenthier: wenigstens 2 *m* lang, 0.5 *m* an Leibesumfang messend, 20 *cm* hoch, ähnelte es ganz einem Krokodile, für das ich es auch zuerst gehalten hatte. Die Decke, welche ungemein dick war, so dass wir sie nur mit einem scharfen Jagdmesser durchtrennen konnten, bestand aus harten Schuppen; der Rücken war schwarz mit gelben Ringen und Punkten, der Bauch ganz gelb; die Läufe waren wie jene eines Dachshundes nach außen gedreht und mit langen Krallen versehen. Wir ließen das merkwürdige Thier liegen, bezeichneten den Platz und begaben uns, um zu frühstücken, nach einer kleinen Lichtung, über welche ein ganzer Flug Nashornvögel oberhalb unserer Köpfe hinwegstrich.

Mein vorsichtiger John hatte inzwischen, von der ganz zutreffenden Annahme ausgehend, dass ich durch den Regen völlig durchnässt sein würde, frische Kleider gebracht, und da die Sonne eben wieder freundlich blinkte, wechselte ich den Anzug. Kaum hatte ich meine Toilette vollendet, öffneten sich aufs neue alle Schleusen des Himmels, und in wenigen Minuten waren wir abermals bis auf die Haut nass. Doch dergleichen gewöhnt man bald, und ich schlief sogar zwei Stunden auf bloßer Erde vortrefflich.

Mittlerweile waren die ausgesandten Schikârîs mit zwei Meldungen zurückgekommen; die erste derselben war erfreulich: die Elephanten seien wieder bestätigt; die zweite aber um so bedauerlicher: unser Ungeheuer, der Tatzelwurm habe das Weite gesucht und sei nicht mehr zu finden. Letztere Nachricht erschien so ungläublich, dass Pirie gleich an Ort und Stelle lief, wo er sich in der That überzeugte, dass das Reptil verschwunden war. Nur eine schwache Schweißspur führte an der Stelle, wo wir den Wurm geknickt hatten, einige Schritte weit im Grase hin. Ich war untröstlich darüber, dass meiner Sammlung ein bereits erworbenes, höchst interessantes Curiosum wieder verloren gegangen war, konnte mich aber unmöglich dazu verstehen, das Ver-

schwinden meines Tatzelwurmes auf dessen trotz Zertrümmerung des Schädels und erfolgter Kniekung ungebrochene Lebenskraft zurückzuführen. Ich nahm als Ursache des Verschwindens des Wurmes ein weit plausibleres Moment an; denn zweifellos handelte es sich nur um die Lebenskraft des Aberglaubens der Eingeborenen, welche für den verschleppten Wurm sicherlich gute Verwendung wussten.

Doch über das verlorene Reptil vergaß ich der wieder bestätigten Elephanten nicht. Diese waren äußerst unruhig und zogen ununterbrochen hin und her, so dass es nur nach großer Mühe gelang, einen derselben anzupürschen. Ich kam ihm ziemlich nahe und hätte noch besser ankommen können, hätte ich nicht plötzlich bemerkt, dass er Zeichen der Unruhe gab, da mir meine Begleiter im Übereifer wieder nachgeschlichen und offenbar vom Elephanten bemerkt worden waren. Es war höchste Zeit. Ich suchte die Stelle am Haupte bei der Rüsselwurzel aus und gab Feuer. Im selben Momente krachten vier Schüsse neben mir — Pirie und der schwarze Schikârî hatten die beiden Reservegewehre abgefeuert, eine Unsitte, welche gleichwie die Gewohnheit, dem Vormanne selbst im dicksten Dschungel stets mit gespannter Büchse nachzukriechen, sehr dazu beiträgt, sogar einen ruhigen Jäger nervös zu machen und das sichere Pürschen zu erschweren.

Der dichte Rauch, welchen das Abfeuern von fünf, eine Gesamtladung von 40 g Pulver repräsentierenden Schüssen erzeugt hatte, verhinderte einige Zeit hindurch jeden Ausblick und erst, nachdem die Luft rein geworden, machte ich eine traurige Wahrnehmung — der Elefant war verschwunden. Von einem Nachsuchen war keine Rede da es gar zu stark regnete. Ein solcher Tropenregen ist nur mit dem stärksten Platzregen unserer Gegenden zu vergleichen.

Ein rechter Unglückstag heute. Es musste mir rein jemand »einen Waidmann gesetzt« haben. Verdrießlich, frierend, völlig durchnässt eilte ich noch fast 7 *km* weit zu meinem Boot, welches mich über den Teich ins Bungalow zurückbrachte. Hier stärkte ich mich mit Punsch und verschiedenen Groggs, mit welchen mich der des Fiebers halber besorgte Mr. Jevers versehen hatte.

Kalawewa, 11. Jänner.

Wir hatten den Gouverneur telegraphisch um eine eintägige Verlängerung des Aufenthaltes gebeten; denn ich wollte, obgleich mein Vertrauen auf Erfolg recht erschüttert war, doch noch einmal mein Glück auf der Elephanten-Pürsche versuchen.

Schon um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr, als noch Mond und Sterne am Himmel standen, fuhren wir im Boot hinaus. Die ganze Natur schien zu schlafen und kein Lüftchen regte sich, bis endlich ein lichterer Streifen im Osten den nahenden Tag verkündete. Nach und nach hörte man die Stimmen der erwachenden Vogelwelt, Enten zogen hin und her, und überall war das heisere Geschrei der Reiher und Cormorane vernehmbar. Als es etwas heller geworden, begannen wir am Uferrande abzuspüren und stellten bald fest, dass die ganze Elefantenherde ihr gewöhnliches Dschungel verlassen hatte und quer durch einen Theil des Teiches abgezogen war. Kinsky, welcher anfänglich beabsichtigt hatte, auf einen von der Herde getrennten Elefanten zu pürschen, schloss sich uns an, und nun wateten wir eine gute Stunde lang durch all die Wasserarme, Tümpel, Sümpfe und das Röhricht. Dieses Waten im Wasser stellte, da die Hitze wieder zugenommen hatte, gleichzeitig ein sehr angenehmes, erfrischendes Bad dar.

Landschaftlich bot dieser Theil des Jagdgebietes ein wunderbares Bild durch die üppige Sumpflvegetation, die zahlreichen freien, mit Seerosen überzogenen Wasserflächen und die zwischen diesen aufragenden mächtigen Bäume. Auf diesen saßen die schönsten Silberreiher und vor allem Exemplare des von mir zum erstenmale beobachteten Adjutant-Vogels oder Marabu-Storches (*Leptopilus javanicus*) mit metallisch grünen Flügeln, weißer Brust und röthlichen Ständern. Erstaunt betrachteten alle diese Vögel unsere watende Karawane.

Die Fährte der Elefanten war in dem nassen Boden leicht zu erkennen. In der Herde musste, wie uns die Leute erklärten, auch ein besonders großer Elefant sein, da in beträchtlicher Höhe Zweige abgerissen waren.

Im Schatten eines riesigen Baumes machten wir Halt und entwarfen, da sich die Elefanten nach Durchwatung des Teiches in ein verhältnismäßig kleines Dschungel gezogen hatten, einen neuen Feldzugsplan. Dieses Dschungel, von dem Teiche und von der Straße begrenzt, hatte etwa die Form eines Dreiecks; waren die Elefanten noch nicht jenseits der Straße, so hatten wir gewonnenes Spiel. Rasch eilten wir vorwärts, doch schon nach wenigen Schritten constatirten wir auf dem rothen Sande der Straße, dass die Elefanten aus dem schützenden Dickicht über den Weg gewechselt waren, was uns sehr herabstimmte, da an eine weitere Verfolgung kaum zu denken war. Als wir eben unserem Unmuthe freien Lauf ließen, kam ein Schikârî, der vorausgeeilt war, mit freudestrahlendem Gesichte herbeigelaufen und

meldete, dass die Elephanten oberhalb unseres Standplatzes wieder in das Dschungel zurückgekehrt seien und sich noch darin befänden; man höre sie deutlich brechen. Schon vor Beginn der heutigen Pürsche hatte ich mir, gewitzigt durch die Erfahrungen der letzten Tage, möglichst geringe Begleitung erbeten. So blieben denn Kinsky und Pirie an den beiden, die Straße überquerenden Wechsellern stehen, während ich mit Mr. Murray und meinem Lieblings-Schikârî, einem kleinen, alten Manne mit wallendem Bart und gemüthlich freundlichem Gesichtsausdrucke, in das Dschungel eindrang.

Fünfhundert Schritte weit mochte ich vorgegangen sein, als ich die Elephanten zu Gehör bekam und binnen kurzem auf einer kleinen Lichtung eines capitalen Elephanten gewahr wurde, der ruhig stand und hin und wieder an den Büschen äste. Ein großartiger Anblick. Mein Jägerherz schlug höher angesichts dieses an vorstündflutliche Thiere gemahnenden Kolosses. Ich schlich mich möglichst nahe heran, zielte scharf auf das Ohr und als ich losgedrückt, sah ich den Elephanten im Feuer stürzen. Durch den Schuss kam in das ganze Dschungel Leben, von allen Seiten hörte man Elephanten brechen und ausreißen — es war ein fürchterlicher Lärm, da, wie sich später ergab, ungefähr dreißig Elephanten nach allen Richtungen auseinanderstoben. Ich stand noch auf dem Flecke, wo ich geschossen, als auf etwa sechs Schritte von mir ein riesiger, mit langen Stoßzähnen bewehrter Solitär-Elephant in voller Flucht aus der Dickung auf der kleinen Lichtung erschien. Mein zweiter Lauf war noch geladen, und so schoss ich denn gerade zwischen Licht und Ohren. Ein trompetenartiger Ton war die Antwort und anscheinend schwer getroffen flüchtete der wankende Riese, ganze Stämme niederbrechend, in entgegengesetzter Richtung. Der Rest der Herde, nicht wissend, wo sich der Schütze befand, raste wie toll im dichten Dschungel umher, und jeden Augenblick sah ich entweder die Läufe oder den Rüssel oder den Kopf eines Elephanten zwischen den Büschen erscheinen. Leider wurden nun meine Begleiter von einer solchen Aufregung und Kopflosigkeit ergriffen, dass sie, statt mir die Reservegewehre zu geben, ein wohlgenährtes, regelloses Schnellfeuer ohne Ziel und Zweck eröffneten, wodurch sie die Elephanten nur noch scheuer machten und die Gefahr, sich wechselseitig anzuschließen, erhöhten. Im Kugelregen stehend, schrie ich den wilden Schützen zu, das Feuer einzustellen; doch ohne jeden Erfolg. Inzwischen hatte ich meine Büchse wieder geladen und sprang auf einen Wechsel vor, von welchem her ich starkes Brechen gehört hatte. Im dichten Unterwuchs

sah ich mehrere Stücke sehr flüchtig vorbeiwechseln, wählte, durch eine ganz kleine Lücke hindurchblickend, ein starkes Thier aus und schoss es in voller Flucht nieder.

Waidmännische Genugthuung erfüllte mich in hohem Maß, als ich vor meinem zweiten Elephanten stand, einer starken Kuh, die verendet vor mir lag. Ich kehrte zu meinem ersten Elephanten zurück und überzeugte mich, dass ich ein außergewöhnlich starkes Männchen erlegt hatte, das sogar Stoßzähne besaß — eine große Seltenheit bei Elephanten auf Ceylon. Mein alter Schikârî war halb toll vor Freude, drückte mir in singhalesischen Worten seine Bewunderung aus und strichelte mich sogar.

Nun krachten auch auf der Straße Schüsse, sowohl in der Richtung Piries, als auch in jener Kinskys. Gleich darauf kam Pirie ganz aufgeregt herbeigestürzt und beglückwünschte mich, als ich ihm schon von weitem zurief, dass ich zwei Elephanten auf der Decke hätte, auf das lebhafteste, beifügend, dass er ebenfalls einen starken Elephanten erlegt und einen zweiten angeschossen habe. Ich musste ihm gleich meine beiden Exemplare zeigen, die Schweife, da diese in ganz Indien als Trophäen galten, selbst ablösen und auf besonderen Wunsch der Singhalesen zum Beweise der Besitzergreifung auf meine Elephanten hinaufsteigen.

Alles lachte, schrie, gesticulierte und sprang um die Elephanten umher, so dass in diesem allgemeinen Freudentaumel meine Bitte, eine Nachsuche nach dem dritten, stark schweißenden Elephanten zu unternehmen, ganz ungehört verhallte.

Endlich kehrte ich, da mit den Leuten absolut nichts anzufangen war, auf die Straße zurück, wo ich Kinsky fand, der mir sehr stolz entgegenkam, da er ebenfalls einen Elephanten in voller Flucht erlegt hatte. Die Elephanten, dreißig an der Zahl, hatten Kinsky auf seinem Stande wahrgenommen und umgeschlagen; er aber war ihnen sehr geschickt vorgelaufen und hatte von einem Felsen hinabgeschossen. Offenbar waren alle Elephanten aus der Gegend, durch die zwei vorhergehenden Pürschtage scheu gemacht, in dieses kleine, jenseits des Teiches gelegene Dschungel zurückgewichen. Wurmbrand und Clam, die im jenseitigen Terrain gepürscht, hatten daher nur die Fährte, die ganz frisch in das besagte Dschungel führte, gefunden und waren, nachdem sie mich von weitem auf derselben Fährte gesehen hatten, umgekehrt. Clam hatte dann eine Affenfamilie verfolgt und nach vielem Laufen und Schießen zwei Mitglieder derselben erlegt.

Umgeben von den noch immer vor Freude schreienden Schikârîs gieng ich ins Bungalow, um Hodek zu holen, und kehrte nach einem rasch eingenommenen Frühstück in das Dschungel zurück, wo Hodek sowie ein Photograph aus Kandy Aufnahmen machten und ersterer sodann die Elephanten zerlegte. Mit unsäglichlicher Mühe wurden die Häupter, die Läufe, sowie große Stücke der mehr als zolldicken Haut abgetrennt. Das Abhauen der Läufe mit großen Beilen glich dem Fällen starker Bäume.

Hunderte von Singhalesen, die mit Weib und Kind aus den umliegenden Dörfern herbeigeeilt waren, betrachteten in großem Kreise neugierig das Schauspiel.

Da hinlänglich Zeit erübrigte, beschloss ich noch eine Fahrt auf den Teichen zu unternehmen, um Wasservild zu erlegen. In einem kleinen Boote ruderten Piric, ich und mein Jäger hinaus in den nördlichen von uns bisher noch nicht befahrenen Theil des Teiches. Die Sonne stand schon tief am Horizont und warf malerische Lichter auf die dürrn Riesenbäume, deren verschlungene, mitunter schlangenartig gewundene Äste und die im Wasser schwimmenden Wurzeln. Gleich beim Wegfahren erlegte ich mehrere Cormorane, sowie einen schwarzweißen Eisvogel, den sogenannten Graufischer (*Ceryle rudis*), schoss aber dann nicht mehr auf Sumpfwild, da ich hoch in den Lüften einen prachtvollen weißbauchigen Seeadler (*Haliaëtos leucogaster*) kreisen sah. Nach einigem Suchen fand ich auch auf einem großen Baume seinen Horst, welchem das Adlerweibchen, das anscheinend Junge hatte, zustrich. Ich sandte zwei Schüsse empor, welche das Thier trafen, aber leider nicht tödtlich verletzten, so dass es abstrich, um jedoch nach wenigen Minuten, allerdings höher ziehend, zurückzukehren. Da ein zweiter Schuss erfolglos blieb, so beschloss ich, ungefähr eine Stunde später neuerlich nachzusehen.

Es gelang mir unmittelbar darauf, noch zwei ebenfalls mit weißbauchigen Seeadlern besetzte Horste zu entdecken, deren Besitzer aber scheuer waren als das Adlerweibchen des ersten Horstes; denn obwohl ich das Boot weggeschickt hatte und lange Zeit auf einem aus dem Wasser emporragenden Baumstrunke wartete, kamen die Adler nicht, sondern hackten, ohne sich zu rühren, weit davon auf.

Zwei große Affen, die hier in tollen Sprüngen von Baum zu Baum setzten, schoss ich mit der Kugel, ohne dieselben heimbringen zu können, da der eine im Geäste hängen blieb, der andere aber, ins Wasser fallend, sofort untergieng.

Eine Stunde war verstrichen, ich kehrte zum ersten Horste zurück und erbeutete mit einem weiten Schusse den schönen, alten Adler. Doch nicht genug. Der heilige Hubertus war mir an diesem Tage besonders gnädig! Wir hatten kaum mehrere hundert Schritte weit gerudert, als ich einen capitalen, wilden Büffelstier (*Bos bubalus*) entdeckte, der sich am Rande des Teiches sonnte. Die Distanz war bedeutend; wir näherten uns daher mit leisen Ruderschlägen in schräger Richtung. Als der Büffel uns endlich erblickt hatte, wandte er sich keineswegs zur Flucht, sondern trat im Gegentheile noch einige Schritte vor und äugte uns herausfordernd, zornig an. In diesem Momente bot der mächtige Stier ein prächtiges Bild: bald hob, bald senkte er das kräftige, mit langen Hörnern bewehrte Haupt; dann wieder wühlte und stampfte er, Wasser und Schlamm meterhoch emporschleudernd, in dem Morast umher; glühend funkelten die Lichter und bebend schlugen die Flanken des Stieres; unaufhörlich peitschte er den zottigen Leib mit dem Schweif. Unsere Anwesenheit schien das Thier sehr zu erbosen, denn immer heftiger bearbeitete es, aus blutunterlaufenen Nüstern schnaubend, das Erdreich.

Obwohl mir Pirie versicherte, dass mein kleiner 450er Rifle wenig Wirkung haben werde, versuchte ich doch, auf die Güte meines Lieblingsgewehres vertrauend, einen Schuss auf hundert Gänge hoch Blatt; der Büffel zeichnete und riss aus. Während er flüchtete, schoss ich zum zweitenmale. Nach ungefähr 50 Schritten blieb er stehen und äugte zornig zurück, welchen Moment ich benützte, um ihm noch eine Kugel nachzusenden, worauf er mit einem guten Zeichen im dichten Dschungel verschwand.

Wir schifften uns nun aus und fanden wenige Schritte vom Anschusse reichlichen Schweiß; doch konnten wir die Nachsuche leider nicht fortsetzen, da es schon stark dunkelte.

Als wir im Bungalov anlangten, war die Nacht bereits angebrochen, und nun sprachen wir dem redlich verdienten Diner, das in heiterster Laune aller Theilnehmer verlief, wacker zu. Nach demselben genossen wir das Schauspiel eines jener merkwürdigen Teufelstänze, welche die abergläubischen Singhalesen zur Vertreibung der bösen Geister zu veranstalten pflegen. Daneben sind übrigens auch symbolische Tänze üblich, wobei der Kampf mit einem der bösen Geister dargestellt wird. In den verschiedenartigsten Costümen, mit silbernem und aus Muscheln hergestelltem Schmucke behängt, führten ungefähr zwanzig Männer, untereinander abwechselnd, allerlei groteske und wilde Tänze vor, die

bald an einen Csárdás erinnerten, bald aber nur in convulsivischen, clownartigen Sprüngen und Leibesverrenkungen bestanden, wobei die Tänzer sangen oder heisere Laute ausstießen. Längliche, fassähnliche Trommeln, von den Tänzern selbst und von nebenstehenden Personen im Takte geschlagen, vervollständigten die musikalische Begleitung des seltsamen Ballets. Die Ältesten und Häuptlinge der Umgegend waren in reicher Gewandung erschienen und wohnten, neben uns sitzend, dem Schauspiele bei. Eine Stunde später wurden noch einige Feuerwerkskörper abgebrannt; dann war das interessante, wilde Fest zu Ende.

In vorgerückter Stunde, mitten in einer Wildnis, die, ferne von jeder civilisirten Niederlassung, nur von Singhalesen bewohnt ist und Elephanten, Büffel, Krokodile beherbergt, wurde ich in überraschender Weise an civilisatorische Einrichtungen gemahnt. Zwei Reporter, die hieher geeilt waren, um mich zu interviewen! Ein Interview im Bungalow, zu nachtschlafender Zeit, nach mehreren ermüdenden Jagdtagen, schien mir etwas viel verlangt, und so mussten die berufstreuen Opfer der Publicistik unverrichteter Dinge abziehen, um meilenweit ihrem Nachtlager zuzuwandern.

Kalawewa — Kandy, 12. Jänner.

Der Tag des Aufbruches von Kalawewa und der Rückkehr nach Kandy war gekommen. Morgens 6 Uhr saßen wir im Sattel, um einen anderen Weg als jenen, den wir bereits kannten, nach Dambul einzuschlagen. Mein Ross war ein australischer Fuchs aus dem Stalle des Gouverneurs. Der Gaul schien wenig zu versprechen, bewies aber im Laufe des Rittes vorzügliche Eigenschaften, namentlich bewundernswürdige Ausdauer.

Zu Anfang gieng's durch bekannte Gegenden, dann aber durch schönes Dschungelland, über Felspartien hinüber, an vielen Teichen und Mooren vorbei, durch zahlreiche ausgetrocknete Flussbette, an deren Rand gewaltige Bäume Schatten spendeten.

Bei dem Rasthause von Nalande, unweit eines kleinen, malerisch gelegenen Buddha-Tempels, rasteten wir. Wieder zu Pferde, erklärte Pirie, wir kämen zu langsam vorwärts und legte ein Trabtempo vor, das russischen Trabern von Profession alle Ehre gemacht hätte. Genügte dies nicht, so galoppierten wir, und zwar in scharfem Jagdtempo, ohne Rücksicht auf den vielfach gekrümmten Weg, die zahlreichen Steine und Wurzeln, bald über Reisfelder, bald durch das dichteste Dschungel

sausend. Ein toller Ritt! Vorauf Pirie auf einem dicken Schwarzbraun; dann ich auf dem steifen, verstellten Fuchs, der wie ein Drache gieng; Kinsky und Clam auf zwei hohen, australischen Wagenpferden; Wurmbrand auf einem kleinen Polo Pony; Prónay ebenfalls auf einem siebzehnfäustigen Wagengaul und zum Schluss ein kohlrabenschwarzer Gendarmerie-Wachtmeister auf einem uralten, schneeweißen Schimmel. Die Thiere hielten bei der großen Hitze und der tollen »Juckerei« ganz unglaublich gut aus. Bald waren 26 *km* zurückgelegt. Von Schweiß triefend, langten Ross und Reiter in Dambul an, wo wir noch lange auf die Ankunft der Jäger, der Bagage und der Wagen zu warten hatten.

Doch diese Pause war eine willkommene! Harreten doch unser in Dambul freundliche Boten aus der Heimat, Bringer guter Nachrichten — die ersten Briefe und Zeitungen aus Wien. Am 18. December dort zur Post gegeben, hatten die Poststücke den Weg von der Kaiserstadt am Donaustrande bis in das Dschungel von Dambul in 25 Tagen zurückgelegt.

Nach kurzer Rast setzten wir die Reise zu Wagen fort, unterbrachen diese jedoch, um zwischen Nalande und Matale die große Factorci Kawadapella zu besichtigen, welche, einer Actiengesellschaft gehörend und von Engländern verwaltet, auf den ausgedehnten Plantagen Thee, Kaffee und Cacao produciert.

Gegenwärtig ist ungefähr ein Fünftel der Oberfläche Ceylons dem Baue von Nutzpflanzen gewidmet. Diese sind theils einheimische Gewächse, wie Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Bambus, Früchte und Gewürze aller Art, theils fremdländische, welche ihre Cultur auf dem so fruchtbaren Boden der Insel der colonisatorischen Thätigkeit der Engländer verdanken. Die Einführung, Anpassung und Cultivierung neuer ertragreicher und lohnender Mercantilpflanzen bietet in allen colonialen, ja in allen Culturterritorien überhaupt einen Haupthebel der fortschrittlichen Production.

Gleichwie unser einst nur mit indigenen Gewächsen bedecktes Europa durch die Einwanderung insbesondere asiatischer Culturpflanzen jetzt ein Vegetationsbild bietet, das vielfach fremdländische, mit dem europäischen Heimatsrechte begabte Elemente einschließt, so haben auch auf Ceylon kaufmännischer Speculationsgeist und agricole Erfahrung neu eingeführten, äußerst wertvollen Culturpflanzen wiederholt die ersten Plätze im landwirtschaftlichen Betriebe der Insel angewiesen.

Unter der niederländischen Herrschaft (1656 bis 1802) hat hier der von altersher berühmte ceylonische Zimmt (*Cinnamomum ceylanicum*) die besondere Fürsorge der Pflanzer gefunden und unter den Erzeugnissen der Insel die Hauptrolle gespielt. Als jedoch im 18. und insbesondere im 19. Jahrhundert bei den civilisierten Nationen Kaffee als Getränk in Aufnahme kam, lenkte sich der commercielle Blick der Pflanzer auf den Anbau der bis ans Ende des 17. Jahrhunderts ausschließlich in Arabien cultivierten Kaffeestaude. Ihre Bedeutung wuchs unter dem Regime der Engländer so sehr, dass um die Mitte unseres Jahrhunderts die Kaffeepflanzungen die vornehmste Quelle des Reichthums von Ceylon darstellten. Diese Periode fand ein jähes Ende, als die zuerst 1869 beobachtete Blattkrankheit oder Kaffeepest (*Hemileia vastatrix*) — ein Pilz — die mit Kaffee bestellten Felder befiel und sie so intensiv beschädigte, dass allein im Decennium 1878 bis 1889 die Kaffeepflanzungen um vier Fünftel ihres Arealen reducirt wurden, wiewohl sie 1891 immerhin noch etwa 27.000 *ha* bedeckten.

Angesichts der durch die Kaffeepest bewirkten Verheerungen wandten sich die Plantagenbesitzer, von englischen Capitalisten wirksam unterstützt, vom Jahre 1873 ab der Cultur der Theestaude zu. Der mit der Theecultur verbundene Aufwand an Arbeit und Kosten übersteigt jedoch die Ansprüche, welche die Kaffeecultur an die Bearbeitung und an den Gesamtbetrieb stellt, wozu noch kommt, dass die Differenz in den Preisen des fertigen Productes zu Ungunsten des Theebaues in die Wagschale fällt. Dessenungeachtet hat die Theecultur in Ceylon festen Fuß gefasst; ja sie überflügelte 1891 mit ihren rund 95.000 *ha* umfassenden Plantagen weitaus die dem Kaffeebaue gewidmete Fläche.

Die intensiv grünen Blätter der niedrigen Theestaude werden gesammelt, auf mit Leinwand überzogenen Stellagen zum Trocknen ausgelegt, sodann in einer Maschine gerollt und in einer Dörre solange geröstet, bis sie die bekannte dunkle Farbe erhalten. Den Schluss der Proeedur bildet die durch eine Maschine erfolgende Sortierung der Blätter in drei der Güte nach verschiedene Kategorien, worauf das Product zur Verpackung bereit ist. Der ganze Vorgang von der Pflücke bis zur Verpackung erfordert die Zeitdauer von 48 Stunden. Wie man mir sagte, werden in Kawadapella aus je 1600 *kg* Blättern 400 *kg* Thee gewonnen.

Seit den Sechziger-Jahren hat sich auch der Anbau der aus den Cordilleren stammenden *Cinchona*, deren Rinde zur Herstellung des Chinins dient, in Ceylon verbreitet, so dass 1891 hier etwa 16.000 *ha*

mit Chinarindenbäumen bepflanzt waren. Ferner ist hier in dem gleichen Jahre der Cultur der Holz, Faser, Nüsse und Öl liefernden Cocospalme (*Cocos nucifera*) eine Fläche von rund 263.000 *ha* gewidmet gewesen. Die Cultur von Reis und von anderen Körnerfrüchten erstreckte sich auf eine Fläche von über 267.000 *ha*. Eine bedeutende Ausdehnung haben auch die berühmten Fruchtgärten Ceylons erlangt.

Nachdem uns in der Factorei köstlicher Thee, wie ich ihn noch nie getrunken, credenzt worden war, brachen wir auf. Noch 16 *km* Weges und wir waren in Matale. Hier erreichte mich ein Telegramm des in Kalawewa zurückgebliebenen Mr. Jevers, welches die Nachricht enthielt, dass nachsuchende Schikâris den von mir angeschweißten Büffel etwa tausend Schritte vom Anschussorte entfernt verendet gefunden hatten.

Von Matale brachte uns ein Extrazug nach Kandy.

Ein echter schottischer Dudelsackpfeifer riet uns vor 8 Uhr zum Diner im Pavillon. Der Tafel wohnte nebst dem Gouverneur und seiner Familie noch General Massy mit seiner reizenden, der deutschen Sprache mächtigen Tochter bei. Nach Tische führten die beiden jungen Damen Miss Havelock und Miss Massy, sowie die Adjutanten des Gouverneurs, zwei schottische Highlander-Officiere, in ihren klidsamen Costümen unter den Klängen des Dudelsacks einen graziösen hochschottischen Nationaltanz auf.

Kandy—Colombo, 13. Jänner.

Um  $\frac{1}{2}$ 8 Uhr morgens las mir der päpstliche Delegat für Indien, Monsignore Zaleski, welcher den größten Theil des Jahres in Kandy zubringt, in der kleinen katholischen Kirche eine feierliche Messe, welcher die gesammte katholische Gemeinde, zumeist aus Mischlingen von Europäern und Singhalesen bestehend, beiwohnte. Dem Monsignore assistierte eine große Anzahl vorwiegend dunkelfarbiger Geistlicher, während die Musik und der Gesang in wenig harmonischer Weise von den Gläubigen bestritten wurde. Nach Beendigung des Gottesdienstes wollte ich dem Delegaten meinen Besuch abstatten, traf ihn aber zu meinem Bedauern nicht an.

Wir unternahmen nun eine herrliche Morgenspazierfahrt auf der Lawrence Drive, einer Straße, die eine Reihe von Hügeln entlang führt und eine entzückende Aussicht auf Kandy, den großen Teich, den Buddha-Tempel, das gesammte Weichbild der Stadt und auf die spitzen

Gebirge des Hintergrundes gewährt. Noch schimmerte alles im bläulichen Hauche des Morgens: die Häuser der Stadt zu meinen Füßen, das Thal von Kandy, die fernen Höhenzüge.

Nachdem ich in Kandy, nach Nachrichten aus der Heimat lüsternd, die Reuter-Depeschen durchgesehen hatte, nahm ich im Pavillon des Gouverneurs von Sir Arthur und Lady Havelock herzlichen Abschied. Um die Erinnerung an die Stunden des Beisammenseins mit diesem liebenswürdigen Paare auch durch ein sichtbares Zeichen festzuhalten, ließen wir uns im Vereine mit den Genannten in einer Gruppe photographisch aufnehmen.

Die Rückfahrt nach Colombo war prächtvoll; einen Theil der Fahrt machte ich, um vollkommen freien Ausblick zu genießen, auf der Locomotive und konnte mich an den landschaftlichen Reizen der ganzen Strecke nicht satt sehen.

Der Nachmittag in Colombo war Einkäufen gewidmet. Das Diner nahmen wir, einer Einladung unseres Consulargerenten Schnell folgend, in dessen außerhalb der Stadt gelegenen Landhause. Herr und Frau Schnell, letztere eine junge, hübsche Dame, die in patriotisch schwarzgelber Toilette erschienen war, machten in angenehmster Weise die Honneurs und erfreuten uns nach dem Diner mit der Vorführung eines Teufelstanzes, der sich aber von jenem, den wir in Kalawewa gesehen, wesentlich unterschied. Er war, möchte ich sagen, civilisierter, weniger grotesk und zeichnete sich hauptsächlich dadurch aus, dass die Tänzer auf dem Kopfe große, fratzenartige Holzmasken trugen, aus denen sie sehr geschickt Feuer speien und bliesen. Musik und Gesang waren gleicher Art wie bei dem Tanze der Dschungel-Bewohner in Kalawewa. Wir saßen unter Palmen in einem Gartenkiosk, während die Tänzer sich auf freiem Rasen bewegten.

Auf den Teufelstanz folgte die Production eines Taschenspielers, der verschiedene Kunststücke zum besten gab. Interessant war die Art, in der er das Wachsthum eines Mangobaumes vorführte. Der Zauberer breitete ein Tuch zu Boden, hob es nach einigem Hocuspocus auf und siehe, etwa zollhoch schien die kleine grüne Pflanze emporgewachsen. Immer wieder verhüllte der Künstler die Pflanze mit dem Zaubertuche und so oft er es lüftete, war sie wieder höher emporgeschossen. Sie wurde immer größer und üppiger, ein Strauch mit langen, schönen Blättern, ein sprießendes Bäumlein, ein blühender Baum, und endlich stand in voller Pracht ein mit reifen Früchten bedeckter, hoher Mangobaum vor uns auf dem Rasen. Auch als Schlangenbändiger

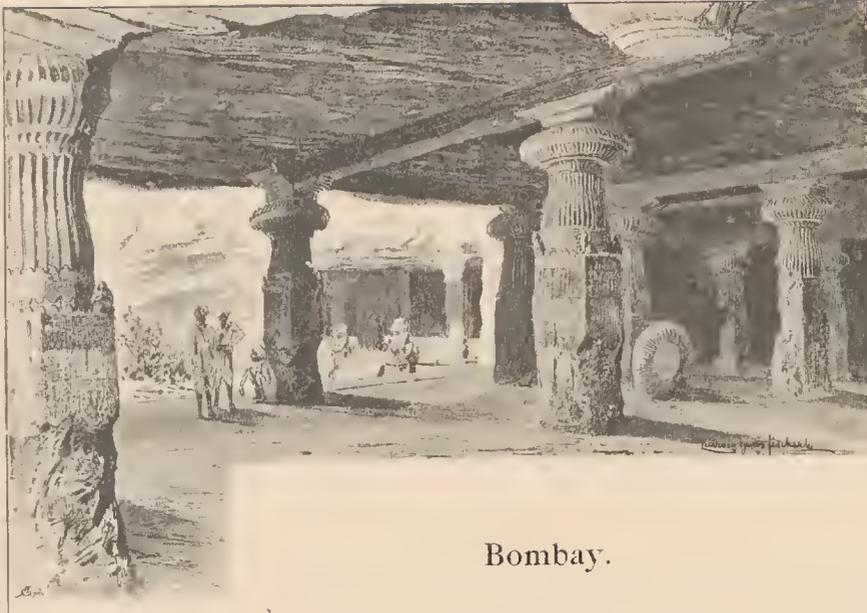
zeigte sich der Künstler. Aus zwei Körben schossen unter den Tönen einer Schalmei zwei Cobrasehlangen hervor. Sie bäumten sich, bliesen den mit der deutlich wahrnehmbaren Brille geschmückten Kopf fächerförmig auf und wandten sich zischend und fauchend gegen ihren Bändiger, was ziemlich gefährlich aussah, aber, da die Schlangen ihrer Giftzähne beraubt waren, thatsächlich ganz gefahrlos war. Trotzdem erhob Frau Schnell ein kleines Geschrei, als sieh eine der Bestien gegen uns kehrte und sich uns zu Füßen zischend auf dem Rasen wand.

Mit diesem Gartenfeste war unser Aufenthalt in Ceylon zu Ende. Wir nahmen von unseren so zuvorkommenden Gastfreunden Abschied und kehrten in später Stunde an Bord der »Elisabeth« zurück.



Bombay.





## Bombay.

In See nach Bombay, 14. Jänner.

Die vierte Morgenstunde hieß uns die Anker im Hafen von Colombo lichten und das irdische Paradies verlassen. Die Tage auf Ceylon, seine herrliche Tropenwelt, die Gastfreundschaft und die Genüsse, die uns das schöne Eiland geboten, leben in unserer Erinnerung fort.

Nicht der Engel in strahlender Rüstung und mit flammendem Schwerte, der Adam aus dem Paradiese gewiesen, sondern die prosaische Figur der unerbittlichen Marschroute hieß uns von dannen ziehen. So verließen wir denn, gleich unserem Stammvater, betrübt das Paradies. Allerdings in etwas vollständigerer Ausrüstung als jener; auch nicht um den Acker, sondern vielmehr um den Ocean zu durchfurchen im Schweiß des Angesichtes. Und dieses Pflügen war in der That nicht so einfach; denn im Golfe von Manar fanden wir die See ziemlich bewegt. Nachmittags kam das Cap Comorin in Sicht, welches südwestlich von der sogenannten Adamsbrücke liegt, einer Reihe von Sandbänken, die Indien mit Ceylon verbinden und gegen Norden zu, auf Felsenriffen ruhend, den Golf von Manar abschließen. Der Sage nach soll Gott Râma, als er Ceylon erobern wollte, um die von Râwana nach Lankâ (Ceylon) entführte Sitâ wieder zu gewinnen, den Meergott gezwungen haben, zwischen

der Insel und dem indischen Festlande eine Verbindung herzustellen. Der Meerergott thürmte nun Stein auf Stein empor, bis der Indien und Ceylon verbindende Damm entstanden war, über den Râma mit seiner Armee von Menschen und Affen hinwegmarschierte.

Wem Gott Neptun die bekannte maritime Steuer nicht auferlegte, der schrieb an diesem Nachmittag an seinem Tagebuche, das während der letzten Tage arg vernachlässigt worden war, oder hatte mit Sichten und Packen der auf Ceylon erworbenen Schätze vollauf zu thun.

Gegen Abend lullte der Wind etwas ein, so dass wir unser Diner in Ruhe auf dem Achterdeck einnehmen konnten.

In See nach Bombay, 15. Jänner.

Die See ist ganz ruhig. Eine frische Brise fächelt Kühlung. Der Tag ist herrlich. Um 10 Uhr fand der sonntägliche Gottesdienst statt. Den ganzen Tag über wurden Briefe verfasst; denn in Bombay sollte die Post abgelaufen werden. Gegen Mittag kam die indische Küste, welcher wir auf zehn Meilen Entfernung entlang fuhren, in Sicht. Das Land ist nur in bläulichen Umrissen erkennbar. Abends waren an der Küste zahlreiche Feuer sichtbar, deren Bedeutung wir uns nicht erklären konnten.

In See nach Bombay, 16. Jänner.

Heute hatten wir die indische Küste beinahe unausgesetzt in Sicht. Gegen Mittag passirten wir Goa, die portugiesische Colonie. Der Wachofficier beobachtete einige auf dem Meere schwimmende Schlangen. Das Wetter ist wunderbar, die See spiegelglatt, dazu weht eine angenehme, wohlthuende Brise. Wir fuhren dem Lloyddampfer »Elektra« vor, welcher die kleine Flaggenfahne gehisst hatte. Ich benützte die Zeit, um mit Dr. v. Lorenz sämmtliche in Ceylon erbeutete Vögel und Schmetterlinge naturwissenschaftlich zu bestimmen. Abends stand ich stundenlang auf der Commandobrücke, den südlichen Sternenhimmel betrachtend.

Bombay, 17. Jänner.

Dichter Nebel bedeckte am Morgen die See und nur mit Mühe trug endlich die Sonne den Sieg davon. Als der Schleier zerrissen war, tauchten in der Ferne die Umrisse der Stadt Bombay, die umliegenden Hügel und Berge auf. Immer schärfer und schärfer bildeten sich die

Contouren, immer deutlicher ließ die tropische Beleuchtung das Bild hervortreten. Bald genossen wir den Anblick der weit ausgedehnten Stadt mit ihren großen, öffentlichen Gebäuden, ihren vielen Thürmen und Fabriksschloten, ihrem imposanten Hafen, in dem sich unzählige der größten Passagier- und Warendampfer, einheimische Küstenfahrer und Yachten befanden.

Bombay ist der Hauptort der gleichnamigen Präsidentschaft. Diese und die Präsidentschaften Bengalen und Madras, die Nordwestprovinzen, Audh (Oudh), das Pendschâb, die Centralprovinzen in Dekhan, dann die Provinzen Assam und Birma bilden die unmittelbaren Besitzungen Englands. Die mittelbaren Besitzungen sind die Vasallen-, tributären und zinsfreien Schutzstaaten und die Subsidienschutzstaaten. Zu den Schutzstaaten gehören die Rajputana Agency, die Central India Agency, die tributpflichtigen einheimischen Staaten Baroda, Haidarabad, Maisur, Kaschmir, Sikkim u. s. w.

Die vielumfassende Regierung des indobritischen Reiches (mit Ausnahme Ceylons und der Straits Settlements an der Malakkastraße) führt der Generalgouverneur (Vicekönig). Madras mit den Lakediven und Bombay (mit Sindh, Aden, Perim) stehen unter besonderen Gouverneuren; Bengalen, die Nordwestprovinzen und Audh, das Pendschâb unter Lieutenant-Gouverneuren; Assam, die Centralprovinzen und Birma unter Chief-Commissioners. British-Indien umfasst eine Fläche von 4,032.141  $km^2$  und nach der Zählung des Jahres 1891 287,223.431 Einwohner.

Bombay ist im Jahre 1661 als Mitgift der Infantin Katharina von Portugal an König Karl II. von England abgetreten worden und steht seit jener Zeit unter englischer Herrschaft. Der Name Bombay wird auf das portugiesische *bôa bahia* — guter Hafen — zurückgeführt; nach anderen ist er von Mumbai, der Gemahlin Schiwas, abzuleiten.

Mag nun eine der schützenden Gottheiten Indiens oder der maritime Scharfblick der Portugiesen diesem bedeutendsten der ostindischen Häfen seinen Namen verliehen haben: gewiss ist, dass der Seehandel und der Schiffsverkehr Bombays gewaltige Dimensionen angenommen haben. Im Jahre 1892 sind hier 757 Dampfer mit 1,325.039  $t$ , 410 Segler mit 54.685  $t$  und 48.602 Küstenfahrzeuge mit 1,393.676  $t$  ein- und ausgelaufen. Der Wert der Gesamteinfuhr Bombays hat im Jahre 1892 367,323.303 Rupien = 277,329.094 fl. ö. W., jener der Gesamtausfuhr 433,068.463 Rupien = 326,966.690 fl. ö. W. betragen. Das Wort Rupie kommt vom sanskritischen *rûpya*, welches »schön« und

dann auch »Silber« bedeutet. Nach der in den indischen Besitzungen Englands geltenden Rupien-(Silber-)Währung entspricht eine Silberrupie (à 16 Annas) für das Jahr 1892 dem Werte von 75·5 Kreuzern ö. W.

Die Stadt, gegenwärtig eine Bevölkerung von mehr als 800.000 Seelen zählend, liegt im Süden der gleichnamigen 18·4 *km* langen und bis zu 6·4 *km* breiten Insel. Diese stößt im Norden an die durch Dämme mit ihr verbundene große Insel Schatschaschthi (Salsette), über welche die von Bombay ausgehende Eisenbahn nach dem Festlande führt. Im Süden sendet die Insel zwei Landzungen aus, welche eine große Bucht, die Back Bay, im Halbkreise umfassen; die kürzere, westliche dieser Landzungen ist Malabar Hill, die lang ausgreifende, östliche, Colaba genannt. Malabar Hill, der Hügel, welcher der westlichen Landzunge ihren Namen verliehen hat, ist das Südende der westlichen der beiden basaltischen Felsenketten, welche die Insel an ihren Längsseiten, parallel zu der Küste durchstreichen. Colaba, die östliche Landzunge, ist durchwegs flach und im Süden von Riffen begrenzt, welche Leuchthürme tragen.

Diese beiden Landzungen nun und das Terrain, welches sich im Norden derselben bis zu der Ebene »the flats« und über die Vorstädte Byculla und Mazagon hinaus erstreckt, sind der Boden, auf dem sich Bombay erhebt.

Malabar Hill enthält an der Südwestspitze das Government House, dann den Tempel Walkeschwar und die den höchsten Punkt der ganzen Insel krönenden »Thürme des Schweigens«. Es bildet den Wohnort vieler wohlhabender europäischer, sowie der reichen eingeborenen Bewohner von Bombay, die sich hier zwischen Gärten und Bäumen in gesunder, von der Meeresbrise gekühlter Luft reizende Sitze gegründet haben. Ein Theil dieser Villenstadt, die bis über Camballa Hill hinaus reicht, blickt auf den Wasserspiegel des Indischen Oceans hinaus. Die Landzunge Colaba ist mit Kasernen bedeckt, in denen ein englisches Infanterieregiment und die Festungsartillerie untergebracht sind.

Nördlich von diesem Theile Bombays liegt zwischen der Back Bay einer- und dem Hafen im Osten andererseits die europäische Stadt, »Fort« genannt. Hier umgibt in der Form eines Halbkreises die Altstadt das einstige, jetzt zum Theile demontierte Castell (Castle), sowie die neueren Stadttheile, unter welchen der Elphinstone Circle (the Green) mit der Kathedrale und dem Rathhause (Town Hall) und die Viertel an dem Elphinstone Road und dem Mayo Road zu nennen sind.

Den Hauptschmuck Bombays aber und den Stolz seiner britischen Einwohner bildet die grandiose Reihe der öffentlichen Gebäude, westlich von der europäischen Stadt im Angesicht der Back Bay. Unter diesen ragen besonders hervor: das Government (Presidential) Secretariat; die University Hall und der große Glockenthurm der University Library; das kolossale Gebäude der Courts of Justice; das Amt für öffentliche Arbeiten (Public Work's Secretariat); das Post- und das Telegraphenamt; das Elphinstone College. Das Seemannsasyll (Royal Alfred Sailor's Home) liegt mit dem Blicke auf den Hafen im Osten Bombays, in der Nähe des Wellington Pier (Apollo Bandar). Von hier aus erheben sich an der Ostküste in nördlicher Reihenfolge: der Yacht Club, die Government Docks, das Zollamt (Custom House), das Arsenal, das Castle, die Münze, die Victoria und die Prince's Docks, der Dockyard der P. & O. Company.

Wo sich die relativ schmale Landzunge Colaba gegen Norden erweitert, jenseits von dem Esplanade-Viertel und von Victoria Station, breitet sich in der Form eines Trapezes, dessen kürzere Basis der europäischen Stadt zugewendet ist, die Eingeborenenstadt (Native oder Black Town) aus. Diese, etwa 1,5 km nördlich vom »Fort« entfernt, erscheint völlig als Stadt für sich. Black Town, auch Crawford Market und Pindschrapol (das Thierspital) umschließend, bildet mit seinem eigenartigen Leben und Treiben, seiner Buntheit und Unsauberkeit einen frappanten Contrast zu der europäischen Stadt mit ihrem internationalen Geschäftsleben, ihren Banken, Clubs, Kaufhäusern, Palästen und Squares britischen Gepräges. Hier in der Europäerstadt, wie dort im Eingeborenen-Viertel, dessen enge Wohngebäude in den volkreichsten Quartieren den Bewohnern oft ein uns unfassbar dünkendes Existenzminimum gewähren — auf 10 km<sup>2</sup> sind hier weit mehr als 400.000 Menschen zusammengedrängt — wogt und brandet in Straßen und Gäßchen reges Leben. In den Bazars, den Kramläden, den Werkstätten ertönen allerlei Laute, Geschrei, Geknarre, Gehämmer, Rufe der Händler und der Kutscher, wirkt und schafft, genießt und schwatzt die bunte Menge.

Die zwischen den Landzungen Malabar Hill und Colaba gelegene Back Bay ist ganz seicht und daher für Schiffe nicht benützbar; dagegen ist der Hafen im Osten der Stadt ziemlich tief und von großer Ausdehnung. Im Osten Bombays tauchen mehrere große und zahlreiche kleine Inseln aus der See, weiterhin erscheinen die bizarren Formen, das scharfgezackte Gebirge des Festlandes.

Alle Kriegsschiffe hatten die große Flaggengala angelegt und salu-  
tierten beim Einlaufen der »Elisabeth« die gehisste Standarte. Nachdem  
wir uns verankert, kam der Gerent des Generalconsulates, Viceconsul  
Prumler, an Bord und brachte die Post.

Zwei sehr freundliche Telegramme vom Vicekönig und General-  
gouverneur des Indischen Reiches, Lord Landsdowne, und vom Ober-  
befehlshaber in Indien und Commandanten der Truppen von Bengalen,  
General Lord Roberts, begrüßten mich auf indischem Boden. Dann  
stellte sich die von Ihrer Majestät der Königin mir zugetheilte Suite,  
bestehend aus den Herren General Protheroe, Captain W. E. Fairholme  
und Mr. J. A. Crawford, vor und brachte mir das Programm für den  
auf zwei Monate berechneten Aufenthalt, der mit einer Reise in das  
Gebiet von Haidarabad den Anfang nehmen sollte. Um 5 Uhr kam der  
Gouverneur von Bombay, Lord Harris, mit seiner Suite an Bord, um  
mir seine officiële Visite abzustatten und mir eine Wohnung im  
Government House anzubieten. Lord Harris, der den Posten des  
Gouverneurs seit drei Jahren inne hat, wurde mit der britischen  
Hymne und allen Ehren empfangen und in meine Kajüte geleitet, wo  
sich eine längere Conversation entwickelte.

Nach der Rückkehr des Gouverneurs ans Land nahm ich von der  
»Elisabeth« und dem Schiffsstabe auf zwei Monate Abschied, schritt  
noch die Front der Mannschaft ab und begab mich unter Geschütz-  
und Raaensalut sämtlicher vor Anker liegenden Kriegsschiffe an  
den Landungssteg Wellington Pier (Apollo Bandar), der mit Fahnen,  
Tüchern und Blumen auf das prachtvollste geschmückt war. Dasselbst  
empfing mich der Gouverneur mit den Spitzen sämtlicher Behörden.  
Eine englische Ehrencompagnie, bestehend aus kräftigen, hochgewach-  
senen Leuten, die mit rothem Kopfschmuck geziert und mit Gewehren  
ziemlich alterthümlicher Modelle bewaffnet waren, präsentierte, während  
die sehr schmuck ausschende Leibgarde des Gouverneurs beim Wagen  
harrte, um uns das Geleite durch die Stadt zu geben. Zahlreich hatten  
sich Damen im Empfangszelt eingefunden, kleine Mädchen streuten  
Blumen auf meinen Pfad. Wie ein siegreicher Triumphator schritt ich  
einher, was den Gouverneur sichtlich zu ergötzen schien.

In einer mit australischen Pferden à la Daumont bespannten  
Staatscarosse setzten wir unseren Triumphzug durch die Stadt fort,  
überall von der hinter dem Militärspalier versammelten Menge lebhaft  
begrüßt. Die Fenster der Häuser waren bis ins vierte Stockwerk von  
Menschen dicht besetzt, die mir zuriefen und zuwinkten. Der »Fort«

genannte Theil macht den Eindruck einer großen europäischen Stadt. Die Regierungsgebäude wechseln mit großen Privathäusern, Parks, Monumenten, Cricketplätzen ab; die Straßen sind sehr breit und mit bequemen Trottoirs versehen. Überall verkehren Tramways — ohne Überfüllung — und europäische Wagen. Nur die eigenthümliche, nicht immer sehr stilvolle Bauart der öffentlichen Gebäude, der »indische Stil«, ein Mixtum compositum aus allen möglichen morgenländischen und auch europäischen Bauarten, sowie das äußerst bunte Treiben der Vertreter verschiedenartiger Rassen, Völker und Nationen, gemahnen an den Orient, an Indien.

Den größten Theil der Bevölkerung Bombays bilden die Hindus, deren es hier 543.276 gibt. Sie sind in eine Reihe von Kasten eingetheilt, deren auf bedeutende Entfernung hin sichtbare Zeichen in grellen rothen, gelben oder weißen Flecken auf der Stirne getragen werden. Die Reicheren kleiden sich in weiße Gewandung, die Armen tragen auch wohl nur ein Lendentuch, während die Füße stets unbeschuht bleiben; den Kopf bedeckt ein Turban in mannigfaltigen Farben. Die Hindus machen nicht den Eindruck kräftiger Menschen; sie sehen hoch aufgeschossen, mager und nichts weniger als muskulös aus. Die Hindu-Weiber scheinen Schmuck sehr zu lieben; denn selbst bei den ärmsten, die in der ganzen Stadt die Function von Lastträgerinnen versehen, erblickt man große Nasen- und Ohringe, die mit kleinen Steinen und Gold- oder Silberfiligran geziert sind und oft ein bedeutendes Gewicht haben. Die Nasenringe verunstalten, indem sie bis zum Munde herabhängen, das ganze Gesicht, was die Application eines Kusses wenig einladend machen und jedenfalls erheblich erschweren müßte.

Eine vornehmere Classe als die Hindus bilden in Bombay die Mohammedaner, 155.247 an der Zahl, die sich in ihrem Costüme dadurch von den Hindus unterscheiden, dass sie stets Beinkleider tragen. Die strenggläubigen Frauen der Moslemin verhüllen das Antlitz; doch haben die meisten diese lästige Sitte abgelegt und blicken den Europäern ganz freundlich ins Gesicht.

Das angesehenste, vornehmste und zugleich reichste Element ist in Bombay durch die Parsen vertreten. Wie schon ihr Name andeutet, sind sie ihrem Ursprunge nach Perser; ja sie gelten sogar als Urbewohner Alt-Persiens. Die Eroberung Persiens durch die Araber im Jahre 641 und die fanatische Bekehrung der Eingeborenen mit Feuer und Schwert zu der Lehre Mohammeds trieb — während ein kleiner

Theil der Perser sich in der Provinz Irak Adsehemi bis zum heutigen Tage erhalten hat — die Mehrzahl der persisehen Jünger Zoroasters zur Auswanderung nach Gudscherat, einem nördlich von Bombay sich hinziehenden Küstenstriche.

Die Parsen sind Verehrer des Fcuers, welches in der auf dem Gegensatze des Lichtgeistes (Ormud) und des Herrschers der Finsternis (Ahriman), das ist des sittlich Guten und Bösen beruhenden Lehre Zoroasters als das wichtigste Reinigungsmittel verehrt wird. Für diese dem Islam widerstreitenden Lehren hatten jene Flüchtlinge in Gudseherat Schutz und Frieden gefunden, ihre angestammte Sprache jedoch mit dem hindustanischen Idiom der neuen Heimat vertauscht und dieses derart in sich aufgenommen, dass sie dasselbe noch heute mit Vorliebe spreehen. Von hier aus verbreiteten sich die Parsen über ganz Indien, namentlich in bedeutender Zahl nach der großen und reichen Hafenstadt Bombay, wo sie stets Capital und Industrie vertraten. Hauptsächlich übten sie die Schiffbaukunst. Als Leiter des Marine-Arsenals in Bombay hat noch vor wenigen Jahren ein Parse fungiert, dessen Ahnen und Urahnen dieses Amt seit dessen Gründung innegehabt hatten. Unter allen Volksstämmen Indiens waren es die Parsen, welche sich zuerst den Europäern anschlossen und noch heute stehen jene mit diesen in engster Beziehung.

Die Tracht der Parsen unterscheidet sich wenig von jener der übrigen Eingeborenen Indiens. Neuerer Zeit jedoch nähert sich der Schnitt der Kleider der Parsen mehr und mehr dem europäischen, ja manche von ihnen tragen sie ganz alla franea. Als Kopfbedeckung benützen die Männer entweder eine hohe, eigenthümlich zugespitzte, aus Wachstuch oder Seide verfertigte Mütze, deren Form sie der in Gudscherat landesüblichen Kopfbedeckung entlehnt haben, oder aber eine stark modernisierte Abart der persischen, mit einem bunten Shawl umwundenen Filzmütze. Die Frauen der Parsen bedienen sich seidener oder wollener, farbiger Beinkleider und grell buntfarbiger Oberkleider, welche aus einem Stück Zeug bestehen, das zuerst um die Hüften geknüpft und dann um Schultern und Kopf geworfen wird.

Die meisten Frauen der Parsen haben zwar schöne Augen, jedoch überlang gebogene Nasen, schlechten Wuchs, entweder zu mangelhafte oder zu üppige Formen, einen lässigen, schläfrigen Gang. Die Mädchen sind mit Ausnahme des Überwurfes, den nur die heiratsfähigen Mädchen tragen dürfen, in gleicher Weise gekleidet wie die Frauen.

Von fremdländischen Orientalen sieht man in den Straßen Bom-  
bays auch noch Araber und Perser, die sich mit der Einfuhr von Pferden  
beschäftigen, Juden aus Bagdad, die hier als Hausierer, und Afghanen,  
die in Bombay gleichwie in Ceylon ausschließlich als Messersehleifer  
Verdienst suchen.

Die sogenannten Portugiesen Bombays sind Naehkommen der  
von den portugiesischen Eroberern zum Christenthume bekehrten Ein-  
geborenen und führen die Namen portugiesischer Adelsgeschlechter, da  
seinerzeit die Bewohner ganzer Dörfer die Namen ihrer neuen Herren  
angenommen haben. Ihrer Beschäftigung nach sind diese Portugiesen  
meistens Hausdiener, Köche, auch wohl untergeordnete Gehilfen in  
Handlungshäusern. Es ist ein weichliches, verkommenes Volk, das  
sofort an seinem Typus und an seinen vernachlässigten, fadenscheinigen  
Kleidern europäischen Schnittes zu erkennen ist.

Industrie und Großhandel sind unter die drei Hauptstämme, die  
Hindus, Mohammedaner und Parsen, in ziemlich scharfgezogenen Gren-  
zen vertheilt. So sind z. B. die Parsen die Hauptbesitzer der 72 Baum-  
wollfabriken Bombays. Die Mohammedaner treiben meist Import, die  
Hindus Export, diese wie jene durch Vermittlung europäischer Handels-  
häuser. Neuerer Zeit emancipieren sich jedoch die Moslemin wie die  
Hindus mehr und mehr von den Europäern und treten in Europa selbst  
in directen Verkehr mit den Kaufleuten und Fabrikanten. Dieser Ver-  
kehr dürfte dem europäischen Handel kaum zum Vortheil gereichen,  
da die Begriffe des Orientalen über kaufmännische Moral und Solidität  
von der allervagsten Natur sind und der Kaufmann von Europa aus  
weit weniger in der Lage ist, sich im Nothfalle schleunig Rechtsschutz  
zu verschaffen, als der in Bombay ansässige Europäer.

Über die Queen's Road, eine neue, am Rande des Meeres gebaute,  
sehr breite Straße führen wir nach Malabar Hill, wo, wie erwähnt, eine  
Reihe von Villen liegt, kleine, luftige Bungalows, halb versteckt in sauber  
gehaltenen Gärten, unter Palmen, Tamarinden und allerhand blühenden  
Schlingpflanzen. Ganz an der Spitze dieser Landzunge breitet sich das  
Government House aus, eine Reihe ebenerdiger Bungalows, deren Mittel-  
punkt ein etwas größeres Gebäude bildet, in dem sich nur der Speise-  
und der Tanzsaal, umgeben von einer luftigen Veranda, befinden.  
Dort wohnt der Gouverneur mit seiner Familie und seiner Suite von  
Secretären und Adjutanten, deren beinahe jeder ein ihm ausschließlich  
zugewiesenes, mit aller Bequemlichkeit eingerichtetes Haus inne hat.  
Dem Klima entsprechend sind diese Wohnstätten äußerst luftig gebaut,

die Wände sind wie von Papier, überall Thüren, Fenster und Veranden, so dass ich mich in einem solchen Bungalow jedesmal wie in einem großen Vogelhause wähnte. Bieten die Häuser zu wenig Raum für eine größere Anzahl von Gästen, so werden Zelte aufgeschlagen und es gleicht dann das Government House mit allen seinen Annexen einer abgeschlossenen, unter großen Tamarinden und Ficusbäumen lagernden Ansiedelung.

Eine Schar Diener in purpurrother Livree bildete bis zur Veranda hin Spalier, wo uns Lady Harris mit zweien ihrer Freundinnen, Lady Brodrick und Miss Smith, in liebenswürdigster Weise empfing. Nach längerer, reger Unterhaltung, in deren Verlauf ich den Damen auf eine Reihe von Fragen — weshalb ich noch nicht vermählt sei, wann ich zu heiraten gedächte u. dgl. m. — Rede und Antwort stand, zogen wir uns in unsere verschiedenen Bungalows zurück, um Parade-Uniform zum Diner anzulegen. Dieses fand nach englischer Sitte erst um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr statt. Lord und Lady Harris erwarteten mich im Vorsaale, um mich in das Empfangszimmer zu geleiten, wo sämtliche Gäste längs der Wände in einer Reihe standen. Zu dem Diner waren im ganzen 54 Personen, zahlreiche Damen, unter diesen auch eine mit Diamanten besäete Parsi-Dame, die höchsten Würdenträger und der General-Commandant von Bombay, verschiedene höhere Officiere, Gerichts-, Municipal- und Governments-Beamte, alle in Bombay sesshaften Consularvertreter und die Commandanten sämtlicher im Hafen befindlichen Kriegsschiffe eingeladen worden. Bald nachdem mir all die Anwesenden vorgestellt waren, schritten wir unter den Klängen der Volkshymne in den Saal. Die Tafel war sehr geschmackvoll mit Blumen, schwarzgelben Bändern und silbernen Aufsätzen geschmückt.

Die continentale Etikette fordert, dass bei einem officiellen, zu Ehren des Angehörigen einer auswärtigen Macht gegebenen Diner der Gastgeber vor allem das Wohl jenes Souveräns ausbringe, dessen Reich der Gast angehört. Die britische Sitte jedoch weicht, wie ich schon bei dem Diner im Government House zu Kandy zu meinem Erstaunen beobachten konnte, von dieser Gepflogenheit ab. Wenigstens ersuchte mich Lord Harris, zunächst auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin zu toastieren, worauf er erst das Wohl Seiner Majestät unseres Kaisers ausbrachte.

An das Diner knüpfte sich ein langer Cercle. Nach Beendigung desselben suchten wir, ermüdet durch die Menge neuer Eindrücke, die uns der erste Tag in Indien gebracht, unser Lager auf.

Bombay, 18. Jänner.

Um 6 Uhr war Tagreveille. Der Morgen war frisch und angenehm. Die Bewohner des Villenviertels Malabar Hill, durch das wir fuhren, schienen noch sämmtlich in Schlaf versunken zu sein; denn in den Villen und Gärten war alles still. Das Ziel der Fahrt bildeten die Begräbnisstätten der Parsen, die berühmten »Thürme des Schweigens«. Einer der angesehensten Parsen, Sir Jamsedji Jijibhai Bart., sowie Mr. Nusservanji Behramji empfingen uns am Fuße des Hügels und geleiteten uns über eine lange, steinerne Treppe in einen blühenden, schönen Garten, der in nichts die Nähe der Begräbnisstätte verrieth. In der Nähe des Thores sitzt ein Hund, der über den natürlichen Augen zwei in Farbe ausgeführte Augen besitzt, und von dessen Verhalten es, wie die Parsen glauben, abhängt, ob der Todte unter günstigen oder ungünstigen Auspicien in das Jenseits gelangt; blickt nämlich der Hund den Todten an, so gilt dies als gutes Omen, während das Umgekehrte übel gedeutet wird. Knapp am Eingange des Gartens steht ein Tempel, in dem das heilige Feuer lodert, welches — so wird behauptet — die Parsen von ihrer ursprünglichen Heimat mitgebracht und stets brennend erhalten haben.

Im Garten weiter schreitend, kommt man zu fünf kreisrunden, grell weißen Thürmen, deren größter 7·5 *m* Höhe und einen Umfang von rund 90 *m* besitzt; auf dem Rande derselben sitzt eine Legion von Geiern und Raben; eine kleine eiserne Thüre, zu der einige Stufen führen, bildet den Eingang. Man darf sich den Thürmen nur auf 30 *m* nähern, doch gibt ein im Garten aufgestelltes Modell Aufschluss über die Einrichtung dieser Begräbnisstätten. Innerhalb der Thürme, die mit bedeutendem Aufwand gebaut sind — der größte soll über 360.000 fl. ö. W. gekostet haben — befindet sich eine trichterartige, in einen runden Schacht endigende Plattform, welche in ringförmige Abtheilungen geschieden ist; die äußere Abtheilung dient für Männer, die mittlere für Frauen und die innere, dem Schacht zunächst liegende für Kinder. Von vier eigens dazu bestimmten Wächtern, den einzigen lebenden Wesen, welche den Thurm betreten dürfen, werden die Leichname ganz entkleidet in die betreffenden Abtheilungen gelegt. Als bald stürzen sich die hungrigen Geier auf ihre Beute und binnen einer Stunde ist der Leichnam bis auf die Knochen verzehrt. Die Sonne trocknet das Gerippe, welches sodann in den Schacht versenkt und in demselben mit Wasser oder wohl auch mit Kalk begossen wird. Von dem Schachte gehen vier

radiale Canäle ab, die mit Kohlen sowie mit Sandfiltern versehen sind und in große Vertiefungen auslaufen, in welchen die letzten Überbleibsel der Gebeine ihrem Schicksale überlassen werden.

»Stirbt Achab in der Stadt, so sollen ihn die Hunde fressen, stirbt er aber auf dem Lande, so sollen ihn die Vögel des Himmels fressen.« Was der Prophet Elias dem Könige, der durch Jezabel, sein Weib, übel berathen schweres Verschulden auf sein Haupt geladen hatte, als Strafe angedroht, hier ist es zur schauerlichen Wahrheit, schrecklichen Regel geworden. Die Vögel des Himmels fressen Todte, fressen Gerechte und Ungerechte, Vornehme und Niedere. »Erectos ad sidera vultus« sie alle durehs Leben schritten; Aas für die Vögel liegen sie hier im Tode.

Von dieser jeder Pietät baren Stätte menschlicher Erniedrigung, wo die geflügelten Todtengräber ein düsteres »Lasciate ogni speranza!« kräehzen, flüchten die Gedanken auf einen Kirchhof in den heimatlichen Bergen. Hier ruhen die theuren Todten in der Erde, welche schützend verbirgt, wie sich das Wort erfüllt: »Du bist Staub und sollst zum Staube wiederkehren«. Über den Gräbern stehen Kreuze; einfache Holzkreuze, aber errichtet, geschmückt von der Liebe; von der Liebe, welche lächelnd die Lebenden umfängen hat und nun weinend zu den Todten spricht: »Ruhet in Frieden« . . . . . So sinnend, verließen wir diese beredten Thürme des Schweigens.

Der nächste Besuch galt dem Thierspitale Pindschrapol, welches Stiftungen reicher Hindus seine Entstehung verdankt. Eine vollkommene Verirrung religiösen Empfindens! In ungezählter Menge fristen in Pindschrapol herrenlose, kranke, mit ekelnden Gebrechen behaftete, mit Wunden aller Art bedeckte Thiere ein trauriges Dasein, bis der Tod — barmherziger als jene Menschen, denen ein Irrwahn verbietet, sei es auch nur aus Mitleid Blut zu vergießen — diesen bedauernswerten Geschöpfen naht. In einem Hofe etwa vierhundert Kühe, jede, den biblischen Schwestern gleich, geeignet, Hungersnoth zu verkünden; in einem zweiten Hofe Pferde, wahre Mähren; in einem dritten, hinter Gittern, Hunde, Affen, Schafe, Papageien, Hühner, Tauben. Myriaden von Fliegen und Bremsen summen einen Chor von Pein und Plage.

Einen genussreichen Eindruck boten die grandiosen Markthallen (Crawford Market). Sie sollen mit den Höfen und Gärten eine Fläche von 60 *ha* bedecken und sind nach europäischer Art lediglich aus Stein, Eisen und Glas gebaut; sie theilen sich in eine von dem 43 *m* hohen Glockenthurm überhöhte Centralhalle mit zwei Flügeln und eine Reihe einzeln stehender Markträume. Der rechte Flügel der Markthallen ist für

Blumen und Früchte, der linke für Gemüse und Spezereien bestimmt. Dort erregten die herrlichen Rosen, Chrysanthenen, Jasmineen, die Fülle köstlicher Bananen, Bäume mit apfelartigen Früchten, Mangos unsere Aufmerksamkeit; hier die seltsam gefärbten und geformten Kürbisse und Schlangengurken, die Curcumawurzeln, Cardemomen, die in Indien so beliebten und auch den europäischen Feinschmeckern als Curry powder wohlbekannten Gewürzmischungen, die Proben der einheimischen Rauch- und Kautabake u. a. m. In besonderen Räumen werden Fische, Rind- und Schaffleisch, sowie Geflügel feilgeboten. Der große Fischmarkt beherbergt hunderterlei Früchte des Meeres, von den kleinen Bombay ducks (Bombil) an, bis zu den Ungeheuern, welche dem Gaumen der landsässigen Leute noch lecker dünken. Auch lebende Thiere werden hier feilgeboten. Wir nahmen diese Gelegenheit wahr, um unsere Schiffsmenagerie mit mehreren Mainas, Papageien und einem grünen Laubvogel zu bereichern; doch wurden wir nicht ohne Schwierigkeiten mit den eingeborenen Verkäufern handelseins.

Hatte uns die duftende, üppige, Gemüse aller Art bergende Markthalle mit ihrem durch Angebot und Nachfrage hervorgerufenen, bewegten Treiben ein Bild des Lebens geboten, so lag in dem Schauspiel, dem wir hierauf beiwohnten, einer Hinduverbrennung, ein düsteres Gegenstück vor uns: die Zerstörung des nunmehr allem Sinnlichen entrückten menschlichen Körpers, die Auflösung der Materie in eine Handvoll Asche.

Mr. Tribhowandas Mangaldas Nathubhai, der Präsident des »Bombay Hindu Burning and Burial Ground Committee«, nebst einigen anderen diesem Verein angehörigen Mitgliedern empfing uns, als wir die Verbrennungsstätte betraten. Die Anlage derselben und mehr noch das Verhalten der Leidtragenden bei der Ceremonie lassen jede Pietät vermissen. In einem länglichen Hofe, an dessen einer Rückwand Bänke und Stühle stehen, sind alle 10 m je vier circinc, meterhohe Ständer eingemauert; zwischen diesen wird das Scheitholz für die Verbrennung der Leichen aufgehäuft. Aus einem eben verkohlten Scheiterhaufen sammelten zwei Hindus mit vollkommener Indifferenz Asche und calcinirte Knochen, die letzten spärlichen Überreste eines menschlichen Körpers, um sie in einer blumengeschmückten Vase zu bergen und ins Meer zu werfen.

Eben wollten wir uns wieder zum Gehen wenden, als Gesang und Tschinellenklang ertönte. Ein Leihenzug bog in den Hof. Voran die Sänger und Musikanten; dann auf zwei Bambusstöcken, nur mit einigen

Bändern umschlungen, der Leichnam, von vier Männern getragen; zum Schlusse die Verwandten, ohne Äußerung des Schmerzes oder der Theilnahme, auch nicht als lachende Erben, nur gleichgiltig, schrecklich gleichgiltig. Die ohrenbeleidigende Musik hebt schon während der letzten Stunde des Sterbenden an, da sie die Bemühungen des Zauberers unterstützen soll, welcher die Dämonen der Krankheit zu verscheuchen sucht. Was gegen diese nicht gewirkt, hätte fast uns vertrieben. Doch wurden wir aufgefordert, uns auf die Bänke niederzulassen und konnten nun mit Muße und aus nächster Nähe den Act der Verbrennung beobachten. Die Leiche, jene einer jungen, äußerst schwächtigen Frau, war völlig in ein rothes Tuch gehüllt, mit rothem Pulver bestreut und mit Blumen bedeckt. Das arme Wesen mochte vor wenigen Stunden erst verschieden sein; ihr Körper wies noch nicht den Zustand der Todesstarre auf.

Es ist Sitte der Hindus, ihre Todten, kaum dass sie den letzten Seufzer gethan, sogleich den Flammen zu übergeben, eine Sitte, die dem Districts-Arzte die rechtzeitige Feststellung des Todes ungemein erschwert, ja zuweilen dieselbe, besonders wenn bei stärker auftretenden Cholera-Epidemien die Todesfälle sich häufen, oft unmöglich macht. Nicht selten melden die Hindus den erfolgten Tod einer Person erst nach deren Verbrennung an. Eine Cholera-Epidemie ist für Hindus häufig die erwünschte Gelegenheit, eine lästige Person durch Arsenik, welches ja choleraähnliche Symptome hervorruft, oder durch Opium aus dem Leben zu schaffen, rasch zu verbrennen und bei der Todesanzeige als an Cholera verstorben anzumelden. In früherer Zeit, in welcher die Regierung noch nicht wie jetzt mit voller Strenge einschritt, war besonders das Töden der Mädchen durch Opium sehr im Schwange; infolge dessen trat in manchen Gegenden Indiens ein derartiger Mangel an Frauen ein, dass die wenigen zurückgebliebenen der Polyandrie verfielen.

Der Leichnam der jungen Hindu wurde auf die Erde gelegt, mit Wasser übergossen und von dem Gatten und einem der Verwandten dreimal um den vorbereiteten Scheiterhaufen getragen, dann legten die Leidtragenden Weizen und Zucker auf die Leiche nieder und lagerten diese, mit dem Antlitze nach Osten, auf den Scheiterhaufen, wo sie mit sechs großen Balken bedeckt wurde. An einem Feuer, das, vom häuslichen Herde stammend, in einer Urne mitgebracht worden, entzündete der Gatte Sandelholz, gieng, die Späne vor sich tragend, dreimal um den Scheiterhaufen herum, berührte jedesmal die unter dem Bahrtuche hervorlugenden Zehen der Leiche und setzte endlich durch brennende

Späne und Strohbüschel zu Häupten der Todten den Holzstoß in Brand. In diesem Augenblick äußerte der Gatte schmerzliche Ergriffenheit, vielleicht mehr uns, als seinen Gefühlen zu Ehren, bis ihn ein, wie es schien, minder weichmüthiger Verwandter beiseite schob. Der Scheiterhaufen flammte, prasselte, qualmte. Gierig fraß das Feuer, als wollte es sein Opfer den theilnahmslosen Blicken der Menschen entziehen.

Ein zweiter Leichenzug nahte. Abermals war die Todte eine junge Frau, offenbar aus reichem Hause, aus höherer Kaste. Unversehlet lag die früh Verbliehene auf der Bahre. Der rosige Hauch auf den Wangen verrieth, dass auch diese Verstorbene kaum die Schwelle des Todes überschritten.

Es war genug des grausigen Schauspiels; ich wandte mich zum Gehen. Am Ausgange der Verbrennungsstätte steht ein Haus, in dem reiche Leidtragende der höchsten Kasten das Ende der Ceremonie abzuwarten pflegen und nicht selten — eine empörende Gefühlsroheit — Tänzerinnen hieher berufen, die Wartezeit zu verkürzen.

Rasch muss der Todte, dem nachdrängenden Geschlechte weichend, diese Erde räumen, in das Nichts hinübereilen: der Parse von Vögeln gefressen, der Hindu vom Feuer verzehrt und als Asche ins Meer geworfen — im Thierspitale aber werden jämmerliche Geschöpfe künstlich ihren Leiden erhalten; für diese hat die Erde Raum, der Mensch Gefühl.

Um den Vormittag vollständig auszunützen, fuhren wir noch ins Museum — Natural History Society's Museum — das unter der Direction Mr. Phipsons steht und ein anschauliches Bild der Fauna Indiens gewährt. Gleich beim Eingange fallen abgehäutete Krokodile, riesige Büffelschädel und einige lebende, indische Eichhörnchen ins Auge. Zahlreiche Schränke bergen die wichtigsten Vertreter der Ornis, sowie alle möglichen Schmetterlingsarten; in mit Spiritus gefüllten Behältern schwimmen da etwa hundert verschiedene Schlangen- und Skorpionarten; Spinnen, Käfer und die in die Ordnung der Heuschrecken gehörigen, sogenannten wandelnden Blätter sind hier zu sehen. Zahlreiche Abnormitäten und Raritäten bilden besondere Anziehungspunkte: Geweihe von capitalen Sambarhirschen, abnorme Gehörne von Gazellen und Black-bucks; verschiedene Felle von Bären, Tigern, Pantheren, Schneeleoparden und anderer schöngezeichneter indischer Katzenarten; der dem Magen eines Krokodils entnommene Fuß eines Hindu-Knaben; die Häute von Riesenschlangen (Python); Skorpion-Zwillinge; eine Sammlung lebender Schlangen, eine grüne Peitschenschlange und zwei

Cobras, die fortwährend gegen die Wände ihrer gläsernen Behausung losfahren. Besondere Anerkennung verdient die Anordnung der Objecte, welche den Anforderungen der Wissenschaft entspricht, aber auch jene Liebe für die Natur zeigt, die sich nicht mit trockener Numerierung und Etikettierung begnügt hat, sondern zu dem Bestreben drängt, die gesammten Objecte durch systematische und doch geschmackvolle Gruppierung, sowie durch belebende Abwechslung mit Trophäen, Bildern und Photographien auch dem Laien anschaulicher zu machen und seinem Verständnisse näherzurücken.

Mr. Phipson hatte die Freundlichkeit, mir für meine Sammlung eine Anzahl Vogel-Doubletten anzubieten, die ich mit Dank annahm.

Lebhaft befriedigt von dem Gesehenen fuhr ich nun zu Herrn Tellery (S. J. Tellery & Co.), einem Landsmanne, in dessen Niederlage sämtliche kunstindustrielle Erzeugnisse Indiens vertreten sind. Dieses Warenhaus bildet eine Stätte der Versuchung für die Kauflustigen. Alles, was Bombay, Madras, Haidarabad, Maisur, Agra, Dehli, Benâres, Calcutta, Afghanistan und Birma erzeugen, ist herbeigeschafft: Göttergestalten und Götzenbilder in Bronze, Silber und Marmor; Vasen, Teller, Becher in Kupfer oder vergoldeter Bronze; Schnitzarbeiten in Elfenbein, eingelegte Sandelholzbüchsen; Kaschmirdecken, Fulkaris aus dem Pendschâb; Tücher mit Dessins in aufgelegtem Wachsglimmer aus Peschâwer, bedruckte Kattune aus Madras mit Illustrationen aus den großen indischen Heldengedichten Râmâyana und Mahâbhârata; in Dakka gewebter Tüll für Tänzerinnen; Teppiche von Bidschapur mit dem bekannten Pfauen- oder Schikanmuster; Waffen und Schilder, Elephantenspieße und Hellebarden; Musikinstrumente, Tischchen und Korângestelle — ein vollendetes Chaos der verlockendsten Dinge. Bald war ich der Versuchung erlegen — eine ganze Wagenladung wurde an Bord gebracht, worüber der Gesamt-Detailofficier schier in Verzweiflung gerieth.

In liebenswürdiger Fürsorge für unser leibliches Wohl hatte Generalconsul Stockinger die Freundlichkeit, mich und meine Suite zu einem Lunch im Hause des »Bombay Yacht Club« zu laden, welchem lockenden Rufe wir willig folgten. Der Yacht Club hat seinen Sitz innerhalb des »Forts« in einem luftig gebauten Hause, welches am Rande des Hafens, auf dem Apollo Bandar, in einem Garten gelegen, einen reizenden Ausblick auf die Hafenanlage und die gegenüber befindlichen Inseln gewährt, durch welchen das Mahl gewürzt und die Ruhepause versüßt wurde.

Neu gestärkt fuhren wir nachmittags mit einer raschen Dampfbarkasse des Marine-Arsenals vom Wellington Pier aus quer durch den Hafen nach der durch ihre Felsentempel berühmten, etwa 10 *km* entfernten Insel Elephanta.

Während der Seefahrt genießt man den Anblick Bombays, jenen der Inseln und der vermöge der scharfen Belichtung deutlich hervortretenden Gebirge des Festlandes. Das Landen auf Elephanta ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden, da man zu diesem Zwecke kleine Boote benützen und über verschiedene glatte und obendrein vom Meereswasser schlüpfrig gemachte Cementwürfel balancieren muss. Ungestraft unter Palmen wandelnd, erreicht man, nach Überwindung einer langen steinernen Treppe, die Tempel Elephantas. Junge Hindus bilden, überall umherlungern, die lebende Staffage und bieten den Reisenden Nester von Webervögeln, sowie in Schachteln für Zündhölzchen die verschiedenartigsten Käfer und prächtig metallisch glänzende Baumwanzen zum Kauf an.

Die Insel Elephanta, auch Gharapuri, Stadt der Höhlen, genannt, ist schon durch den Reiz des Vegetationsbildes, das sie vor dem farben-trunkenen Auge des Besuchers entfaltet, eine Sehenswürdigkeit. Palmen, Lianen, Tamarinden, Banianen; Bäume, Buschwerk und Blumen reizvoll geformt und gefärbt, von seltenen Schmetterlingen, schillernden Käfern, bunten Vögeln umflattert, schmücken dieses Eiland. Doch, ob auch die Natur dieses Kleinod des Archipels von Bombay verschwenderisch mit Schätzen der Pflanzenwelt überschüttet hat, das Hauptziel der Fahrt an dieses Gestade bildet dennoch die uralte, im Schoße der Insel ruhende, seltsam ausgeschmückte Heimstätte jener Gottheiten, die da schaffen, erhalten, vernichten sollen.

Ihren Namen verdankt die Insel dem in altersgrauen Zeiten in den Felsen gehauenen Kolosse, welcher heute, im Victoriagarten nächst dem Museum von Bombay aufgestellt, zur unförmlichen Masse verwittert, das einst so berühmte Bildwerk — einen riesenhaften Elephanten im Kampfe mit einem mächtigen Tiger — kaum mehr ahnen lässt. Noch aber sind die gewaltigen Tempelgrotten erhalten, in deren Dämmerchein allerlei von brahmanischen Legenden umwobene Heiligthümer indischer Gottheiten geborgen sind. Von einem mit Ehrenzeichen geschmückten Veteranen der englischen Armee geleitet, der hier als Cicerone fungiert, stiegen wir zu den Tempelgrotten nieder. Wie der Elephantenkoloss, einst der Wächter der Tempelpforte, so ist nun auch die Vorhalle des Felsentempels den Unbilden der Jahrhunderte zum Opfer gefallen.

Erhalten ist nur noch, weil von der Mutter Erde geschützt, der Tempel selbst. Er gliedert sich in verschiedene Theile. Der erste derselben ist dem »Gott der Erde« Schiwa (Mahadewa), dem Befruchtenden und zugleich Zerstörenden, geweiht. Dem Eingange dieses von doppelten Säulenreihen gestützten Haupttempels gegenüber erhebt sich in dessen Innerem zunächst die Bildsäule der Trimurti (Dreigestalt), welche Brahma, Wischnu und Schiwa darstellt. Als Symbole trägt diese Trinität ein Trinkgefäß, die mystische Lotosblume und die Cobra, die giftige Brillenschlange. Die Wände des Tempelraumes sind mit Sculpturen bedeckt, welche den Lebenslauf Schiwas, seine Geburt, die Vermählung mit Kâlî (Pârwatî) und andere, zum Theile ungeheuerliche Scenen schildern. Drei kleinere, viereckige, gewölbte Gehäuse enthalten je einen Lingam, das Symbol der erschaffenden Natur. Linkerhand von diesem Haupttempel liegt der Tempel des Elephantengottes und Gottes der Gelehrsamkeit, Ganescha, dessen Heiligthum mit Bildern seiner zahlreichen Frauen geziert ist.

Die durchwegs symmetrisch angeordneten Säulen, sowie die von Verständnis für anatomische Verhältnisse zeigenden Bildwerke sind zum Theile künstlerisch schön, so dass die Ausführung dieser Arbeiten und mehr noch die Herstellung der enormen Tempelräume unser Staunen erregen. Mussten doch die 1564  $m^2$  bedeckenden Räume, da die Epoche, in welche ihre Ausgestaltung fällt, der Hilfsmittel der modernen Technik, der Maschinen und Sprengstoffe, entbehrte, dem harten Granitfelsen lediglich mit Meißel und Hammer abgerungen werden. Vor einigen Jahrhunderten noch waren diese heiligen Hallen von Brahmanen und deren ganzem Gefolge und den dem Tempeldienste geweihten Sängerinnen und Tänzerinnen bevölkert; ununterbrochen zogen Scharen von Gläubigen, namentlich Kindersegen erfliehende Frauen, hier zu und ab. Die Portugiesen haben zur Zeit ihrer Oberherrschaft über Ostindien in ihrem heiligen Eifer die brahmanischen »Zöllner und Schriftgelehrten« aus dem Tempel vertrieben, ja, wenn man der Überlieferung Glauben schenken darf, des Guten zu viel thugend, auch die Tempel selbst durch Kanonenschüsse zu zerstören versucht und so diese Denkmäler alter Kunst arg beschädigt, zum Theile sogar vernichtet.

Heutzutage pilgern an hohen Feiertagen noch hin und wieder fromme Hindus mit ihren Familien zum Tempel Elephanta, dem Zeugen vergangener Herrlichkeit. Weit eifriger jedoch als jene betrachtet die imposanten Überreste des einst so prächtigen Kunstwerkes der fremdländische Wanderer, der hier Belehrung und Genuss findet.

Der Schluss des Tages war der Theilnahme an großen, officiellen Festlichkeiten im Government House gewidmet. Dem Diner folgte ein Ball, zu dem das High life von Bombay geladen war. Für mich war die Vereinigung der Spitzen der »Upper ten« nicht nur gesellschaftlich, sondern namentlich auch vom choreographischen Standpunkte aus von großem Interesse, da die englische Art, dem Vergnügen des Tanzes zu huldigen, in manchen Beziehungen von der bei uns üblichen abweicht. Besonders ein neu importierter Tanz, der sogenannte Barndoor dance, der von einer einförmigen Musik begleitet, die Mitte zwischen einer schleppend getanzten Mazurka und einem Barentanz hält, fiel mir sehr auf. Ein Ehren-Lancier, den ich mit Lady Harris tanzte, wollte nicht recht klappen, da hier Figuren ausgeführt werden, die bei uns unbekannt sind. Lord Harris schien hiemit durchaus nicht einverstanden, während Lady Harris die Situation von der heiteren Seite auffasste. Da sich in unserem Carré nur die Gemahlinnen der höchsten Würdenträger und der Beamten oberster Diätenklasse betheiligten, waren auf dem kleinen Raume Jahrhunderte vertreten, so dass ich mit Wehmuth manches in der Heimat getanzten Lanciers gedachte. Im übrigen legte ich mir Enthaltbarkeit auf, den Anforderungen der kommenden Tage Rechnung tragend. Nach Mitternacht wurde ein Souper serviert, in dessen Verlaufe ich mit Lady Harris, über deren Wunsch, in der Mitte des Saales Knallbonbons ziehen musste, was die lebhafteste Heiterkeit der Anwesenden erregte.

Bombay, 19. Jänner.

Früh am Tage fuhren wir in den Galacarossen des Gouverneurs, geleitet von einem Theil der Garde nach den Docks, um das zwei Tage zuvor eingelaufene Lloyd-Schiff »Elektra« zu besichtigen. Die Docks, von Handelsgesellschaften erbaut und im Besitze von solchen, sind wahrhaft imponierende Anlagen sowohl durch ihre Ausdehnung, als durch die allen Anforderungen des Warentransportes entsprechenden Einrichtungen. Es sind Zeugnisse eines kühnen Unternehmungsgeistes, der, verglichen mit jenem der Heimat, kleinlaut stimmt. Neben den Docks stehen die Warenhäuser, durch welche sich der Strom der einlangenden und zu verladenden Güter bewegt; wie im menschlichen Organismus ununterbrochen das Blut durch das reich verzweigte Geäste der Adern dem Herzen zu- und von diesem wieder weggeführt wird, so rollen hier auf Schienensträngen ohne Unterlass Fässer und Ballen nach und von den Warenhäusern. In diesen grandiosen Magazinen fühlt man wahr-

haftig den Pulsschlag der Güterbewegung. Die Dampfkrahe gleichen den Armen eines Riesen, welcher den Menschen frohnd — Gulliver unter den Liliputanern — die schwersten Lasten hebt, als wär' es Kinderspiel. Ohne Rast und Ruh', in immerwährender Bewegung, waltet in den Docks das Getriebe des Güterverkehrs; scheinbar in chaotischem Durcheinander und doch jener strengen Ordnung gehorchend, welche von der organisierenden Kraft des Kaufmannes geschaffen wird. . . .

Die »Elektra« war aus Schanghai vollgeladen mit Thee und Häuten eingelangt und nahm Baumwolle für Triest an Bord. Das mächtige Schiff hatte, wie alle Schiffe in den Docks, Flaggengala angelegt und präsentierte sich in seinem Schmucke. Ich kann auf Grund eingehender Besichtigung der »Elektra« für die rühmlich bekannte, den Reisenden so bequeme Einrichtung der Lloyd-Schiffe, wie für die auf denselben herrschende Nettigkeit und Reinlichkeit nur ein neues glänzendes Zeugnis ausstellen. Es ist erfreulich zu hören, dass auch Engländer die Lloyd-Schiffe mit Vorliebe benützen. Gewiss ein sehr nachdrücklich zu Gunsten unseres Lloyd sprechendes Moment; zumal bei der auch unter den verschiedenen Schifffahrtsgesellschaften herrschenden Concurrenz, welche kaum mehr einem wirklichen Bedürfnis entspricht, sondern sogar Gefahren für reelle Unternehmungen heraufbeschwören kann. Jeder Österreicher muss den Wunsch hegen, dass es dem Lloyd ermöglicht werde, in einer seinen überkommenen guten Traditionen und seinem specifisch heimatlichen Charakter entsprechenden Weise jeden Wettbewerb zu bestehen. Wo dieses Ziel in Frage steht, darf man selbst vor einer noch ausgiebigeren Staatssubvention, als die jetzige ist, nicht zurückscheuen; denn dieselbe wird in den Händen einer der Wichtigkeit des Unternehmens bewussten Leitung goldene Früchte zeitigen, nicht bloß für die Actionäre, sondern auch für die vaterländische Production, für das Ansehen der Monarchie, deren Flagge der Lloyd in diesen Meeren repräsentiert. Mit den wärmsten Wünschen für ein glückliches Gedeihen des Lloyd verließ ich die »Elektra«, nicht ohne ihre Ladung durch Grüße für die Heimat vermehrt zu haben.

In dem von der Municipality erhaltenen Victoriaparke, dem wir uns nun zunächst zuwandten, besitzt Bombay eine zoologisch-botanische Gartenanlage, — ein tropisches Schönbrunn — welche die vollste Anerkennung verdient, wenn sie sich auch nicht mit dem Peradenia-Garten auf Ceylon messen kann. Tiger, Bären, Panther, Gazellen und Antilopen, Strauße und Affen betauern den Verlust ihrer Freiheit in allerlei kleinen, eisernen Käfigen, zwischen denen in geschmackvoller

Anordnung Sträucher gruppiert sind. Besondere Sorgfalt wird, dem englischen Geschmacke gemäß, dem Rasen zugewendet, der infolge steter Überrieselung in erquickendem Grün, einem Sammtteppiche ähnlich, prangt.

An die abermalige Plünderung von Tellery's Schätzen schloss sich eine Fahrt — ein »Bummel« — durch die belebtesten Straßen des Eingeborenen-Viertels.

Die Häuser sind bis zum Giebel hinauf bewohnt, ja vollgepfropft, was der Reinlichkeit bedeutenden Eintrag thut. In dem Erdgeschosse befinden sich durchwegs Kaufläden und Bazars; hier werden alle Gattungen Waren, darunter zahlreiche europäische Erzeugnisse, feilgeboten, die stets von einer schreienden Menge umlagert sind. Sehr erfreulicher Weise findet man in diesen Warenlagern viele heimatliche Fabrikate, besonders Papier, Kurz-, Hart- und Glaswaren, Woldecken und Fez, letztere sämmtlich aus Strakonitz in Böhmen. Ein schwungvoller Handel wird auch mit österreichischem Cönerwasser getrieben, welches die Hindus fleißig an Stelle des verbotenen Weines trinken, eine Thatsache, die unbedingt für die vorzügliche Qualität sowohl der betreffenden Mägen, als auch des Fabrikates spricht.

Einzelne alte Häuser mit etwa zweihundertjährigen, verschnörkelten Holzverzierungen, kleinen Giebeln, Erkern und Pilastern, die aus dem unverwüsthlichen Black wood hergestellt sind, sowie kleine Mosehen und Hindu-Tempel unterbrechen malerisch die langen Häuserreihen. Besonders in die Augen springt der bunt bemalte und mit Statuen von Affen und Fakiren geschmückte Kalbadewi-Tempel.

In den Straßen drängt sich eine lärmende Menge, zusammengewürfelt aus Völkern Asiens, Afrikas, Europas und Oceaniens, ein wandelnder Thurmbau von Babel. Buntbewegte Bilder ziehen an des Betrachtenden Auge vorbei. Das Hauptcontingent stellen selbstverständlich die Hindus; dazwischen eilen Parsen und Mohammedaner geschäftig hin und her; schweigsame Araber im schwarzen Burnus kommen vom Pferdemarkte herbeigeritten; hin und wieder sieht man Afghanen und tibetanische Bettelmönche.

Bemerkenswert ist die Höflichkeit aller Eingeborenen gegen Europäer, denen sie allenthalben freundliches Entgegenkommen zeigen. Auffallend heben sich aus der Menge ab die Fakire, worunter man gewöhnt ist, jeden religiösen Bettler ohne Unterschied zu verstehen, obsehon die Inder mit jenem Worte nur Bettler mohammedanischen Glaubens bezeichnen, während die frommen Bettler, welche eine der

Hindu-Kasten bilden, andere Namen führen, und zwar Gosâwi (Gosain), Dschogi bei den Anhängern Schiwas, Bairagi bei jenen Wischnus. Diese Fakîre nun, welche der Welt und all ihren Freuden entsagt haben, bethätigen die Entsagung äußerlich dadurch, dass sie den Leib mit gelbem oder grauem Lehm bestreichen, die Stirne mit zu Pulver geriebenem Sandelholz und Zinnober bemalen. Bettelnd ziehen diese Asketen und Büsser in solch scheußlichem Aufzuge, eine Ausgeburt fanatischen Wahnes, von Haus zu Haus. Nur allzuhäufig aber ist die scheinbare Entsagung des Fakîrs nur der Deckmantel für das Bestreben nach mühe- und arbeitslosem Wohlleben. Der Hindu hat für den Fakîr eine stets hilfsbereite Hand und unbesehränkte Gastfreundschaft, die ihn mit dem Bettler alles theilen lässt — oft sogar das Weib. Unter der Maske des Fakîrs verbergen sich manchmal auch schwere Verbrecher, die sich auf diese Weise den Augen der Polizei zu entziehen oder doch vor derselben zu schützen traekten, da bei dem Fanatismus der Hindus ein eingeborener Policeman nur schwer wagen kann, an einen Fakîr Hand anzulegen. Die einheimische Polizei, kenntlich an blauer Uniform mit lichtgelben Aufschlägen und Mützen, soll übrigens, wie man mir sagte, ganz Vorzügliches leisten.

Alle erdenklichen Fahrzeuge, vom landesüblichen kleinen, mit zwei Zebuochsen bespannten Karren, dessen Wandseiten meist bemalt sind, bis zu dem eleganten europäischen Landauer, durchheilen die Straßen.

Ungemein roh behandeln die eingeborenen Lenker die schnellen Zebuöchlein; denn um sie zu möglichst raschem Laufe zu bringen, drehen ihre Peiniger ihnen die Schweife im Kreise, durch weleh barbarische Procedur oft sogar die Schweifwurzel gebrochen wird. Das Los eines heimatlichen Einspännergaules scheint im Vergleiche mit jenem der bedauernswerten Zebuochsen ein glückliches zu sein.

Nach dem Lunch im Government House, wobei ich den hoffnungsvollen Sprössling meiner Gastfreunde kennen lernte, nahte die Versuchung in Gestalt des größten Juwelenhändlers Bombays, Harichands, des ersten Lieferanten sämtlicher Râdschas. Kostbarkeiten im Werte von Millionen lagen vor uns ausgebreitet: taubeneigroße Diamanten, Rubine, Smaragde, Saphire und Perlen, theils lose, theils in Colliers, in Ringe, in Diademe gefasst. Es war ein Glänzen, Glitzern und Gleißeln, ein Strahlen, Flammen und Flimmern, ein in allen Farben sich brechendes Feuer von unwiderstehlicher, die Sinne berückender Anziehungskraft. Ich habe in Europa nichts Ähnliches gesehen und glaube, dass

sich kein Kronschatz mit Harichands Kostbarkeiten messen kann. Der Mann ist im eigentlichsten Sinne des Wortes »steinreich« und forderte so maßlose Preise, dass es unmöglich war, mit ihm handelseins zu werden und ich daher — mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe — der Versuchung nicht erlag.

Für 5 Uhr nachmittags war eine Gartenpartie in Parel — einem Sommersitz des Gouverneurs, ungefähr 4 *km* von Bombay — angesagt. Dasselbst konnte man auf der Straße die gesammte Bevölkerung sehen, die uns lebhaft begrüßte. Auf einer großen Wiese mitten im Parke stand eine mit rothem Tuch überzogene Estrade, auf welcher die hohe Gesellschaft Bombays, Officiere und Würdenträger, angesehene Parsen, Hindus und Mohammedaner Platz genommen hatten.

Vor der Estrade hatte man ein großes Viereck — eine Art offener Reitschule — ausgesteckt, in welchem die Leibgarde des Gouverneurs auf ihren australischen Dienstpferden eine Quadrille ritt. Die Mannschaft der Leibgarde besteht durchwegs aus Sikhs, Nachkommen jener fanatischen Krieger, deren einst Lahore und ganz Pendschâb umfassendes Reich im Jahre 1849 nach hartnäckigen Kämpfen Britisch-Indien einverleibt worden ist. Diese Sikhs stellten sich uns als schöne, große Leute dar, in kleidsamer Uniform, langen, rothen Röcken mit einer Reihe blanker Knöpfe und stählernen Ketten-Epauletten, dazu weißen Hosen, hohen Stulpstiefeln und auf dem Kopfe einen großen, rothen Turban, umschlungen von einem bunten Überwurfstuche. Sattlung, Zäumung und Beschlag sind europäisch und in vorzüglichem Zustande. Das Aussehen der Pferde ist gut, wenn auch unter ihnen viele ziemlich alte zu bemerken sind. Die mit vollendeter Ruhe nur im Galopp gerittene Quadrille war gut einstudiert und wurde mit großer Präcision ausgeführt; besonders gut gelangen Moulinets, Aufmärsche und verschiedene schwierige Schlangentouren mit Changieren. Zum Schlusse wurde den Reitern, sowie dem Arrangeur Captain Gordon allgemeiner Beifall gezollt.

In einer Zwischenpause stellte mir der Gouverneur mehrere Damen, sowie angesehene Mohammedaner und einige von Diamanten funkelnde Râdschas der Umgebung vor.

Der zweite Theil der hippischen Production bestand aus einem Tentpegging, einem Lanzenstechen, wobei vier Pflöcke in den Boden gesteckt waren, welche von vier in voller Carrière ansausenden Reitern mit den Lanzen aufgespießt werden mussten. Auch bei dieser Übung erwiesen sich die Leute als gewandte und geschickte Reiter.

Zum Schlusse des Festes zeigte mir der Gouverneur noch das Schloss von Parel, ein unschönes Gebäude, einst ein portugiesisches Kloster, sowie den Park mit einem großen, ummauerten Teich, an dessen Ufern wir einen herrlichen Sonnenuntergang genossen.

Den Abend beschlossen ein Galadiner und eine musikalische Soiree im Government House. Im Verlaufe der letzteren machten einige Damen den Versuch, mehrere Liebeslieder zum besten zu geben, worauf ein Violinkünstler eine undefinierbare Weise zum Vortrage brachte. Endlich gab uns noch ein Taschenspieler Proben seiner Fertigkeit, nicht ohne dass einige derselben die lebhafteste Heiterkeit unserer liebenswürdigen Hausfrau erregt hätten.

Bombay — Tandur, 20. Jänner.

Nachdem morgens die Post erledigt worden war, fuhr ich, weil aller guten Dinge drei sind, nochmals zu Tellery, um meine Einkäufe zu vervollständigen.

Um 12 Uhr erfolgte im Government House zum bleibenden Gedächtnisse an meine Anwesenheit die photographische Aufnahme einer Gruppe, bestehend aus mir, Lord und Lady Harris und allen zum Hause gehörigen Herren und Damen.

Dann besichtigte ich den Stall Lord Harris'. In offenen Ständen sind australische Wagen-, sowie englische und arabische Reitpferde und Polo Ponies untergebracht. Als Stallmeister des Gouverneurs fungiert dessen Leibarzt, welcher dieser Aufgabe mindestens ebenso gewachsen sein soll, wie der heilkünstlerischen. Die Pferde befinden sich in guter Condition, obwohl manche infolge der scharfen Bewegung, namentlich bei Hetzjagden auf dem harten Boden, niedergebrochen sind. In ganz Indien werden als Wagenpferde vorzugsweise importierte Australier verwendet, große, starke Pferde mit dem charakteristischen Karpfenrücken. Der Preis der Pferde schwankt zwischen 380 bis 1550 fl. ö. W. Als Reitpferde und als Polopferde benützt man in Anglo-Indien zumeist Araber und einzelne im Inland gezogene Thiere. Sehr drollig sind die einheimischen 12- bis 14-fäustigen Ponies, von denen ganz vorzügliche Exemplare für den lächerlichen Preis von 12 bis 17 fl. ö. W. erhältlich sind.

Nun hieß es Bombay verlassen. Ich verabschiedete mich von Lady Harris und fuhr, begleitet von Lord Harris, nach dem Bahnhof, wo meiner der Extrazug des Vicekönigs harrte, welchen mir dieser für die Dauer meiner Reise durch Indien zur Verfügung gestellt hatte. Mit

Worten herzlichen Dankes trennte ich mich vom Gouverneur und bald rollte der Zug unserem nächsten Ziele, Tandur, wo wir auf Tiger jagen sollten, zu.

Mit dem Verständnisse der Engländer für die Verbindung von Comfort und Luxus wohl vertraut, und vorbereitet, den letzteren im Extrazug des höchsten Würdenträgers von Indien bis zu orientalischer Pracht gesteigert zu sehen, war ich in hohem Grade erstaunt, als ich der Einfachheit der Einrichtung und Ausstattung der Waggons dieses Zuges gewahr wurde, die einen Engländer manche gewohnte Bequemlichkeit, insbesondere hinsichtlich des Bettes, vermissen lassen dürften. Auffallend war namentlich der Umstand, dass die Waggons und selbst die einzelnen Coupés untereinander nicht durch Stege, beziehungsweise durch Corridore und Thüren communicierten, so dass man sich mit den »Zellengenossen« der nachbarlichen Coupés nur in den seltenen Zwischenstationen in Verbindung setzen konnte.

Von Bombay nach dem südöstlich hievon gelegenen Tandur fahrend, benützten wir bis Wadi die Great Indian Peninsula Railway. Diese führt zunächst durch die Vorstädte Bombays, dann an Parel und den Regierungs-Salinen vorbei, überschreitet auf einer großen Brücke den Meeresarm, der die Insel Salsette vom Festlande trennt und wendet sich dann den Bergen zu.

Die Physiognomie der Gegend nimmt rasch einen anderen Charakter an. Hohe Berge, reich an bizarren Formen, wie aus regelmäßig parallel laufenden Schichten gebaut, die sich als lange Streifen oder Linien projizieren, schließen Thäler ein, die zumeist der Reiscultur gewidmet sind. Kleine Palmenhaine, einzelne hohe Palmen wechseln mit lichten Euphorbienhecken ab; doch ist die Vegetation lange nicht so üppig und großartig als in Ceylon. Höher im Gebirge sind die Thäler enger, mit dürrem, gelbem Gras und einzelnen verkrüppelten Bäumen bewachsen, die Abhänge steiler und schroffer. In den Thälern und Schluchten, die tief unter uns liegen, sieht man Teak-Bäume (*Tectona grandis*), wilde Bananen, *Ficus religiosa* und *Ficus indica*.

Die Bahn ist ähnlich wie jene von Colombo nach Kandy in starken Steigungen erbaut, führt durch zahlreiche Tunnels und bietet reizende Ausblicke auf die originellen Felsennadeln, die langen, schmalen und steilen, mauerartigen Felsenrücken, die meist kahlen Abdachungen der Westghâts. Ghâts (Stufen) nennt man die treppenartigen oder stufenförmigen, überall aus mehreren, zur West-, beziehungsweise zur Ostküste Vorderindiens parallelen Ketten zusammengesetzten Randabfälle

des im Innern gelegenen Hochlandes von Dekhan. Im Süden finden die weniger wild als beschwerlich erscheinenden, durchschnittlich 1200 *m* hohen West-, sowie die niedrigeren und weniger bedeutenden Ostghäts eine Fortsetzung in den bis zu 2630 *m* Höhe ansteigenden, waldreichen Gebirgen, Nil giri, den »Blauen Bergen«. Bei der Station Lanauli erreicht die Bahn ihren höchsten Punkt und zieht dann ziemlich eben fort durch cultiviertes Land. Spät abends passierten wir Puna (Poona) — 119 *km* südöstlich von Bombay — die Lieblings-Sommerresidenz des Gouverneurs, woselbst sich auch das Lager sämtlicher Truppen befindet, die dort manövrieren.



Jagdlager in Tandur.





## Jagdlager in Tandur.

Tandur, 21. Jänner.

Nach einer auf meinem ungewohnten Lager schlecht verbrachten Nacht war das erste, was ich sah, eine Ehrencompagnie der Truppen des Nisams von Haidarabad (Hyderabad), die mich bei Wadi an der Grenze des »Staates« — richtiger gesagt des Gebietes — dieses unter britischem Schutze stehenden Fürsten empfing. Wiewohl mit dem äußerlichen Prunke der Macht ausgestattet und über etwa 214.000 *km*<sup>2</sup> mit 11½ Millionen Einwohnern herrschend, ist der Nizam von Haidarabad oder Golkonda doch keineswegs ein unumschränkter, sondern nur ein tributpflichtiger Mahârâdseha, welchen ein englischer Resident und die britische Besatzung der Hauptstadt bewachen, unter dem Vorwande, ihn zu schützen.

Ich lag noch im Bette, konnte dasselbe so rasch nicht verlassen und blickte nur durch die Fenster auf die festlich geschmückte Station. Die Compagnie bestand aus schönen, schwarzen Leuten mit aufgedrehten Schnurr- und Backenbärten.

Die Gegend, die wir bis Tandur durchfuhren, ist wenig reizvoll, eine weite Ebene, nur hin und wieder von niedrigen Hügelketten durchzogen, wo Culturland mit großen, öden, sterilen Flächen wechselt, auf denen nur vereinzelt stacheliges Dornengestrüpp wächst und Stein- sowie Felspartien und erratische Blöcke sichtbar werden. In den

Feldern sieht man Lein, Ricinus, Dschowari (eine Hirseart), den Baumwollstrauch, Mais und Tabak angebaut. Eigenthümlich ist die Art der Ackerung, bei welcher man sich noch ganz primitiver Pflüge, einfacher Baumstämme mit Wurzelhaken bedient. Die Egge wird durch zusammengebundene Reisisbündel vertreten und die Frucht dort, wo Sense und Sichel unbekannt sind, einfach mit der Hand ausgerissen. Allenthalben erblickt man in der Nähe der Ortschaften — die Behausungen der Eingeborenen sind hier schon aus Stein gebaut — zerstörte und verfallene Forts und sonstige Befestigungen, Denkmäler aus der Zeit, als die Râdschas und Fürsten des Landes untereinander in steter Fehde gelebt haben. Auch portugiesische Forts mit runden Eckthürmen und crenelirten Mauern sind noch vorhanden.

Nach zweiundzwanzigstündiger Fahrt hatten wir, von Wadi aus die Nizam's Guaranteed State Railway benützend, Tandur erreicht, von wo aus sofort eine dreitägige Jagdexpedition angetreten werden sollte. Der Nawâb Vicar ul-Umra, ein Vetter des Ministers des Nisams, war, gefolgt von mehreren Engländern und Schikârîs, auf dem Bahnhofe erschienen, um mich zu begrüßen. Unter den Anwesenden befand sich auch der Commandant der Truppen des Nisams, Oberst Nevill, der unseren Zug bereits in Wadi bestiegen hatte und mir nun, obwohl Engländer von Geburt, im reinsten Wienerisch, welches er seit 18 Jahren nicht mehr gesprochen, seine Erlebnisse erzählte. Er hat vormals in unserer Armee gedient und war schließlich Rittmeister bei Haller-Husaren. Während des Besuches Ihrer Majestäten in Mailand im Jahre 1857 hatte Nevill als Ordonnanz-Officier des Kaisers fungiert und dann bei Magenta als Adjutant Gyulays das Militär-Verdienstkreuz mit der Kriegsdecoration errungen. Er quittierte nach dem Feldzuge mit Charakter und zog sich nach England zurück, von wo aus er später nach Indien in den Dienst des Nisams kam, als dessen Generalissimus er bei Hofe eine sehr einflussreiche Stellung einnehmen soll.

Es währte ziemlich lange, bis wir im Stande waren, aufzubrechen, da insbesondere die Verladung des für die Jagd erforderlichen Gepäckes geraume Zeit beanspruchte und die Verständigung mit den Eingeborenen, welche uns voll blinden Eifers immer wieder an Stelle der richtigen die unrichtigen Gepäckstücke entrissen, schwierig war. Endlich waren wir flott.

In einer großen, goldbemalten, von einem Artillerie-Viererzuge gezogenen Coach fuhren wir fürs erste durch Tandur, das noch mit Ringmauern und Befestigungen versehen ist, dann einige Meilen quer

landeinwärts, um das etwa 16 *km* entfernte Jagdlager zu erreichen, das wir drei Tage lang bewohnen sollen. Wie staunte ich, als ich eine völlige Stadt von Zelten betrat, die, an den Seiten einer großen, freien, quadratischen Fläche aufgeschlagen, mit dem höchstmöglichen Maß von Bequemlichkeit und Luxus eingerichtet waren.

In der Mitte des Lagers, dem Eingange gegenüber, steht das große Speisezelt, Raum für eine Tafel von 20 Personen bietend, vor demselben aber ist unter einem Zeltdach ein großer Salon situiert, versehen mit den bequemsten Möbeln, mit Schreibtischen und einer Sammlung von Büchern. An diesen Salon anschließend, liegen die für uns bestimmten Zelte, deren jedem von uns eines zugewiesen ist, das ein vortreffliches Bett, einen sehr eleganten Schreibtisch, sonstige Möbel und schwellende Teppiche enthält. Das für mich bestimmte Zelt, vor dem auf einer hohen Flaggenstange meine Standarte weht, zeichnet sich durch seine Größe aus und macht thatsächlich den Eindruck eines Hauses. Die 18 Zelte, die wir bewohnen, umgibt eine hohe Einfriedung, außerhalb welcher noch 40 Zelte stehen, für die Schaar der Diener, Köche, Jäger und Pferdewärter. Ungefähr 400 Eingeborene, welche als Handlanger und Treiber verwendet werden sollen, sind in Laubhütten bequartiert, zwischen denen Rinder, Büffel, Ziegen und Schafe in Herden weiden, welche den täglichen Bedarf an Fleisch liefern; denn, um sich militärisch auszudrücken, der Verpflegungsstand unseres Lagers beträgt über 500 Mann.

Beim Eingang in das Camp war eine einheimische Ehrenwache von 30 Mann aufgestellt, welcher sich 7 kolossale Elephanten, die für die folgenden Jagdtage dienen sollten, und 20 reichgeschirrte, prächtige, arabische Rosse unter Aufsicht von zwei Stallmeistern in grüner Livree anreihen.

Dieses in wahrhaft großartigem Stile angelegte Jagdlager verdanke ich dem Nisam von Haidarabad, der sich bald telegraphisch nach meinem Befinden sowie danach erkundigte, ob ich mit den getroffenen Einrichtungen zufrieden sei.

Nach der Ankunft im Lager wurde mir der Sohn des Nisams vorgestellt, dem ich durch den Dolmetsch meine Freude über den glänzenden Empfang auf dem Gebiete von Haidarabad ausdrückte.

Sodann besichtigten wir die Pferde, welche von den Stallmeistern des Nisams vorgeritten wurden, sowie die Elephanten, deren lange Stoßzähne mit dicken, reich verzierten Eisenringen gegen das Splintern geschützt waren.

Sobald unsere Bagage angelangt war, legte ich Jagdkleider an und durchstreifte mit Wurmbrand die umliegende Gegend, während die anderen Herren einen Ritt unternahmen. Mir fielen bei diesem kurzen Ausfluge Vertreter verschiedener, mir noch neuer Vogelarten zur Beute, so unter anderem zierliche Wachteln (*Turnix dussumieri*), — von den Engländern Buttonquail genannt — ferner Tauben, Sänger und Schmäzter. Auf niedrigen Tamariskenbäumen fand ich zum erstenmale eine größere Anzahl der so kunstvoll geflochtenen Nester des Webervogels.

Die Flora war nicht sehr reich vertreten, nur eine strauchartige Rosacee mit reichen, gelben Blüten fiel mir auf, welche vielfach als Opfergabe in Tempeln Verwendung findet, seitdem den praktischen Indern die früher gebräuchlichen Goldopfer doch zu kostspielig geworden sind. So bringen sie denn jetzt statt gelben Goldes gelbe Blüten dar. Wer erinnerte sich da nicht der klagenden Worte Kalchas' über die abnehmende Opferfreudigkeit! . . . .

Günstigste Botschaften liefen über Tiger ein, welche, wie es hieß, ein angebundenes Kalb gerissen hatten und sich nach Aussage der Schikârîs in einem nahen Dschungel befanden. Abends erhielt ich ein Telegramm Mr. Jevers' aus Colombo, welches die höchst erfreuliche Nachricht brachte, dass ein großer, von mir angeschweißter Elephant, wahrscheinlich jener, auf den ich am 8. Jänner geschossen hatte und der auch gestürzt war, auf 1000 *m* vom Anschusse verendet gefunden worden sei.

Tandur, 22. Jänner.

Die englischen und die einheimischen Jäger wollten erst gegen 11 Uhr vormittags ausziehen, mit der Begründung, dass um diese Stunde die Tiger träger und leichter zu treiben seien. Ich war zwar mit diesem späten Aufbruch nicht einverstanden, doch fügte ich mich den landesüblichen Sitten, und so schickten wir denn unsere Jäger und Gewehre mit einer Anzahl Elephanten voraus, um nach einer halben Stunde auf den Pferden des Nisams zu folgen.

Diese Pferde sind ganz eigenthümlich zugeritten, oder in unserem Sinne gesprochen, eigentlich verritten; ganz hinter der Hand, sind sie gewöhnt, von ihren Reitern durch beständige Hilfen gezwungen zu werden, eine schöne Figur zu machen, so dass sie ununterbrochen tänzeln und croupieren, was auf die Länge der Zeit kaum erträglich ist.

Die Jagdgelegenheit, in der auf Tiger getrieben werden sollte, bildeten niedrige, mit Strauchwerk überzogene Hügelketten, durchquert von kleinen Schluchten und Thälern, die in Charakter und Aussehen mich an die Hügel der Ödenburger Gegend erinnerten.

Schon in Bombay hatten wir jeden Tag mindestens drei Telegramme erhalten, welche uns die Nachricht brachten, dass die Tiger stets an einer bestimmten Stelle gerissen hätten und daher der Erfolg beinahe sicher sei. Somit durften wir die besten Hoffnungen hegen und zogen frohemuth unseres Weges fürbass. Wir waren kaum einige Meilen geritten und näherten uns eben dem Jagdplatze, als verschiedene Schikârîs herbeigelaufen kamen und lebhaft gesticulierend unserem Jagdarrangeur Mr. Stevens eine Meldung erstatteten. Auf meine Frage wurde mir bedeutet, dass die Chancen nicht so günstig stünden, als ursprünglich gedacht, die Nachricht von dem gerissenen Kalbe sei eine irrthümliche gewesen, das Kalb habe sich losgemacht und lebe vergnügt.

Nicht lange darauf kamen Eingeborene, mit welchen die Schikârîs eine lange Berathung pflogen, deren Ergebnis war, dass sie mir erklärten, es sei für heute nichts mehr zu machen, der Tiger hätte nicht gerissen und das Beste wäre, ins Lager zurückzukehren. Bitter enttäuscht durch diese Nachricht, nahmen wir unter einer großen Tamariske ein Trostfrühstück ein und kehrten auf demselben Weg in das Lager zurück, welchen wir vor kurzem in der sicheren Erwartung gekommen waren, die in Aussicht gestellten Tiger zu finden.

Da die Uhr erst die zweite Stunde zeigte, streifte ich mit meinen Herren noch durch einige Zeit quer durchs Land, um wenigstens die ornithologische Sammlung und die Küche zu bereichern. In den bebauten Feldern, in welchen, auf Hühner oder Schakale zu stoßen, wir zuversichtlich gerechnet hatten, trafen wir merkwürdigerweise gar kein Wild; dafür aber waren die Ränder der vielen kleinen Teiche und die nassen Reisfelder so reich an Bekassinen und Strandläufern, dass wir deren bald eine ansehnliche Anzahl erlegt hatten, die unserem Koch übergeben wurden.

Vor unserem Aufbruche hatte ich mitten zwischen den neben unserem Camp gelegenen Hütten der Eingeborenen ein abgehäutetes Schaf als Luder niederlegen lassen und konnte nun, nach der Rückkehr im Verlaufe weniger Minuten 13 Schmutzgeier (*Neophron ginginianus*) und 2 Schmarotzer- oder Pariah-Milane (*Milvus govinda*) erlegen.

Obschon der Rath der Jagdkundigen beschlossen hatte, dass wir heute recht früh aufbrechen sollten, um den ganzen Tag vor uns zu haben und mehrere Triebe nehmen zu können, war es bei der fatalen Unpünktlichkeit und Zeitvertrödelung, welche hierzulande Europäer wie Eingeborene auszeichnen, leider 10 Uhr geworden, bevor wir uns in Bewegung setzen konnten.

Die Zeit bis zum Start wurde durch einen mir neuen Sport — eine improvisirte Falkenjagd — verkürzt. Mehrere Hindus aus Haidarabad hatten abgerichtete Falken und einen gefangenen Reiher herbeigebracht, den sie im Lager in Freiheit setzten. Kaum hatte dieser eine gewisse Distanz durchmessen, so lösten die Hindus einem Falken die Kappe und alsbald strich derselbe in Pfeilschnellem Fluge dem Reiher nach, stieg in die Luft, um dann wie ein Blitz niederzusausen, den Reiher mit den Fängen zu Boden schlagend. Hierauf hieb der Falke seinem Opfer Fänge und Schnabel in den Rücken ein und begann zu kröpfen. Noch zwei andere Falken wurden lanciert, die von weitem herstreichend eine emporgeworfene, todte Krähe mit seltener Geschicklichkeit in der Luft fingen.

Doch Wichtigeres rief uns. Neuerdings waren uns die schönsten Versprechungen gemacht worden: die Tiger hätten bestimmt gerissen; sie seien unbedingt innerhalb zweier sicherer Triebe, in welchen man sie brüllen gehört habe.

Wir ritten denselben Weg wie tags zuvor, bis unter dem großen Tamariskenbaume abermals eine lange Berathung erfolgte, worauf jeder von uns bestimmt wurde, einen Elephanten zu besteigen. Es war das erstemal, dass ich in einer Hâuda saß. Ein eigenthümliches, fremdartiges Gefühl, auf dem Rücken des mächtigen Thieres, hoch über dem Boden in einem wannenartigen Behältnis zu schweben, welches beim Gange des Elephanten in starke, nach vor- und rückwärts wiegende an das Schwanken eines Schiffes erinnernde Bewegung versetzt wird. Schon beim Einsteigen beginnt die Schwierigkeit, die übrigens nicht ohne komische Seite ist: der Elephant lässt sich nieder, man steigt über dessen Hinterläufe auf die abschüssige Croupe und schwingt sich in die Hâuda; hebt sich der Elephant nun, so geschieht dies zuerst mit den Vorderfüßen, dann mit den kürzeren Hinterfüßen, so dass die Hâuda beinahe senkrecht zu stehen kommt, wobei man sich fest anklammern muss, um nicht hinausgeschleudert zu werden.

Der Elephant wird durch einen Mahâut (Mahâwat) gelenkt, der auf dem Kopfe des Thieres sitzt und ihm mit einem spitzigen Haken (Gadsehbag) sowohl das Tempo als die Direction angibt, bald rechts, bald links in die dicke Haut stechend. Elephant und Führer leben stets trotz der manehmal etwas unzarten Behandlung des Thieres im besten Einvernehmen; der Mahâut spricht unausgesetzt mit dem klugen Thiere, und dieses erfüllt pünktlichst seines Lenkers Wünsche, indem es sich auf Befehl niedersetzt, den Fuß emporhält, um den Mahâut aufsteigen zu lassen, den Rüssel hebt, umkehrt, und thut, was sonst noch des Lenkers Begehrt. Wird der Elephant ungezogen, was zeitweise vorkommt, so erhält er einige, sehr kräftige Hiebe auf den Rüssel, die er mit trompetenartigem Gebrülle quittiert. Kommen die Elephanten an Wasser, so trinken sie mittels des Rüssels oder pumpen sich an und entnehmen später, wenn die Hitze groß und die Fliegenplage arg ist, dem Maule mit dem Rüssel eine Quantität ihres Vorrathes und bespritzen sich den ganzen Leib; maneh Mahâuts lassen ihre Thiere sich niederlegen und so ein Bad nehmen. Gegen Fliegen sind die Elephanten trotz der Dicke ihrer Haut ungemein empfindlich; sie wehren dieselben mit einem großen Aste ab, den sie vom nächsten Baume breehen. Man darf nicht etwa meinen, dass ein Elephant auch nur einen Augenblick ruhig stehe; bald muss er Fliegen, die ihn quälen, verseheuchen, bald Gras oder Blätter abreißen, bald schwenkt er den Rüssel in der Luft — mit einem Worte: die Hâuda ist in steter Bewegung, was die Sieherheit des Schießens außerordentlich erschwert.

Bei einem kleinen Teiche zeigten mir die Schikârîs eine mächtige Tigerfährte, die ich als mindestens zwei Tage alt anspraeh. Auf einem mit Strauchwerk bestoekten Hügel wurden wir am Rande einer gleichfalls dicht bewachsenen Schlucht in Zwischenräumen von je 100 *m* aufgestellt; zuerst Stoeking und Prónay, dann Wurmband, Clam, ich selbst, am rechten Flügel Kinsky.

Vor unseren Ständen hoekten auf einzelnen hohen, das Strauchwerk überragenden Bäumen Eingeborene, deren Aufgabe darin bestand, falls ein Tiger sichtbar werden sollte, mit rothen, an langen Stangen befestigten Fahnen den Jägern anzuzeigen, welehe Richtung derselbe genommen.

Infolge unrichtiger Bereehnung mussten wir auf den Ständen anderthalb Stunden warten, bevor der Trieb angien, was bei der Hitze und der fortwährend schwankenden und webenden Bewegung des Elephanten keineswegs sehr ergötzlich war. Endlich erklang das Signal

— vier Tamtam-Schläge — zum Beginn des Triebes, und alsbald hörten wir auf ungefähr 1000 *m* Entfernung das infernalische Geschrei der Treiber, begleitet von Schreckschüssen, Trompcentönen, Tamtam-Schlägen und dem Geknarre großer Ratschen. Wir lauerten mit gespanntester Aufmerksamkeit und glaubten jeden Augenblick, den Tiger aus dem Dschungel brechen sehen zu müssen. Wer aber nicht kam, war der Tiger. Dafür sahen wir die Treiber sich nähern, — es waren deren 300 aufgeboten — regellos und höchst vorsichtig, zumeist einer hinter dem andern und stets auf den bequemsten Stellen; denn diese Leute haben eben begreiflicherweise großen Respect vor Tigern und sind, bevor sie nicht in jedes Gebüsch geschossen oder Steine geworfen haben, nicht vorwärts zu bringen, so dass ein ganz kleiner Trieb von einigen 100 *m* Ausdehnung unverhältnismäßig lange Zeit erfordert.

Die Eingeborenen dieser Gegend machten auf mich keinen besonders günstigen Eindruck, da sie wenig muthig, unverlässlich, nicht anstellig und recht lässig zu sein scheinen. Will man ihnen etwas klar machen oder einen Befehl ertheilen, so nimmt dies geraume Zeit in Anspruch, da alles durcheinanderschreit und perorirt, worauf sie dann gerade das Gegentheil von dem thun, was gewünscht wurde.

Sobald die Treiber zum Vorscheine gekommen waren, tischten sie uns eine lange Geschichte auf: der Tiger sei im Dschungel gewesen, ein Mann habe ihn gesehen, doch sei der Tiger ausgebrochen — ein Bericht, den ich für erfunden halte. Nun war guter Rath theuer. Wir wollten weiter jagen, der Arrangeur aber erklärte, er müsse sich zunächst mit den Schikârîs besprechen und dann erst neuerlich abspüren lassen, überdies bedürften die Treiber der Ruhe, was mir, da sie doch erst eine Stunde lang getrieben hatten, verwunderlich erschien. Schließlich musste nach landesüblicher Unsitte wieder ein Lunch über alle Verlegenheiten hinweghelfen.

Nachdem wir durch dieses überflüssige Intermezzo kostbare Zeit verloren hatten, setzten wir uns endlich um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr nachmittags wieder in Bewegung, um einen, wie es hieß, ganz sicheren Trieb zu nehmen.

Wir ritten auf den Elephanten in ein anmuthiges, von steilen Felspartien umgebenes Thal, als plötzlich ein Schikârî unter Geberden der größten Aufregung herbeigelaufen kam und meldete, er habe oben den Tiger ganz in der Nähe brüllen gehört. Zugleich wurde mir ein angeblich frisch gerissenes Kalb gezeigt, dessen Zustand aber den Schikârî Lügen strafte, da es mindestens vor sechs Tagen verendet

und von den Geiern schon fast zum Gerippe gefressen war. Auf einem nahegelegenen Baume saßen auch zwanzig ganz vollgekröpfte, große Geier, die unsere Anwesenheit wenig bekümmerte, so dass sie, auf uns herabäugend, ruhig sitzen blieben.

Da die Elphanten auf den Felsblöcken nicht stehen konnten, kletterten wir auf mächtige Bäume, über deren höher befindliche Äste einige Querstangen gelegt waren, höchst luftige Plätze darstellend, die uns kaum die nothwendige Sitzgelegenheit und der Äste halber wenig Ausschuss boten. Wir baumten hier so auf, dass die Stände der Schützen etwa einen Halbkreis bildeten, und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Dieser Trieb glich vollkommen dem ersten, nur gieng er noch langsamer vor sich, da die Treiber vor der Schlucht, in welcher das angeblich gerissene Kalb lag, nicht geringen Respect zu haben schienen und wenigstens eine Stunde lang in die Schlucht schossen und dabei allerlei Lärm machten, bevor sie es wagten, in dieselbe einzudringen. Die Sonne war schon lange untergegangen, Mond und Sterne standen bereits am Himmel, als endlich die Treiber bei unseren Ständen anlangten.

Kurz vorher war aus einer Felspartie geradewegs auf meinen Baum ein großer Uhu zugestrichen, den ich, als er knapp über meinem Kopfe aufhackend, mich mit seinen großen, gelben Lichtern erstaunt anglotzte, mit einer Kugel herabschoss. Unmittelbar darauf wechselte ein sehr schöner Mungo unter meinem Baume vorbei; doch konnte ich auf das scheue Thier keinen Schuss anbringen.

Allmählich war es so dunkel geworden, dass wir auf unseren Elphanten den Rückweg antreten mussten. Vom Zeltlager aus kam uns eine ganze Schar Hindus mit Fackeln entgegen. Der jagdliche Misserfolg hatte unsere gute Laune so wenig verscheucht, dass, als Clam eine der Fackeln ergriff und mit Prónay eine Art arabischer Fantasiya improvisierte, dies die lebhafteste Heiterkeit des ganzen Jagduges erregte.

Weshalb die mit so bedeutenden Vorbereitungen und Kosten arrangierte Jagdexpedition ergebnislos geblieben war, ist mir nicht ganz klar, ich glaube jedoch, nicht fehl zu gehen, wenn ich die Ursache des Misserfolges hauptsächlich in der Trägheit und Unverlässlichkeit der Eingeborenen sowie in dem Umstande suche, dass bei der Leitung des Unternehmens nicht bloß jagdliche, sondern auch persönliche Motive zur Geltung gekommen waren, was bei einem Apparate von der Größe und Complication des hier aufbotenen wohl eintreten konnte.

Morgen wird das Lager verlassen und abgebrochen werden. Mir bleibt zwar nicht das stolze Bewusstsein, den ersehnten Tiger gesehen, geschweige denn erlegt zu haben, gleichwohl aber das Gefühl hoher Befriedigung; denn der romantische Aufenthalt in der Zeltstadt, das Leben en plein air, der anregende Contrast zwischen Civilisation und Wildnis und nicht zum wenigsten die Gelegenheit, mit dem Wesen der Eingeborenen in zwangloser Art vertraut zu werden, gestalteten die drei Tage im Jagdlager von Tandur immerhin zu einer sehr interessanten Episode.

Leider zählten wir in unserer Gesellschaft zwei Kranke: Kinsky sowie einen der Matrosen, welche ich von der »Elisabeth« mitgenommen hatte; beide waren von starken Fieberanfällen heimgesucht.



Haidarabad.





## Haidarabad.

Tandur — Haidarabad, 24. Jänner.

Der Tag der Vermählung meiner Schwester! Mit den Gefühlen der innigsten Liebe dachte ich ihrer, die heute den entscheidendsten Schritt im Leben, jenen aus dem elterlichen Hause in ein neues Heim, in eine neue Heimat thut. Möge dieser Schritt sie auch einem neuen, reinen, ungetrübten Glücke entgegenführen! Der Himmel segne und geleite sie! Die rauschenden und blendenden Festlichkeiten in Haidarabad vermochten meine Gedanken nicht zu hindern, vom Hofe des Nisams weg in die Heimat zu fliegen, um so mit den Meinen im Geiste vereint zu sein, wenn in der letzten Umarmung der Eltern und der Geschwister die Bande der Liebe zu der Tochter und Schwester sich aufs neue und fester verknüpfen.

Gleichsam als wollte ich mein Verweilen in der Fremde gerade an diesem Tage vor mir selbst rechtfertigen, wiederholte ich mir alle die Gründe, welche es unmöglich gemacht hatten, die Reise erst nach dem Vermählungstage anzutreten. Ich freute mich heute schon, — so Gott will — meine Schwester als die erste all der Meinen auf dem Heimwege in Stuttgart wiederzusehen.

Infolge der gestrigen Dispositionen waren wir um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr morgens zum Aufbruche vom Jagdlager gestellt; dessenungeachtet dauerte es eine volle Stunde, bevor sich unsere mit 13 Personen vollgefüllte Coach in Bewegung setzte. Die braven Artilleristen fuhren über jeden in der Gegend wahrnehmbaren Stein, so dass knapp vor Tandur eine Feder am Wagen brach und der Rest der Fahrt im Schritt zurückgelegt werden musste. Der Vicar ul-Umra, ein Mann, der mein Herz dadurch gewonnen hatte, dass er uns versicherte, wir Österreicher seien sehr gemüthliche Leute, die gut zu jagen und zu reiten verständen und ihm daher sehr gut gefielen, war vorausgeritten und wartete bereits auf dem Bahnhofe in Tandur, von wo aus uns der Extrazug nach Haidarabad brachte.

Höchst eigenthümlich gestaltet sind die Felspartien und die Steinhügel, welche vor der Einfahrt nach Haidarabad sichtbar werden. Dieselben bestehen aus großen, runden Granitblöcken, welche regellos geschichtet und häufig zu dreien und vieren aufeinandergethürmt sind. Oft ist es kaum begreiflich, wie die ganz schief übereinandergestellten und scheinbar hängenden Kolosse sich in solcher Lage im Gleichgewichte erhalten können. Bei der Einfahrt nach Haidarabad fällt der Blick zunächst auf einen blau schimmernden Teich, welcher die ganze Stadt mit Wasser versorgt, während weiterhin zwischen Bäumen versteckte Paläste und Moscheen hervorlugen.

Auf dem Perron des Bahnhofes von Haidarabad standen, umgeben von goldstrotzenden Würdenträgern und Adjutanten, der Nisam und der englische Resident, Mr. Trevor C. Plowden. Der Nisam, seiner Macht und seinem Range nach noch immer der erste unter den Vasallenfürsten Indiens, steht, wie schon die zahlreiche britische Besatzung in dem vor den Thoren Haidarabads angelegten, befestigten Lager von Sikandarabad (Secunderabad) beweist, thatsächlich unter britischem Protectorate, welches jede selbständige, gegen England gerichtete Regung im Zaume zu halten weiß. Der Beherrscher Haidarabads führt den Titel Nisam ul-Mulk (Ordner des Staates), welchen Aurengzeb, der Großmogul von Dehli (1658 bis 1707), einem der Vorgänger des Nisams verliehen hat. Die Familie des Nisams ist arabischen Ursprungs. Der Nisam und die Großen des Reiches bekennen sich zur mohammedanischen Religion, während der größte Theil der Landbevölkerung aus Hindus besteht. Der Nisam ist 28 Jahre alt, von kleiner und hagerer Gestalt, trägt schwarzen, spärlichen Vollbart und lange, zur Schulter reichende Haare; sein Teint ist gelblich, die kleinen Augen blicken klug.

Im Verkehre mit Europäern ist er zurückhaltend, ja geradezu schüchtern und äußerst schweigsam, gegen seine Landeskinder soll er jedoch recht energisch aufzutreten im Stande sein. Er kleidet sich stets europäisch; zumeist trägt er einen schwarzen Gehrock, und das einzige, was der Nisam von seinem heimatlichen Costüm bewahrt hat, ist eine turbanartige Mütze aus gelbem Zeuge mit goldener Quaste; diese Kopfbedeckung legt er nie ab. Gleich der europäischen Tracht scheint der Nisam auch europäische Sitten zu lieben und nach seiner Weise angenommen zu haben, obwohl er im allgemeinen Europäern nicht sehr hold gesinnt ist, was ihm bei den Erfahrungen, die er gemacht, wohl nicht verübelt werden kann.

Asman Dschâh, der erste Minister des Nisams, zugleich dessen Schwager, vereinigt fast alle Ressorts in seiner Hand; er ist ein Mann mit intelligentem, schlaudem Gesichtsausdrucke und nimmt eine wichtige Stellung ein, weil er als Vermittler einerseits zwischen der englischen und der einheimischen Regierung, andererseits zwischen dem Nisam und der Landesverwaltung fungiert. Asman Dschâh verfügt über bedeutende Einkünfte, da er von seinem Hab und Gut ein Jahreseinkommen von 1,000.000 fl. ö. W. und nebstbei jährlich einen Gehalt von 230.000 fl. ö. W. bezieht. Der Minister besitzt in der Stadt Haidarabad und auch im Lande selbst verschwenderisch eingerichtete Paläste, so auch den Palast Baschir Bâgh, welcher uns als Absteigequartier dient.

Die Großen des Reiches, Nawâbs oder Nabobs, zumeist Verwandte des Nisams, haben die hervorragendsten Stellen der Administration in Händen und zeichnen sich durch Reichthum, insbesondere durch großen Grundbesitz aus; einige derselben wohnen stets in der Stadt Haidarabad und erscheinen in Gesellschaft des Nisams bei allen Hoffesten. Nawâb bedeutet »Abgeordneter« und ist ursprünglich der Titel der Administratoren im Reiche der Großmoguln, später jener von Großen geringerer Macht, englischer Vasallen gewesen, bis schließlich der Titel Nawâb oder Nabob für Männer gebräuchlich geworden ist, die in Ostindien irgendwie zu großem Reichthum gelangt sind. Meist wird in Hindustan dieser Titel, wie in Italien die »Eccellenza«, jedem angesehenen Manne zugestanden.

Nach Vorstellung der erschienenen Würdenträger und mehrerer höherer Officiere, sowie nach Abschreitung der Ehrencompagnie, bestiegen der Nisam und ich mit zwei Adjutanten einen gelb ausgeschlagenen, auf weichen Federn ruhenden Galawagen, der von vier prächtigen à la Daumont eingespannten Schimmeln gezogen wurde.

Vor dem Bahnhofe stand das englische 21. Husarenregiment, welches uns mit je zwei Escadronen vor dem Wagen und hinter demselben escortirte. Dieses Regiment macht einen ausnehmend guten Eindruck. Die Uniform besteht aus schwarzem Attila, schwarzen Hosen mit reicher, bei der Mannschaft gelber, bei den Officieren goldener Verschnürung und weißem Helme. Die Pferde, durchwegs australischer Zucht, sind im Verhältnisse zu unseren Dienstpferden sehr groß und schön und befinden sich, trotz der eben erst beendeten Manöver in guter Condition. Der Ankaufspreis der Remonte beträgt 720 fl. ö. W.

Vom Bahnhof an bis zu unserem Quartiere, dem Palais Baschir Bâgh, hin standen Truppen Spalier, und zwar die berittene afrikanische Leibwache des Nisams, 2 Uhlanenregimenter, 3 Infanterieregimenter und die Golkondaer Infanteriebrigade, bestehend aus dem Golkondaer und dem Mysoram-Regimente.

Baschir Bâgh dient in der Regel zur Aufnahme von Gästen, sowie zur Abhaltung größerer Festlichkeiten, welche der Minister alljährlich zu geben pflegt. Das Gebäude ist ziemlich groß, mitten in einem kahlen, unschönen Garten gelegen und mit einer kleinen Privat-Moschee ausgestattet, von der aus der Muczzin seinen einförmigen Gesang ertönen lässt. Die innere Einrichtung des Palais ist europäischen Ursprunges, aber unharmonisch, ja geradezu conglomeratartig zusammengestellt und besteht zum Theile aus Decorationsgegenständen absonderlicher Art: ein gläsernes Billard; Tische, bedeckt mit mechanischen Spieldreien; Fische und Wild darstellende Farbendruckbilder, wie man sie bei uns etwa auf Jahrmärkten und in Försterhäusern findet; japanische Decken; eine Anzahl von Gegenständen mannigfaltigster Art aus Gold, Silber und anderen Metallen; dazwischen Amorstatuen aus Wachs; bunte Papiere; verschiedenartige Spiegel — alles dieses vereint bringt einen unruhigen, fast schwindelerregenden Eindruck hervor. Der Besitzer des Hauses scheint ein besonderer Freund von Uhren zu sein; denn in jedem Zimmer schlugen wenigstens zehn Pendulen, Stutzuhren u. dgl. m. in völliger Unabhängigkeit von einander die Stunden. Auf einen zu Rheumatismen neigenden Gast dürfte Baschir Bâgh keine besonders angenehme Wirkung hervorbringen; denn kein einziges Fenster, keine einzige Thüre schloss, so dass uns in den kühlen Nächten die Zugluft recht empfindlich wurde.

Der Nisam geleitete mich unter ersichtlicher Äußerung großer Verlegenheit bis in den Salon des Palais und schien sich erleichtert zu fühlen, als ich ihm ermöglichte, seinen Besuch abzukürzen und

sich bald wieder zurückzuziehen. Wir richteten uns nun in unseren Gemächern häuslich ein und bereiteten uns auf die officielle Visite des Nisams vor, dessen Erscheinen für 1/2 Uhr angesagt war. Dieser Besuch vollzog sich nach einem, in allen Details streng geregelten, mir begreiflicherweise ungewohnten Ceremoniell.

Clam und Crawford waren um 1 Uhr in die Residenz des Nisams gefahren, um den Fürsten abzuholen. Als dieser, von einer galoppierenden Escadron seiner Leibwache escortiert, angefahren kam, erwartete ich ihn in Galauniform und in Ordenssternen erstrahlend nächst der Pforte von Baschir Bâgh, am Rande eines Teppiches; denn auch dieser Punkt war genau bestimmt. Nachdem der Nisam und ich in das Palais eingetreten waren, ließen wir uns auf zwei thronartigen, nebeneinander stehenden Stühlen nieder. Zur Rechten des Nisams nahm sein Gefolge, zu meiner Linken meine Suite Platz, so dass wir auf diese Weise im Halbkreise umgeben waren. Ich und Kinsky bestritten die Kosten der Unterhaltung, indem wir dem Nisam von dem angenehmen Aufenthalt in Tandur, von Haidarabad und von seiner Armee sprachen, leider ohne den Fürsten dazu bestimmen zu können, seine unerschütterliche Schweigsamkeit aufzugeben, da er sich nur auf wenige »Yes« beschränkte. Nachdem schließlich eine völlige Stockung in der Conversation und damit eine etwas befremdliche Situation eingetreten war, begann der Resident, aus der Verlegenheit helfend, programmäßig mit der wechselseitigen Vorstellung des Gefolges und der Suite. Dem Ceremoniell entsprechend, überreichte ich dem Nisam auf einer großen Tasse »attar« und »pan«, Rosenwasser und Betelblätter, worauf einer der Functionäre dieselben Ingredienzen an die hervorragendsten Persönlichkeiten der Versammlung vertheilte. Sobald dies geschehen war, erhob sich alles; die Feierlichkeit war zu Ende. Unter dem Donner einer Batterie, die schon den ganzen Tag über Freudenschüsse abgefeuert hatte, kehrte der Nisam in seine Residenz zurück.

Zwei Stunden später erwiderte ich den Besuch des Nisams in dessen Residenz, dem Palais Tschaumahala. Ein Viergespann prächtiger Fuchse, von einem Stallmeister gelenkt, holte mich ab; zwei Escadronen englischer Husaren und zwei Escadronen eingeborener Madras-Cavallerie escortierten den Wagen durch das Viertel, das wir beim Einzuge in Haidarabad bereits gesehen hatten, und so gelangten wir bei dem festungsartig umschlossenen Palaste des britischen Residenten vorbei, über den Fluss in die eigentliche Stadt der Eingeborenen. Diese trägt völlig den höchst originellen Charakter der alten indischen

Städte an sich, den sie schon uranfänglich gehabt haben mag: enge, von Menschen wimmelnde Straßen, kleine, schmutzige, einstöckige Häuser mit vielfachen Holzverzierungen, Kaufläden und Bazars. An dem Kreuzungspunkte der vier an ihrem äußeren Ende durch hohe Steinthore abgeschlossenen Hauptstraßen erhebt sich ein viereckiges Gebäude »Tschar Minar« mit seinen berühmten vier Minarets, in welchem sich auch die Polizeistation befindet. Überall waren salutierende Wachen und Truppen aufgestellt, hinter welchen sich die neugierige, lärmende Menge drängte.

Auf einer von zwei hohen Mauern eingeschlossenen Straße gelangten wir endlich zum Thore des Palastes, eines Conglomerates umfangreicher, aber niedriger Gebäude, welche das Gepräge eines Defensivplatzes an sich tragen. Vor dem Eingange waren mehrere Gardisten postiert; an dem Fuße der Haupttreppe empfingen mich der Nisam und die Würdenträger des Reiches, in deren Geleite wir einen schmalen, gewundenen Corridor durchschritten, um uns sodann plötzlich in einem prächtigen Hofe von quadratischer Form zu befinden. An zwei Seiten des Hofes liegen große, mit Säulen versehene Empfangshallen oder vielmehr besondere Paläste, mit kostbaren Möbeln, Spiegeln und Teppichen versehen, während an den beiden anderen Seiten des Hofes für Gäste bestimmte Prunkgemächer angeordnet sind, vor deren Pforten sich Colonnaden hinziehen. Der Hof ist mit niedrig gehaltenen Gartenanlagen und einem hoch liegenden, ungefähr 100 *m* langen Wasserbecken geschmückt.

Der rings von einer Mauer umgebene Palast des Nisams bedeckt mit seinen Häuserlabyrinthen, Pavillons, Nebengebäuden, Harems und Parks einen Raum von über 1000 *ha* und nimmt ein Viertel der gesammten Stadt Haidarabad ein. Die Bewohnerzahl des Palastes soll nach ziemlich sicherer Quelle 7000 Personen betragen; sind ja doch hier allein 3500 Damen, welche der Nisam erhalten muss, vorhanden, und unter diesen nahezu 3000 Frauen und Verwandte der vormaligen Nisams, während der Rest der weiblichen Einwohnerschaft der Residenz durch die Frauen und Slavinnen des regierenden Nisams, sowie durch ein Corps von einigen hundert Amazonen, die als Palastwache für den Harem fungieren, gebildet wird. Diese Amazonen sind für das Auge fremder Männer nicht sichtbar; sie sollen sich aber, wie uns eine englische Dame versicherte, welche die Bekanntschaft dieses Elitecorps gemacht hatte, durch besonders abstoßende Hässlichkeit auszeichnen. Begibt sich der Nisam in das Zenana, wie der Harem in ganz Indien

heißt, so tritt die Hauptwache der Amazonen ins Gewehr und leistet die Ehrenbezeugung. Ewig schade, dass uns dieser Anblick versagt geblieben!

In der großen Empfangshalle waren unter einem reich gestickten Baldaehin zwei Thronessel postiert, auf denen wir, der Nisam und ich, uns niederließen, worauf sich die Visite unter demselben Ceremoniell vollzog wie jene, welche der Nisam mir in Basehir Bâgh gemacht hatte; jedoch mit dem Unterschiede, dass die Staatsvisite diesmal noch stiller verlief als zuvor, da der Nisam nun noch weniger oder eigentlich gar nichts sprach, und dass uns die Betelblätter in sehr schön gearbeiteten, silbernen Gefäßen geboten wurden, deren eines ich mir zum Andenken erbat.

Nachdem wir unsere Gala mit bequemen Civilkleidern vertauscht hatten und durch den Leibphotographen des Nisams ein Bild von uns aufgenommen worden war, sollte ein Ritt auf Elephanten durch die Stadt unternommen werden. Wir bestiegen mit unseren Suiten eine ganze Sehar von Elephanten, die alle auf das reichste mit Seidendecken von gelber Farbe, der Lieblingsfarbe des Nisams, geschmückt waren. Dieser Zug wird mir unvergesslich bleiben. Er bot das bunteste und bewegteste Bild, welches sich eine üppige Phantasie ausmalen kann, ein von der Cultur noch unberührtes Stück altindischen Lebens, eine Bethätigung urwüchsigen Vergnügens an prunkhaften Schaustellungen und Aufzügen. Von der beträchtlichen Höhe meines Hofelephanten konnte ich aus einer Art Vogelperspective meine Beobachtungen anstellen: in der langen Straße, die vom Palaste in die Stadt führt, wimmelte, Kopf an Kopf, eine dichtgedrängte Menge, welche durch rücksichtslos dreinschlagende Polizisten Schritt für Schritt vorwärts geschoben wurde; die zahllosen Turbans und die in grellen Farben, vorwiegend roth, gelb und weiß gehaltene Kleidung der Eingeborenen wirkten überaus malerisch.

Den Zug eröffnete die irreguläre afrikanische Leibwache des Nisams, die ununterbrochen vor uns sang, wilde Kriegstänze aufführte und die Waffen schwang. Es ist sowohl beim Nisam als bei allen größeren Nawâbs des Reiches Sitte, sich eine afrikanische Leibwache zu halten, ein aus Angehörigen aller möglichen afrikanischen Stämme, namentlich aus Somâlis, bestehendes, zusammengelaufenes Gesindel, das bei seiner steten Rauflust Grund zu häufigen Straßenaufläufen und Kämpfen in Haidarabad gibt. Man konnte wahre Räuberfiguren und Galgengesichter unter dieser Leibwache wahrnehmen, deren Mitglieder

nicht uniformiert sind, sondern beliebige Kleidung und ausschließlich ihre eigenen Waffen, meist lange mit allerlei Zierat beschlagene, ostafrikanische oder arabische Gewehre und breite Gürtel tragen, in welchen die verschiedenartigsten Pulverhörner, Pistolen und Messer stecken.

Unmittelbar vor den Elephanten marschierten uniformierte Leibwachen und ritten die Adjutanten in Nationaltracht; diese Vorhut hielt die Ordnung aufrecht, während mehrere Escadronen Cavallerie den Zug schlossen. Unausgesetzt stiegen, wiewohl es hellicher Tag war, Raketen zum Himmel empor, ununterbrochen donnerten von den umliegenden Höhen die Batterien ihre Grüße herab. Sämtliche Fenster und auch alle Dächer der Häuser waren von Neugierigen besetzt; selbst aus den Frauengemächern lugte manch neugieriges Gesicht heraus. Endlich war der Zug — ein farbenprächtiges Tohuwabohu — am Ende der Hauptstadt angelangt; das vor uns befindliche Volk wurde durch die Leibwache in Nebengassen gedrängt, und ich verließ mit dem Nisam die Hâuda.

Begleitet vom 21. Husarenregimente, das mich hier erwartet hatte, kehrte ich nach Baschir Bâgh zurück.

Leider hatte Kinsky wieder einen Fieberanfall, so dass er mich nun zu dem folgenden Gala-Diner beim Nisam, welches für 8 Uhr angesagt war, nicht begleiten konnte. Als wir uns dem Palaste näherten, erstrahlten die Mauern, welche den Palast und den Park umgaben, und vor allem das Eingangsthor im Lichte sternförmig angeordneter Lämpchen. In die Pracht der indischen Märchenwelt glaubte ich mich versetzt, als ich den großen Hof betrat, der von 40.000 Lichtern taghell beleuchtet war; jede Stufe, jedes Gesimse, jede Säule, jeder Baum, jeder Strauch trug, als hafteten Glühwürmchen daran, Hunderte von Lämpchen; dazwischen waren große, mit Lichtern dicht besetzte Bögen gespannt; in dem Marmorbassin schwammen, als spiegelten sich die Sterne in ihm, leuchtende Funken — ein Meer von rothen, grünen, blauen und weißen Lichtern, die sich in zauberhafter Combination zu einer wahren Symphonie von Lichteffecten vereinigten.

In der inneren, großen Empfangshalle wurden der Nisam und ich von den Gästen, unter denen auch viele englische Damen zu sehen waren, erwartet. Nach kurzem Cercle gab jeder von uns einer der Damen den Arm und wir schritten in den Speisesaal. Wie groß war mein Erstaunen, als wir aus der Empfangshalle in einen zweiten Hof gelangten, der ebenso groß als der erste und, wenn möglich, noch

herrlicher illuminiert, in Flammen getaucht war, ja von buntem Feuer zu glühen schien. Auf den Kieswegen waren Teppiche aufgelegt und unter Vorantritt einer Escorte von Adjutanten schritten wir in den Speisesaal, der, auf einer Seite offen, die Aussicht auf den feenhaften Glanz des beleuchteten Hofes bot. 85 Personen nahmen an dem Parade-Diner theil.

Ein seltsames Bild — die vielen in Gold strotzenden Prachtgewänder der einheimischen Würdenträger neben unseren und den britischen Uniformen, neben den Toiletten der englischen Damen und der Tracht der einheimischen Officiere. Die Tafel war mit prachtvollen Goldaufsätzen, bunten Blumen und riesigen Bonbonnières wahrhaft verschwenderisch ausgestattet.

Eine Regimentskapelle der regulären Truppen des Nisams besorgte die Tafelmusik, die leider mit der gediegenen Praecht, welche uns allseits umgab, nicht in Harmonie stand. Ich habe bisher den Eindruck gewonnen, dass bei den Festen in Indien überhaupt die europäische Musik eine stiefmütterliche Behandlung genießt; denn die Inder scheinen für dieselbe geringes Verständnis, dafür aber Vorliebe für falsches Clarinett- und Flötengewinsel zu besitzen. Außerdem fehlt es entschieden an rhythmischem Gefühl, wenigstens waren einige der vor uns concertierenden Musikkolde ihren Genossen stets um mehrere Takte voraus, ohne sich hiedurch in ihrer Seelenruhe auch nur im geringsten stören zu lassen.

Im Verlaufe des vortrefflichen und durch Weine reich gewürzten Diners brachte ich einen Toast auf die Gesundheit der Königin von England aus, welchem der Nisam einen Toast auf Seine Majestät den Kaiser und sodann einen Trinkspruch auf mein Wohl folgen ließ, den ich mit einem solchen auf den Gastgeber beantwortete. Jeder der Toaste wurde von den entsprechenden Hymnen begleitet; doch war unser herrliches »Gott erhalte« kaum zu erkennen. Aufrichtiges Mitleid empfand ich mit meinem Nachbar, dem Nisam; denn die Nothwendigkeit toastieren zu müssen, schien ihm schrecklich bitter zu sein. Gleich nach der Suppe zog er aus seinem Roek ein langes Papier, auf welchem die Reden aufgeschrieben waren; das Blatt in den zitternden Händen haltend, memorierte der Nisam während des ganzen Diners. Bei meiner keineswegs großen Vorliebe für die Sitte des Toastierens gab mir die Seelenangst und Pein meines Nachbars einen gewissen Rückhalt, da ich nun an dem Nisam einen Leidensgenossen hatte, dem die Sache, wenn möglich, noch unangenehmer war als mir.

Zu Ende des Diners wurden jedem Gaste Kuchen serviert, und als wir dieselben aufschnitten, flog eine Menge kleiner, bunter Vögel hervor, die sich alsbald im Saale vertheilten — ein orientalischer Scherz, der besonders bei den englischen Damen viel Wohlgefallen erregte.

Der schwarze Rock, welchen der Nisam zum Diner angelegt hatte, trug anstatt der Knöpfe geradezu fabelhaft große Diamanten, welche mich veranlassten, dem Nisam während des Diners meine Bewunderung solchen Schmuckes auszusprechen, worüber jener sichtlich vergnügt lächelte.

Cigarren und Kaffee wurden im Hofe serviert, wo wir uns auf Divans, die in goldenem und silbernem Zierate prangten, niedergelassen hatten. Alsbald wurde von dem Dache des gegenüberliegenden Hauses ein kolossales Feuerwerk mit drei Fronten abgebrannt, dessen Garben von Raketen, Schwärmern, Sonnen und Fallschirmen zum dunklen Himmel emporstiegen. Große feurige Schiffe mit voller Takelage erschienen und zum Schluss erstrahlte die ganze Front in den buntesten Lichtern mit der Aufschrift: »Welcome to His Imperial and Royal Highness the Archduke Francis Ferdinand of Austria-Este.«

Hiemit hatte das orientalische Zauberfest sein Ende erreicht. Mit vielen Worten des Dankes empfahl ich mich vom Nisam und kehrte, diesmal mit afrikanischer Esequente, in mein Palais zurück.

Haidarabad, 25. Jänner.

Dichter Nebel verschleierte die Stadt und ihr Weichbild, als wir nach 6 Uhr morgens in einer vierspännigen Mail-Coach gegen den Exerzierplatz von Sikandarabad hin fuhren, auf dem die große Parade über die gesammte Garnison von Sikandarabad und Bolaram stattfinden sollte. Allmählich theilte die Sonne den Nebel und wir genossen nun während der Fahrt die schöne Aussicht auf den großen Teich, die Hügelketten und die Vororte von Haidarabad.

Bei der Ankunft auf dem Paradeplatze leistete eine Batterie den Salut von 21 Kanonenschüssen; dann stieg ich mit meiner Suite zu Pferde. Der Commandant der Truppen, Colonel H. S. Elton, ritt mir entgegen, blieb auf 40 Schritte stehen und senkte den Säbel, worauf alle Truppen die Ehrenbezeigung leisteten und die Musikkapellen die Volkshymne intonierten. Ich sprengte zu dem rechten Flügel und ritt die Front ab. Als erste Truppe stand eine Batterie reitender, englischer Artillerie, 88 Mann, 94 Pferde und 6 Geschütze, daran anschließend das

ganze 21. Husarenregiment, 4 Escadronen in der Stärke von 442 Reitern, daneben ein Regiment Madras-Uhlanen, 410 Reiter, eingeborene reguläre Cavallerie, schöne, dunkelfarbige Leute, zumeist mit martialischen, bärtigen Gesichtern. Die Uniform besteht aus hechtgrauem Roewe, dunkelblauen Hosen und sehr praktischen; gelben Schnürschuhen, den Kopf bedeckt ein hoher, blauer Turban, und als Waffen führen die Reiter eine kurze Lanze, einen in einem langen Schaft am Sattel befestigten Carabiner und eine Art türkischen Krummsäbels. Die Pferde, theils einheimischer, theils persischer Zucht, sind gut, aber kleiner als jene der Husaren. Hierauf folgte, mit dem Stande von 347 Reitern, das 4. Uhlanenregiment des Haidarabader Contingents, ebenfalls aus Einheimischen bestehend, die von englischen Officieren befehligt werden. Der Schnitt der Uniformen ist der gleiche wie bei den Madras-Uhlanen, nur ist die Farbe dunkelblau mit ziegelrothen Aufschlägen und gleichfarbigem Turban. Die drei Cavallerieregimenter und die reitende Batterie bildeten die 21. Brigade, an welche sich die Artilleriebrigade reihte, bestehend aus zwei englischen Feldbatterien mit je 6 Geschützen, einer einheimischen Batterie des Haidarabader Contingents mit 4 Geschützen und der Elephanten-Batterie mit 6 Geschützen.

Auf die Artillerie folgten zwei Infanteriebrigaden, deren erste zusammengesetzt war aus dem 2. englischen Suffolk-Infanterieregiment — mit den bekannten rothen Röcken, weißen Helmen und weißem Riemzug — in der Stärke von 840 Mann; dem 15. Regiment Madras-Infanterie, aus Eingeborenen bestehend, 588 Mann, mit krapprothen Röcken, schwarzen Aufschlägen, schwarzen Pumphosen; endlich dem 2. Regiment des Haidarabader Contingents, 515 Mann, dunkelgrün, mit hohen Turbans adjustiert. Die beiden letzteren Regimenter waren mit Henry Martini-Gewehren, das englische Regiment aber schon mit den neuen Lee-Melfort-Magazinsgewehren bewaffnet. Die zweite Brigade umfasste das 2. englische Welsh-Regiment, 512 Mann; die Haidarabader Freiwilligen; das 16. und das 20. Regiment Madras-Infanterie mit 511, beziehungsweise 319 Mann. Den Schluss bildete eine Compagnie Sappeure und Mineure, 147 Mann, eine aus der niedersten Kaste von Madras geformte Truppe, die sich in allen Feldzügen und Expeditionen stets durch ihre Tapferkeit und Ausdauer ausgezeichnet hat; fast bei jeder Gelegenheit, sowohl in Indien als im Sudân sind diese Sappeure und Mineure ihrer Tüchtigkeit wegen verwendet worden und nahezu jeder Mann ist mit einer Medaille oder

deren zwei decoriert. Diese Truppe ist mit scharlachrothen Röcken, blauen Hosen, hohen, schwarzen Mützen, nach der Art jener, welche die Parsen tragen, adjustiert.

Nach dem Abreiten der Front formierte sich das gesammte Corps zur Defilierung, welche in derselben Reihenfolge stattfand, in welcher die Truppen vom rechten Flügel aus standen. Die Artillerie defilierte batterieweise, die Cavallerie mit entwickelten Eseedronen und die Infanterie mit Compagnien. Die Defilierung gieng sehr präcis von statten und bei allen Abtheilungen, auch bei den Eingeborenen, fielen mir das gute Aussehen und die vorzügliche Haltung auf. Den Glanzpunkt der Cavallerie bildete natürlich das Husarenregiment; doch blieben bis auf das minderwertige Pferdmaterial die eingeborenen Uhlanenregimenter nicht weit hinter den Husaren zurück. Bei der Artillerie stach die reitende Artillerie durch ihr schmuckes Aussehen und ihre treffliche Bespannung mit australischen Pferden hervor. Am meisten interessierte mich jedoch als etwas mir vollkommen Neues die Elephanten-Batterie, bei der vor jedes der sechs 40pfündigen Vorderladgeschütze zwei Elephanten gespannt sind, deren Geschütz aus großen, ledernen Decken, eisernen Ketten und Strängen besteht. Auf dem Kopfe jedes dieser mächtigen Thiere, die schön ausgerichtet defilierten, sitzt ein Lenker. Die Munitionswägen sind mit je acht Zebuochsen bespannt, die durch ihre flinken, behenden Bewegungen auffallen. Die Infanterie defilierte noch zweimal; zuerst in Bataillonsmassen, ähnlich wie es in Deutschland üblich ist, mit geschulterten Gewehren und gepflanzten Bajonetten; sodann in Brigademassen, beide Brigaden hintereinander. Eine ganze Brigade in so gedrängter Formation auf einmal vorbeimarschieren zu sehen, macht einen imposanten Eindruck. Die Cavallerie und reitende Batterie defilierten auch im Trab und in einem sehr scharfen Galopp-tempo, welches beinahe an Marsch-Marsch grenzte. Die reitende Artillerie und die 21er Husaren kamen im Galopp sehr schön vorbei, während dieses Tempo bei den Eingeborenen-Regimentern nahezu in eine wilde Jagd ausartete.

Der Nisam, welcher sich verspätet hatte, kam erst zur Defilierung und schien für das militärische Schauspiel nicht viel Interesse zu empfinden.

Eine unabsehbare Menschenmenge, darunter sehr viele englische Damen und Herren, zu Pferde oder in großen Coaches wohnten der Revue bei. Zum Schlusse derselben exercierte auf meine Bitte hin die Elephanten-Batterie. Der Commandant, Major Leach, ließ die Batterie

abprotzen, sich ins Feuer setzen und wieder aufprotzen, welche Manöver ungemein rasch vor sich giengen, da die Elephanten dank ihrer Gelehrigkeit alle Evolutionen genau kennen, ja beim Commando des Aufprotzens sich sogar in Trab setzten, um rascher bei den Geschützen anzulangen. Nur im feindlichen Feuer sollen die Elephanten nicht zu gebrauchen sein und müssen daher stets aus dessen Bereich gehalten werden, weil sie besonders das Kleingewehrfeuer nicht vertragen und vor demselben gleich durchgehen.

Der beleibte Hofphotograph des Nisams hatte diesen bewogen, sich mit mir zum Zwecke einer photographischen Aufnahme bei ihm einzufinden, und so ritten wir denn unmittelbar nach beendeter Parade, begleitet von einer johlenden und schreienden Schar Eingeborener, zu seinem Atelier. Der unermüdliche Künstler besitzt ein eigenes, schönes Haus und scheint am Hofe des Nisams eine hervorragende Stellung einzunehmen, da er überall zu sehen ist und der Nisam sich sehr oft zu ihm begibt, um sich unzähligemale photographieren zu lassen. Die unabweisliche Nothwendigkeit, jeden Augenblick einem Photographen als willkommenes Object dienen zu müssen, scheint ein in Indien grassierendes Übel zu sein.

Nach zahlreichen Aufnahmen konnte ich mich endlich vom Nisam verabschieden und nach Baschir Bâgh zurückkehren, wo auf unserer Veranda ein förmlicher Bazar etabliert war, da ich einige Waffenhändler bestellt hatte, um alte indische Waffen zu erwerben. Nach langem Handeln und Feilschen, was dem Reisenden im Orient leider nie erspart bleibt, kaufte ich eine große Anzahl der so schön gearbeiteten, oft phantastisch geschmückten Säbel, Schwerter, Dolche, Pistolen, Schilder, sowie Lanzen und reihte meiner Sammlung auch mehrere uralte Panzerhemden ein; darunter eines aus sogenannten Fischschuppen, sowie ein anderes, in dessen einzelne Ringe je ein Koranspruch graviert war.

Für 2 Uhr war beim britischen Residenten ein Dejeuner angesagt. Die Residenz ist ein hohes, in einem von Mauern umschlossenen, großen Park gelegenes, geschmackloses Gebäude, welches eine endlose Flucht von Sälen enthält.

Der Resident, Mr. Trevor C. Plowden, ein liebenswürdiger, geistreicher Herr, der sich für alles zu interessieren schien und sich über die Verhältnisse meiner Heimat vollkommen orientiert erwies, hatte das Unglück gehabt, wenige Wochen zuvor seine Gattin an der Cholera zu verlieren. Bei dem Dejeuner waren fast alle angesehenen Personen der englischen Colonie anwesend.

Der Nisam ließ beinahe drei Viertelstunden auf sich warten, erschien endlich in seinem gelben Galawagen und brachte viele Entschuldigungsgründe vor. Dem Galawagen folgte in einiger Entfernung ein ganz geschlossenes, fensterloses Wägelchen, welches ungefähr die Form unserer Wiener Postpaketwägen hatte. Auf mein wiederholtes Befragen wurde mir der Bescheid zutheil, dass in diesem Gefährte sich Damen aus dem Harem befänden, sowie eingekühlter Champagner enthalten sei. Seine Hoheit scheint Wein und Weib, als Mittel zur Verschönerung des Lebens, nie entbehren zu können; denn der ominöse Wagen begleitete den Nisam auch während der Fahrt nach Golkonda, die wir nachmittags unternahmen.

Während des Frühstückes stellte meine Nachbarin mit mir ein hochnothpeinliches Verhör an über die musikalischen Verhältnisse Wiens, über die Pflege Beethoven'scher, Wagner'scher Musik, über die Oper, über Instrumental- und Vocalmusik u. a. m. Die gute Dame war erstaunt, als ich ihr meine Vorliebe für nicht allzustrenge Musik, sowie insbesondere für unseren weltenerobernden Walzer gestand.

Als nächste Nummer stand auf dem heutigen Programme der Besuch der berühmten Festung Golkonda. Bei der Fahrt dahin gelangten wir durch Viertel und Vororte von Haidarabad, die ausschließlich von Eingeborenen sowie von indischen Moslemin bewohnt werden und sich zum Theile durch Ruinenhaftigkeit und Primitivität der Behausungen auszeichnen. Neben Häusern, bemerkenswert durch schöne Schnitzereien, stehen elende Lehmhütten oder erheben sich gar nur Laubdächer, unter denen ganze Familien leben. Auffallend ist in Haidarabad die große Zahl der architektonisch so reizend wirkenden Moscheen mit ihren schlanken Minarets, ihren Gallerien und Steinverkleidungen. Auf dem kaum eine halbe Stunde währenden Wege nach Golkonda kamen wir an mehr als hundert Moscheen vorbei und erblickten neben der Straße, zwischen den Häusern und Moscheen verstreut, Tausende und Tausende von Steingräbern, welche die verschiedenartigsten Formen zeigen und mannigfach geschmückt sind. Die Gräber berühmter, vom Volke verehrter Fakire und Heiligen sind mit kostbaren Decken, Blumen und kleinen Fähnchen belegt.

Vor unseren Blicken tauchten bald der Burgberg und das graue Gemäuer des einst so festen, jetzt halb verfallenen Golkonda auf, welches, schon im 14. Jahrhundert bekannt und von 1512 bis 1687 die Hauptstadt des Königreiches Kutab Schahi, im letztgenannten Jahre von den Scharen des Großmoguls Aurengzeb erobert und zum Theile

geschleift worden ist. Einen imposanten Anblick bietet die nach allen Seiten hin von Wallmauern umschlossene, theilweise auf einem dominierenden Hügel gelegene Felsenfestung, insbesondere von der Flussseite her, dort wo der Muti die äußere Ringmauer bespült.

Ein aus massiven Blöcken gefügtes Riesenthor führt in die Stadt ein. Die Flügel dieses Thores, aus schuhdicken Pfosten gezimmert, sind mit langen Eisenspitzen besäet, deren Zweck gewesen sein soll, die Pforte gegen den Anprall der Elephanten zu schützen, welche der Kriegführung früherer Zeiten gemäß wohl dazu verwendet wurden, durch Einrennen der Thore den Scharen der Belagerer Bahn in die Festung zu brechen. Im ganzen zählt die Festungsstadt acht solcher Riesenthore, von welchen jetzt nur mehr vier, das Fateh-, Mekka-, Dschamali- und das eben beschriebene Bandschara-Thor benützt werden.

Die Baugeschichte Golkondas weist drei Perioden auf. Der älteste Theil, angeblich vom Râdscha von Warungul erbaut, dürfte die Citadelle Balar hissar auf der Spitze des etwa 100 *m* hohen Hügels sein. Hier stand einst das Königsschloss, dessen Ruinen noch vorhanden sind. Der zweiten Periode gehört jener Stadtheil an, welcher zwischen der Citadelle und dem mit breiten, halbverschütteten Gräben versehenen Außenwalle der unteren Festung gelegen ist und allerlei verfallene Gebäude, kleine Paläste, Moscheen, Schulen und Wohnhäuser des Gefolges in sich schließt. Der jüngsten Periode endlich entstammen die Befestigungen im Osten, die sich fast unmittelbar bis an die Königsgräber hinziehen und von dem ersten Herrscher aus der Reihe der Nisams errichtet sind. Die Stärke der alten Festung bezeugen noch die crenelierten Courtinen des Hauptwalles, dessen Umfang etwa 4,8 *km* beträgt, sowie die aus Granitblöcken errichteten 87 Bastionen. In den Winkeln der Bastionen liegen zerstreut schön geformte, aber unbrauchbare, aus der Zeit der Kutab Schahis stammende Geschütze umher, welche bei der Eroberung Golkondas durch Aurengzeb sämmtlich vernagelt oder demontiert worden sind.

Jetzt nur mehr von einem Wachposten besetzt und zur Bergung einiger militärischer Depots benützt, liegt die ganze Festung, welche vormals 10.000 Menschen Wohnung gewährt hat, still und öde da. Auf 258 zumeist sehr steilen, rohen Stufen gelangten wir zu dem höchsten Punkte Golkondas, der Citadelle Balar hissar, hinan. Hier genießt man von einer Art casemattierter Terrasse aus eine weite Rundschau auf Haidarabad mit seinen Gärten und Thürmen, auf die

Spiegel der Teiche im Vordergrund und auf die nahen, berühmten Königsgräber, auf die Trümmer der Stadt und ihre Wälle, Mauern, Glacis, Gräben und Bastionen zu Füßen des Beschauers. Es ist ein düsteres Ruinenfeld, auf das wir niederblicken, doch vermag man die einzelnen Linien der Festung und ihre Werke noch genau zu verfolgen, besonders an der Ostseite, dem neuesten Theile der Befestigungen, wo noch ziemlich viel recht wohl erhalten ist. Von den Bastionen kleben manche, Schwalbennestern gleich, an den Felsen. Auch die anderen Fortificationen, bei deren Aufbau die Granitblöcke des Terrains einbezogen erscheinen, die starken Mauern und die mit rohen technischen Mitteln hergestellten Steinarbeiten, zeigen von der Geschicklichkeit der Baukünstler vergangener Jahrhunderte.

Das Landschaftsbild ist ein eigenartiges; denn rings um Golkonda streben chaotisch durcheinandergeworfene Granitfelsen auf, wie die Legende sagt, Trümmer, welche der Erbauer des Weltalls, nachdem er die Berge der Erde gefügt, hier niederfallen gelassen.

Die Mehrzahl der Königsgräber ist während der Belagerung Golkondas durch Aurngzeb zerstört worden, dessenungeachtet bieten diese Mausoleen der Könige aus der Dynastie Kutab Schahi mit ihren Minarets, glasierten Säulen, Kuppeln, Terrassen, ihrer reichen Ornamentik, noch immer ein äußerst fesselndes Bild. Sir Salar Dschang Bahâdur, der durch seine vortreffliche Verwaltung des Staates Haidarabad bekannte, vor kurzem verstorbene Minister des Nisams, hat einen Theil dieser Grabstätten sorgfältig wieder hergestellt und sie aufs neue mit Fruchtbäumen und schattenspendenden Gartenanlagen umgeben. Bemerkenswert ist unter all den Grabdenkmälern namentlich das Mausolcum des Schâhs Mohammed Kuli Kutab († 1625), des Gründers der Stadt Haidarabad, sowohl durch den Reichthum der Verzierungen als durch die Höhe (51 *m*) des von einer 18 *m* hohen Kuppel überragten Gebäudes.

Der Nisam, dem es Freude machte, uns überall hin zu begleiten, war auch auf die Citadelle mit uns heraufgestiegen und proponierte mir hier plötzlich ein Rifle match auf geworfene Flaschen und Thonkugeln, wobei mit der Kugel geschossen werden sollte. Ich entschloss mich nur sehr schwer, auf diese Aufforderung einzugehen, da der Nisam als bester Schütze in Indien bekannt ist und ganz besonders als Kugelschütze außerordentlichen Ruf genießt. Nur nach langem Zureden seitens der Herren meiner Suite beschloss ich endlich, den Gang zu wagen.

Zuerst wurden auf 30 Schritte mehrere Flaschen aufgestellt und auf deren Hälse Thonkugeln von der Größe eines kleinen Apfels gelegt. Der Schütze sollte nun die Thonkugeln treffen, ohne die Flasche zu berühren. Der Nisam schoss als erster und fehlte vier Thonkugeln; ich folgte ihm, traf aber von vier Kugeln drei, worauf das Gefolge des Nisams und er selbst in laute Beifallsbezeugungen ausbrachen. Neben den für das Match bestimmten Flaschen und Kugeln standen deren noch 16; kühn geworden, unternahm ich das Wagnis, auf alle 16 Kugeln hintereinander zu schießen und es gelang mir 15 derselben zu treffen, wobei der Nisam mit dem höchsten Erstaunen zusah. Sodann schossen wir auf in die Luft geworfene Flaschen und erzielten gleiche Resultate, indem jeder von uns vier Schüsse abgab und mit jedem derselben eine der Flaschen traf. Ähnlich erging es uns bei geworfenen Thonkugeln.

Hieran reihte sich das schwierigste Experiment, nämlich das Schießen auf geworfene Rupien, welche etwa dieselbe Größe haben wie unsere Silbergulden. Acht Schüsse waren dem Schützen erlaubt. Der Nisam traf einmal, ich aber hatte das besondere Glück, drei Rupien zu durchschießen, obgleich ich bisher nie Gelegenheit und Veranlassung gehabt hatte, mich auf derartige Kunststücke einzuüben, so dass es ein sportliches Wagnis war, mich auf so kleine fliegende Ziele zu versuchen. Der Nisam machte in liebenswürdiger Weise gute Miene zu dem bösen Spiele, in welchem er zum erstenmal unterlegen war, und schlug vor, den Heimweg anzutreten. Ich gestehe, dass ich in meinem Innern stolz war wie ein Löwe.

Bei herrlichem Mondschein, dessen Licht die Thürme, Moscheen und Gräber magisch beleuchtete, fuhren wir nach Hause, wo unser nach kurzer Ruhe ein Gala-Diner im Palais Baschir Bâgh bei unserem Hausherrn, dem Minister Asman Dschâh, harrte.

In einem Annex des Hauses, einem hölzernen Theater, war die lange, für 150 Personen bestimmte Tafel gedeckt, an deren Stirnseite ich zwischen dem Nisam und einer englischen Dame saß. Auch hier war das Fest mit orientalischer Pracht insceniert worden, doch machte die große Zahl der Diener, die sich, die Schüsseln in den Händen, von der offenen Bühne stets lawinenartig in den Saal stürzten, einen Eindruck, welcher des komischen Beigeschmackes nicht entbehrte. Vergnügt saß der Hausherr auf seinem Platz und fröhlich lächelnd überblickte er, dabei einen phänomenalen Appetit entwickelnd, die Schar seiner Gäste. Eine aus Hindus zusammengesetzte Kapelle besorgte in ohrenzerreißender Weise die Tafelmusik.

Haidarabad, 26. Jänner.

Nach den zahlreichen Festlichkeiten der vorangegangenen Tage sollte der heutige Vormittag der Jagd gewidmet sein. Bei Morgengrauen verließen wir unter Führung des Majors Alfsar Dschang in einer großen Coach Basehir Bâgh, um die Haidarabad umgebende Ebene, das Jagdterrain des Nisams, zu erreichen.

Die erste Jagdbeute, die mir schon unterwegs zufiel, waren einige der fliegenden Hunde, die wir zu Tausenden auf den Bäumen vor dem Palaste des englischen Residenten hängen sahen. Generalconsul Stockinger übernahm die Mission, die Insassen des Palastes von dem bevorstehenden Schießen zu verständigen, damit diese nicht erschrecken oder gar an den Ausbruch einer Revolution glaubten. Ich schoss vier fliegende Hunde herab, worauf die gesammte Schar lebendig wurde; der Schwarm hob sich und kreischend flatterten die Thiere wie Gespenster über unseren Köpfen umher.

Auf dem Jagdplatze, — bei Sarur Nagar — der ungefähr 10 *km* von der Stadt entfernt war, erwarteten uns die Jagd-Geparden, Tschitâ genannt, mit denen wir jagen sollten, mehrere Falkenjäger und unsere Reitpferde. Nach langwieriger Besprechung und vielem Geschrei wurde beschlossen, zuerst mit Falken zu jagen. In Ermanglung anderen Wildes, welches erst hätte aufgesucht werden müssen, wurde einem kurz zuvor gefangenen Storche die Freiheit geschenkt und, nachdem dieser einige Zeit gestrichen, der Falke lanciert. Wir galoppierten rasch hinterdrein und sahen nach wenigen Minuten, dass der Falke auf den Storch stieß und mit ihm aus der Luft zu Boden stürzte. Das Ganze war das Werk eines Augenblickes. Ein zweiter Storch wollte durchaus nicht fliegen; wilde Reiher zeigten sich nicht und so musste denn die Beize abgebrochen werden.

Nun kamen die Geparden an die Reihe, deren wir zwei hatten und die mit verbundenen Lichtern auf einem kleinen, von Ochsen gezogenen Karren lagen. Wir ritten hinter dem Karren her, bis man in der Ferne ein Rudel Blaek-bucks entdeckt hatte, unter denen sich zwei starke Böeke befanden. Wir Reiter blieben nun etwas zurück, während die Schikârîs mit einem Geparden in schräger Richtung an die ganz vertraut äsenden Antilopen anfuhrten. Da, auf ungefähr 100 Schritte, wird das Kahlwild flüchtig, doch sind die beiden Böeke noch näher anzupürschen. Endlich, als der Wagen auf 80 Schritte herangekommen ist, reißen sie aus, aber im selben Momente zieht ein Schikârî dem Geparden die

Binde von den Lichtern und löst ihn; in einem Riesensprunge setzt dieser vom Karren herab und verfolgt mit hoch erhobener Ruthe den einen der Black-bucks, der sich von seinem Gefährten getrennt hatte. Der Verfolgte, die Gefahr erkennend, eilt in voller Flucht dahin, doch vergebens; denn nach wenigen Sprüngen schon sitzt der Gepard auf dem Rücken des Bockes, reißt ihn nieder und beißt ihm in einem Augenblick das Genick durch, so dass wir heransprengend das Thier schon verendet fanden. Gierig leckte der Gepard den reichlichen Schweiß und wollte anfangs um keinen Preis von seinem Opfer lassen; erst nach vieler Mühe konnten die Schikârîs den Gepard wieder bändigen.

So hatten wir auch diese interessante Art zu jagen kennen gelernt und beschlossen nun, den Rest der uns leider kurz bemessenen Zeit mit einer Pürsche auf Black-bucks auszufüllen. Wir trennten uns in drei Partien; jede versuchte ihr Heil in einer anderen Richtung. Ich wandte mich mit Alfsar Dschang und Kinsky gegen Norden. Die Jagd-gelegenheit war eine nur von einzelnen kleinen Hügeln und Terrainwellen durchzogene Ebene, auf welcher es Palmenhaine, dorniges Dschungel, sowie Heideflächen gab, die größtentheils mit verdorrtem, gelbem Grasc bewachsen waren. Auf solchen Stellen stehen die Black-bucks am liebsten.

Bald stieß ich auf zwei starke Rudel, die im hohen Grase ästen und gelangte, durch eine kleine Erdfalte mich anpürschend, auf 120 Schritte an das nächste Rudel heran, welches ungefähr 100 Stück zählte. Vereint standen hier — ein schönes Bild — starke Böcke mit ihren langen, gewundenen Hörnern, alte Gaisen und viele Kitzc. In diesem Augenblicke witterte mich eine der Gaisen, wurde jedoch alsbald mit einigen Schmalgaisen und Kitzen im Troll flüchtig — jetzt war der Moment zum Schusse gekommen. Ich nahm den stärksten Bock aufs Korn und gab Feuer; derselbe zeichnete gut, wie ein aufs Blatt getroffenes Stück Hochwild, gieng aber dennoch flüchtig mit dem Rudel fort. In diesem Augenblicke verhoffte ein zweiter capitaler Bock, den ich im Feuer erlegte. Nun kam ein dritter, erschreckt durch das Stürzen des anderen Stückes, flüchtig gegen mich heran, ich schob rasch eine frische Patrone in den Lauf und hatte die Genugthuung, den Bock in voller Flucht zu roulieren. Die erlegten Böcke mit ihren dunkelbraunen und schnee-weißen Decken, zierlichen Häuptern und Läufen, sowie dem schönen Gehörne wurden sofort der Meisterhand Hodeks übergeben. Solange das Rudel in Schwerte war, flüchtete es unaufhaltsam, bis es endlich in einem dichten Dschungel unseren Blicken entschwunden war.

Ich ritt nun, frisches Wild zu suchen, gegen eine höhere Hügelkette, wo ich mir, dem Terrain nach zu schließen, Erfolg versprach und entdeckte in der That hinter einem großen Felsen ein Rudel, das aber äußerst scheu war und trotz sehr vorsichtigen Anpürschens ausriss, so dass ich nur noch eine Gais erlegen konnte.

In dem hohen Grase sprengte ich mehrere Hasen auf, welche den unserigen ähnlich, jedoch kleiner sind und höhere, durchsichtigere Löffel haben, ferner auch Rebhühner und Wachteln, die sich hier in ziemlicher Anzahl vorfanden. Nach längerem Umherstreifen begegnete ich abermals, hart an der Grenze des Jagdterrains des Nisams, einer größeren Anzahl von Böcken, deren einen ich streckte.

Die Sonne brannte heiß auf uns herab und die Schikârîs zeigten schon bedeutende Ermüdung; so wurde denn unter einem großen Baume ein Stündchen gerastet.

Nach dem Aufbruche beschloss ich, das vormittags zuerst beschossene, starke Rudel wieder aufzusuchen und fand es auch nach halbstündigem Suchen auf einer freien Heidefläche stehend. Ich versuchte so gut als möglich anzukommen, musste aber sehr weit schießen, so dass ich einen Bock nur mit einem Schlegelschuss anschweißte. Nun wollte ich ihn, da er mir sehr stark schien, unter jeder Bedingung ausmachen; doch gelang mir dies erst nach vieler Mühe und nachdem ich bei der Verfolgung noch einen gesunden Bock erlegt hatte.

Es war keine Täuschung gewesen, der angeschweißte Bock war thatsächlich uralt, hatte ein ganz graues, liches Haupt, sowie starke abgekämpfte und gebrochene Stangen. Die Schwierigkeit, ein so schlecht angeschossenes Stück, welches immer wieder außer Schussdistanz ausreißt, auf freier Fläche auszumachen, wenn die Zeit gebricht, es krank werden zu lassen und keine Hunde zu Gebote stehen, kann nur ein Jäger ermessen, welcher in der Lage war, eine ähnliche Aufgabe unter gleich schwierigen Umständen lösen zu müssen.

Darüber war es Zeit geworden, in das Landhaus des Ministers nach Sarur Nagar, wo wir uns umkleiden sollten, zu eilen, um ein für den Nachmittag angesagtes Sportfest nicht zu versäumen. Auf dem Wege machte ich noch einen Coup double auf Bock und Gais und galoppierte dann in das Landhaus, wo uns ein opulentes Frühstück erwartete. Dieses Haus, der Liebessommersitz des Ministers, welches dem Palais Baschir Bâgh auffallend gleicht, dient dem Stammhalter des Ministers, seinem fünfjährigen Sohn, den mir jener nach dem Essen mit stolzer Vaterfreude vorstellte, zum Aufenthalte.

Im Hofe waren fünf einjährige Tiger angekettet, welche der Minister im Vorjahre, nachdem er die Mutter erlegt, gefangen hatte. Sie waren äußerst possierlich, ziemlich groß, spielten ganz nach Katzenart und ließen sich von uns streicheln und krauen, dass es eine Freude war. Zu meinem Entzücken schenkte mir der freundliche Hausherr zwei derselben, die ich lebend und gesund nach Hause zu bringen hoffe.

Da Kinsky leider wieder einen Fieberanfall hatte, musste er mit Mr. Stevens zurückkehren. Wir aber fuhren mit einem prächtigen Sechserzug von Schimmeln, welchen der vorzügliche Stallmeister des Nisams, und zwar vom Bocke aus lenkte, alsbald zu dem Sportfest in Malakpett, einem etwa 3 *km* von Haidarabad gelegenen, großen, freien Platz, auf dem alle Arten sportlicher Vergnügungen, wie Rennen, Tentpegging, Glaskugelschießen u. dgl. m. abgehalten werden. Ein geräumiges, geschmücktes Zelt und eine hohe Tribüne waren für die vielen Zuschauer errichtet, die größtentheils aus Engländern und Nawâbs bestanden. Infanterie und Cavallerie bildeten Spalier.

Das erste Event bildete das mir schon von Parel her bekannte Tentpegging, das Lanzenstechen auf hintereinander in den Boden gesteckte Holzpflocke, wobei der Reiter full pace anreiten und die Pflocke aufspießen muss, ohne einen derselben zu fehlen oder zu verlieren. Sowohl Landeskinder als Engländer beteiligten sich an dieser schwierigen Übung, in der ein indischer Officier Sieger blieb.

Überaus heiter war ein Elefanten-Rennen, in welchem acht Dickhäuter starteten und, von ihren Lenkern mit Geschrei, Hieben und Stichen freundlichst aufgefordert, in unglaublich schnellem Trabe die Distanz durchliefen. Nicht weniger originell war ein Rennen von Kameelen.

Neu wie diese beiden Nummern war mir ein Ringen zu Pferde. Je zehn Reiter von Native-Cavallerieregimentern auf nackten Pferden ritten auf das Signal des Starters hin aufeinander los und versuchten sich gegenseitig von den Pferden zu ziehen. Die Reiter waren bloß mit Hemd und Hosen bekleidet und trugen als Abzeichen verschiedenfarbige Schärpen, die Pferde waren nur mit Trensen versehen. Mit affenartiger Geschicklichkeit behaupteten sich die Reiter auf den Pferden, einige der größeren Leute klammerten die Zehen unter dem Bauche der Pferde zusammen und waren, obgleich sich zwei oder drei Gegner auf sie stürzten, nicht herabzubringen. Ein Mann war bereits vom Rücken des Pferdes abgestreift, hielt sich aber noch mehrere Minuten

am Halse seines Pferdes fest, bis sich dieses mit ihm nach vorne über-  
schlug. Man muss gestehen, dass die Leute bei diesem Spiele sämmtlich  
große Ausdauer und viele Bravour an den Tag legten.

Bei einem anderen Event sollten Reiter auf Ponies über eine  
bestimmte Distanz abgelassen werden, zuerst im Galopp eine Fahne  
umreiten und dann mit dem Pferde eine Papierwand durchbrechen.  
Derjenige, welcher als erster sein Pony durch die Papierwand gebracht  
hätte, wäre Sieger gewesen. Leider konnte diese Concurrenz nicht statt-  
finden, da der starke Wind, der eben herrschte, die Papierwand jedesmal  
zerriss. Vom equestrischen Standpunkte aus wäre es sehr interessant  
gewesen, zu beobachten, wie lange es gedauert hätte, bis ein Pony sich  
entschlossen, in die Wand zu springen.

An Stelle dieser Nummer wurde ein Wettlaufen von Soldaten  
und ein Flachrennen von Ponies eingelegt, weleh letzteres der Adjutant  
des Residenten gewann. Mit dem Preisschießen wollte man bis zur  
Ankunft des Nisams warten, da er sich an diesem Sport zu betheiligen  
pfligt; doch verrann vergeblich Stunde auf Stunde, so dass endlich  
ohne den Nisam begonnen werden musste.

Das Preisschießen wurde mit dem Schießen auf geworfene  
Flaschen eröffnet, woran sich mehrere Nawâbs, die Adjutanten des  
Nisams und ein englischer Officier betheiligten. Auch ich wurde auf-  
gefordert, zu concurrenieren, schoss aber, wie immer, wenn viele Zuseher  
anwesend sind, in welchem Falle mich die für den Kugelschützen so  
nothwendige Ruhe der Nerven zu verlassen pfligt, nicht gut, jedenfalls  
schlechter als am Vortage, so dass ich im Schießen auf Flaschen  
und Thonkugeln Zweiter und Dritter blieb.

Als die beiden Concurrenzen entschieden waren, erschien der  
Nisam und nahm nun an dem Schießen ebenfalls theil. Es konnte  
ihm nicht schwer werden, als Sieger hervorzugehen; ich wenigstens  
hatte einen entschieden schlechten Tag. Im Match auf Rupien schlug  
der Nisam alle Schützen.

Den Schluss bildete eine neue Art des Schießens, nämlich nach  
einer an einer Reibsehnur pendelnden und schwingenden Flasche. Ich  
versuchte dieses Kunststück zum erstenmal; der Nisam aber schien  
darauf gut eingeschossen zu sein, da er seiner Befriedigung über diese  
Nummer des Programmes durch Wort und Geberde Ausdruck gab  
und mit Lebhaftigkeit selbst die Distanzen und Regeln bestimmte. Er  
ließ mich zuerst schießen; mit vier Schüssen von sechsen traf ich  
die Flasche. Der Nisam erzielte denselben Reeord, so dass es nun zur

Entscheidung kam, wobei wir beide fünfmal hintereinander die Flasche zerschossen. Beim sechsten Schusse störten mich jedoch die vielen Beifallsrufe und das Applaudieren dermaßen, dass ich fehlte, während der Nisam traf und daher gewann.

Bei der nun folgenden Preisvertheilung hatte ich als Gast den Siegern die Gewinnste zu übergeben, wobei der Nisam die ihm zugefallenen mit stolzer Befriedigung entgegennahm.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir den Schauplatz des Festes verließen, um die 14·5 *km* lange Fahrt nach North Trimulgherry anzutreten, wohin wir von den Officieren des 21. Husarenregimentes zum Diner eingeladen waren. Der Mond stand am Himmel; doch bot die Fahrt durch das flache Land wenig Reizvolles, da uns überdies fortwährend dichte Staubwolken einhüllten.

Vor der Officiersbaracke bildete eine Escadron zu Pferde Spalier. Dasselbst erwarteten uns Oberst Martin mit seinem Officiercorps, ferner der Nisam, seine Minister und Adjutanten, der Resident, Mr. Trevor C. Plowden, und alle höheren Commandanten der Garnison. Das Officiercorps, welches das schmucke Mess dress, eine Art Diner-Costüm angelegt hatte, war infolge Erkrankung sowie Beurlaubung zahlreicher Mitglieder nur durch ungefähr 20 Herren vertreten.

Das Mess-Local, für das heiße Klima praktisch angelegt, besteht aus zwei großen, hohen, salonartigen, genügend ventilirten Räumen, deren einer als Empfangs- und Rauchzimmer dient, während der andere als Speisezimmer verwendet wird. Die Wände beider Räumlichkeiten sind mit Bildern aus der Geschichte des Regimentes, Schlachtenbildern und Jagdtrophäen, darunter capitalen Büffelschädeln, geschmückt. An einer Stirnwand des Speisesaales hängt das Porträt des Herzogs von Wellington, welcher das Regiment, dessen bewegte Geschichte auf 120 Jahre zurückreicht, im Jahre 1797 in den indischen Kämpfen gegen Tippu Sahib, die Maharatten und Franzosen commandiert hatte.

Schwarzgelbe Bänder, unseren Farben zu Ehren gewählt, schmückten zwischen Blumen die Tafel, während wertvolle, silberne und goldene Cups, die das Regiment bei verschiedenen Sports, wie Rennen, Polo, Cricket errungen oder aber von scheidenden Officieren erhalten hatte, als Aufsätze dienten. Zu meiner Rechten saß Oberst Martin, ein lebenswürdiger Mann, mit dem ich viel über unsere Cavallerie sprach, welcher er besondere Anerkennung zollte, zu meiner Linken Lieutenant Pirie, ein Bruder unseres Jagdgefährten von Kalawewa auf Ceylon. Das Diner verlief in lebhafter und ungezwungener Stimmung. Nach den Toasten

auf die Königin, wie auf Seine Majestät, mich und den Nisam wurde stets von allen Officieren stehend das Lied: »He is a jolly good fellow« gesungen. Nach dem Speisen giengen wir auf die Veranda, wo die Regimentskapelle concertierte und noch eine Reihe »wilder« Toaste auf unsere Armee, sowie jeden einzelnen der Herren meiner Suite ausgebracht wurde. Später trat das Fest in das Stadium der Gesangsproductionen, wobei jeder, ob nun mit Stimme begabt oder nicht, sein Bestes an gesanglicher Leistung bot. Auch wir mussten das »Prinz Eugen-«, das »Lichtensteinische« Lied und manch anderes Reiter- und Soldatenlied singen.

Als die Heiterkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, stürzten sich die englischen Officiere auf mich und meine Suite und trugen uns unter lebhaften Beifallsrufen auf ihren Schultern im Saale umher. Der Nisam hatte schweigend zugesehen. Wie maßlos war aber sein Erstaunen, als sich plötzlich mehrere Husarenofficiere auch auf ihn stürzten und ihn im Triumphe umhertrugen; eine derartige Huldigung war ihm noch nie zutheil geworden, doch nahm er sie, obgleich wir alle das Gegentheil besorgt hatten, wohlwollend auf. Der Resident hatte der Entwicklung der Dinge nicht ohne Bedenken zugesehen, war aber völlig beruhigt, als der Nisam sich für die Ovation dankend verbeugte.

Dieses heitere Symposion bildete den Abschluss der Festlichkeiten und des Aufenthaltes auf Haidarabader Territorium. In vorgerückter Stunde nahmen der Nisam und ich von einander und dem beiderseitigen Gefolge Abschied, wobei der Nisam die Freundlichkeit hatte, mir als Andenken ein in Gold gearbeitetes Tintenzug und eine prachtvolle, goldgestickte Decke zu übergeben. Einer der Herren meiner Suite hatte das Tintenzug in Empfang genommen und in seiner Tasche verwahrt. Der Minister des Nisams, welcher diesen Vorgang beobachtet hatte, machte — in offener, vielleicht durch orientalische Gebräuche entschuldbarer Missdeutung desselben — Wurmbrand sofort und nachdrücklichst aufmerksam, »dass das Tintenzug bereits in einer fremden Tasche verschwunden sei«.

Besonderer Geschenke seitens des Nisams hätte es nicht bedurft; denn dauernde und dankbare Erinnerung ist ihm und seinem Lande gesichert. War doch in den Tagen von Haidarabad auf den Wink des gastlichen Nisams die Wunderwelt des indischen Märchens in ungeahnter, üppiger Pracht aus tiefem Schläfe erstanden, um sich in entzückender Herrlichkeit vor mir zu entfalten und eine Spanne meines Lebens mit ihrem Zauber zu verweben!

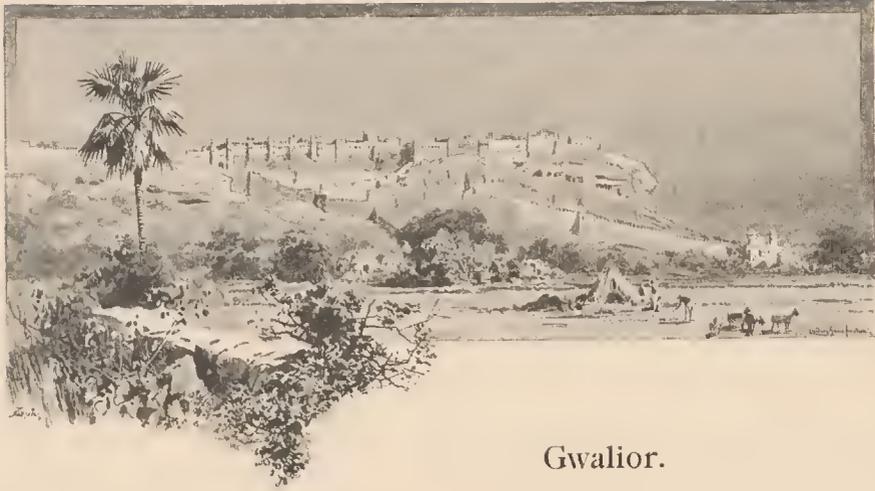
Der Nizam kehrte nach Haidarabad zurück; unser aber harnte das schraubende Dampfross des Extrazuges mit Ungeduld schon seit einer Stunde. Wir trennten uns nun gegen Mitternacht auch von den englischen Kamraden des 21. Husarenregimentes, in deren Mitte wir einen so heiteren, an fröhliche heimatliche Kreise gemahnenden Abend verbracht hatten und bestiegen unsere Gefährte. Die jüngeren Officiere brachten mir noch eine Huldigung dar, indem sie die Pferde meines Wagens ausspannten und ihn eilenden Laufes eine ganze Strecke Weges zogen. Noch ein dreimaliges Hurrah und dann flogen wir von flinken Rossen gezogen, dem Bahnhofe in Sikandarabad zu, hin zu der Stätte der Prosa, welche die Märchen fliehen macht . . .





Gwalior.





Gwalior.

Sikandarabad — Gwalior, 27. und 28. Jänner.

Von der Station Sikandarabad legten wir bis Dhond dieselbe Strecke zurück, welche wir auf der Fahrt von Bombay nach Haidarabad durchmessen hatten. Von Dhond an benützten wir die Dhond-Manmar State Railway, welche in der Station Manmar wieder in die nordöstliche Great Indian Peninsula Railway mündet. Die Kreuzungsstation Manmar verlassend, zieht sich die Eisenbahn bis Itarsi in nordöstlicher Richtung; hier zweigt die nach Bhopal führende Linie in nordwestlicher Richtung ab.

Wir scheiden aus dem »Südland« Dekhan und treten in Central-Indien ein. Knapp hinter dem Kreuzungspunkte Bhusawal, wo die directe Linie via Nagpur nach Calcutta abzweigt, übersetzen wir auf einer großen Brücke den Fluss Tapti, dessen Mittellauf durch eigenthümliche Hügelformation, enge Defilés und durch Basalte charakterisiert ist. Durch coupiertes, zum Theil wildes und wildreiches Terrain weiterfahrend, erreichen wir Khandwa und durchkreuzen bei Harda die Weizenregion der südlich von dem Narbadafluss gelegenen Ebene. Bei Itarsi nordwestlich auf die Strecke der Indian Midland Railway ablenkend, überschreitet die Bahn das enge felsige Strombett der Narbada — diese fließt der nördlich von ihr streichenden Vindhya-Kette entlang — und tritt nach Überquerung dieser Kette in das durchschnittlich 500 m hohe Malwa-Plateau ein. In diesem liegen bereits die Station Dhip und Bhopal selbst.

So interessant auch die geologische Formation der durchquerten Gebiete, ihre Fauna und Flora sein mögen, dem Eisenbahn-Reisenden tritt hier nur Hügelland entgegen, auf dem dichte Dschungel mit Teak-Wäldern abwechseln. Hier finden sich Spuren einer regelmäßigen Forstcultur, da man Teak-Bäume, die vorzügliches Nutzholz liefern, als Heister gepflanzt erblickt und in allen Stationen große Vorräthe behauener Stämme für den Export bereit liegen.

Der Schienenstrang durchschneidet im Tafelland von Malwa eine fruchtbare Fläche: das nun wieder völlig angetragene Bett jenes gewaltigen Wasserbeckens, welches einst der Râdscha Bhodsch von Udshain durch Errichtung eines grandiosen Dammes hergestellt hat. Auf diesen Damm Bhodsch-pal — Damm heißt in der Hindusprache pal, der Erbauer dieses Dammes ist eben Bhodsch gewesen — wird der Name der Stadt Bhopal zurückgeführt.

Bhopal, die nächste Station, ist der Hauptort des gleichnamigen Reiches. Dieses, einer der acht einheimischen Staaten auf dem Plateau von Malwa, untersteht — Frauenemancipation auf dem Throne — der Fürstin Schâh Dschahan Begum, der Tochter und seit 1868 der Nachfolgerin der thatkräftigen Sikandar Begum (1847 bis 1868). Die Fürstin wird als kluge und verständige Frau gerühmt; sie bewohnt einen 5 *km* von der Bahnstation entfernten, ausgedehnten Palast.

Von Bhopal geht die Bahn über Bhilsa, das insbesondere durch die »Bhilsa tops« — künstliche halbkugelförmige Hügel bei Santschi, buddhistische Grabstätten — bekannt ist. Der größte dieser aus Ziegeln und Steinen aufgemauerten Dome hat 36 *m* im Durchmesser und eine Höhe von 14 *m*.

An der Kreuzungsstation Dschansi (Jhansi) betreten wir den Boden der Landschaft Bundelkhand, berühmt nicht nur durch ihren Reichthum an Diamanten, sondern noch weit mehr durch die jahrhundertlangen Kämpfe, welche sich um die Oberherrschaft über dieses Gebiet entsponnen und erst im Jahre 1858 durch die Eroberung der Felsenfestung Dschansi seitens der Engländer ihr Ende gefunden haben.

Gwalior, 29. Jänner.

Gegen 2 Uhr morgens wurde ich durch Musik aus tiefem Schlafe aufgeschreckt. Ein besonders zuvorkommender Râdscha hatte es für angezeigt gehalten, mich in dieser Weise, allerdings zu etwas ungewohnter Stunde, zu begrüßen und mir Früchte überreichen zu lassen.

Um 6 Uhr früh fuhren wir in Gwalior ein — halb erfroren, vor Kälte klappernd. Kaum glaublich und leider dennoch wahr! Die »ältesten Leute« in Gwalior erinnern sich einer ähnlichen Depression der Temperatur nicht, die wohl den bedeutenden Schneefällen zugeschrieben werden muss, welche eingelaufenen Nachrichten zufolge vor kurzem im Himâlaya-Gebirge eingetreten waren. Ungeachtet zweier Mäntel, die ich beim Verlassen des Waggons angelegt hatte, fror ich empfindlich. Oberst Pitcher und zwei reichgeschmückte Mitglieder des Staatsrathes von Gwalior empfingen mich namens des Mahârâdschas und des britischen Residenten und geleiteten uns zu den Wagen, die uns sofort zu dem Palaste des Herrschers brachten.

Dieser selbst, ein Jüngling von sechzehn Jahren, unter der wohlbedachten Vormundschaft und Erziehung eines Engländers stehend, war abwesend, da er mit dem britischen Residenten zu Besuch in Calcutta weilte. Der plötzliche Tod seines Vorgängers, eines schwer zu behandelnden Dynasten, welcher den Engländern viel Mühe und Sorge verursacht hatte, hat den Mahârâdscha in jugendlichem Alter zur Regierung berufen.

Der Ehrenwache im Palaste, den wir zunächst besichtigen wollten, schienen wir entschieden zu früh gekommen zu sein; denn, noch ganz verschlafen, traten endlich zwanzig Mann ins Gewehr, einige noch in einer Art Nachtgewand, andere in große Kapuzenmäntel gehüllt. Ein hochbejahrter Officier bemühte sich vergeblich, Ordnung in seine Schar zu bringen.

Ähnlich wie in Haidarabad besteht auch in Gwalior die Residenz des Mahârâdschas aus mehreren Palästen, von welchen drei besonders hervorragen. Dieselben liegen in einem Parke, der sich über mehrere Quadratkilometer erstreckt, Teiche enthält und von Bächen durchzogen ist; der größte und bedeutendste der Paläste ist zu Ehren der Anwesenheit des Prinzen von Wales in Gwalior (1876) erbaut worden und fällt durch eine eigenthümliche Verquickung indischen und italienischen Baustiles auf. Über mein Befragen wurde mir des Räthsels Lösung zutheil: ein Architekt aus Florenz ist der Schöpfer des Werkes gewesen. Eine große Freitreppe führt zu dem schönsten Prunksaal empor, welcher einem florentinischen Muster genau nachgebildet, ganz in Weiß und Gold gehalten und mit kolossalen Glaslustern geschmückt ist. An den Saal schließen sich die Empfangs- und Speisezimmer an, welche theilweise mit europäischen, recht geschmacklosen Gegenständen gefüllt sind. Die Privatgemächer des Mahârâdschas machen einen wenig wohnlichen,

ja unfreundlichen Eindruck. Der Raum, in welchem sich jener, den größten Theil des Tages mit untergeschlagenen Beinen auf einer Decke sitzend, aufzuhalten pflegt, ist eine Halle, welche Säulen tragen, deren Capitäle mit Bildern aus der indischen Göttersage, zumeist Darstellungen des Gottes Schiwa, bunt bemalt sind. Überall herrscht unglaubliche Verwahrlosung und arger Schmutz; Ratten, Tauben und Spatzen hatten in manchem der Vorräume, wie es schien, ungestört ihr Quartier aufgeschlagen, und von der Zweckdienlichkeit des Lüftens und Reinigens schien die Dienerschaft des Palastes keine Ahnung zu haben.

Auch in dem zweiten Palaste, der nach 1876 und zwar in rein indischem Stile erbaut worden ist, betritt man einen prunkvollen Audienzsaal, dessen Hauptschmuck ein fein gemaltes Bild Schiwas und grüne, vergoldete Möbel bilden. An den beiden Stirnseiten des Saales sind vergitterte Fenster angebracht, hinter welchen die Frauen den Festen und Audienzen ungesehen beiwohnen können. Sehr originell sind die Zimmer des Harems, den wir, da sich keine weiblichen Wesen in demselben aufhielten, ebenfalls besuchen durften. Die ganze Anlage und Einrichtung rührt noch von dem verstorbenen Mahârâdseha her und ist von dem jetzt regierenden, der vor kurzem ein zehnjähriges Mädchen zu seiner Gattin erwählt hat, nicht verändert worden. Das Zimmer der Lieblingsfrau ist ohne jeglichen Schmuck, nur hängen an den Wänden einige wertlose europäische Farbendruckbilder; das einzige Einrichtungsstück dieses Gemaches ist ein niedriger, mitten im Zimmer stehender Divan. Unmittelbar neben diesem Raume liegt ein überreich verziertes Gemach des gestrengen Herrschers, welches mit kostbaren Teppichen und Stoffen geschmückt und verschwenderisch mit Gold, Silber und Edelsteinen verziert ist. An den Wänden hängen Spiegel und glitzern bunte Gläser; das Bett aus schwerem Golde, ruht auf kunstvoll gearbeiteten Füßen und ist mit seidenen Decken belegt, während ein Baldachin aus gewichtiger Seide das üppige Lager überragt.

An dieses Schlafgemach, welches einen grellen und sprechenden Contrast zu der Einrichtung der anderen Räume bildet, reihen sich Gemächer an, bestimmt, dem Herrscher tagsüber zum Aufenthalte im Kreise seiner Schönen zu dienen. Damit keines Unberufenen Blick in diese heiligen Hallen dringe und den Mächtigen in seinen Schäferstunden belausche, besitzen diese Zimmer keine Fenster, sondern erhalten nur durch einen ins Freie mündenden Schlauch Oberlicht — eine bauliche Anordnung, welche im ersten Augenblicke höchst befremdlich wirkt.

Besondere Erwähnung verdienen die aus Sandstein gehauenen, schönen Portale der Paläste. Der letztere umgebende Park ist gut gehalten und birgt eine Fülle seltener Pflanzen und Bäume, zwischen denen zahlreiche wilde Pfauen stolzieren. Im Gegensatze dazu sind der Zustand des Marstalls sowie die Wartung und Behandlung der in diesem befindlichen Pferde wenig erbaulich.

In einer Kapelle, dem Eigenthum der sehr kleinen römisch-katholischen Gemeinde von Gwalior, wohnten wir sodann — es war Sonntag — der Messe an. Gleichwie in den anderen indischen Städten, die ich bisher besucht hatte, bot die Fahrt durch die Straßen auch hier anregende Szenen: eine in buntem Gewühle sich drängende und schiebende Volksmenge sowie lebhafte Bewegung in den Kaufläden und Bazars. Als charakteristisch für Gwalior fallen neben den Hütten und Häuschen, welche die ärmeren Classen der Bevölkerung beherbergen, Bauten auf, welche sich durch beträchtliche Dimensionen und reiche, aus Stein gehauene Ornamente auszeichnen; diese sind theils auf Veranden oberhalb der Fenster und Thüren angebracht, theils in die Wandfläche eingelassen.

Als Quartier war uns ein neugebautes Palais des Mahârâdschas, das ausschließlich für Gäste bestimmt ist und an der Peripherie der Stadt liegt, angewiesen. In den zahlreichen großen Räumen dieses Palais herrschte so fühlbare Kälte, dass ich selbst in den Zimmern den Mantel nicht ablegen konnte, und nur in jenem Raume, in welchem wir die Mahlzeiten einnahmen, dank einem anheimelnd im Kamine flackernden Feuer behagliche Wärme empfand.

Gegen Mittag erschien im Auftrage des Mahârâdschas eine Deputation, die mir auf 66 großen Schüsseln die verschiedenartigsten Früchte des Landes als Huldigung darbrachte. Die Abgesandten veranstalteten auf der Veranda des Palastes sozusagen eine Ausstellung von Producten des einheimischen Feld- und Obstbaues, die so verlockend und schmackhaft waren, dass ich lebhaft bedauerte, dieselben nicht als Erinnerung mitnehmen zu können, weshalb sie denn nach Verabschiedung der Deputation in die Hände der stets esslustigen, indischen Diener wanderten.

Nach dem Diner führte uns der Stallmeister des Mahârâdschas, ein Eingeborener, einige Pferde aus dem Marstalle vor — indisches Vollblut, ausgezeichnet durch Güte und auffallend schöne Formen, edle Thiere in reichem Schmucke und kostbarer Sattelung. Von den vier schönsten Pferden trug ein jedes Schmuck im Werte von über

100.000 Gulden an sich: je eine mit Edelsteinen besetzte Agraffe am Kopfe und ein gleichartiges Stirnband; fünf lange Schnüre, mit Goldrupien (Mohûr) behängt; am Halse zwei Kehlrriemen mit viereckigen Münzen aus reinem Gold besetzt; an beiden Vorderhufen Braceletten und unter dem rechten Knie eine dicke, silberne Spange. Der Sattel war panneauartig mit Seidendecken und golddurchwirktem Broeat belegt, der Schweifriemen mit großen, goldenen Kugelknöpfen in Filigranarbeit besetzt. Goldene Bügel und Gurten vervollständigten die kostbare, von dem Vergnügen des Orientalen an verschwenderischem Prunke zeugende Ausrüstung. Der Stallmeister und einige schwarze Grooms, in ihre Nationaltraeht gekleidet, ritten die scharf gezäumten Pferde ganz in der landesüblichen, fortwährend versammelnden Weise vor, wobei sie die Thiere zwar arg quälten, aber auch zu den kleinsten Pirouetten und zu einer durch Spangen und Braceletten stark behinderten Art von Piaffe zwangen. So machten die schäumenden, knirschenden Thiere in ihrer reichen, farbenprächtigen Rüstung einen zwar equestrisch wenig correcten, aber malerisch höchst wirkungsvollen Eindruck.

Der Rest des Tages war der Besichtigung der Festung Gwalior gewidmet. Gwalior liegt in dem nördlich vom Tschambal, südlich vom Sindhflusse begrenzten, von isolierten Felsblöcken durchsetzten Hügellande. Was Gwalior genannt wird, besteht eigentlich aus drei genau gegliederten Theilen: der Festung, der an ihrem nördlichen Fuße gelegenen Altstadt und der Neustadt oder Laschkar im Süden. In früheren Zeiten wohnten die Fürsten von Gwalior und die gesammte städtische Bevölkerung im Rayon der Festung selbst, wovon noeh Paläste und ruinenhafte Tempel Zeugnis geben. Nach den Einfällen der Großmoguln entstand im Norden des unterhalb der Festung gelegenen Thales die mohammedanische, jetzt halbverfallene und verlassene, aber noch immer schöne Moscheen und Mausoleen enthaltende Altstadt. Die Neustadt Laschkar (»die Zeltstadt«) endlich, mit dem alten Barah-Palast und dem »Modernen Palais« Mahârâdscha Sindhias, mit neuen englischen Bauten und dem lebhaften Kaufmannsviertel Sarafa, ist auf jenem Lagerplatze emporgeblüht, welchen zu Anfang des 19. Jahrhunderts Daulat Rao Sindhia im Süden der Festung aufgeschlagen hatte. Diese Theile von Gwalior überragt die Festung, welche auf einem isolierten, etwa 2,5 *km* langen, 0,3 *km* breiten, nach allen Seiten hin steil abfallenden Sandsteinhügel gelegen, stolz auf das etwa 100 *m* tief unter ihr befindliche, bebaute und besiedelte Land niederblickt.

Das Hauptinteresse der flüchtigen Besucher von Gwalior concentriert sich, da die in der Ebene gelegenen Theile der Stadt an Sehenswürdigkeiten von Bedeutung eigentlich nur das jenseits des Flusses gelegene Grabmal Mohammed Gâus enthalten, selbstverständlich auf das, was die uralte Festung bietet.

Ein befestigter Weg, welchen der ganzen Länge nach crenelierte Mauern begleiten, führt zur Festung empor. Von Elephanten getragen, passieren wir zwei zur Vertheidigung eingerichtete Thore. Dann geht es steil bergan. Bei der ersten Wegbiegung steht das älteste Denkmal der ganzen Gegend, der aus dem Felsen herausgearbeitete Wischnu-Tempel, Tschatr Bhodsch Mandir, dessen Entstehung eine der Inschriften in das Jahr 876 n. Chr. zurückverlegt. Staunen wir schon, wenn uns die Geschichte Gwaliors zu berichten weiß, dass diese unzähligemal bestürmte Festung fast tausend Jahre lang stets der Zankapfel der Beherrscher Indiens gewesen ist, so muss uns der Anblick eines Heiligthumes, welches aus dieser Zeit erhalten ist, wahrhaftig mit pictätvoller Schau erfüllen.

Die Felswände neben dem Wege sind mit ausgemeißelten Göttergestalten und Motivbildern, oft sehr realistischer Art, bedeckt und in beträchtlicher Höhe birgt der Felsen natürliche Grotten und Höhlen, in welchen Fakîre hausen sollen. Leider bekam ich diese Einsiedler nicht zu Gesicht und vermochte sonach keinen Einblick in ihre Lebensweise zu gewinnen, die jener der Eremiten in den Felsenhöhlen von Mar Saba bei Jericho ähnlich sein dürfte.

Nach viertelstündigem Aufstiege gelangt man durch ein mit farbig emaillierten Fliesen und durchbrochenen Steinreliefs verziertes Riesportal auf das Plateau der Festung und hier ins Innere des Rayons. Dieses Portal ist von zwei mächtigen, runden, von Säulengallerien und Kuppeln überhöhten Thürmen flankiert. Rechts vom Eingange, an das Thor anschließend und mit der Außenfront einen Theil der Festungsmauern bildend, erhebt sich der von Man Singh (1486 bis 1516), dem bedeutendsten der Fürsten von Gwalior aus dem Hause Tomara, errichtete Palast — ein bewundernswertes Bauwerk. Es bildet ein zwei Höfe einschließendes Rechteck (100 *m* : 50 *m*), das an den Langseiten 33 *m*, an den Breitseiten 20 *m* hoch ist; die Nord- und die Westfront des über dem Erdgeschosse, wie unter demselben je zwei Stockwerke enthaltenden Gebäudes sind schon fast ganz zerstört. Allein vielleicht liegt gerade in dem Gegensatze dieser verfallenen Theile zu den noch erhaltenen prachtvollen Fronten ein Reiz mehr.

In die östliche Langseite sind fünf runde Thürme eingebaut, welche, wie die durchaus fensterlosen Außenwände des eigentlichen Gebäudes, ungefähr bis auf halbe Höhe nur von Leisten durchzogen, im übrigen jedoch ganz glatt sind, um weiter empor in reizendster und mannigfaltigster Architektur sozusagen aufzublühen. Mit wahrhaft orientalischer Phantasie geschmückt, bald eingezogen, bald vorspringend, mit Gesimsen, Sockeln, Wandpfeilern verziert, bilden die Thürme cylindrische Unterbaue, auf welchen, von Pfeilern getragen, sich offene, hohe Kuppeln erheben. Die Mauerwände aber, in der Höhe von Pilastern und Tragsteinen durchsetzt und von Zinnen gekrönt, endigen in viereckige, von Kuppeln überdeckte Altane. Die östliche Breitseite des Palastes hat eine ähnliche, doch minder reich geschmückte, mit zierlichen Ausladungen versehene Anordnung. Hier sind nur drei Thürme eingebaut.

Zu dem Reize der Linien, der Profilierung und der Steinarbeiten der beiden Fronten gesellt sich der Zauber der Farben, welche den mit vollem Rechte Tschit Mandir, bemalter Palast, genannten Königsbau schmücken. Die Außenflächen aller Mauern, Thürme und Gesimse der beiden Fronten sind mit emaillierten Fliesen belegt, zwischen denen aus weißem Stuck geformte, jetzt zumeist verwitterte Ornamente sich hinziehen. Allerlei Zierat, Ranken, Blumen, stilisierte Thierfiguren darstellend, schimmert und leuchtet der Schmelz der Fliesen in zartem Blau, Grün und Gold, das elegante Formenspiel der Thürme, Gesimse, Altane durch die Pracht der Farben bereichernd, die sich in buntem Wechsel und doch in fein empfundener Abtönung über das Bauwerk ergießen und derart einen ebenso künstlerischen, als stimmungsvollen Eindruck hervorbringen.

Von dem röthlichen Lichte der sinkenden Sonne übergossen, übt der Palast Man Singhs, einer der baulichen Schätze Indiens, eine außerordentliche, mir unvergessliche Wirkung aus. Man glaubt sich in die Zeiten zurückversetzt, wo noch mächtige Könige, umgeben von ihrem glänzenden Hofstaat und Tausenden von Slaven, hier gehaust haben; wo Reiter und farbenprächtige Festzüge den Berg heraufkamen und die königliche Feste von regem Kriegslärm erfüllt war.

Wie das Äußere, so ist auch das Innere des Palastes in allen Details äußerst kunstvoll gearbeitet. Alle Wände der Innenräume sind mit den feinsten durchbrochenen Steinarbeiten und bunter Emailglasur geschmückt. Natürlich ist der Palast unbewohnt und in seinem jetzigen Bauzustande auch unbewohnbar.

Ich war sehr erstaunt, in dem alten indischen Obersten Sita Ram, der uns als Cicerone diente, einen Mann zu finden, der sich — ein weißer Rabe unter seinen Landsleuten — nicht mit der Zerstörung, sondern im Gegentheile mit der Erhaltung dieser historischen Kunstwerke beschäftigt. Überall erkennt man seine fürsorgliche Hand; denn bald da, bald dort ist ein frischer Stein eingesetzt, eine ins Schwanken gerathene Wand gestützt, dies und jenes Relief restauriert.

Nebst Man Singhs Palast trägt der Burgberg von Gwalior noch fünf zum Theile ganz schmucklose Paläste. Beachtung verdient unter ihnen nur der Gudschari-Palast, ein umfangreiches und stattliches, aus Hausteinen errichtetes Gebäude, und der Karan-Palast mit seinem von einer originellen Hindu-Kuppel überdeckten großen Saale.

Unser lebhaftes Interesse erregten dagegen die alten, noch immer von Hindu-Pilgern besuchten Tempel sowohl durch ihre Bauart als auch durch ihre Sculpturen. Die Festung birgt im ganzen elf solcher Hindu-Tempel, unter welchen besonders zwei auffallen: der Teli-ka Mandir und die beiden Sâs Bâhu-Tempel.

Der Teli-ka Mandir, d. i. »der Tempel des Ölhändlers«, vor mehr als einem Jahrtausend erbaut, hat im Laufe der Zeiten seine Kuppel verloren. Heute hat er etwa die Form eines an der Spitze abgeplatteten Zuckerhutes, eine Gestalt, die sich daraus erklärt, dass das jetzt noch 25 m hoch emporstrebende Gebäude dem Bauplane gemäß nach oben zu abnimmt und die Nischen der durch Vorsprünge belebten Façaden in spitzige Aufsätze zulaufen. Überdies verjüngt sich der einen quadratischen Raum einschließende, thurm förmige Tempel auch dadurch, dass gerade der Obertheil, der einst die Kuppel getragen, viel von seinem architektonischen Schmucke verloren hat. Die Außenwände des Tempels sind über und über mit den interessantesten, aus Sandstein gemeißelten Reliefs bedeckt. An der Südseite sind diese noch in beträchtlicher Höhe wohl erhalten, indessen die Ostseite oberhalb der stattlichen, von Bäumen beschatteten Eingangspforte schon in halber Höhe fast nur mehr Trümmer zeigt. Ursprünglich Wischnu heilig, ist der Teli-ka Mandir späterhin dem Gotte Schiwa geweiht worden. Rings um den Tempel stehen, eine Art kleines Museum im Freien bildend, eine Menge der schönsten Reliefs, Statuen und Bildwerke, die Reste ehemaliger Tempel.

Die verschiedenartigsten Göttergestalten, als Ganescha, Hanuman und Schiwa sind hier vertreten. Mit großer Mühe hat der alte Oberst diese Stücke ehemaliger Herrlichkeit auf dieser Stelle zusammengetragen

und versicherte uns, man brauche nur wo immer in der Festung nachzugraben, um überall derlei Dinge zu finden; denn der ganze Raum müsse dereinst mit Tempeln und Palästen bedeckt gewesen sein. Zu meiner großen Freude schenkte er mir drei der schönsten Reliefs, darunter eines von geradezu künstlerischer Ausführung.

Das dem Gotte Wischnu geweihte Heiligthum Sâs Bâhu (Sahasra Bâhu), aus dem 12. Jahrhunderte stammend, besteht aus zwei vom Râdscha Mahipal erbauten Tempeln. Der große Sâs Bâhu-Tempel ist etwa 30 *m* lang und 20 *m* breit. Einst über 30 *m* hoch, misst er heute, da seine Kuppel längst abgestürzt ist, noch etwa 20 *m* Höhe. Das oberste seiner drei Stockwerke ist fast gänzlich verfallen, so dass seine gegenwärtige Spitze einer abgestumpften, regellosen Pyramide gleicht. Im Innern erheben sich vier große, massive, gemeißelte Steinsäulen; diese tragen die pyramidal aufstrebende, eine merkwürdige Verquickung abwechselnd kreisförmiger und quadratischer Steinbänder darstellende Decke, die an ihrem höchsten Punkte in ein Viereck endet. Die Basis der eben genannten Steinsäulen besteht aus großen Steinblöcken; Säulen und Wände sind wieder mit Göttersculpturen bedeckt. Das Ganze sieht aus, als hätte es ein Riese aus ornamentiertem Papiermaché geformt, aber gleichwohl erweckt dieser Tempel, ein geschmackvolles Erzeugnis alter Kunst und Technik, keineswegs andere Gefühle als jene der Bewunderung.

Der kleine Tempel Sâs Bâhu, in Kreuzesform und nach allen vier Seiten hin offen, ist, wenn auch weniger reich, so doch gleichfalls mit großem Geschmacke verziert.

Außer diesen beiden hervorragenden Tempeln gibt es noch neun kleinere Tempel, von denen jeder vom andern verschieden und in seiner Art beachtenswert ist, wiewohl sie alle die Spuren der nivellierenden Hand der Besatzung deutlich an sich tragen. Die Aufzählung aller dieser Wunderbauten würde zu weit führen.

In die senkrecht aufsteigenden Felswände des Hügels, der die Festé Gwalior trägt, sind die ob ihrer Zahl und Größe berühmten Reliefs von Urwâhi eingemeißelt. Diese Hochreliefs, welche Göttergestalten aus dem indischen Sagenkreise des Dschaina-Cultus darstellen, erinnern einigermaßen an die ägyptischen Reliefs und sind hier aus der Fläche der Sandsteinwände ausgehauen worden. Einzelne Gruppen dieser Sculpturen liegen in natürlichen oder künstlich hergestellten Grotten, Höhlen und Nischen, über deren Oberkante die Felswand theils senkrecht aufsteigt, theils überhängt. Manche dieser

Steinbilder stellen Göttergestalten in zwanzigfaeher Vergrößerung des menschlichen Maßes dar. Die Provenienz dieser Sculpturen von den Dschainas ist für den Faehmann unschwer erkennbar, da nur diese Seete ihre Göttergestalten stets unbekleidet dargestellt und überdies weit rohere Arbeit geliefert hat, als die andern Hindu-Secten. Den Rahmen der Figuren bilden allerlei Ornamente, sowie Halbreiefs, welehe Thiere und genrehafte Bilder aus der Götterlehre der Dschainas darstellen, einer Secte, die sich um die Zeit der Entstehung des Buddhismus vom Hinduismus abgezweigt hat. Besehauliches, der Welt entfremdetes Klausnerleben im Innern der Heiligthümer oder, wie in Gwalior, in Steinhöhlen, ist für die Dsehaina-Secte charakteristisch, und diese Lebensführung im Vereine mit dem tief religiösen Sinne der Dschainas ließ aus den ursprünglich wohl nur als Wohnzellen benützten Grottenbauten mit der Zeit Heiligthümer entstehen, deren Aussehmüekung dureh — dem Steine abgewonnene — Reliefs die Frucht vieljähriger, mühsamer Arbeit war. Die Reliefs von Urwâhi allerdings sind nicht auf solche Art, sondern auf Befehl zweier Herrscher von Gwalior aus der Tomara-Dynastie entstanden. Unter Dimgar Singh (1425) sind diese Arbeiten begonnen worden; unter Kirti Singh (1454) sind sie schon vollendet gewesen. Die Mehrzahl der Reliefs ist wenige Decennien später (1527) aus religiösem Fanatismus dureh den Großmogul Baber zerstört worden.

Von den Glacis der Festung aus genießt man, da keine der benaehbarten Höhen den Burgberg von Gwalior überragt, einen Rundblik weithin auf das Land. Dürr und braun liegt es da, wenn nicht die Regenzeit auf Hügel und Ebene frisches Grün erweckt hat. Basaltkegel, rothe Sandsteinblöcke, endlose Hügelketten steigen vor unseren Blicken auf, und uns zu Füßen liegt die verödete Altstadt, die bunte Neustadt Laschkar sowie die Ebene, welche sich gegen Süden hin bis zum Horizont erstreckt. Die Bauten der Städte, die weiß schimmernden Paläste der Râdschas, die Dörfer der Ebene beleben das Bild, dessen Reiz die eben im Untergehen begriffene Sonne durch seltsame Farbeneffete erhöht.

Die architektonische Physiognomie der Festung wird dureh die von der englischen Besatzung erbauten, langgestreckten Officiers- und Mannschaftsbaracken einigermassen beeinträchtigt. Allein auch diese Steine reden! Unzähligemale haben kriegerisehe Stürme diese Felsenfeste umbraust, seitdem Gwalior, mehr als anderthalb Jahrtausende auf dieser Sandsteinklippe fußend, dem Gläubigen heilig, dem Krieger

kosbar dünkt. Endlich, im Jahre 1779, fiel die so heißumstrittene Feste in die Hände der Engländer. Von den Maharatten zurückerobert, doch diesen im Jahre 1803 abermals entrissen, um später neuerdings den englischen Händen entwunden zu werden, ist Gwalior im Jahre 1844 nach harten Kämpfen wiederum britischer Besitz geworden.

In dem großen ostindischen Aufstande der Jahre 1857 bis 1859 hat Gwalior eine bedeutende Rolle gespielt. Im Juni 1858 von Sir Hugh Rose nach verzweifeltem Kampfe mit dem Schwerte in der Hand erstürmt, blieb die Festung von Gwalior bis zum Jahre 1886 von englischen Truppen besetzt. Die britische Besatzung hoch über seiner Residenz im Besitze des Schlüssels des Landes zu sehen, war wohl danach angethan, den Mahârâdscha Sindhia, den streitbarsten aller englischen Vasallenfürsten, in ein sehr gespanntes Verhältniß zu den Gwaliorern der Kaiserin von Indien zu bringen. Nach dem Tode Sindhias (1886) wurde die Festung dem rechtmäßigen Herrscher zurückgestellt, die englischen Besatzungstruppen wurden zurückgezogen und die frei gewordenen Baracken und Batterien mit Truppen des Mahârâdschas belegt.

Als wir, durch das Gesehene äußerst befriedigt, die Festung verließen und am Fuße des Hügels zurückblickten, stand der Mond am Himmel und ergoss sein volles Licht auf die kühne Silhouette des Burgberges, auf die Thürme und Zinnen des Man Singh-Palastes, dessen wundersame Emailwände im Widerscheine erglänzten.

Gwalior, 30. Jänner.

Zwei englische Officiere, Captain Edwards und Lieutenant Coldgrave — von dem Central Indian Horse, einem bekannt guten Regimente, und gegenwärtig den inländischen, vom Mahârâdscha aufgestellten Regimentern als Instructoren für Officiere und Mannschaft, sowie bei Manövern als Berather und Führer zugetheilt — hatten mich und die Herren meiner Suite zu einem Pigsticking, einem Lanzenstechen zu Pferde auf Wildschweine, in der Ebene von Gwalior eingeladen. Sehr gespannt, diesen mir noch neuen Sport, von dem ich bereits viel gehört hatte, kennen zu lernen, nahm ich die Aufforderung zur Theilnahme an demselben mit Vergnügen an. Ich muss gestehen, dass dieses jagdliche Unternehmen hinter meinen Erwartungen nicht zurückblieb; Pigsticking ist ein ebenso unterhaltender als aufregender Sport, der bedeutende Geschicklichkeit und Ausdauer im Reiten erfordert.

Von Gwalior fuhren wir 14 *km* ins Land bis zu einem kleinen Jagdhause des Mahârâdschas, wo die Pferde — Dienstpferde, die das Central Indian Horse gestellt hatte — und berittene Schikârîs harrten. Einer Halsaffection wegen, an der ich schon seit dem Aufenthalte in Kalawewa litt, sollte ich mich zu meinem großen Leidwesen nicht an der Jagd betheiligen, sondern musste mich auf Befehl des Arztes begnügen, im zweiten Treffen mit Wurmbrand nachzureiten.

Das Jagdterrain war eine ausgedehnte Ebene, mit meterhohem vertrockneten Alanggrase (*Imperata cylindrica*) bewachsen, von dem nur einzelne kleine Flächen frei waren, so dass das Galoppieren in diesem Grase nicht eben angenehm war, indem weder Ross noch Reiter sehen, wohin der Fuß tritt, und sich überdies in den Savannen unzählige kleine Erdrisse, sowie insbesondere tiefe, löcherförmige Baue von Stachelschweinen befinden.

Nach kurzer Suche wurde ein Rudel Schweine aufgestoßen, das laute »Tallyhoo« der Reiter ertönte und alsbald jagten dieselben mit eingelegten Lanzen full pace nach. Ich ritt einen sehr unternehmungslustigen Gaul, welcher es nicht verstehen wollte, dass ich der Anordnung des Arztes gemäß zurückblieb, und mich vollauf beschäftigte, weshalb ich erst bemerkte, dass Wurmbrand gestürzt war, als sein reiterloses Pferd an mir vorbeikam. Er war bei einem Stachelschweinbau rouliert, hatte sich aber zum Glücke nicht verletzt. Ich folgte den Reitern langsam, die zuerst in gerader Richtung fortsprengten, dann aber, als sie den Schweinen näher gekommen waren und einen Keiler abgetrennt hatten, demselben mit Geschick nachsetzten, bis er endlich, von vielen Lanzenstichen durchbohrt, zu unseren Füßen lag. Die Engländer jagen nur Keiler oder überlaufene Keiler und finden mit erstaunlicher Sicherheit in dem hohen Grase aus einem Rudel sofort das geeignete Stück heraus.

Bald war in dieser so wildreichen Gegend ein zweiter Keiler gefunden, und die Jagd nahm ihren neuerlichen Anfang. Der Run war jedoch rasch beendet, da einer der Herren gleich bei Beginn desselben den Keiler mit geschicktem Lanzenstoße getroffen hatte. Bei diesem Galopp stürzte Captain Edward ziemlich böse auf den Kopf, ritt zwar die nächsten zwei Runs noch mit, musste dann aber gleich nach Hause zurückkehren und konnte abends nicht zum Diner erscheinen.

Nun war es an der Zeit, den angestregten Pferden Ruhe zu gönnen, doch dauerte dieselbe nicht lange, da ich plötzlich in einiger Entfernung ein Rudel Schwarzwild erblickte und die Herren hierauf

aufmerksam machte. Sofort war alles im Sattel. Jetzt aber ließ sich meine Jagd- und Reitpassion nicht länger eindämmen; die Belehrungen und strengen Verbote des Leibmedicus waren vergessen, und ich ritt der eben gegen mich sich wendenden Jagd im Galopp entgegen, einem Keiler den Weg abschneidend. Der Keiler stellte sich; rasch benützte ich dies, um ihn mit der Lanze abzufangen. Mit großer Genugthuung betrachtete ich meine erste Trophäe im Pigsticking.

Die Müdigkeit unserer Pferde, die bedeutende Hitze und die für Nachmittag noch in Aussicht stehende Schießjagd bewogen unsere Master, den Heimweg anzutreten. Wir waren kaum einige hundert Schritte geritten, als mehrere Stücke Schwarzwild abermals hoch wurden. Natürlich konnten wir der Verlockung nicht widerstehen, ihnen zu folgen, wobei sich die Gesellschaft, da zwei Keiler in dem Rudel waren, unwillkürlich trennte; Crawford und Coldgrave folgten dem einen Stücke, die Herren meiner Suite, Fairholme und ich dem anderen. Der Run dauerte, weil die Pferde schon erschöpft waren, lange. Zum Schluss entspann sich ein hitziges Gefecht; ein wirres Durcheinander entstand; der Keiler stellte sich, nahm die Pferde an und schlug sogar den Schimmel Prónays am Hinterfuße ziemlich stark. Schließlich kam es zu einem recht heiteren Match zwischen mir und Wurmbrand; denn wir waren die nächsten zu dem Schweine, hatten aber keine Sporen, so dass wir die Gäule nicht näher an den Gegner brachten und einen Luftstoß nach dem anderen ausführten, bis es uns nach langem Kampfe endlich gelang, den Keiler zu strecken. Man sollte nicht glauben, wie schwer es für den Anfänger ist, das erstemal die Lanze gegen ein flüchtiges Schwein wirksam zu handhaben, und wie oft er fehl sticht, bevor der Keiler getroffen ist. Die andere Partie, jene Crawfords, hatte ebenfalls ihr Schwein glücklich erlegt, und so ritten wir nun mit fünf erbeuteten Stücken in das Jagdhaus zurück, wo ein Frühstück unser wartete.

Da ich einige Geier in der Luft kreisen sah, ließ ich eines der Schweine als Luder neben die Villa legen, und in der That dauerte es nicht zehn Minuten, so kamen Schmutzgeier und zum Schlusse große Bengalische Geier (*Gyps bengalensis*) herbei. Mehrere Exemplare wurden mir zur Beute, leider fehlte ich aber mit einem nicht erprobten Gewehre einen Adler, der sehr an unseren Kaiseradler erinnerte.

Nachmittags wollten wir auf Black-bucks und Sumpfwild in der Umgebung jagen und trennten uns daher in mehrere Parteien. Ich versuchte mit Fairholme mein Glück zuerst auf Black-bucks, die wir

mit Bauernwagen anführen. Die Thiere waren aber durch die mit dem Pigsticking verbundene Beunruhigung so scheu gemacht worden, dass trotz aller Vorsicht ein Ankommen unmöglich war. Wir ritten daher zu den in der Nähe gelegenen Teichen, um dort Wasserwild zu suchen. Die Ebene, in der wir jagten, ist von zahlreichen untereinander durch Canäle verbundenen, Irrigationszwecken dienenden Teichen durchsetzt, welche dem verschiedenartigsten Wasserwilde als Aufenthaltsort zu dienen pflegen. Auf dem ersten Teiche saß ein Schwarm von mindestens vier- bis fünfhundert verschiedener Enten, deren ich drei erlegte. Durch die Schüsse wurde allerlei Geflügel aufgescheucht, darunter drei besonders auffallende, prachtvolle Antigone-Kraniche (*Grus antigone*).

Unweit dieses Teiches delinte sich ein zweiter, größerer aus, der von weitem schon, mit dem Fernglase betrachtet, als sehr wildreich erschien, und durch dessen hohes Schilf ich behutsam anpürschte. Auf der Wasserfläche schwamm eine Kette der schönen braunen Rostenten und dazwischen tummelten sich Enten verschiedener anderer Gattungen, von der kleinen Krickente bis zur großen Kolbenente; in dem Schilfe sah ich die schlanken Hälse und die carminrothen Köpfe zweier Antigone-Kraniche; in der Luft strichen unausgesetzt Enten, Bekassinen, Strandläufer, Kampfhähne und Storchschnepfen vorbei. Ungeachtet aller von mir angewandten Vorsicht hatte mich das Wild bald wahrgenommen, so dass nur noch ein Kugelschuss auf die Kraniche zu versuchen war, der aber leider fehl gieng.

Am Rande des Teiches fortschreitend, erbeutete ich noch eine Anzahl Enten und zwei gemeine Blässhühner, mehrere Storehschnepfen und eine Rohrweihe. Mein ganzes Sinnen und Trachten jedoch war auf die herrlichen Antigone-Kraniche gerichtet, die ich endlich in weiter Ferne in ein Weizenfeld einfallen sah. Zum Glücke lief in der Nähe des Weizenfeldes ein tief eingeschnittener Bach in starken Windungen vorbei; auf diesen baute ich meinen Operationsplan. Ich ließ mich an den steilen Ufern hinab, durchwatete den Bach und pürschte so nahe heran, dass ich mit Coup double beide Kraniche schießen konnte. Der eine lag verendet, der andere war schwer krank. Der Jäger soll jedoch nie habsüchtig sein, weleh weise Lehre sich jetzt an mir bewahrheitete; denn kaum hatte ich auf die beiden Kraniche geschossen, so streicht über meinen Kopf ein großer Silberreiher, auf den ich, statt den kranken Kranich auszumachen, schieße; in diesem Augenblicke kommt der kranke Vogel auf die Ständer, schlägt mit den Flügeln und zieht auf Nimmerwiedersehen ab, während ich mit ausgeschossenem Gewehre

nachblicke. So musste ich mich mit einem einzigen Exemplare dieses Riesenvogels begnügen, der mit gestrecktem Halse die Höhe eines erwachsenen Mannes erreicht.

Ein erneuertes Anfahren an die Black-bucks war von ebenso wenig Erfolg gekrönt als das erste, und so beschied ich mich mit verschiedenen Enten, darunter Löffelenten (*Anas clypeata*), sowie mit einigen Kampfhähnen, und kehrte ins Bungalow zurück, wo ich die anderen Herren traf, die ebenfalls reiche Beute gemacht hatten.

Herrlicher Mondschein gab uns das Geleite nach Gwalior. Hier verabschiedeten wir uns nach dem Diner von den Jagdgefährten und bestiegen den Zug, der uns nach Calcutta bringen sollte.



Calcutta.





Calcutta.

Gwalior — Calcutta, 31. Jänner.

Auf dem Wege von Gwalior nach Calcutta durchzogen wir die englischen Nordwestprovinzen, weiterhin die Präsidentschaft Bengalen, deren Hauptstadt Calcutta an den Mündungen des Ganges, des Hauptstromes Vorderindiens, liegt, und gelangten schließlich, da die Entfernung zwischen Calcutta und der See noch 160 *km* beträgt, in den Küstenbereich des bengalischen Meerbusens. Vom Plateau von Malwa senkten wir uns in die Ebenen der Dschamna und des Ganges, welche beide Ströme sich bei Allahabad vereinigen. Abgesehen von diesen Überblicken über die Bodengestaltung und die administrative Einteilung des nordöstlichen Theiles Vorderindiens, fanden wir auf dieser Route Gelegenheit, flüchtige Eindrücke von dem Reichthume der Bodenproduction des Gebietes, das wir durchquerten, aufzunehmen.

Dasselbe gehört, wie fast ganz Vorderindien bis zum Himâlaya und zum Pendschâb hin, dem Florenreiche der indischen Savannen an. Im nordwestlichen Theile desselben bilden die Bohne, die strahlfrüchtige und die kleine Mungobohne, im Südosten, das heißt in der Gegend des Ganges-Deltas mit seinen größeren Niederschlägen, der Pisang, das Zuckerrohr, Reis und Baumwolle die wichtigsten Charakterpflanzen der Culturzone. Der Anbau des Weizens ist besonders in den oberen Becken des Ganges und der Dschamna ein intensiver. Dieser Zweig des landwirtschaftlichen Betriebes Vorderindiens erregte mein Interesse

umsomehr, als ja heute der indische Weizen auf dem Londoner Weltmarkt in Concurrenz mit dem europäischen und amerikanischen Weizen tritt. Die Zahl der Eingeborenen Indiens, die sich von Weizenmehl nähren — dies ist hauptsächlich in den Nordwestprovinzen der Fall — lässt im Vergleiche einerseits zu den Reis- und Maisessern in Bengalen und in den Küstenstrichen, andererseits zu den indischen Consumenten von Gerste und Hirse eine Reihe von Betrachtungen über den Sinn des Spruches zu: »Der Mensch ist, was er isst.«

Auch der Obstbau, der Halbbruder des Feldbaues, nimmt im Lande jener, die aus religiöser Überzeugung Vegetarier sind, eine hervorragende Stelle ein. Ich beobachtete während der Fahrt durch Bengalen, das am stärksten bevölkerte Gebiet Indiens, den Hauptsitz des Ackerbaues und der indischen Reiscultur, die zunehmende Zahl der Bäume, die vielen Mangobaum-Wäldchen mit besonderem Vergnügen; mit ernsteren Empfindungen aber die zahlreichen Mohnculturen, deren Leib und Seele vergiftendes Erzeugnis, das Opium, ebenso unheilvoll als erträgnisreich ist, und — wie der »Opiumkrieg« zwischen England und China beweist — selbst eine politische Rolle zu spielen vermag.

Die Hauptpunkte der Route Gwalior — Calcutta, welche wir über Dschansi nach Kahnpur (Cawnpur) mit der Indian Midland und von Kahnpur nach Calcutta mit der East Indian Railway zurücklegten, sind Kahnpur, ein auch militärisch wichtiger Handelsplatz, Allahabad, Mirsapur und Patna. Allahabad, die »Gottesstadt«, am Zusammenflusse der Dschamna und des Ganges gelegen, ist eine strategisch und commercieell höchst wichtige, für den Reisenden jedoch nur wenig anziehende Stadt. Das unseheinbare Eingeborenen-Viertel, die modernen englischen Stadttheile und die Regierungsgebäude dieses Sitzes der Verwaltung der Nordwestprovinzen bilden Schenswürdigkeiten Allahabads. Besonderes Interesse bietet die Stadt zur Zeit der Jahreswende, zu welcher die Handelsmesse und die Heiligthümer dieses Wallfahrtsortes Hunderttausende von Kaufleuten und Pilgern an den Ufern des Ganges versammeln. Die Bahn überschreitet auf einer großen Brücke die Dschamna und gewährt an dieser Stelle Aussicht auf das alte, in der Gabel der beiden Ströme, Dschamna und Ganges, gelegene Fort.

Mirsapur und Patna sind beide alte Mogulstädte. Ersteres ist durch große Teppichindustrie, letzteres als Centrum des Mohnbaues des nördlichen Districtes bekannt. Besonders stark ist der Mohnbau Indiens in den Gangesniederungen entwickelt. Die Erzeugung und der Vertrieb von Opium bilden in Indien ein Monopol der britischen Krone,

weshalb jeder der genauer Aufsicht unterliegenden Mohnpflanzler das gesammte gewonnene Opium der Regierung nach Maßgabe des Lizenzscheines zu bestimmten Preisen abzuliefern hat, ein Verhältnis, das an die Einrichtung unseres Tabakmonopols erinnert. Der Händler aber darf gegen Erlag sehr hoher Abgaben und bei Erfüllung der — namentlich in den abhängigen Staaten überaus strengen — Controlmaßregeln das Opium nur in den Regierungsdepots erwerben. Infolge dieser Bestimmungen, sowie der Beschränkung der Mohnkultur auf gewisse Theile des Landes kann der Anbau von Mohn zur Opiumgewinnung nur langsam zunehmen und die Regierung eine derartige Steigerung der Verkaufspreise des fertigen Productes erzielen, dass sie von den etwa 250.000 *ha* umfassenden Mohnculturen im Jahre 1891 einen Reingewinn von 65,791.170 fl. ö. W. gezogen hat; eine bedeutende Summe, aber allerdings aus einer recht odiosen Quelle gewonnen. Übrigens nimmt der Ertrag des Opium-Monopols alljährlich in dem Maße ab, als sich die Mohnkultur in China ausbreitet.

Calcutta, 1. Februar.

Um 8 Uhr morgens rollte unser Extrazug in die Bahnhofshalle der Station Haura (Howrah) ein. Dasselbst empfingen mich der Vicekönig Lord Landsdowne, umgeben von Adjutanten und von Mitgliedern der Regierung, der Lieutenant-Governor von Bengalen, Sir C. Elliot, und eine große Anzahl Schaulustiger. Sowohl auf dem in reichem Farbenschmucke prangenden Bahnhofe selbst, als außerhalb desselben war je eine Ehrencompagnie aufgestellt, während die Garde des Vicekönigs, ausgewählte, über sechs Schuh hohe Inder auf prächtigen, australischen Pferden und eine Escadron Cavallerie dem à la Daumont bespannten Paradewagen, der mich zum Government House brachte, das Geleite gaben. Auch hier bildeten den ganzen Weg entlang Truppen Spalier, und zwar das 6. und 16. Bengal-Infanterieregiment, die schwarz uniformirte englische Rifle-Brigade, Marine-Freiwillige, sowie Calcuttaer Freiwillige zu Pferd und zu Fuß und die jugendlichen Frequentanten einer Militärschule.

Zuerst überschritten wir auf einer großen Brücke den Hugli (Hooghly), wie der westliche Arm des Ganges genannt wird. Die Länge der Brücke beträgt 506 *m*; jedoch nimmt flußauf- und flußabwärts — immer noch im Weichbilde der Stadt — die Breite des Huglis erheblich zu. Der für die größten Schiffe fahrbare Theil des Huglis, auf dessen linkem, also östlichem Ufer das eigentliche Calcutta sich ausbreitet,

während die Vorstadt Haura, von welcher wir eben kamen, auf dem rechten Ufer liegt, hat eine durchschnittliche Breite von 230 *m*. Alle Schiffe finden Raum, anzuliegen; selbst Kriegsschiffe mit bedeutendem Tiefgange können sich, da der Fluss eine entsprechende Tiefe besitzt, mitten in der Stadt verankern.

Vor dem Government House hatten mehrere Ehrencompagnien, darunter auch Marine-Freiwillige, Aufstellung genommen. Dieses Gebäude ist ein großer, von einer Centralkuppel überhöhter Palast mit vier durch Gallerien verbundenen Pavillons, mit Freitreppen, Säulenhallen u. s. w., alles in jenem Stile, den wir gemeinhin als Empire zu bezeichnen pflegen. Es stammt aus den Jahren 1799 bis 1804 und ist von dem Bruder Wellingtons, dem Marquis of Wellesley erbaut worden, der von 1798 bis 1805 Generalgouverneur von Indien oder eigentlich, wie der Titel zu jener Zeit lautete, »Generalgouverneur von Fort William in Bengalen« gewesen ist. Als Vorbild hatte ein englisches Schloss, Kedleston in Derbyshire, gedient.

Auf der großen Freitreppe erwarteten mich der Oberbefehlshaber in Indien und Commandant der Truppen in Bengalen, General Lord Roberts, mit allen Generalen und den Regimentscommandanten, die Chefs der Regierungs-Departements, die Consuln und viele Râdschas. Mein erster Besuch galt Lady Landsdowne, wonach ich mich in meine Zimmer zurückzog, um die Post zu ordnen und mein Tagebuch zu ergänzen, sowie um eine vom Consul Heilgers geführte Deputation der in Calcutta lebenden Landsleute zu empfangen.

Gegen Abend machte ich eine kleine Rundfahrt durch die Stadt und besuchte den zoologischen Garten. In der Umgebung des Government House erheben sich große öffentliche Gebäude, das Rathhaus (Town Hall), das Secretariat, das Legislative Council Office, der Justizpalast (High Court) und viele andere Regierungs- und Privatgebäude, — in antikem, in mittelalterlichem oder auch in keinem, das heißt in »modernem« Stile — deren stolze Façaden Calcutta mit Recht den Beinamen »Stadt der Paläste« verschafft haben. Doch wie stolz auch diese Bauwerke ihre Giebel und Kuppeln zum Ruhme Albions erheben, nicht alle stehen fest; so hat sich in den letzten Jahren der dem Rathhause von Ypern nachgebildete Palast des High Court, weil auf Piloten errichtet, welche der trügerische, mit Sand durchsetzte Baugrund am Flussufer erheichte, bedeutend gesenkt. Zur Zeit meiner Anwesenheit war man eben damit beschäftigt, den Palast wieder zu heben, eine mühsame und gefahrvolle Arbeit.

Südlich von dem Complexe, welcher die öffentlichen Gebäude einschließt, östlich von dem Hugli, westlich von der glänzenden, fast 2 *km* langen Villenstraße Tschauringhî (Chowringhee Road) erstreckt sich der Maidan oder die Esplanade. Diese, an der Flussseite von den reizenden Eden Gardens und weiterhin von dem stolzen Achtecke des Forts William begrenzt und etwa 780 *ha* umfassend, ist eigentlich nur eine Wiese, allein eine solche Wiese wie unser Prater, dessen Name auf das spanische Wort Prado (Wiese) zurückzuführen sein soll, und, gleichfalls wie unser Prater, ein Corso und eine Erholungsstätte.

Jahraus jahrein prangen die Rasenflächen des Maidan in frischem Grün, — ein wahres Labsal in diesen Breiten — Baumgruppen, Teiche, Bassins, Statuen britischer Staatsmänner und Feldherren schmücken die von Geh-, Reit- und Fahrwegen durchquerte Fläche. Alle diese Wege sind mit Baumalleen umsäumt, welche große Wiesenplätze einschließen, die allerlei sportlichen Zwecken dienen und weiterhin in den Paradeplatz, sowie am Südende des Maidan in den großen Rennplatz mit der Flachrennbahn übergehen. Auch einzelne Truppenkörper haben auf diesen Wiesenplätzen ihre Zelte aufgeschlagen; besonders campieren dort auf dem Durchmarsche befindliche Abtheilungen. In den Früh- und Abendstunden entwickelt sich auf dem Maidan ein äußerst reges Leben und auf allen Plätzen wird dem Sport gehuldigt: hier spielen Engländer und Eingeborene mit Unermüdlichkeit auf trefflichen Ponies Polo; dort wird Cricket geschlagen; viele Golf-Partien, an denen Damen mit Vorliebe theilnehmen, bilden sich. Dazwischen flutet ein glänzender, bunt bewegter Wagencorso; in den verschiedenartigsten Gespannen rollen das High life, Beamte, Officiere und so mancher indische Krösus einher; zahlreiche Reiter, Herren und Damen, sprengen auf und ab. Man scheint es in Calcutta zu verstehen, sich die Zeit in angenehmer Weise zu verkürzen; denn jeder Tag der Woche hat seine Bestimmung; bald gibt es Rennen oder Militärsports, allgemeines Polo, Jours fixes und Garden Parties, woran die ganze Gesellschaft theilnimmt.

Meine Rundfahrt durch das eben skizzierte Stadtviertel und durch den Maidan brachte mich schließlich zu dem zoologischen Garten, den ein kleiner Wasserlauf von dem Südende des Maidan trennt.

Der zoologische Garten gehört einer Privatgesellschaft, wird von der Stadt subventioniert und ist in seiner parkähnlichen Anlage recht hübsch. Die Thiere sind in verschiedenen kleinen Häusern untergebracht, überall Teiche sowie Baum- und Blumengruppen angelegt. Die Collection der Thiere, die Mannigfaltigkeit und Seltenheit der

Gattungen ist hervorragend; nur könnten die Thiere besser und namentlich reiner gehalten sein. Der Inspector entschuldigte diesen Übelstand durch die Finanzlage des Unternehmens, für welches durch die binnen kurzer Frist vollzogene Verwandlung von ödem, sumpfigem Terrain in einen Park und obendrein in einen kostspieligen zoologischen Garten ohnehin das Möglichste geschehen sei.

Im Affenkäfige waren bemerkenswert der auf Java vorkommende Gibbon, auch Wauwau genannt (*Hylobates leuciscus*), der uns mit furchtbarem Geschrei empfing; ferner ein Orang-Utan und ein böser, ausgewachsener Mandril. Beim Raubthierhause, welches eine große Anzahl Tiger, Löwen, Panther und verschiedene andere indische Wildkatzen enthält, wurde ich auf einen sehr alten Tiger, einen Man-cater, aufmerksam gemacht. Die Bestie soll erwiesenermaßen über 100 Menschen das Leben geraubt haben. Was die Ornithologie anbelangt, so waren zu meiner Freude die indischen Arten, namentlich die Sumpfvögel, die Tauben und die Kuckucksarten, recht zahlreich vertreten; ich fand an dieser Stelle Angehörige vieler mir schon von meinen Jagdausflügen her bekannten Species. Reichhaltig an Exemplaren ist das Reptilienhaus, welches in einem Bassin auch Krokodile beherbergt, die sich aber durchaus nicht bewegen ließen, eine ihnen zugeworfene Ente zu verzehren. Höchst erstaunt war ich, als ein indischer Wärter in den Käfig der Cobras eintrat, eine derselben mit sehr geschicktem Griff am Kopfe fasste und uns die Giftzähne zeigte. Sein Wagnis setzte der Mann im Käfige der Python- und der Klapperschlange fort, welche er fortwährend reizte, bis man das Klappern des wüthenden Reptils deutlich sah und hörte. Übrigens hatte er seine Tollkühnheit schon zu büßen gehabt, da er bereits zweimal, hiezu einmal lebensgefährlich, von einer Cobra gebissen worden war.

Bei der Rückfahrt war der Corso auf seinem Höhepunkte angelangt; alle Wagen standen um den Musikpavillon herum und die schöne Welt bewegte sich in den Alleen und Avenuen.

Doch — des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zutheil. Daher fand noch abends im Government House ein Parade-Diner zu 80 Gedecken mit den üblichen Toasten und mit langem Cercle statt. Die Nachbarschaft der lebenswürdigen Lady Landsdowne, die mir versicherte, dass auch ihr Gatte und sie selbst angenehmere Vergnügungen kennten, als ein Gala-Diner, trug wesentlich bei, mir den Ernst der ceremoniellen Feierlichkeit in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Calcutta, 2. Februar.

Kinsky, der sich glücklicherweise von seinem Fieber erholt hatte, führte mich früh morgens in einem kleinen Kutschierwagen durch die Native-Stadt, welche ich zu sehen gewünscht hatte, die aber nicht so viel des Interessanten bietet wie in Bombay und Haidarabad. Die Straßen sind, wenn möglich, noch enger, die Häuser nicht geschmückt und wenig Abwechslung aufweisend. In den Kaufläden und auf der Straße herrscht zwar dasselbe Leben wie in anderen Städten; doch ist das Bild kein so bunt bewegtes, da die Tracht der Eingeborenen meist nur in schmutzigem Weiß erscheint.

Die Reihe der Besichtigungen eröffneten wir heute mit jener des großen Museums, in welchem die zoologischen, mineralogischen, geologischen, ethnographischen und kunstindustriellen Sammlungen untergebracht sind. Das Museum birgt recht interessante und wertvolle Schätze; sie gründlich zu besehen, würde viele Tage erfordern. Nur die Aufstellung und Gruppierung der Objecte, die Beleuchtung einiger Räume, die Reinlichkeit und die Sorgfalt der Instandhaltung in sämtlichen Sälen und Zimmern lassen vieles zu wünschen übrig. Zunächst wurden wir in die sehr reichhaltige mineralogische und geologische Abtheilung geführt, die auch manches aus unserem Vaterlande stammende Stück aufzuweisen hat. In einem wenig erfreulichen Zustande fand ich die zoologische Abtheilung, besonders die darin verwahrten Säugethiere; das feuchte Klima und mangelhaftes Ausstopfen wurden als Entschuldigungsgründe angegeben. Jedenfalls sind die Thiere meist nach einer Schablone ausgestopft und haben fast alle die gleiche Statur und Farbe, so dass es manchmal schwer fällt, bei flüchtiger Besichtigung der Schränke eine Otter von einem Mungo oder einem anderen Angehörigen ähnlicher Familien zu unterscheiden. Interessant ist in diesem Saale eine durch Schenkungen entstandene Sammlung von Geweihen und Hörnern aller in Indien vorkommenden Zweihüfer, sowie eine vergleichende Zusammenstellung von Menschen- und Affenschädeln als Beleg für die »Darwinsche« Theorie, zu deren Bekennern ich mich übrigens nicht zähle.

An die Säugethiere schließen sich die Reptilien an, die sich in besserem Zustande befinden, wogegen sich die Vögel um so ungünstiger präsentieren, die mich aber doch lebhaft interessierten, da sämtliche Gattungen der indischen Ornis hier vertreten sind. Mit einiger Phantasie konnte man sich immerhin zurecht finden und so

Material an Namen und sonstigen Daten für die fernere Reise gewinnen. Die Sammlung von Fossilien ist sehr reich und wissenschaftlich geordnet; ein besonders großes Megatherium nimmt die Mitte des Saales ein. Die in den ebenerdigen Räumen untergebrachte Collection von Conchylien, Schwämmen und Korallen ist namentlich durch die verschiedenartigen aus Singapur und aus dessen Umgebung stammenden Exemplare bemerkenswert.

Den Schluss unseres Rundganges bildete die Besichtigung der Sammlung kunstindustrieller Erzeugnisse, welche einen belehrenden Überblick über die so mannigfaltigen Producte des Landes auf diesem Gebiete gewährt; denn alles findet sich hier, von den Werken der einfachsten Hausindustrie angefangen bis zu den schönsten, künstlerisch ausgeführten Gegenständen, bei denen Silber und Kupfer die hervorragendste Rolle spielen.

Angeregt durch das im Museum Gesehene, besorgte ich in der Calcuttaer Niederlage der Firma S. J. Tellery & Co. den Ankauf von zahlreichen Gegenständen; darunter von Musikinstrumenten absonderlichster Form, sowie von alten, gemalten Bildern mit Darstellungen aus der indischen Göttersage, auf welchen Wischnu als Râma-Tschandra und in der Incarnation als Krischna mit seinen Hirtenmädchen am häufigsten zu finden ist.

Für Nachmittag war, und zwar in Gesellschaft des Vicekönigs und seiner Gemahlin, ein Besuch des berühmten botanischen Gartens projectirt, welcher am rechten Ufer des Huglis, südwestlich von der Vorstadt Haura liegt.

In einer reizenden Dampf-Yacht, die den Namen der Vicekönigin »Maud« trug, fuhren wir den Hugli hinunter, mitten durch alle vor Anker liegenden Schiffe, deren Zahl Legion ist. Auffallend sind namentlich große Segelschiffe, Viermaster englischer oder amerikanischer Provenienz mit zwei- bis dreitausend Tons Gehalt, welche zu vieren oder fünfen nebeneinander vertäut liegen. Zwischen den Schiffen fahren, bald pfeilschnell dahinschießend, bald bedächtig die Fluten durchfurchend, zahllose Boote der Eingeborenen hin und her, theils schmale Canoes, theils viereckige, ungeschlachte, Dahabîyen ähnliche Fahrzeuge, welche von den Insassen weiterbewegt werden, indem diese, hiebei affenartig gesticulierend, mit Händen und Füßen rudern. Eigenthümlich geformt sind die Flussdampfer, welche hohen Oberbau bei geringem Tiefgang, ein Heckrad und eine kleine Maschine besitzen; sie ähneln mehr einem schwimmenden Haus als einem Dampfschiffe.

Eine Fahrt von 20 Minuten brachte uns an die Landungsstelle des botanischen Gartens. Gegenüber, auf dem linken Ufer, liegt der Palast des verstorbenen Königs von Audh, der ob seiner Grausamkeiten im Jahre 1856 von der englischen Regierung abgesetzt worden war und dann in Calcutta lebte. Zu seinem Unterhalte wurden ihm monatlich 150.000 Rupien ausgefolgt. Sein Hauptvergnügen bildete eine Sammlung von vielen hundert lebenden Thieren, besonders Schlangen; nebstbei hielt er über 10.000 bunter Tauben, welche abgerichtet waren, nach Signalen, die mit Flaggen gegeben wurden, allerlei Flugbewegungen auszuführen. Während seiner mehr als dreißigjährigen Internierung hat er, wie man erzählt, nie den Palast verlassen und nie einen Europäer empfangen.

Der botanische Garten ist im Jahre 1786 gegründet worden, untersteht der Regierung und nimmt einen Flächenraum von 110 *ha* ein. Was Schönheit und Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Bäume anbelangt, hält dieser Garten ebenso wie der Victoriagarten in Bombay jenem von Peradenia zwar nicht die Wage; gleichwohl ist er seiner hübschen Anlage halber, sowie wegen der zahlreichen kleinen Teiche und Wasserläufe, die, vom Hugli gespeist, viel Leben in das Bild bringen, in hohem Grade sehenswert. Gleich beim Eingange wird die Aufmerksamkeit auf zwei schöne, in gerader Richtung geführte Alleen gelenkt; die eine derselben besteht aus kerzengeraden, schlanken Palmyra-Palmen, die andere aus Mahagonibäumen. Bemerkenswert sind hier auch allerlei indische Coniferen, Casuarinen und Palmen verschiedener Arten, sowie die interessanten Schlingpalmen. Mitten im Parke sind zwei große Orchideenhäuser und ein Treibhaus, deren Eisengerüste, zum Schutze der Gewächse gegen allzustarke Sonnenstrahlen, statt mit Glas bloß mit Schlingpflanzen und Cocosnussfasern leicht überdeckt ist.

Die Pièce de résistance des Gartens bildet einer der größten Bäume Indiens, ein mächtiger Banian-Baum (*Ficus indica*), welcher in der bekannten Weise durch Absenker neue Stämme bildet. Mit seinen sämtlich vom Hauptstamme ausgehenden Luftwurzeln nimmt dieser Baum eine Kreisfläche von ungefähr 300 *m* Umfang in Anspruch. Erwähnenswert sind noch das Herbarium und die reichhaltige Fachbibliothek des botanischen Gartens.

Auf dem Rückwege vom botanischen Garten unternahmen wir mit Lord W. L. de la Poer Beresford — dem Military Secretary des Vicekönigs — einem heiteren, lebensfrohen Herrn, der bereits unter dem

fünften Vicekönige dient und 26 Jahre im Lande verbracht hat, eine Spazierfahrt. Die Coach Lord Beresfords brachte uns in der Umgebung Calcuttas durch viele Dörfer der Eingeborenen, dann durch Haura und schließlich über die Hugli-Brücke nach Calcutta zurück. Lord Beresford, welcher den Viererzug selbst lenkte, bewährte sich als vorzüglicher Kutscher; ist doch das Fahren in den von Kindern, Bettlern, Vieh und Wagen wimmelnden Straßen keine leichte Aufgabe.

Im Belvedere, der officiellen Residenz des Lieutenant-Governors von Bengalen, jenseits des zoologischen Gartens in der durch ihre Bambus-Alleen interessanten, entlegenen Vorstadt Alipur, erwartete uns um  $\frac{1}{2}$ 9 Uhr ein Diner. Die Residenz, deren ältester Theil vor mehr als hundert Jahren erbaut worden ist, hat im Laufe der Zeiten allerlei Zubauten und Renovierungen erfahren, so dass der Stil des durch die schöne Façade angenehm wirkenden Gebäudes ein »gemischter Stil« genannt werden muss. Ein schattiger Park umfasst das Bauwerk.

Viele Würdenträger und Generale mit ihren Gemahlinnen nahmen an dem Diner theil, bei dem ich zwischen der Frau des Gouverneurs und jener des deutschen Generalconsuls, Baronin Heyking, saß. Nur ein Toast wurde gesprochen, und zwar vom Gouverneur auf Seine Majestät den Kaiser. Diese Thatsache überraschte allgemein, da es in Indien noch nicht vorgekommen sein soll, dass ein Trinkspruch auf einen fremden Herrscher ausgebracht wurde, ohne dass gleichzeitig ein Toast auf Ihre Majestät die Königin gesprochen worden wäre. Doch hatte der Vicekönig dies ausdrücklich angeordnet.

Dem Diner folgte eine Soiree, an welcher ungefähr 300 Personen theilnahmen, unter welchen einige auffallend hübsche Frauen und Mädchen zu sehen waren, deren Äußeres sie ohneweiters legitimiert hätte, ebenfalls an dem Diner theilzunehmen. Auch alle in Calcutta und Umgebung weilenden Râdschas waren gekommen und wurden mir vorgestellt, wobei ich durch den Dolmetsch mit jedem einige Worte wechselte. Man konnte unter diesen indischen Fürsten merkwürdige Typen beobachten und sich nebstbei an den geradezu fabelhaften Schätzen, die sie an sich trugen, weiden. Nur wer es selbst gesehen hat, vermag sich einen Begriff von der Pracht und dem Werte der Edelsteine zu machen, welche die Râdschas auf dem Turban und auf der Brust zur Schau stellten. Vor allen zeichneten sich zwei Râdschas — ein Bruderpaar — durch den Glanz und den Reichthum ihres Schmuckes aus, indem der jüngere Râdscha ein Collier von sieben Reihen Perlen trug, welche dank ihrer Gleichheit und Größe wohl den

Wert einer Million Gulden darstellten. Auf dem Turban und dem Brustschmucke des älteren der Brüder dagegen wechselten kolossale Smaragdtropfen mit à jour gefassten taubeneigroßen Diamanten ab. Diese Steine stammen, wie behauptet wird, aus dem französischen Krönenschmucke, — auch Kaiserin Eugenic soll sie getragen haben — welcher ja vor wenigen Jahren durch die Regierung der französischen Republik versteigert worden ist. Die guten Râdschas waren alle sehr freundlich und gaben mir durch den Dolmetsch die lebenswürdigsten Versicherungen. Gegen Mitternacht erst kamen wir in das Government House zurück.

Calcutta, 3. Februar.

Auf mein Befragen hin hatte mir ein Beamter des Muscums versichert, dass sich an dem nahe von Calcutta befindlichen Salt Lake sehr zahlreiches, interessantes Wasserwild vorfinde, und zu einer Expedition dahin gerathen, mit dem Versprechen, uns die günstigsten Stellen daselbst persönlich zeigen zu wollen. Jagdlüstern beschlossen wir, den heutigen Tag dem Waidwerke zu widmen, und eilten schon in aller Frühe, bis an die Zähne bewaffnet, zum Rendezvous, wo uns der jagdkundige Mann erwarten sollte. Die Fahrt gieng durch mehrere Vororte, dann längs eines Canals, wo wir die schwerfällige Fortbewegung der Schiffe und Boote durch die Eingeborenen beobachten konnten. Fast jedes dieser Fahrzeuge war mit Holz beladen und wurde mittels eines an dem kleinen Maste befestigten Seiles vom Lande aus stromaufwärts gezogen. Bei dieser Fahrt lernten wir auch die eigenthümliche Art und Weise kennen, in welcher die Eingeborenen das Wasser zu Irrigationszwecken aus einem niedriger gelegenen Canal in einen höher situirten pumpen. Sie machen an den beiden Seiten eines Rindermagens Stricke fest, stellen sich dann zu zweien an und schleudern mit Hilfe jenes Sackes, den sie im Takte schwingen, das Wasser, oft auf beträchtliche Höhe, in den oberen Canal. Bei uns würde man sich zum mindesten einer einfachen Pumpe bedienen; in Indien aber, wo die Arbeitskraft so billig ist, scheint jenes Verfahren rentabler zu sein.

Wer beim Stelldichein fehlte, war unser Gewährsmann; er ließ sich durch Krankheit entschuldigen. Dafür empfing uns ein Canalaufseher, der erklärte, dass es hier außer Geiern nichts zu jagen gäbe, dass aber Boote bereit wären, uns an einen Platz zu bringen, wo wir Geier schießen könnten. Wenig erfreut über diese Hiobspost entschlossen wir

uns denn, an die bezeichnete Stelle zu fahren und glitten, nachdem das landesübliche Parlamentieren mit den Bootsleuten und deren Geschrei überstanden war, jeder in einem Boote den Canal hinab. Während der Fahrt erlegte einer der Herren meiner Suite mit sicherem Coup double zwei Hausenten, die ihm ein Engländer als interessante Wildenten angesagt hatte.

Nach kurzer Fahrt sahen wir eine Menge von Geiern und Milanen theils in den Lüften kreisen, theils zu Hunderten beisammen auf den Bäumen sitzen. Wir hatten die Stelle erreicht, an welcher wir ans Land steigen sollten, entdeckten aber bald, dass wir auf jener Stätte angelangt waren, auf welcher Schutt, Kehricht und Unrath von ganz Calcutta — die Beförderung dieser Abfallstoffe erfolgt mittels einer kleinen Eisenbahn — abgelagert werden. Kein Wunder, dass Tausende von Geiern, Weihen und Milanen, unter denen der indische Schmarotzer- oder Pariah-Milan das Hauptcontingent stellt, diesen reichliche Äsung bietenden Ort zu ihrem Standrevier ausersehen hatten. Wir fuhren auf Lowries zwischen zwei nicht gerade sehr reinlichen Wänden von Kehricht hindurch und erreichten eine Abdeckerei, um welche herum viele abgenagte Knochen gefallener Thiere lagen und eine Schaar von etwa 400 Geiern saß. Wir schossen einige derselben, gaben aber die Jagd bald auf, da diese nur von Aas lebenden Vögel in vollgekröpftem Zustande sich nicht recht fortbewegen konnten und in solcher Umgebung einen widerlichen Eindruck machten. Auch schienen sie gar nicht scheu zu sein, da man den einen oder den andern mit der Kugel herausschießen konnte, ohne dass die übrigen fortstrichen. Ich war froh, als ich diesen mit Bakterien geschwängerten, ekelerregenden Platz hinter mir hatte.

Da wir nun den eigentlichen Zweck unserer Fahrt, nämlich eine Jagd auf Wasserwild, dennoch erreichen wollten, so ließen wir uns auf die andere Seite des Canals rudern, um in das nasse Dschungel des Salt Lake einzudringen. Wir wateten bis über die Knie im Sumpfe, mussten jeden Augenblick tiefen Wasseradern ausweichen und kämpften uns nur mit Mühe hindurch — alles, um leider bald die Wahrnehmung zu machen, dass wir völlig falsch berichtet waren; denn thatsächlich war keinerlei Wild vorhanden. Zwar sah ich auf einem Mangobaume einige Reiher und Störche; doch schienen dieselben nur vorüberziehenden Flügen anzugehören.

Mit einigen kräftigen Segenswünschen für unseren Berather verließen wir ganz durchnässt den Sumpf, frühstückten in den Booten und kehrten nach Calcutta zurück. Im Weichbilde der Stadt begegneten

wir einem originellen Hoehzeitszuge: voran eine schreiende Menge und Träger von Heiligenbildern und künstlichen Blumen; dann auf einem Palankine der kaum vierzehnjährige Bräutigam, mit einem riesigen Sonnenschirme bewehrt. In geschlossener, von einer berittenen Eseeorte geleiteten Sänfte folgte die Braut, die wir nicht zu Gesieht bekamen; die nächsten Verwandten in Wagen und Diener mit Hoehzeits-gesehenken, Feldfrüchten und Obst auf großen, zinnernen Schüsseln, schlossen sich an.

Gegen Abend machte ich mit Kinsky in den Alleen des Maidan eine Spazierfahrt und wohnte durch einige Zeit den militärisch-sportlichen Übungen, darunter dem Tentpegging, welehes auf dem Rennplatz abgehalten wurde, an.

Bei Sonnenuntergang kehrten wir längs des Flusses nach Hause. Die letzten Strahlen des Tagesgestirns vergoldeten jede einzelne Raa und Spiere, den gesammten Wald von Masten der verankerten, wellenumrausehten Schiffe.

Um 8 Uhr vereinigte uns ein kleines, gemüthliches Diner, welehes der österreichisch-ungarische Consul Heilgers im kaufmännischen Bengal Club gab.

Den Tag sollte eine musikalisch-ehoreographische Soiree bei dem Rådseha Sir Sourindro Mohun Tagore beschließen, der — einer Fürstenfamilie aus brahmaniseher Kaste entstammend und vielfacher Millionär — besondere Passion für Musik und Musikgeschichte entwickelt. Er ist Herausgeber und Verfasser einer ganzen Reihe einschlägiger, selbst dichteriseher Werke, ja auch Componist. Eine Anzahl seiner Werke war 1892 in der Wiener Musik- und Theaterausstellung exponiert.

Nach einer langen Fahrt durch die Native-Stadt waren wir am Ziele. Die ganze Straße, in welcher die Behausung des Rådsehas, der Palast Pathuriaghata Rådseh Bati, gelegen ist, war mit Lampions taghell beleuchtet. Die Privattruppe und die Garde unseres Gastgebers, eine komisch adjustierte Gesellschaft, bildeten Spalier, an dessen Ende unter dem Thoreingange des Palais mich der Rådseha, ein kleines, altes Männchen mit gutmüthig schüchternem Gesichte, empfing. Er trug die Decoration der Comthure mit dem Stern des Franz Joseph-Ordens, glücklich über diese ihm von Seiner Majestät verliehene Auszeichnung. Ein großer Freund unseres Vaterlandes, ladet er jeden unserer Landsleute, dessen er habhaft werden kann, ein und bewirtet ihn in freundlichster Weise.

Auf der Treppe zu den inneren Gemächern des Palastes stand eine noch ganz in alterthümliche Tracht gekleidete, mit langen Schwertern und eiselierten Schilden bewaffnete Leibwache. Der große Salon sowie sämtliche Räumlichkeiten, die wir durchschritten, sind ohne Beachtung eines einheitlichen Stiles eingerichtet und mit europäischen Bildern, größtentheils Copien nach Werken italienischer Schulen, überreich ausgestattet, so dass wir unter einer ganzen Serie von Venus- und Amor-Darstellungen Platz nahmen, worauf der erste Theil der Production, die musikalischen Aufführungen, begann.

Dieselben eröffnete ein mir zu Ehren vom Râdscha in Sanskrit-Sprache und in dem *Śârdûlavikrîḍita* genannten Versmaße verfasster, sowie nach der Melodie der Volkshymne in Hindu-Musik gesetzter Segensspruch, der auf verschiedenen indischen Instrumenten gespielt und von mehreren Sängern vorgetragen wurde. Die Worte dieses Spruches lauteten: *Dikpâlâḥ paripâlayantu satatan tvâṃ Francis Ferdinand — Kîrttis tvadguṇamâdhurîpraṇayinî nityaṃ samâlingatu — Sarvatrâbhyudayo jayaścha bhuv ane nityânuvarttyastu te — Kalyânaṃ kurutâṃ sadaiva bhavato Dhâtâ Bhavo Mâdhavaḥ.* In deutscher Übersetzung: Mögen die (8) Welthüter dich stets schützen, Franz Ferdinand! Möge die Fama, welcher dich die Lieblichkeit deiner hohen Tugenden theuer macht, stets dich in die Arme schließen! Möge Sieg und Glück in dieser Welt nimmer von deiner Seite weichen! Und mögen Brahma, Mahâdewa und Wischnu unaufhörlich ihren Segen über dich ergießen!

Die folgenden Nummern dieses Theiles des Programms waren:

1. Ein südindisches Lied von Pandit Anantra Sâstri, einem Virtuosen aus dem südlichen Indien, begleitet von den Instrumenten Rudra Vinâ, Tumburâ, Bânyâ und Tablâ. Die Rudra Vinâ ist ein classisches Instrument der Hindus, welches in Maisur und anderen Theilen von Süd-Indien vielfach gebraucht wird. Es hat vier Darmsaiten, auf einem zweiten Felde drei Drahtsaiten und wird mit den Fingerspitzen gespielt. Die Tumburâ ist ein altes Saloninstrument der Hindus, welches mit der Spitze des Zeigefingers gespielt wird und angeblich von dem himmlischen Musikanten Tumburu erfunden worden ist, dessen Namen es auch führt. Gewöhnlich wird es gebraucht, um Vocal- oder Instrumentalmusik zu begleiten und gibt den Grundton an. Die Bânyâ wird mit der linken, die Tablâ mit der rechten Hand gespielt; sie markieren den Takt. Diese Instrumente sind neuerer Erfindung. Als Vorbild hat der Mridanga gedient, dessen unteren Kopf die Bânyâ und dessen oberen die Tablâ vorstellt.

2. Ein Vortrag auf der Surbâhâr von Sangitâ Upadhyâya Kali Prosonno Banerdschi, einem Eingeborenen von Calcutta und Professor an der Bengal Music School, begleitet auf der Tumburâ. Die Surbâhâr ist eine große Setâr, erfunden durch Mohammed Khan in Lucknow (Lucknow) vor ungefähr 70 Jahren und besonders geeignet für den Alâpa, das heißt melodiöse Musik.

3. Ein Vortrag auf der Dschaltaranga von Babu Kristo Lal Banerdschi, einem Eingeborenen von Bengalen, mit Begleitung auf der Tumburâ, Bânyâ und Tablâ. Für die Dschaltaranga oder die musikalischen Schalen, welche im Sanskrit als Saptâ Scharâva bekannt sind, wurden in alten Zeiten Terracotta-Schalen verwendet, während jetzt Porzellan-Schalen üblich geworden sind. Das Stimmen geschieht mittels Wassers, welches in die Schalen gegossen wird. Die Schalen selbst werden mit zwei kleinen Stäben geschlagen.

4. Ein Vortrag auf der Nyâstaranga von Sangitâ Upadhyâya Kali Prosonno Banerdschi, begleitet auf der Esrâr. Die Nyâstaranga ist ein trompetenförmiges Instrument; dasselbe wird außen an den Kehlkopf angelegt, so dass die Vibrationen der Stimmbänder einen klaren, starken Ton erzeugen. Wie behauptet wird, findet man dieses Instrument nur in Indien. In der Sanskrit-Sprache wird es Upânga genannt. Die Esrâr ist ein Saloninstrument, welches mit dem Bogen gespielt wird und eine Combination der Setâr und Sârangi darstellt.

Von der höchst interessanten, fremdartigen Production sehr befriedigt, schritten wir in feierlichem Zuge in den Hof des Palais, wo wir auf einem Balkon Platz nahmen, um den zweiten Theil des Programmes — Umzüge größeren Stiles und mehrstimmige Gesänge — zu genießen.

1. Der Gesang der Bâuls, begleitet mit der Ânanda Lahari, Gopîyantra, Khanjânî und Mandirâ. Die Bâuls sind eine Secte religiöser Bettler, welche in bunter Kleidung von Haus zu Haus ziehen, Almosen heischend, tanzend und singend. Mancher dieser Gesänge enthält einfache und schöne Metaphern. Die Ânanda Lahari ist ein Schäfer-Instrument, welches die Bâuls und andere singende Bettler benützen; es hat nur eine Darmsaite, welche mit einem hölzernen Schlägel berührt wird. Die Gopîyantra ist ebenfalls ein Instrument, mit welchem Schäfergesänge begleitet werden; es hat eine Saite, welche durch Berührung mit der Fingerspitze zum Erklängen gebracht wird. Die Khanjânî ist ein Schäfer-Instrument nach Art des Tamburinets. Die Mandirâs sind kleine Schalen aus Glockenmetall, deren Bestimmung ist, den Takt anzugeben.

2. Nagar Kîrtana, begleitet mit dem Khol, Karatâla und Râm-sringa. Die Nagar Kîrtana ist ein Gesang, welchen im 15. Jahrhundert Tschaitanya, der große Religionsreformer von Bengalen, erfunden hat; dieser Gesang sollte nach der Absicht Tschaitanyas in den öffentlichen Straßen ertönen, um das Volk dem Wischnuismus zu gewinnen. Die Anhänger des Wischnu-Glaubens veranstalten gewöhnlich ein Nagar Kîrtana-Fest, wenn sie ihren geistlichen Rathgeber in ihrem Hause empfangen. Der Aufzug besteht aus einer Truppe von Sängern, denen Leute mit Flaggen, Khuntis und anderen Symbolen des Wischnu-Bekenntnisses vorangehen.

Der Khol ist eine kleine, mit Leder überzogene Trommel, welche gewöhnlich die Kîrtana und andere Religionsgesänge begleitet. Es ist eine Abart des classischen Mridanga. Die Karatâlas sind Cymbeln zum Taktschlagen. Die Râm-sringa ist ein Instrument, welches im Freien gespielt und gewöhnlich bei religiösen Umzügen gebraucht wird, um der Ceremonie erhöhte Feierlichkeit zu geben.

3. Dschâtrâ, aufgeführt von einer Truppe junger Mädchen aus Manipur, im Nordosten von Bengalen. Die Dschâtrâ ist eine Art mythologischer Schaustellung, welche den Charakter der mittelalterlichen Mysterien in Europa und jenen einer primitiven Oper vereinigt. Dieselbe erfreut sich in Bengalen großer Popularität. Den Vorwurf bilden in der Regel die Schäferspiele Wischnus in der Incarnation als Krischna und seine Liebesverhältnisse mit den Kuhhirtinnen von Brindâban.

4. Sonthâl-Tanz. Einige Sonthâls, Angehörige eines der Urstämme von Indien, waren zu dem Feste von Schamsandarpur, einem Landgute des Râdschas Sir S. M. Tagore — aus Bengalen, im Districte Bankura — eigens nach Calcutta gebracht worden.

Den dritten, im Empfangssaale vorgeführten Theil der Festvorstellung bildete der Nâtsch (Nautch), ein Tanz, der in Begleitung der Instrumente Sârangi, Mandirâ, Bânyâ und Tablâ von vier jungen Tänzerinnen aufgeführt wurde. Die Sârangi ist ein althergebrachtes Instrument, bestimmt, die weibliche Stimme beim Gesang zu begleiten. Die Nâtsch-Girls (Tanzmädchen) sind in kosmopolitischen Kreisen unter dem Namen Bajaderen (vom portugiesischen Bailadeira = Tänzerin) bekannt. Die Musik ist ziemlich einförmig, der Tanz auch nicht sehr abwechslungsreich; die Mädchen singen und wiegen sich dabei in den Hüften, nehmen verschiedene graziöse Posen an und drehen sich wie Kreisel. Die Tänzerinnen sind unermüdlich und tanzen, wenn man ihnen nicht Einhalt thut, stundenlang fort. Eigenthümliche, mit Perlen

besäete Futterale schlossen ihre Ohren ganz ein; die Gewänder der Mädchen waren prächtig und ebenfalls mit Juwelen geschmückt. Drei der Künstlerinnen schienen Vollblutinderinnen mit wenig hübschen Gesichtszügen zu sein, die vierte Tänzerin hingegen war eine schöne, junge Jüdin aus Bagdad, die sich durch ihre prachtvollen Augen auszeichnete, was sie übrigens sehr gut zu wissen schien, da sie zum Entsetzen des würdigen Hausvaters feurige Blicke nach allen Richtungen sandte.

In einer Pause zeigte mir der Musikkönig seine kostbare Sammlung von Instrumenten, die einzig in der Welt dasteht und sämtliche Instrumente Indiens in den originellsten Formen und Gestalten enthält. Mit einem Theile derselben hatte er auch die Wiener Musikausstellung beschenkt. Die Wände der die Sammlung bergenden Zimmer sind mit Mitglieder- und Ehren-Diplomen von musikalischen Vereinen und Musikgesellschaften aus allen Welttheilen geschmückt; auf diese Zeugnisse seiner künstlerischen Bestrebungen ist der Râdscha nicht wenig stolz. Zwischen den Instrumenten stehen kleine, geschmückte Hausaltäre; einer dieser Altäre enthielt Gegenstände, welche der Vater des Râdschas benützt und getragen hatte, als: seine Kleider, seinen Turban, sowie, da der Vater ebenfalls ein leidenschaftlicher Musiker gewesen ist, dessen Compositionen u. dgl. m. Die Pietät, welche unser Hausherr für seinen Vater hegt, wunderte mich bei ihm als einem Hindu ungemein. Auch an einem Kasten mit den zahlreichen Orden und Decorationen des Râdschas durften wir nicht achtlos vorbeigehen.

Zum Schlusse der Festvorstellung, für deren Veranstaltung ich dem lebenswürdigen Tagore sehr dankbar war, wurden wir nach indischer Sitte mit Kränzen behangen und bekamen vergoldete Bctelblätter, sowie Sandelöl, dessen Geruch lange nicht zu vertreiben ist; dann sprach der Haus-Brahmane über mich noch einen langen Segen. Unter den Klängen der englischen Hymne und jenen der Volkshymne traten wir den Heimweg an.

Calcutta, 4. Februar.

Am frühen Morgen wollten wir den berühmten Tempel Kâlî-Ghât besuchen, in dem seinerzeit Menschen geopfert wurden, jetzt aber nur mehr schwarze Büffel und Ziegen dargebracht werden. Wir kreuzten zu diesem Zwecke ein mir noch unbekanntes Viertel der Native-Stadt mit zahlreichen Bazars, in welchen kleine Bilder von Hausgöttern verkauft werden. Der Tempel ist der schwarzen Göttin Kâlî, der Gemahlin

Schivas gewidmet, welche der Sage nach von ihrem Gatten in der Luft zerrissen worden sein soll. An der Stelle, wo einer der Finger Kâlîs zur Erde gefallen war, ist späterhin der Tempel Kâlî-Ghât errichtet worden.

Der Name des Tempels bedeutet »Stufe (Ghât) zu Kâlî«. Auf dasselbe Wort wird übrigens auch der Name Calcuttas zurückgeführt, der im Laufe der Zeit aus Kâlî-Ghât in Kalkota, Kalikut, Golgota, ja mit Rücksicht auf die Sterblichkeit im alten Calcutta sogar in Golgatha (Schädelstätte) verwandelt wurde. Nach der Ansicht anderer Linguisten hat der Name Calcutta ursprünglich Kâlîkschetra gelautet. Nebenbei bemerkt, stammt unsere Benennung des Truthahnes als »calicutisches« Huhn von Calicut an der Malabarküste.

Leider sahen wir uns bei der Ankunft arg enttäuscht, da uns bedeutet wurde, dass die Thieropfer erst später stattfänden, und die Brahmanen uns den Eingang in den Tempel verwehrten. Schon unsere Anwesenheit im Vorraume desselben schien einigen Anstoß zu erregen, da etliche alte Weiber, die eben mit Opfergaben für die Göttin herbeigekommen waren, über den Anblick der Ungläubigen derart erschrecken und unwillig wurden, dass sie laut schimpfend umkehrten. In der Vorhalle sahen wir wenigstens die in den Boden gerammten Holzgabeln, in welche die Köpfe der Opferthiere eingezwängt werden. Es gilt als günstiges Omen für die Erfüllung der Bitte des Opfernden, wenn der Brahmane den Kopf des Thieres mit einem Hiebe vom Rumpfe trennt, während dem Gegentheil eine ungünstige Bedeutung zugeschrieben wird. Die Leute geben sich daher auch alle Mühe, den Hals des Opfers so viel wie möglich zu spannen, um den Hieb zu erleichtern, wobei natürlich manche Thierquälerei unterläuft. Der schlachtende Brahmane soll bald zu bedeutendem Vermögen gelangen, da er für Opferungen, wie man mir sagte, bis zu 1000 Rupien im Tage erhält.

Für 9 Uhr stand die Besichtigung der königlichen Münze zu Calcutta auf dem Programme, die uns ob ihrer Leistungsfähigkeit und Großartigkeit der maschinellen Ausstattung gerühmt worden war. Die Calcuttaer Münze ist in der That bewundernswert eingerichtet. Ein geradezu kolossales Etablissement, liefert sie täglich 300.000 bis 400.000 Rupien, ohne an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt zu sein. Die Silber- und die Kupfermünze bilden getrennte Gebäude; erstere ist im dorischen Stil erbaut, letztere stellt sich als ein umfangreicher Block von Gebäuden dar. Der Director machte den Führer durch alle Räume und Werkstätten, den Process der Fabrication in allen Stadien, ja auch die Zählung und Verpackung erklärend und

demonstrierend. Wo nur möglich, stehen Maschinen der praktischesten und sinnreichsten Art in Verwendung und beinahe an ein denkendes Wesen gemahnt jene Maschine, welche die Sortierung der im Gewichte richtig ausgeprägten Münzen von den zu leicht oder zu schwer ausgefallenen Stücken besorgt. Die Umwandlung der Silberbarren in blank und schön geprägte Rupien geht dank den Maschinen mit erstaunlicher Schnelligkeit vor sich. Man denkt dabei unwillkürlich an die Function der berühmten Vorrichtung, auf deren einer Seite Hasen gejagt und in die Maschine geworfen werden, während auf der anderen Seite fertige Hüte herausfliegen! Wie bedauerlich, dass auch die großartigste Münzstätte, die genialste Maschine der Welt dem Preisfalle des Silbers keinen Einhalt zu thun vermochte; eine Erscheinung, welche der indischen Regierung noch schwere Sorgen bereiten wird. Außer dem couranten Gelde für Ceylon und Indien werden in der Calcuttaer Münze auch für Afrika bestimmte Münzen und die so zahlreichen englischen Kriegsmedaillen geprägt.

Nachmittags fuhr ich mit dem viceköniglichen Paare auf einer hohen Coach zu den Schlussnummern der drei Stunden dauernden Militärsports, die auf dem Rennplatz vor einer hohen Tribüne stattfanden und eine dichtgedrängte Menge von Zuschauern, darunter viele hübsche Damen, angelockt hatten.

Bei dem Preisfahren mehrerer Geschütze mit ihren Bespannungen mussten in ziemlich scharfen Wendungen mitten zwischen nahe aneinander gestellten Pflöcken hindurch Achterfiguren gefahren werden; ein einziges Geschütz von vicen löste diese Aufgabe fehlerlos.

Eine Quadrille der Calcuttaer Berittenen Freivilligen war gut gemeint, fiel aber nicht sonderlich gelungen aus. Dieses Corps setzt sich aus Vertretern des Kaufmannsstandes und ähnlicher friedlicher Berufsclassen, zumeist aus älteren Leuten zusammen, die sich zweimal wöchentlich zu ihren sogenannten Übungen einfinden und lebhaft an vaterländische Bürgergarden erinnern. Ihre Reitkunst, sowie der Zustand der Pferde gestatten den Schluss, dass dieses Corps dem Feinde kaum sehr gefährlich sein dürfte.

Recht gut producierten sich englische Unterofficiere und Soldaten im Turnen und Bockspringen. Theilnahme und Interesse höchsten Grades zeigte sich im Publicum für das Tauziehen, wobei zehn Mann eines Infanterieregimentes gegen zehn Artilleristen concurrirten. Ausgesucht starke Leute standen einander gegenüber und lange schwankte der Kampf hin und her. Allgemeine Aufregung herrschte bei den Mann-

schaften der beiden Regimenter, die vollzählig im Zuschauerraume erschienen waren. Wetten wurden eingegangen und von allen Seiten den Kämpfern anfeuernde Worte zugerufen. Einmal hatten die Infanteristen schon acht Mann der Gegner auf ihre Seite gezogen; doch plötzlich wandte sich das Glück, und nach viertelstündigem Kampfe siegten die Artilleristen. In diesem Augenblicke stürzten vier Mann vor Anstrengung bewusstlos zusammen, erholten sich aber nach einiger Zeit.

Sehr erheiternd war das folgende Tauziehen zu Pferde, das zum erstenmale von je sechs Eingeborenen auf ungesattelten Pferden versucht wurde. Die Reiter beider Parteien boten die äußerste Anstrengung und Geschicklichkeit auf, um sich nicht nur auf den Pferden zu erhalten, sondern auch die Gegner herab- und herüberzuziehen; doch waren die Kräfte so gleich vertheilt, dass zum Schlusse, da keine der beiden Parteien sich vom Flecke rührte, der Kampf als unentschieden erklärt werden musste.

Lady Landsdowne vertheilte die Preise an die glücklichen Gewinner; dann kehrten wir, von dichtem Nebel umhüllt, nach dem Government House zurück, wo unser ein Gala-Diner und nach Beschluss desselben eine Soiree warteten. Dieser Nebel ist charakteristisch für Calcutta; jeden Abend senkt er sich, mit Rauch gemischt, in unglaublicher Dichte über die Stadt und theilt sich erst des Morgens. Die äußerst feuchte Atmosphäre und der beständige Nebel sollen die hauptsächliche Ursache dessen sein, dass das Klima Calcuttas ungesund und fiebererzeugend ist.

Dem Diner, welchem abermals bei 80 Personen anwohnten, folgte eine Soiree, zu der über 2000 Einladungen ergangen waren. Ich gestehe, — sonst kein Freund derartiger Massengeselligkeit — dass ich auch diesen Abend zu den interessanten Erinnerungen zähle; denn die bunt durcheinander gewürfelte Menge von Herren und Damen aus allen Gesellschaftsclassen bot ein ungewohnt fesselndes Bild. Neben Europäern sah man Parsis, Tibetaner und indische Kaufleute, ja selbst die Gattin eines Râdschas war erschienen.

Den Glanzpunkt des Festes bildeten wieder die zahlreichen von Diamanten strotzenden Râdschas in ihren Nationalcostümen. Aber nicht bloß ihre äußere Erscheinung ist es, wodurch die Râdschas die Aufmerksamkeit auf sich lenken. In früheren Zeiten ein wichtiger Factor der indischen Geschichte, sind sie heute dank der Suprematie Englands, selbst in den einer relativen Unabhängigkeit sich erfreuenden Territorien, zur politischen Bedeutungslosigkeit verurtheilt, soferne es

nicht einzelnen gelingt, durch ihre Individualität und ihren Reichtum eine Rolle zu spielen. Den angestammten Adel darstellend, dessen Tradition in den Glanzepochen Indiens wurzelt, und zumeist mit Glücksgütern reich gesegnet, genießen die Râdschas hohes Ansehen bei den Eingeborenen. Gleichzeitig stehen sie den englischen Machthabern näher als die große Masse des Volkes. Sie ragen als die Vertreter einer alten, ererbten Cultur in die Gegenwart herein und sind die nächsten Objecte der Beeinflussung durch europäische Civilisation. Beide Elemente — die alte Cultur und die europäische Civilisation — wirken, da sie noch zu keiner wechselseitigen innigen Durchdringung und Verschmelzung gelangt sind und sich gegenseitig beengen, ziemlich unvermittelt nebeneinander.

Die Engländer fördern die Ausbildung der zu Herrschern — Mahârâdschas oder Râdschas — berufenen Fürstensöhne in besonderen Râdschkumar Colleges, Akademien, in welchen auch englisch gelehrt, ja Geschichte und selbst, nach J. S. Mills Werken, Nationalökonomie betrieben wird. Mitunter ist jedoch die Erziehung der Söhne einzelner, namentlich mächtigerer Fürsten englischen Erziehern überlassen. In der Regel treten mit Vollendung des 20. Lebensjahres Volljährigkeit und Throneinsetzung des Herrschers ein; doch wurde die Regierung dem Nisam von Haidarabad bereits nach Vollendung seines 18. Lebensjahres übertragen, während bei andern Herrschern die Minderjährigkeit sich noch über das 20. Lebensjahr hinaus erstreckt. Der Herrscher überlässt die Landesverwaltung zumeist dem Darbar (Staatsrath), welcher dieselbe fast immer nur nominell führt, thatsächlich aber dem Einflusse des englischen Residenten unterliegt. Dies erklärt auch, dass die Administration meist gut ist; dort aber, wo englische Einwirkung in den Hintergrund tritt, erinnern die Zustände in den Râdscha-Staaten bei der Willkür der Behörden nicht selten an unsere Redensart von orientalischer Despotie. Unter den Fürsten findet man alle Spielarten vertreten — nicht zum wenigsten Londoner Stutzer und genussüchtige Lebemänner, den Sportsman und Jäger, ja selbst orientalische Barbaren.

Aus dem Nebeneinander der alten indischen und der neuen europäischen Cultur erklärt sich auch die Erscheinung, dass die Râdschas in ihrem Geben und Gebaren den Eindruck einer Art Doppelcultur, oder — wenn von unserem Standpunkt aus dieses »Zu viel« weit eher als ein »Zu wenig« erscheint — der Halbcultur machen. Stagnation auf der gegenwärtigen Stufe dürfte ebenso ausgeschlossen sein, wie ein völliger Rückschritt zur alten indischen Cultur oder ein gänzlich Aufgehen

in europäischer Civilisation. Im Laufe der Zeit werden diese Entwicklungsmotive wohl zu harmonischerer Verbindung und Ausbildung gelangen. Auf die künftige Gestaltung der Dinge in Indien mag es nicht ohne Einfluss sein, ob hiebei das eine oder das andere der Motive die Oberhand gewinnt. Der socialen Politik Englands ist hier auf einem bestimmten Gebiete eine schwierige, aber gewiss auch dankbare Aufgabe gestellt.

Einige der zum Feste erschienenen eingebornen fürstlichen und sonst hervorragenden Persönlichkeiten seien hier genannt: Mahârâdscha von Rewah, Mahârâdscha von Pattiala, Mahârâdscha von Darbhanga, Mahârâdscha von Bettiah, Râdscha Sir Surindro Mohun Tagore, Râdscha Sir Norendro Krischna, Râdscha Durga Tscharn Lal, Prinz Mirza Kamar Kadr — ein Sprosse der königlichen Familie von Audh, Prinz Mirza Dschehan Kadr, Nawâb Abdul Latif Khan Bahâdur, Nawâb Seid Amir Hossein.

Unter den mir Vorgestellten befanden sich auch Officiere der indischen Regimenter in Calcutta, welche — einem eigenthümlichen, an ritterliche Sitten gemahnenden Brauche huldigend — bei der Vorstellung die Schwerter zogen und mir zur Berührung mit der Hand darboten. Eine Symbolik, die offenbar den höchsten Grad der Ergebenheit ausdrücken soll.

Calcutta, 5. Februar.

In der römisch-katholischen, der Jungfrau Maria vom Rosenkranze geweihten Kathedrale von Murghihatta (Moorgheehatta) wohnten wir einer feierlichen Messe an, die der dem Jesuitenorden angehörige Erzbischof Paul Gothals, ein Belgier von Geburt, celebrierte. Vor der Kirche waren eine Ehrencompagnie mit Musikkapelle und die Zöglinge des Waiseninstitutes von Murghihatta aufgestellt, welche letztere mich durch Absingung der Volkshymne erfreuten; ebenso wurde das »Gott erhalte« in der Kirche vom Chore herab intoniert. Die ganze Kirche war mit Gläubigen erfüllt, unter denen ich auch Bragança entdeckte, welcher des Morgens in Calcutta angekommen war, um einige Wochen in Indien zuzubringen. Als wir die Kirche verließen, wurde »O, du mein Österreich« gespielt.

Ich verabschiedete mich von dem Erzbischof, einer liebenswürdigen Persönlichkeit, und fuhr in das Jesuiten-Collegium St. Xaver, in welchem 800 Schüler der verschiedensten Nationalitäten und Religionsbekenntnisse in den Gymnasialfächern unterrichtet werden. Die zahl-

reichen Schulen und Collegien, welche den Jesuiten in Indien gehören, erfreuen sich bei den Eingeborenen großer Beliebtheit; der Zudrang zu diesen Unterrichtsanstalten wächst von Jahr zu Jahr und selbst die Engländer erklären sie einstimmig für die besten Schulen im Lande. Die Jesuiten befolgen dabei das Princip, keine Proselyten für die katholische Religion zu machen, sondern sie belassen vielmehr jeden bei dem Glauben seiner Väter und streben nur danach, gebildete und rechtschaffene Menschen zu erziehen; ein Vorgehen, durch welches sie Scheu und Argwohn wirksam besiegen. Die Patres sind beinahe durchwegs Belgier. Das Gebäude ist sehr geräumig, besitzt eine Kapelle, große Schulräume, zahlreiche Wohnzimmer für die Patres u. a. m. Durch einen großen Spielplatz ist für die Erholung und körperliche Ausbildung der Jugend, worauf die Jesuiten mit Recht großes Gewicht legen, vorgesorgt. Besonders genannt zu werden verdient auch das physikalische Cabinet, in welchem uns der Rector, Pater Lafont, mit lebhaftem Interesse die Instrumente zeigte, welche er im Laufe der Jahre gesammelt hatte, darunter Dynamo- und verschiedene Dampfmaschinen, sowie einen kleinen Phonographen, welcher den Gegenstand seines besonderen Stolzes bildet und das »Gott erhalte« fehlerlos ertönen ließ.

Da der Zug, welcher uns nach Dardschiling (Darjeeling) zu bringen hatte, erst um 4 Uhr nachmittags abgehen sollte, proponierte mir der Vicekönig, sein nördlich von Calcutta gelegenes Landhaus Barrackpur zu besuchen. Ich nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an. Wir bestiegen in der Nähe des Justizpalastes die Dampfbarke »Maud«, fuhren zwischen den zahlreichen Schiffen den Hugli hinauf, passierten zuerst die große Brücke, hierauf die Verbrennungsstätten, wo eben drei Hindus in Asche verwandelt wurden, und befanden uns bald zwischen grünen, lachenden Ufern, auf welchen kleine Dörfer und eine ganze Reihe moderner Hindu-Tempel miteinander abwechseln, sowie einzelne Landhäuser reicher Calcuttaer durch das saftige Grün der Bäume schimmern.

Die Hindu-Tempel sind in den mannigfaltigsten Formen gebaut; bald sind es rundlich zuckerhutartige Gebäude, bald Complexe, aus einer Anzahl kleiner Tempelchen und Baulichkeiten bestehend, deren einzelne sogar an die Kuppeldächer der Moskauer Kirchen erinnern. Bei allen Tempeln sind lange Freitreppen zu sehen, welche direct zu den Fluten des heiligen Ganges führen und von den Gläubigen benützt werden, indem diese am Fuße der Treppen ihren religiösen Waschungen obliegen.

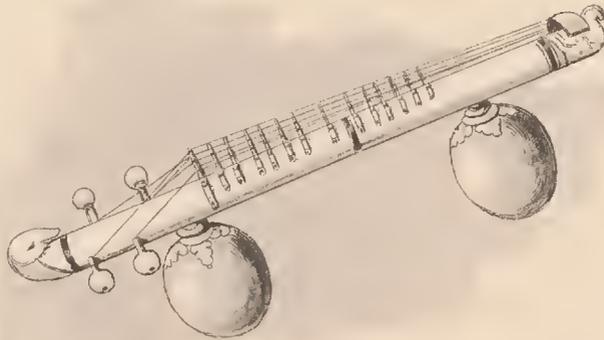
Geraume Zeit gieng es den Fluss hinan; dann landete die »Maud« am Parke des Landhauses. Durch eine dichte Allee von Bambus, in der ich einen am Wege sitzenden Mungo erblickte, erreichten wir die vom General-Gouverneur Marquis of Hastings angelegte Residenz Barrackpur. Diese ist durch ihren im Richmond-Stile gehaltenen, mit Wiesenflächen und Solitär-Bäumen geschmückten Park charakterisiert.

Lord Landsdowne hatte leider an einer starken Neuralgie zu leiden, die ihn zwang, sich zurückzuziehen, während wir mit Lady Landsdowne und der Gemahlin des Leibarztes unter einer großen Ficus religiosa das Lunch einnahmen. Wir hatten kaum Platz genommen, als schon Hunderte von Milanen herbeigeflogen kamen, die stets an dieser Stelle gefüttert werden und eine solche Keckheit entwickelten, dass sie mit Stangen ferngehalten werden mussten. Während des Speisens fütterten wir die Milane mit Fleisch und erfreuten uns an der Geschicklichkeit, mit der sie zugeworfene Stückchen in der Luft auffingen, und an der Zahmheit, mit der sie Fleisch von einer Gabel nahmen.

Selbstverständlich war der unvermeidliche Photograph erschienen und erst nach unzähligen Aufnahmen verabschiedeten wir uns von Lord und Lady Landsdowne, die während meines kurzen Aufenthaltes in Calcutta dank ihrer Liebenswürdigkeit meine volle Sympathie errungen hatten. Der Vicekönig ist vormals Gouverneur von Canada gewesen, residiert jetzt schon vier Jahre in Indien und sehnt sich, im nächsten Jahre, nach Beendigung der vorgeschriebenen fünfjährigen Thätigkeit, auf seine Güter in Irland zurückzuzukhren. Er ist, da die gesammte Regierung und Verwaltung des anglo-indischen Kaiserreiches in seinen Händen liegt, außerordentlich in Anspruch genommen, unternimmt aber gleichwohl alljährlich eine Inspectionsreise in die größeren Städte Indiens und zu einzelnen Mahârâdschas; die heiße Zeit bringt er in dem etwa 2700 *m* hoch liegenden Simla — im nordwestlichen Indien, im Pendschâb gelegen — zu. Er scheint ein leidenschaftlicher Gartenfreund zu sein und ist in der Botanik wohl bewandert, so dass sich das Gespräch oft genug auf Gartenkunst und Landschaftsgärtnerei lenkte, Fächer, die er mit viel Freude betreibt. Das Ehepaar Landsdowne ist mit zwei Kindern gesegnet, die ich gleichfalls kennen lernte; der Sohn obliegt in der Regel seinen Studien zu Oxford, während die Tochter als reizende Erscheinung im Government House blüht.

Um 4 Uhr nachmittags erfolgte die Abfahrt aus dem Bereiche Calcuttas. Wir verließen Barrackpur mit der Eastern Bengal Railway, welche in nordöstlicher Richtung die Gangesniederung durchquert und

bei Damukdia Ghât (Damukdea), auf dem rechten Ufer des Ganges, als normalspurige Strecke ihr Ende erreicht. Auf einem großen Dampfer überschritten wir den Strom, um uns von Sara Ghât ab abermals der Eastern Bengal Railway zu bedienen, die von hier als schmalspurige Eisenbahn in nördlicher Richtung an den Fuß des Himâlayagebirges führt. Die Distanz von Damukdia Ghât zur Station Sara Ghât wird je nach der Jahreszeit, welche die Strömung des Ganges beeinflusst, zurückgelegt; unter günstigen Umständen erfordert die Überfahrt die Zeitdauer von etwa 20 Minuten. Wir benützten diese Frist, um das Diner einzunehmen, und begaben uns, wieder einwaggoniert, bald zur Ruhe, soweit die leider gleichfalls schmalspurigen Betten dies gestatteten. Von Siliguri ab schließt sich an die Eastern Bengal Railway die nach Dardschiling emporführende Bergbahn.





Dardschiling.





## Dardschiling.

Dardschiling, 6. Februar.

So fuhren wir denn auf kühnem Gebilde von Menschenhand dem Himâlaya, dem höchsten Gebirge der Erde zu! Durch elementare Revolutionen entstanden, in schier unerreichbaren Spitzen dem Himmel entgegenstrebend, erhebt sich der Himâlaya, das »Schneeheim«, der kolossale Bergwall, welcher die Arier von den Mongolen, Indien von Innerasien trennt. Nie hat ein Feind ihn überschritten, nur scheu hat er ihn umgangen. Über 24 Längengrade sich erstreckend, vom Hindukusch bis zum Durchbruch des Brahmaputra reichend, steht der Himâlaya mit dem Nordfuße auf den öden Plateaus von Tibet, mit dem Südfuße auf der vorderindischen Tiefebene, als eine Grenzscheide des Klimas, der Pflanzen- und Thierwelt, der Völker und der Cultur zwischen Innerasien und Südasien.

Durch die ihm vorliegende Thalmulde nähern wir uns seiner Region; erheben uns zu seiner südlichen Vorkette, die auf blühende, grünende, üppige, von herrlicher Luft umfächelte Waldberge herabsieht; blicken nach den Gipfeln der Centralkette, jenseits deren nördlicher Vorkette wildes, kahles, zackiges Höhenland liegt. Über die diese Thalmulde nördlich begrenzenden, von dunklem Waldesgrün bedeckten

Vorberge windet sich die Bahn bis Dardschiling empor, bis zum Fuße der größten Gletschergruppen der Erde, bis in das Gebiet hinein, in dem der Dhaulagiri (8176 *m*), der Kantschindschinga (8585 *m*) und jener höchste Gipfel der Erde thronen, den wir Mount Everest (8840 *m*) oder Gaurisankar nennen hören. Der Kantschindschinga, — »die fünf weißen Brüder« — dessen von ewigem Schnee bedeckte, von Gletschern durchfurchte, aus dichtem Walde aufsteigende Riesenkette wir hier zu schauen gekommen sind, liegt in Sikkim, jenem kleinen Schutzstaate, der wie ein Keil zwischen Nepal und Bhutan sich einschiebt und durch die kühne, in Dardschiling endigende Bergbahn mit den Schienensträngen der Ganges-Ebene verbunden ist.

Von der Hoffnung besetzt, den Zauber dieser unsäglich schönen und großartigen Gebirgswelt in voller Pracht bewundern zu können, lugte ich lange vor Sonnenaufgang aus meinem Fenster, um das Wetter zu beobachten und daraus Schlüsse zu ziehen, ob wir einen reinen, nebelfreien Tag haben würden oder nicht. Obgleich der Morgen heiter war und der Sonnenaufgang schön zu werden versprach, entdeckte ich doch im Westen kleine, längliche Wolkenstreifen, die in unseren heimatischen Bergen von allen erfahrenen Wetterpropheten als ungünstiges Omen gedeutet werden, weil sie zumeist Regen oder Nebel prophezeien. Leider hatte sich dieses untrügliche Zeichen auch hier bewahrheitet; als wir an den Fuß der Vorberge gelangten, sahen wir die Spitzen bereits in Nebel gehüllt.

Nach 7 Uhr morgens waren wir von Siliguri abgefahren. Die Bergbahn Siliguri–Dardschiling, die eine Länge von 82 *km* besitzt und in eine Höhe von 2180 *m* steigt, ist wohl die interessanteste Bahn der Welt; nicht so sehr, was ihren Bau und ihre Anlage anbelangt, als wegen der unvergleichlichen Panoramen und Bilder, deren Anblick sie bietet. Die Bahn hat eine Spurweite von nur 61 *cm*, besitzt, um freien Ausblick zu gewähren, offene Waggons und kann unbedingt als ein kühnes und ganz eigenartiges Werk bezeichnet werden. Man bedenke nur: eine Bergbahn, die ohne Tunnel eine so bedeutende Höhe erklimmt und im ganzen — nach der Angabe des Chef-Ingenieurs — nur 231.000 fl. ö. W. gekostet hat! Das Räthsel erklärt sich theilweise dadurch, dass die Bahn bloß auf einer Schienenlänge von 24 *km* die Herstellung eines besonderen Bahnkörpers erfordert hat, während sie die übrige Strecke hindurch die bereits vorhandene Gebirgsstraße benützt, um sich emporzuwinden. In den schärfsten Curven und Windungen geht es bergauf; die Bahn steigt in solchen Serpentinaen und Krümmungen, dass an vielen

Stellen das Geleise, welches in den nächsten Minuten befahren werden soll, schon einige Meter hoch über dem Zuge sichtbar wird. Wo scharfe Curven und Serpentinaen nicht mehr genügt hätten, um eine steile Höhe zu erklimmen, ist dadurch Rath geschafft, dass der Zug eine Strecke geradeaus emporfährt, um dann in einem scharfen Winkel in entgegengesetzter Richtung, mit schiebender Maschine, höher aufzusteigen, so dass man im Zick-Zack aufwärts kommt.

Aber was sind alle diese Künste der Technik gegen die Pracht und Mannigfaltigkeit der Natur! In der grünen Steiermark geboren und die Berge über alles liebend, war es immer mein heißer Wunsch gewesen, den König aller Gebirge, den Himälaya, zu sehen und die tropische Welt der Berge kennen zu lernen. Wie viel ich auch über die großartige Schönheit des Himälaya gehört und gelesen — was ich nun sah, übertraf alle meine Erwartungen und versetzte mich in unbeschreibliches Entzücken. Schon die leichte, reine Gebirgsluft wirkte herrlich erfrischend — was Wunder, dass wir alle nach und nach im Waggon zu jodeln begannen, als wären wir in den oberösterreichischen Bergen. Obgleich leider der Nebel sämtliche Spitzen in undurchdringliche Schleier gehüllt und auch die Fernsicht getrübt hatte, war doch das, was wir in der Nähe zu sehen bekamen, genug, um diese Fahrt zu einer unvergesslichen zu machen.

Die landschaftlichen Reize ringsum sind wahrhaft entzückend: ein Gebirge von weit mehr als 8000 *m* Elevation, bis zur Höhe von 3000 *m* mit tropischer Vegetation bedeckt, mächtige Gebirgsrücken, tief eingeschnittene Thäler, überhängende Felsen, schroffe Lehnen, steile Abhänge, unermessliche Abgründe — alles grün in grün oder verschwimmend in zarten violetten Tinten. Und welch ein Pflanzenkleid umgürtet den Südrand des Himälaya! Die Vegetation gemahnt an jene Ceylons; aber noch höher und schöner als die Baumriesen Ceylons streben hier die Stämme mit ihren üppigen Blätterkronen empor; noch dichter und wilder schlingt sich hier das Pflanzenwerk um Stamm und Äste. Die Bäume sind bis zu den höchsten Zweigen hinauf mit Farnen, Orchideen und anderen Schmarotzerpflanzen bedeckt, während dicke Lianen die Stämme untereinander verbinden, und selbst die schroffsten Lehnen, die wildesten Abstürze sind mit einem grünen Teppiche dicht aneinander stehender Bäume und Sträucher überzogen. Bei jeder Biegung, jeder Serpentine fesselt uns ein neues Bild; besonders die vielen, tausend Meter tiefen Abgründe, an denen man auf Schuhbreite vorbeifährt, bringen reichen Wechsel in das Panorama.

Wie der Charakter des Landes, so hat sich auch die Bevölkerung geändert — wir sind ja in Sikkim, an der Grenze Tibets und Chinas. Hier, in Sikkim, hausen Volksstämme, die, wiewohl mit indischem Blute vermischt und von indischer Cultur beeinflusst, doch im Typus und in der Sprache den Tibetanern nahestehen. Die Leptschas, welche Sikkim und auch Dardschiling bewohnen, gehören unzweifelhaft, trotz manchen arischen Einschlags zu den Halbculturvölkern der mongolischen Race. Innerasiatisches Gepräge haben hier die Bewohner der kleinen, zerstreut liegenden Bergdörfer; reinen mongolischen Typus die Tibetaner, die als Händler oder Arbeiter vom Norden hieher einwandern. Der Typus der Leptschas ist grundverschieden von jenem der bisher gesehenen Völkerschaften; auf den ersten Blick erkennt man die Merkmale der mongolischen Race: die gelblichbraune Haut, das breite Gesicht, die kleinen, schief geschnittenen Augen, die stark hervortretenden Backenknochen, den niederen Wuchs, das grobe Haar, den spärlichen Bartwuchs. Sowohl Männer als Weiber sind äußerst hässlich; bei letzteren herrscht die eigenthümliche Sitte, sich im Winter, als Schutz gegen die Kälte, das Gesicht mit Ochsenblut einzuschmieren, was ihnen ein besonders abstoßendes Aussehen verleiht. Am ärgsten richten sich aber die Witwen zu, die sich zum Zeichen der Trauer die Nasen ganz schwarz färben.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem farbigen, langen Kaftan, der durch einen breiten Gürtel, in dem sich die Waffen befinden, festgehalten wird; hiezu kommen oben weite, unten sich verengende Hosen und hohe, aus einem Stück geschnittene, farbige Stiefel oder Schnabelschuhe. Auf dem Kopfe tragen die Leptschas Pelzmützen oder schon stark an chincsische Kopfbedeckungen erinnernde Mützen. Der Hals wird durch Silbergeschmeide, kleine Türkis-Amulette oder Korallenbänder geziert. Manche Männer bedienen sich statt des Kaftans einer Art Hemdes und darüber eines offenen Rockes aus dickem Lodenstoff. Die Weiber haben weite, faltige Kleider sowie Gürtel und scheinen Geschmeide sehr zu lieben, da sich selbst die ärmsten mit Ketten, Amuletten und vor allem mit langen Ohrgehängen von Türkisen schmücken; manchmal tragen sie auch auf dem Kopfe einen aufrecht stehenden Reif aus Türkisen und Korallen. Der Zopf, welcher beide Geschlechter schmückt, sowie die Finger werden mit Ringen geziert.

Während der Fahrt kamen wir an kleinen Ansiedelungen knapp vorbei; ja wir streiften beinahe die Häuser mit den Waggons und hatten dabei oft Gelegenheit, Einblick in das häusliche Leben der auf einer

noch sehr primitiven Culturstufe befindlichen Leptschas zu gewinnen. Abschreckenden Eindruck macht bei diesen Beobachtungen der scheußliche Schmutz, der überall herrscht. Merkwürdig ist die hier übliche Art, das Lebensalter zu bestimmen: die Leptschas berechnen nämlich ihr Alter nach der Anzahl der abgetragenen Kleider, so dass man auf Befragen die Antwort erhält: »Dieser oder jener ist sieben Kleider alt.«

Von Zeit zu Zeit wird in Stationen Halt gemacht, damit die Locomotive Wasser nehmen könne. Diese Momente benützen die Eingeborenen, um sich an die Wagen heranzudrängen und manche schöne Waffe, besonders haarscharf geschliffene Messer feilzubieten.

In der Höhe von 1525 *m* befindet sich eine Filiale des Jesuiten-Collegiums von St. Xaver in Calcutta. Dann geht es immer höher und endlich kommen wir sogar an einzelnen kleinen Schneeflächen vorbei, den Spuren des letzten starken Schneefalles.

Je höher wir kamen, desto empfindlicher wurde die Kälte und desto dichter leider auch der Nebel, so dass die Rundsicht sich immer beschränkter gestaltete. Von den Bergesspitzen sah man gar nichts mehr, und auch in den Thälern begannen die Nebel zu wogen. So hatte ich denn Muße, mich mit den näher gelegenen Dingen zu beschäftigen, mir die Flora genauer zu besehen. Die mächtigen Baumriesen mit ihren Luftwurzeln entzückten mich nicht minder als die mannigfaltige Abwechslung in den Farnen, deren es alle Arten, vom mächtigen Baumfarn, der hier in großer Menge vorkommt, angefangen, bis zu einem kleinen, dem Frauenhaar ähnlichen Farne gibt. Bisher hatte ich die Baumfarne nur als verkrüppelte Exemplare in unseren Warmhäusern gesehen; jetzt konnte ich mich in einer Höhe von über 2000 *m* an Tausenden dieser herrlichen Pflanzen erfreuen.

In den höheren Lagen wird die Schönheit der Gegend wesentlich durch die vielen Theeplantagen beeinträchtigt; denn überall, selbst an den steilsten Lehnen und an schroffen Rissen hat die cultivierende, nach Gewinn strebende Hand des Menschen den herrlichen Urwald zerstört und durch den Reihenbau des Theestrauches das Panorama ernüchert. Gegen die uralten, vielhundertjährigen Stämme wird barbarisch gewüthet; denn Holz hat hier so wenig Wert, dass man sich zur Gewinnung von Culturboden eines einfachen Mittels bedient, indem der Holzwuchs auf Tausenden von Hektaren einfach niedergebrannt wird. Die Prosa des wirtschaftlichen Lebens lässt sich selbst von der Poesie der bezauberndsten Vegetation keine Gesetze vorschreiben. Dass die Zerstörung des dem Tode geweihten Waldes in summarischer,

möglichst billiger Weise vorgenommen wird, ist begreiflich, doch kann planlose Verwüstung schwere Gefahren nach sich ziehen; der Wald rächt die ihm gewordene Missachtung. Schmerzliche Empfindung beschleicht den Waldfreund, wenn er die Rauchsäulen des Feuers aufsteigen sieht, welches Bestandtheile einer urwüchsigen Natur vernichtet — sei es auch, um Boden für die Cultur der Theepflanze zu gewinnen. Wie groß übrigens deren wirtschaftliche Bedeutung sein mag, diese kann auch das nicht entschuldigen, dass der Thee Veranlassung oder Vorwand zu zahllosen Soireen und Afternoon-teas geworden ist. . . .

Nach 10 Uhr vormittags erreichten wir die Station Kurseong, wo das Hotel Clarendon festlichen Schmuck angelegt hatte, und langten um 1 Uhr in Dardschiling, in tibetanischer Sprache »Heiliger Ort«, an. Hier erwarteten uns der Deputy Commissioner Mr. Waller und Major Ommaney, sowie eine große Menschenmenge, aus Europäern und Eingeborenen bestehend.

Dardschiling, gegründet 1835, ist jetzt der Hauptort des gleichnamigen Districtes (3196  $km^2$ ), welchen die Engländer gegen eine Jahresrente von etwa 3750 fl. ö. W. von dem Schutzstaate Sikkim, dessen Râdscha in Tamlung residirt, abgetrennt haben.

Infolge seiner hohen Lage und seines herrlichen Klimas ist Dardschiling der beliebteste Sommeraufenthalt in Indien. Von der Milde des Klimas, welches jenem Merans ungefähr gleichkommt, liefert der Umstand Zeugnis, dass in diesem gesegneten Landstrich die Theecultur noch bis zu 2000 *m* empor, der Obstbau noch in der Höhe von nahezu 3000 *m* und der Getreidebau noch über 3000 *m* hinaus möglich ist. Das Städtchen besteht außer einem kleinen Eingeborenen-Viertel mit reichem Bazar größtentheils aus Villen, Hotels und öffentlichen Gebäuden, besonders Sanatorien und Spitälern, die im Sommer von Europäern, vornehmlich aus Calcutta, überfüllt sind. An einem Abhange des Dschillapatar, eines Kammes der Hauptkette des Himâlaya gelegen, blickt Dardschiling gegen Norden auf den Gebirgsstock des Kantschindschinga, während in den anderen Weltgegenden das Auge über die zahllosen Bergrücken, Kuppen und grünen Thäler des mächtigen Gebirges schweift. Hin und wieder lugte nach unserer Ankunft die Sonne hervor und beleuchtete für Augenblicke die Häuser von Dardschiling; die Berge aber blieben in undurchdringliche Wolken gehüllt.

Wir richteten uns zunächst im Woodlands Hotel häuslich ein und begannen sodann einen Rundgang in dem Bazar, der zur reichen ethnographischen Fundgrube für mich wurde. Hier waren interessante

Waffen aufgespeichert; Messer, mit denen man jede Rupie auf einen einzigen Hieb durchschneiden kann; merkwürdige Sonnenuhren auf einem Stocke dargestellt; zahlreiche Götterfiguren in Bronze; originelle Schmuckgegenstände; endlich verschiedene Musikinstrumente und Trommeln, darunter solche aus Menschenschädeln, sowie Pfeifen aus menschlichen Schenkelknochen. Die Trommeln bestehen aus zwei verkehrt aneinander gestellten Schädeln, deren untere Partien weggeschnitten und durch ein Fell ersetzt sind, welches durch einen mit metallischem Knopfe versehenen Schlägel zum Tönen gebracht wird. Die Schädel sollen von Ehebrechern herrühren, die in Tibet zum Tode verurtheilt wurden und deren Köpfe dann diese instrumentale Verwendung finden. Abschreckungstheorie in drastischem Ausdruck! Bei einem deutschen Händler fand ich auch wertvolle Sammlungen von Schmetterlingen und Vogelbälgen, die ich für mein Museum acquirierte. Dardschiling ist, was Schmetterlinge und Käfer anbelangt, der ergiebigste Fundort in ganz Indien; die Mannigfaltigkeit und die Farbenpracht der einzelnen Exemplare ist geradezu wunderbar.

Unsere Hoffnung, dass uns ein, wenn auch nur momentaner Ausblick auf die Berge beschieden sein würde, verwirklichte sich leider nicht; der Nebel blieb unerbittlich liegen.

Abends, nach dem Diner, welches wir frierend in einem luftigen Glassalon des Hotels einnahmen, überraschte uns Mr. Waller mit einem tibetanischen Tanze, der auf einem freien Platze aufgeführt wurde, obschon sich heftiger Regen in Strömen ergoss, ohne dass hiedurch der Feuereifer der tanzenden Künstler abgekühlt worden wäre. Die begleitende Musik ähnelte in ihrer Eintönigkeit, bei ausgiebiger Verwendung von Pauken und Tschinellen, sehr der indischen Musik; dagegen war der Tanz viel bewegter, ja geradezu wild und so dem Charakter der unbotmäßigen Gebirgsstämme angepasst. Namentlich die Damen waren in ihren Bewegungen sehr lebhaft und begleiteten den Tanz mit einem geheulartigen Gesange, der wie Kriegsgeschrei klang. Männer und Weiber tanzten nicht miteinander, sondern nach dem Geschlechte gesondert. Der Tanz stellte unter anderem auch Kämpfe mit wilden Thieren dar. Zwei Männer, die fratzenhafte, jenen unserer Clowns ähnliche Masken trugen, stürzten sich als »wilde Thiere« auf einen der Tanzenden und begannen sich mit diesem zu balgen, was schließlich in einen Wechselreigen der »Ungeheuer« mit dem Tänzer übergieng. Drachen, Löwen und Riesenvögel wurden von den Künstlern recht drastisch zur Anschauung gebracht.

Dardschiling, 7. Februar.

Der erste Blick bei Morgengrauen galt den Bergen oder eigentlich der Richtung, in welcher die Berge gesehen werden sollten; aber leider sahen wir wieder nur Nebel, nichts als Nebel. Tief herabgestimmt widmete ich mehrere Stunden meinem Tagebuche, während die Herren meiner Suite in den Bazar giengen, um für mich Einkäufe zu besorgen. Unter anderem brachten sie von ihrem Beutezuge auch einen zottigen echten Tibetaner Gebirgshund mit, den ich sofort in die Heimat sandte: ein reizendes Thier, lang behaart, schwarz, braun gebrannt, in der Größe eines Schäferhundes, mit klugen Augen und — einem besonderen Kennzeichen der Race — schwarzem Maule.

Bälge verschiedenartigen Gethieres, besonders jene des schönen Katzenbären (*Ailurus fulgens*), welche ich in dem Bazar gesehen hatte, veranlassten mich, in den Commissioner zu dringen, eine Jagd zu veranstalten. Er erklärte, dass zwar alle guten Plätze sehr entlegen seien, wir aber immerhin einen in der Nähe befindlichen Wald durchstreifen könnten, um dort unser Glück auf Vögel zu versuchen. Wiewohl dies wenig zuversichtlich klang, machten wir uns dennoch auf den Weg und ritten in dichtestem Nebel einen schmalen Gebirgspfad entlang, ungefähr 350 *m* bergab, bis wir an einen steilen Bergabhang gelangten, der mit äußerst üppiger Vegetation bedeckt war. Wir verließen die Pferde und drangen in mehrere Partien aufgelöst in das urwaldähnliche Gewirre ein. Wie bedauerte ich, nicht meine genagelten Goiserer Schuhe mitgenommen zu haben; zwischen den Bäumen, Farnen und Lianen gab es so steile und glatte Lehnen, dass ich jeden Augenblick mit der Mutter Erde in Berührung kam. Durch solches Missgeschick ließ ich mir jedoch den Genuss nicht verkümmern, in ungewohntem, unbekanntem, auf Schritt und Tritt Neues bietendem Terrain umherzustreifen. Vor allem waren es die riesigen, manchmal undurchdringlichen Farne, welche das Auge fesselten; auch unsere ornithologische Ausbeute gestaltete sich ergiebig, so dass sie darauf schließen ließ, wie reich die Ornis in diesem Himmelsstriche zu anderer Jahreszeit sein müsse.

Gegen Abend ins Hotel zurückgekehrt, stand ich eben im Speisezimmer in Unterhandlung wegen Ankaufes interessanter Gegenstände aus Inner-Tibet, als Kinsky mit der Meldung hereinstürzte, die Berge seien sichtbar. Mit einem Sprung war ich auf der Terrasse und genoss nun einige Momente lang eine Aussicht, einen Blick auf das

Gebirge, der sich mir für das ganze Leben tief eingeprägt hat. Als hätten die Geister jener Berge Mitleid mit dem Erdensohn empfunden, der aus weiter Ferne hiehergepilgert war, um zu den Füßen der unnahbaren Riesen die Natur in ihrer Herrlichkeit zu bewundern — theilt sich plötzlich der dichte Nebel in den Höhen und entschleiert liegen im Glanze der sinkenden Sonne »die fünf weißen Brüder«, der Kantschindschinga, vor uns. In scheuer Ehrfurcht nur wagt das Auge sich zu dem Bilde voll Größe, voll Majestät zu erheben, trunken von Entzücken haftet es daran. Eine Wand von Nebel, wie aus den Thälern emporgewachsen, lagert bis hin zu den enthüllten Gipfeln, die auf den Wolken zu thronen scheinen. Ein erstarrtes Capitel der Geschichte der Erde, blicken die Berge, das Bleibende im Wechsel, in olympischer Ruhe auf das Werden, Blühen und Verderben der Völker — dieser Eintagswesen in den Äonen des Seins — herab. Wenig war mir zu schauen gegönnt; doch das Wenige in einer Pracht, dass ich die ganze Größe jenes hehren Anblickes zu ahnen vermochte, den voll zu genießen mir versagt blieb. Wie ein Gefühl der menschlichen Ohnmacht beschlich es mich angesichts der Natur in ihrer Riesengröße — auch der Nüchternste muss sich in Demuth beugen und in Begeisterung erheben vor einem Anblicke, wie er mir beschieden gewesen.

Nur ein bitterer Tropfen Wermut in dem Kelche der Freude — dass meine Lieben in der Heimat weilen, in weiter Ferne von mir, dass sie nicht theilhaben können an dem herrlichen Schauspiele, an den tiefen Empfindungen, die es wachruft. Wie wahr ist das schlichte Wort: Getheilte Freude, doppelte Freude! . . .

Die Geister der Berge schien es zu reuen, ein menschlich Rühren empfunden und die jungfräulichen Gebirge, auf denen nie der Tritt eines Menschen wiederhallt hat, so lange dem Auge des Sterblichen preisgegeben zu haben — die Nebel steigen, werden dichter und dichter, die rosig angehauchten Gipfel verblassen, ihre Contouren zerrinnen, und endlich ist das zauberhafte Bild verschwunden.

Dardschiling, 8. Februar.

Der Wunsch, den Anblick der herrlichen Berge heute morgens abermals zu genießen, war der Vater des Gedankens gewesen, dass die Nebel heute verschwunden sein müssten. Mit nichten! Sie waren noch immer da, obgleich in der Nacht Sterne sichtbar geworden waren und wir leider den letzten Morgen in Dardschiling zu verbringen hatten.

Da übrigens der Nebel nicht gar zu dicht war und an einzelnen Stellen sogar der blaue Himmel hervorlugte, beschlossen wir, auf den 2870 *m* hohen und etwa 10 *km* von hier entfernt liegenden Mount Sentschal oder Tiger Hill zu reiten. Von ihm aus soll man an klaren Tagen die schönste Aussicht auf den Himâlaya, insbesondere den Mount Everest genießen. Es war empfindlich kalt und trotz warmer Kleider und Mäntel froren wir wie an einem europäischen Wintertage, aber gerade die niedrige Temperatur ließ uns hoffen, dass der Ritt nicht vergeblich sein und uns der ersehnte Ausblick auf die stolzen Bergeshäupter vergönnt sein werde.

Der Weg führt gleich vom Hotel aus in Serpentinaen steil hinan bis zu einem englischen Sanatorium für fieberkranke Soldaten, die in mehreren kleinen Häusern untergebracht sind und hier von ihren Leiden Genesung suchen. Auch eine kleine englische Besatzung, wohl die höchstpostierte in der Welt, befindet sich hier.

Auf einem Bergvorsprunge, der im wallenden Nebel einer Klippe in bewegter See glich, ragte phantastisch ein tibetanischer Buddha-Tempel empor, der in seiner Bauart lebhaft an chinesische Pagoden erinnert — ein architektonisches Zeugnis der Verbindung von Kunstformen verschiedener Völker an deren örtlichem Berührungspunkte.

Bis hier hatten wir noch immer auf besseres Wetter gerechnet, da sich sogar die Sonne auf manche Augenblicke hatte sehen lassen. Doch vergebens! Der Nebel wurde immer dichter, man sah kaum mehr den Vordermann, und so mussten wir uns, das Fruchtlöse unserer Bemühungen einsehend, in resignierter Stimmung endlich zur Rückkehr entschließen.

Der Kälte wegen saßen wir von unseren Ponies ab und liefen den Berg hinab bis zum Hotel. Dann statteten wir noch einen letzten Besuch im Bazar ab, wo Geldwechsler auf dem Boden hockten, Münzen aus Nepal, Sikkim und Bhutan feilhaltend, unter welchen wir Rupien, Peis (1 Rupie = 16 Annas à 12 Peis) und Kauris (Cowries, 6400 Kauris = 1 Rupie) fanden. Die seit uralten Zeiten im Orient und besonders in Afrika als Münze geltende Kauri ist bekanntlich die Porzellanschnecke (*Cypraea moneta*). Rasierer walteten auf offener Straße oder in den Kaufläden behende ihres Amtes.

Besondere Erwähnung verdient ein eigenthümlicher, fast bei allen tibetanischen Händlern vorhandener Artikel: Gebeträder aus Kupfer oder Silber. Diese bestehen aus einem Metallrohre, durch welches ein Eisenstab geht, an dessen oberem Ende eine drehbare

cylindrische Böhse befestigt ist. Im Innern der Böhse ist ein langer, zusammengerollter, mit Gebetsprühen bedruckter oder beschriebener Papierstreifen enthalten, welcher mittels einer in der Böhse befestigten Spule in Drehung versetzt wird. Schon das Drehen der Gebete wird dem andächtigen Hersagen derselben gleichgehalten und gilt bei den Buddhisten als Bethätigung der Frömmigkeit; übrigens murmeln die allerfrömmsten Beter, während sie die Spule des Cylinders drehen, oben-  
drein noch den Gebetsprüeh. Eine noch drastischere und bequemere Form des Gebetes besteht in dem hier üblichen Hissen langer über und über mit Gebeten beschriebener Tücher, welche auf hohen Bambus-  
stangen in der Nähe der Tempel und der Häuser im Winde zu flattern bestimmt sind und auf diese Weise böse Geister von den Gebäuden verscheuchen und fernhalten sollen.

Wir hatten das Verkehrsleben Dardschilings gewiss bedeutend angeregt und jedenfalls die Hoffnung erweckt, dass es möglich sein werde, noch im letzten Augenblick irgend welche für die Verkäufer besonders vortheilhafte Geschäfte mit uns abzusehließen; denn als wir uns, zur Abreise gerüstet, bereits unter den Thoren des Hotels befanden, überfielen uns daselbst unzählige Händler mit Stoffen, Waffen, Hunden, Fasanen, Fellen, Musikinstrumenten der mannigfaltigsten Art und allen möglichen Geräthen religiöser und profaner Bestimmung. Zwischen den Handelsbeflissenen drängten sich Bettelmönche und Lamas aus Tibet und aus der Mongolei, um Almosen für ihre Tempel flehend.

»Lama« ist der Ehrentitel der Priester des Lamaismus, das ist des von Tsonghkapa im 14. Jahrhundert umgestalteten, bei den Tibetanern, Mongolen und Kalmüeken verbreiteten Buddhismus. Die obersten Priester dieser Hierarchie sind der Bogdo Lama in Tasehi-Lhunpo und der weit öfter genannte Dalai Lama, Oeeanpriester, — das ist der mensehgewordene, immer wieder neugeborene Buddha — in dem seit vielen Jahrzehnten den Europäern verschlossenen und wohl voraus-  
sichtlich auch noch durch längere Zeit unzugänglichen Lhasa.

Endlich mussten wir dem geschäftigen Treiben rings um uns her, da die Zeit drängte, ein Ende bereiten und kämpften uns durch die festgekeilte Menschenmenge förmlich hindurch, um zu der Station zu gelangen.

War uns das Wetter während des kurzen Aufenthaltes nicht eben hold gewesen, so verließ ich Dardschiling doch lebhaft angeregt und seelisch erquiekt. Ich war von der Empfindung erfüllt, inmitten der herrlichen Gebirge geistige Sammlung gefunden, sowie wohlthuende

Ruhe genossen zu haben und so der Menge auf Indiens Boden noch bevorstehender Eindrücke neu gestärkte Empfänglichkeit entgegenbringen zu können. Hatte ich ja das Juwel der Berge, den Kantschindschinga, wenn auch nur auf Momente, geschaut; die Alpenwelt der Tropen in ihrem hinreißenden Zauber genossen; einen Blick in das Zusammenfluten von Völkerstämmen mancherlei Racen mit den hieraus entsprungenen eigenthümlichen Mischungsformen auf allen Gebieten ihres Lebens gethan und — last not least — nach der fieber- und bakterienschwangeren Atmosphäre von Calcutta, nach dem unleidlichen, wie es scheint ganz Indien überwölkenden Geruche von Cocosnussöl, Rosenwasser, Sandelholz und verbrannten Hindus wieder mein Element, herzerfrischende reine Alpenluft, geathmet.

Viele der alljährlich sich in großer Zahl einstellenden Besucher Dardschilings bekommen trotz eines Aufenthaltes von zwei oder drei Wochen, trotz der Besteigung so mancher Höhe den Kantschindschinga überhaupt nicht zu Gesicht, ja oft grollt der Berggriese monatelang, sein ehrwürdiges, greises Haupt jeglichem Blick entziehend. Ich darf also nicht klagen. Indem ich Dardschiling Lebewohl sagte, fühlte ich in meinem Innern den Vorsatz keimen, dereinst — wenn des Schicksals Mächte es gnädigst gestatten — wiederzukehren, um dieses Edens Reize in vollen Zügen, nach Herzenslust zu genießen.

Um 1 Uhr verließen wir Dardschiling. Zur Thalfahrt benützten wir anfangs den Zug, hatten jedoch bald den guten Einfall, den Eisenbahn-Director zu bitten, uns die Fortsetzung der Fahrt auf einer Draisine zu gestatten, da wir uns so eines freieren, besseren Rundblickes erfreuen würden. Nach einigem Sträuben gegen dieses angeblich zu gefährliche Beginnen wurde die Bitte gewährt und bald sausten wir mit Eilzugsgeschwindigkeit auf einer zwölfsitzigen Draisine über Curven und Serpentinaen den Berg hinab. Je tiefer wir kamen, desto mehr zertheilten sich die Wolken, verschwand der Nebel und endlich umfieng uns heiteres Wetter. Welches Entzücken beseelte uns auf der kühnen Fahrt! Nichts behinderte die Rundsicht auf das Meer von grünen Bergen, Kuppen, Rücken, Thälern und Schluchten, über das hinweg wir in den Lüften zu ziehen schienen, als schwämmen wir im Äther, umflossen von dem goldigen Hauche der sinkenden Sonne, zum Abschiede begrüßt von deren letzten, herrlichsten Strahlen.

Als es zu dunkeln begann, wollte der um unsere geraden Glieder besorgte Director unter keiner Bedingung die Weiterfahrt gestatten; so mussten wir denn den nachkommenden Zug abwarten, der uns

nach Siliguri brachte. Bei Nacht ist der Verkehr der Züge auf der Bergbahn in der Regel eingestellt, weshalb auch für Beleuchtung der Strecke nicht weiter gesorgt ist. Für unsere Fahrt jedoch ward auf der Locomotive ein weithin leuchtendes, helles Licht befestigt, in dessen Schein die Bäume des Urwaldes, die Lianen, die Bambus wie Gespenster an uns vorüberflogen.

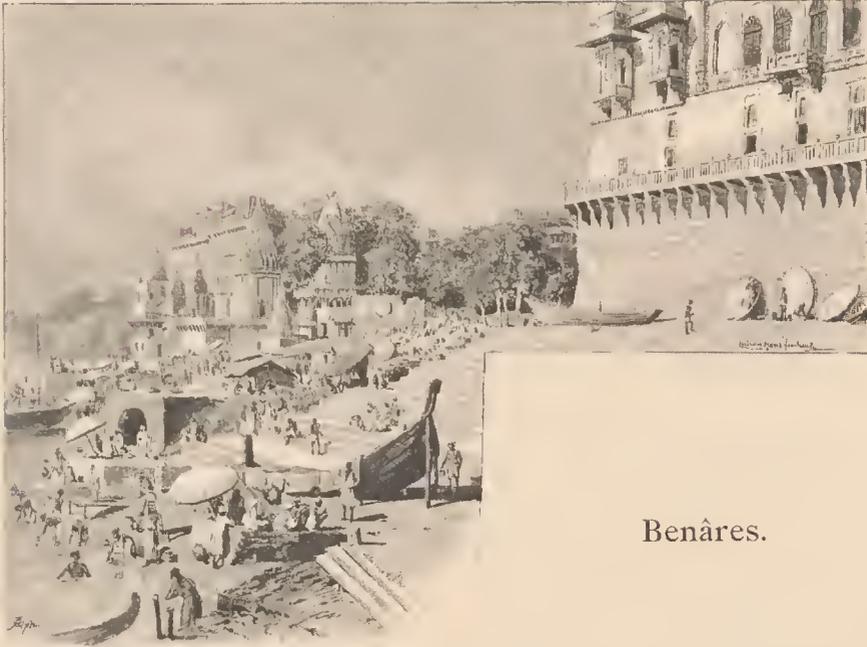
Endlich trafen wir in Siliguri ein, um die Fahrt von hier aus mit der Eastern Bengal Railway auf der schmalspurigen Strecke bis nach Manihari Ghât fortzusetzen.





Benâres.





Benâres.

Dardschiling — Benâres, 9. Februar.

Um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr morgens wurden wir in Manihari Ghât an der Endstation der schmalspurigen Bahn geweckt, passierten auf einem Dampfer den Ganges und setzten von der Station Sakrigali Ghât die Fahrt mit der East Indian Railway auf der uns schon bekannten Strecke bis Moghal Sarai fort. Das Gebiet, welches wir durchcilten, ist, wenn auch an Üppigkeit den Delta-Landschaften nicht vergleichbar, doch sehr fruchtbar, stark besiedelt und intensiv cultiviert. Das Uferland des Ganges, den Alluvialbildungen angehörend, allenthalben Handelsgewächse, Brot- und Gartenfrüchte in reicher Fülle liefernd, trägt wie fast jede der »Kornkammern« unserer Erde, den Charakter der Eintönigkeit in sich. Das Einförmige der Gangesniederung, ihrer fruchtbaren Ebenen und grünenden Feldfluren wird nur durch zahlreiche Mangohaine und kleine Hügel unterbrochen, welche ihre Eigenart dadurch ausprägen, dass sie nur spärlich bewachsen und mit regellos übereinander gewürfelten Felsblöcken bedeckt sind.

Gegen 8 Uhr abends langten wir in Moghal Sarai an, setzten von hier aus auf der Linie der Oudh and Rohilkund Railway, eine beiläufig 1200 m lange eiserne Brücke passierend, über den Ganges und trafen

nach 8 Uhr in der Station Benâres Cantonment ein. Wir wurden auf dem Bahnhofe — in Abwesenheit des Commissioners — von Mr. Breton, einem magistratischen Rathsherrn, empfangen und begaben uns, von einer Escorte berittener Polizei geleitet, nach unserem Quartiere, dem Palaste Nandeschwar Kothi, einem Besitztum des Mahârâdschas von Benâres. Wie alle modernen indischen Paläste, ist auch dieser äußerst luftig gebaut, geschmacklos eingerichtet, so dass nur einige alte Bilder früherer Mahârâdschas die Aufmerksamkeit fesseln. Wir setzten uns um ein Kaminfeuer, das uns wohlthätig erwärmte; denn noch nie soll in Indien ein ähnlich strenger Winter geherrscht haben, was wohl mit der auch in Europa exceptionellen Kälte von 1892/93 zusammenhängen dürfte. In einem Râdscha-Doppelbette von ungeheuerlichen Dimensionen, umgeben von Râdscha-Ahnen, die erstaunt auf mich herabblickten, schlief ich bald den Schlaf des Gerechten.

Benâres, 10. Februar.

Wer aus der majestätischen Ruhe der Alpenwelt unmittelbar nach Benâres gelangt, glaubt sich in ein Tollhaus versetzt. Götter und Menschen; Religion und Wahnsinn; Mysticismus und Aberglaube; Askese und Üppigkeit; Anklänge an tiefere Wahrheiten und Verleugnung des gesunden Menschenverstandes; fromme Beter und verrückte Fakîre; brennende Hindus und tanzende Bajadern: dieses alles in hunderterlei Formen und Gestalten am Flusse gruppiert, in den Straßen der Stadt sich beugend, drängend, schiebend, stoßend, treibend — vereinigt sich zu einem Strudel und Wirbel, welcher den in sprachlosem Erstaunen starrenden Fremdling mitzureißen droht. Allmählich nur gelingt es, sich angesichts der unhcimlichen Größe menschlicher Verirrung und der ansteckenden Macht der Raserei zu sammeln, zu betrachten und zu denken.

Benâres, die heilige Stadt der Hindus, der größte, alljährlich von einigen Hunderttausend Pilgern besuchte Wallfahrtsort Indiens, liegt am linken, dem nördlichen Ufer des heiligen Ganges und erstreckt sich — 222.000 Seelen fassend — über einen weiten Raum, der hauptsächlich von Tempeln, Moscheen und den Palästen indischer Fürsten erfüllt wird. Man zählt hier neben anderen religiösen Gebäuden 1454 Hindu-Tempel und 572 Moscheen. Die Stadt, ein uralter Sitz brahmanischer Gelehrsamkeit, gehörte ursprünglich ausschließlich den Bekennern des Buddhismus, bis dieser vom Brahmanismus verdrängt wurde. Um die

Mitte des 17. Jahrhunderts dem Reiche der Großmoguln einverleibt, büßte sie ihren Charakter als heilige Stadt der Hindus vorübergehend, namentlich dadurch ein, dass Aurengzeb, ebenso eifrig als Bekenner des Islams wie als Verfolger des Brahmanismus, den Hindus zum Hohne alle Tempel derselben zerstört und — zum Theile auf den Trümmern dieser Tempel — dem Ufer des Ganges entlang eine große Zahl von Moscheen errichtet hat. Nach dem Verfall der Mogulnherrschaft zu neuer Kraft erstarkt, erbauten die Hindus, die Moscheen verdrängend, nahezu anderthalbtausend neuer Tempel. Setzt uns auch deren Zahl und Bauart in Erstaunen, so bemerken wir an ihnen dennoch eine gewisse Einheitlichkeit des Stils, ein Umstand, der darauf zurückzuführen ist, dass eben keiner der gegenwärtig in Benâres bestehenden Hindu-Tempel weiter als ins 17. Jahrhundert zurückreicht.

Die Sonne hatte kaum die über dem heiligen Ganges wehenden Morgennebel zerrissen, als wir uns schon am Ufer des Stromes befanden. Hier mieteten wir eine kleine Barke und ließen uns den Fluss auf- und niederrudern, um eine Übersicht über die Paläste und Tempel und das Leben am Ufer zu gewinnen. Oberhalb des Stromufers erhebt sich eine Reihe von Palästen, welche indische Fürsten, so die Mahârâdschas von Nepal, Dschaipur (Jeypore) u. s. w. hier zur Unterbringung der aus ihren Staaten alljährlich in großer Zahl herbeiziehenden Pilger erbaut haben. Typisch sind die mit Gallerien geschmückten Fronten, deren jede von zwei massiven Eckthürmchen flankiert ist. Zwischen diesen Palästen erheben sich allenthalben Hindu-Tempel, theils wohl erhalten, theils ruinenhaft, deren manche die wühlende Thätigkeit des Stromes zu Fall gebracht hat, während andere aus der gleichen Ursache in so schiefe Lage gerathen sind, dass die hier ersichtliche Abweichung von der Geraden jene des Thurmes von Pisa weit übertrifft.

Von der fortlaufenden Reihe der Gebäude führen überall große steinerne Freitreppen (Ghâts) bis zum Wasserspiegel hinab. Auf diesen entwickelt sich namentlich des Morgens ein Leben und Treiben, das anfangs auf den Beschauer verblüffend wirkt und jeder Beschreibung zu spotten scheint. Hier strömen alle Pilger und der größte Theil der Einwohner von Benâres zusammen, um im heiligen Flusse zu baden und so Befreiung von allen Sünden zu erlangen; hier pulsiert das religiöse Leben, Denken, Empfinden und Trachten der Hindus; hier wird Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung religiöser Pflichten zu crassem Fanatismus, Indolenz zur Begeisterung. Laien und Priester, Männer und Frauen jeden Alters, Jünglinge, Mädchen und Kinder drängen sich

in hellen Scharen zum Bade. Dort taucht ein armer Greis mit schnee-weißen Haaren, vor Kälte zitternd, in die Fluten; hier nimmt eine Anzahl von Brahmanen das reinigende Bad; ein steinaltes Großmütterchen naht, geführt von dem Enkelkinde, dem Flusse; weiterhin baden zahlreiche junge Mädchen, deren Heiterkeit im Glauben nicht erstickt; zappelnde, kreischende Kinder werden von den Eltern mit Wasser übergossen oder in die schlammige Brühe getaucht. Überall aber herrscht der größte Anstand, auch im Wasser werden die lichten Leinwandkleider nicht abgelegt.

Der Morgen war sehr kühl, — in Mäntel gehüllt saßen wir in unserer Barke — doch hinderte die empfindliche Kälte die Glaubensstarken nicht im geringsten, ihr Bad zu nehmen und längere Zeit im Wasser zu verweilen. Die Badenden trinken von dem euklen Wasser, welchem dank Schiwas Gnade die Kraft innewohnt, den sterblichen Menschen von seinen Sünden zu reinigen, und opfern Blumen und Reis oder andere Erzeugnisse des Bodens. Besonders feierlich vollziehen die Brahmanen die heilige Handlung, indem sie der Sonne einen Blick zuwerfen, Gebete murmeln und unter den eigenthümlichsten Ceremonien ihre Opfer darbringen. Pilger nehmen in großen Kupfergefäßen das wunderthätige Wasser des Ganges, das auch in alle Theile des Landes verschickt wird, nach Hause mit. In ganz Benâres sieht man Träger dieses heiligen Nasses durch die Straßen eilen.

Gleich oberhalb der Badestelle sind auf den Ghâts über Säulen gelagerte Steinplatten angebracht, auf welchen Brahmanen sitzen, welche den dem Bade Entsteigenden mit verschiedenfarbigem Sandelholzmehl das Kastenzeichen auf Stirn und Wangen malen. Auch Rasierer in voller Thätigkeit haben da ihr Lager aufgeschlagen.

Die fürchterlichste Ausgeburt religiösen Paroxismus, wahre Zerrbilder der Menschheit sind aber die Fakîre, deren es in Benâres Legionen gibt. Sie sitzen auf den Ghâts oder auf im Flusse schwimmenden Brettern, größtentheils nackt, mit Lehm oder Asche beschmiert, regungslos da. Für ihren Lebensunterhalt sorgt die Mildthätigkeit der Gläubigen.

Mitten unter all den Badeplätzen liegen die Verbrennungsstätten, an welche täglich zahlreiche Hindu-Leichen überantwortet werden. Es gilt als der Gottheit besonders wohlgefällig, ja als Bürgschaft für den Eintritt in den Himmel, am Ufer des Ganges zu Asche zu werden oder gar daselbst das Zeitliche zu segnen, aus welchem Grunde sich auch viele Sterbende von ihren Verwandten selbst aus weiter Ferne zum heiligen Strom bringen lassen, um angesichts seiner rauschenden

Fluten den letzten Seufzer zu thun. Tritt der Tod des Sterbenden nicht bald ein, so beschleunigen wohl häufig genug die zärtlichen Verwandten künstlich sein Ende, um baldmöglichst wieder in die Heimat zurückkehren zu können. In landesüblicher, pietätloser Weise wird mit den Leichen umgegangen, da dieselben vorerst unter freiem Himmel rasirt und gewaschen, dann auf den Holzstoß gelegt und rasch verbrannt werden, wobei die Angehörigen stumm und theilnahmslos verharren. Endlich wirft man die letzten Überreste der Todten in den Ganges, knapp an den Stellen, wo ungeachtet der schwimmenden Leichentheile Menschen baden und das trübe Wasser schlürfen. Geier, Raben und Hunde raufen gierig um manchen halbverkohlten Knochen.

Lange blickte ich in dieses Treiben, als müsste ich mich vergewissern, dass ich so Scheußliches wirklich schaue und nicht bloß träume — dann wandte ich mich mit Ekel, ja mit Unwillen von dem grausigen, der Menschenwürde Hohn sprechenden Schauspiel ab.

Aus der Flucht der Tempel und Paläste ragt mit ihrem runden Kuppelbau und den zwei schlanken, die ganze Stadt überragenden Minarets die große Moschee Aurengzebs heraus, welche der mächtige Eroberer an dieser, den Hindus besonders heiligen Stelle hatte errichten lassen. Auf steilen, schmutzigen Steintreppen stiegen wir zum Vorplatze der Moschee, wo uns ein Muezzin mit Rücklingen empfing und demüthig einlud, eines der Minarets zu besteigen. Von der ersten Plattform, dem Dache der Moschee, strichen, durch unser Erscheinen erschreckt, Schwärme von Papageien und Tauben ab. Der weitere Aufstieg ist schwierig, da man sich auf einer engen, mit unverhältnismäßig hohen Stufen versehenen Schneckenstiege emporwinden muss, doch entschädigt für diese Mühe die weite, lohnende Aussicht über die ganze Stadt und den heiligen Fluss. Die zahlreichen Kuppeln der Tempel erglänzen im Sonnenscheine; ein Häusermeer liegt zu unseren Füßen; majestätisch rauscht der mächtige Strom dahin, als verachte er das wahnsinnige Getriebe dieser, Marionetten gleich von einer dunklen Macht bewegten Menschen.

Eine Wanderung mitten durch die betende Menge führte uns vorbei an heiligen Kühen, Eseln, Ziegen, Schafen und Hunden; alle diese Thiere lungern in der drängenden Menschenmenge umher — fürwahr eine drastische Staffage des sinnverwirrenden Bildes! Eine große Zahl angekröpfter Geier und Milane sitzt auf den Dächern oder, alle Abfälle vom Boden auflesend, zwischen den Fußgängern. Ziegen und Schafe dringen in die Tempel und Tempelchen ein und fressen

vom Schoße der Götterbilder die diesen geopfert Blumen und Kränze. Wir gelangen zu einer Stelle, an der ein im Rufe besonderer Heiligkeit stehender Fakîr, unaufhörlich Gebete murmelnd, schon viele Jahre lang auf demselben Flecke sitzt und von Andächtigen mit Opfergaben beschenkt wird. Fanatiker, welche die Würde eines Fakîrs anstreben, bemühen sich, den ersten Grad der Abtödtung dadurch zu erreichen, dass sie den Athem so lange einhalten, bis sie, grün und gelb geworden, beinahe ersticken. Alltäglich wird diese Übung wiederholt und fortgesetzt, bis jener Grad von Vollkommenheit erreicht ist, der dem ersehnten Ziele zuführt.

Eine Cisterne, der hoehheilige Manikarnikâ-Brunnen, 12 *m* im Quadrat messend, mit Stufen, die zum Wasser niederführen, — angeblich nach dem Vorbilde eines mythischen Teiches im Himâlaya gestaltet — ist eine Stätte besonderer Verehrung für die Gläubigen; für uns eine solehe des Greuels. Hier baden die Gläubigen, bevor sie in den Ganges tauchen — besser gesagt, sie suhlen sich in der Jauhe und schlürfen von der aus faulenden Blumen, vieljährigem Schmutz und übelriechendem Wasser bestehenden Flüssigkeit.

Über steile Treppen, eine schmale Straße entlang, wanderten wir dem Haupttempel Schiwas »Biseheschwar« — der »Goldene Tempel« genannt — zu. Das Unglaubliche ist Ereignis geworden; denn in den Straßen und vorzüglich in den Tempeln ist das Treiben der pilgernden Scharen noch toller als am Flusse. Die Straßen selbst bestehen eigentlich nur aus ununterbrochenen Reihen von Tempeln mit schöner und origineller Arehitektur, die von hoch entwickeltem Kunst- und Schönheitssinne zeugt. Tempel und Bilder des Elephanten-Gottes Ganeseha, des Affen-Gottes Hanuman, Schiwas, des heiligen Stieres Nandi, — des indischen Apis — des Lingam in allen möglichen Formen und Größen folgen einander in bunter Reihe. Alle heiligen Plätze werden von den Pilgern mit Kränzen geschmückt, mit Gangeswasser bespritzt oder zu Stätten der Opfer von Reis und Butter gemacht. Dazwischen bieten Verkäufer mit großem Geschrei Gebetbücher oder kleine Bildnisse der Gottheiten feil, während beschäftigungslose Brahmanen sich herandrängen, um Führerdienste zu leisten. Je mehr wir uns dem Goldenen Tempel näherten, desto ärger wurde das Gedränge.

An einem großen Stiersymbole vorbeikommend, das eifrig mit Wasser vom Ganges begossen wird, erreichten wir den »Brunnen der Erkenntnis« (Gyan Kup), in welchen bei der Eroberung von Benâres durch Aurengzeb, der Sage nach, der Hüter des vornehmsten Hindu-

Tempels das seiner Obhut anvertraute Bildnis Wischnus hinabgeworfen haben soll. Heutzutage birgt dieser Brunnen nur faulendes Wasser, von welchem gegen entsprechenden Bakschisch für den Brahmanen jeder Pilger einen Löffel voll erhält.

Der Goldene Tempel, über den wir von einem gegenüberliegenden Balkone einen guten Überblick genossen, ist vor ungefähr 200 Jahren ganz aus rothem Sandstein erbaut und die Vergoldung des kegelförmigen Daches auf Kosten Mahârâdscha Randschit Singhs von Lahore ausgeführt worden. Dieser Schmuck hat dem Tempel den Beinamen des »Goldenen« verliehen. Innerhalb und außerhalb desselben, eines wahren Pandämoniums religiöser Ekstase, treibt das Leben der Pilger die höchsten Wogen. Vollständiger Schiffbruch der menschlichen Vernunft zeigt sich, wenn man hier einen Blick auf das Gebaren der Gläubigen wirft. Obwohl sonst der Eintritt für Andersgläubige strengstens verboten ist, drangen wir doch, geleitet von einem reichlich mit Bakschisch versehenen Brahmanen, soweit ein, als es die drohende Haltung der Pilger nur immer gestattete. Was ich gesehen, genügte, um mir ein getreues Bild von dem Innern des größten und heiligsten Tempels der Hindus, von der Nacht des Irrwahnes zu machen, welche jene umfängt. Das Hauptidol, in herrlicher, reicher Umfassung, ist das Sinnbild schaffender Kraft, ein Lingam, umtanzt von einer fanatischen Menge von Bettlern, Weibern und Männern, welche das Symbol rastlos bekränzen, bespritzen und salben. Dazwischen tönen Glocken, an welche die Gläubigen schlagen, watend zwischen zertretenen Blumen, Gangeswasser und Excrementen heiliger Kühe. Um das Hauptidol ist ein förmliches Museum anderer Bildnisse und Götteridole gereiht, deren jedes seine Anbeter hat, die schreiend und lärmend ihre Andacht verrichten. Obgleich mir nur ein Aufenthalt von wenigen Minuten in diesem Heiligthume gegönnt war, fühlte ich mich doch durch das plötzliche Einstürmen so ungeahnter Eindrücke wie von Schwindel erfaßt; ins Freie gelangt, athmete ich tief auf. Die Umgebung des Tempels ist von einer Unzahl bejammernswerter, ekelhafter, verkrüppelter, mit Aussatz behafteter Bettler und Bettlerinnen belagert, welche das öffentliche Mitleid anrufen.

Noch grauenhafter, wenn möglich, ist der in der Nähe liegende Tempel Annapurnas, der »nahrungspendenden« Göttin. Ringsum stehen Kühe, welche von den Gläubigen als so heilig betrachtet werden, dass diese, um sich von allen Sünden zu reinigen, ein Gemisch sämtlicher Provenienzen der Tempelkühe schlucken. Wohl der entsetzlichste

Ausbruch feberhaften Glaubenswahnes! Welch schreiender, schmerzlicher Widerspruch — auch hier schöne Architektur, das Zeugnis blühenden menschlichen Geistes, als Umrahmung von Schmutz, Unrath, Wahnsinn. In der Mitte des Tempels, auf einer Art Postament, befindet sich ein fürsorglich vorbereitetes, sogar mit Moskitonetzen umgebenes Bett, welches, dem Glauben der Hindus nach, allnächtlich von Wischnus Gemalin, der Göttin Lakschmî, aufgesucht wird, um hier der Ruhe zu pflegen.

Ich wandte mich nun dem Bazar zu und besah unterwegs noch die architektonisch reizend geschmückten Fronten einiger Häuser und mehrerer anscheinend selten besuchter Tempel.

Wir wandern, oft genug durch die drängende Menge im Fortschreiten behindert, an lebendig gewordenen Höllenbrueghels vorüber. Hier naht eine Schar Pilger, triefend vom Bade; dort bekränzen Frauen ein Schiwa-Symbol, den Gott um zahlreichen Kindersegen bittend; Fakire in den scheußlichsten Erscheinungen und aussätzigte Bettler schreien um Almosen; Megären unterrichten auf der Straße Kinder in den Mysterien der Hindu-Religion; Brahmanen heischen von Pilgern Bakschisch; vornehme Râdschas ziehen in feierlichem Aufzuge, gefolgt von einem Trosse bunter Diener und Musikanten, an den Ganges; Leichen auf Leichen, bloß mit leichten Tüchern bedeckt, werden vorbeigetragen — ein unaufhörlicher Wechsel von Szenen und Bildern, die nur der Orient in seiner üppigen und wüsten Gestaltungskraft hervorzubringen vermag. Widerwillen, ja Abscheu fassten mich an und erdrückt, überwältigt von dem Gesehenen eilte ich nach Hause, um ermüdet auszuruhen.

Neu gestärkt stattete ich nachmittags dem Affen-Tempel meinen Besuch ab. Dieser Tempel ist dem Gotte Hanuman gewidmet und beherbergt in seinen Räumen eine Unzahl Affen, die lustig im Innern des Gebäudes auf dessen Säulen und Capitälén umherspringen, von den Gläubigen mit Süßigkeiten und Früchten gefüttert. Noch vor kurzer Zeit gab es hier Tausende heiliger Affen; doch wurden diese durch ihre Streiche endlich selbst den gläubigen Hindus zu arg, da sie in der ganzen Nachbarschaft furchtbare Verheerungen anrichteten und kein Gegenstand vor ihrer Raublust sicher war. Man half sich nun dadurch, dass man über tausend Affen einfing, die ganze Gesellschaft in die Coupés eines Extrazuges setzte und weit ins Land führte, um sie in einem Dschungel wieder auszulassen. So waren die praktischen Gläubigen die Quälgeister los geworden, ohne sich gegen deren Heiligkeit

verständigt zu haben. In der Mitte des Tempels steht eine vergoldete Figur des Gottes Hanuman, die, von Gläubigen und Affen eifrig heimgesucht, natürlich des üblichen Schmutzes nicht entbehrt.

Hier producierten zwei Schlangenbändiger ihre Künste mit einer Anzahl Cobra- und Python-Schlangen. Dieses Schauspiel wiederholte sich nach unserer Rückkehr in das Palais, indem uns ein Tashenspieler unter anderem auch einen interessanten Kampf zwischen einer großen Schlange und einem kleinen iltisartigen Thiere, dem sogenannten Mungo, — einer Art Manguste — vorführte. Letzterer blieb Sieger; er hatte sich äußerst geschickt gleich auf den Kopf der Schlange geworfen und biss endlich dem Reptil, obgleich dieses seinem Gegner arg zusetzte und ihn fest umschlang, den Kopf durch. Es verdient bemerkt zu werden, dass die Gaukler und Tashenspieler in ganz Indien eine hervorragende Rolle spielen und sich vortheilhaft dadurch von ihren europäischen Collegen unterscheiden, dass sie die frappierendsten Kunststücke ohne alle Vorbereitungen zum besten geben.

Recht bitter enttäuschten uns die Tänzerinnen, welche sich nach dem Diner im Palais producierten. Sie selbst waren jeder Schönheit bar, ihre Tänze äußerst langweilig, so dass wir bald in recht schläfrige Stimmung geriethen.

Benâres, 11. Februar.

Vormittags wanderte ich noch einmal durch die Straßen, die Tempel und den Fluss entlang — dieselben Bilder, die gleiche Wirkung.

Gegen Mittag kam der Mahârâdscha von Benâres, Brabhn Narain Singh Bahâdur, mich zu begrüßen. So prachtvoll der gute Mann auch mit den kostbarsten Steinen behängt war, so wenig fürstlich war sein Aufzug; die Staatscarosse, vor allem aber seine Leibwache, die auf vollkommen ausrangierten Pferden saß und theilweise alte englische Uniformen trug, sahen recht kläglich aus. Er ist ein freundlicher, heiterer Herr und anscheinend ein passionierter Jäger, da er sich von seinem Express rifle niemals trennt und es von einem Diener sogar bei allen Besuchen, allen festlichen Gelegenheiten nachtragen lässt. Auf mein Befragen theilte er mir mit, dass er in seinem Staate bereits 60 Tiger erlegt habe. Dass uns ein Photograph vor dem Palaste in einer Gruppe aufnahm, braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden.

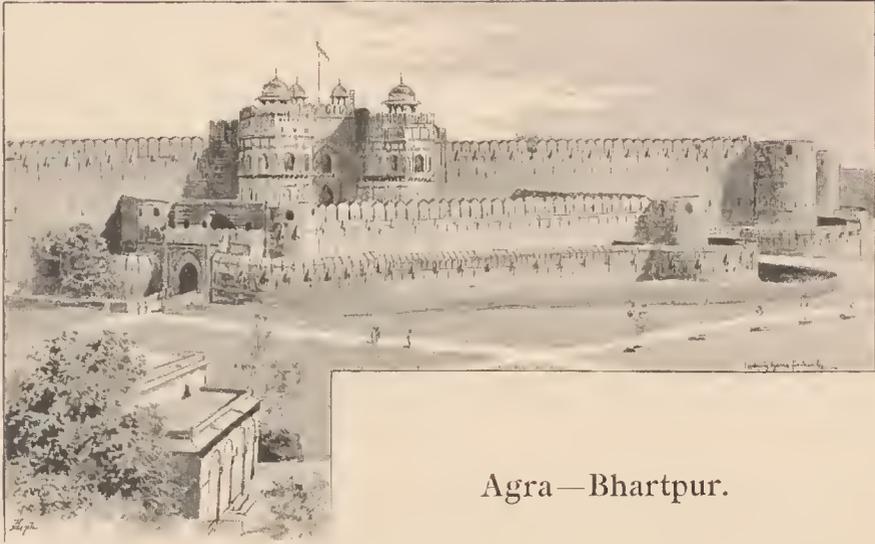
Den Gegenbesuch, zu welchem der Mahârâdscha noch schönere Diamanten angelegt hatte, stattete ich demselben in einem anderen seiner Paläste ab, der sich aber in einem etwas wüsten und vernachlässigten

Zustande befand und nur eine Gallerie der gekrönten Häupter Europas, scheußliche Lithographien, enthielt, welche den Hauptschmuck des Audienzsaales bildeten, in dem ich mich mit dem Mahârâdscha für einige Minuten auf einer Art Thron niederließ. Nachdem wir unsere Photographien getauscht hatten, schenkte mir der Fürst eine Schnitzerei aus Elfenbein, deren Kunstwert er sehr hoch hielt. Endlich gieng's in Begleitung des Mahârâdschas zum Bahnhofe, von wo uns der Zug auf der Linie der East Indian Railway über Allahabad und Kahnpur nach Agra bringen sollte.



Agra Bhartpur.





Agra—Bhartpur.

Agra, 12. Februar.

Die Bahn überschreitet auf einer großen Gitterbrücke den heiligen Dschamna-Strom und mündet in der sogenannten Fort Station. Schon vom Bahnhofe aus sieht man nach Osten hin im Rückblicke gegen den Dschamna-Strom die Umrisse des weitläufigen Forts, schlanke Thürme und Minarets.

In halbstündiger Wagenfahrt Agra durchquerend, um zu unserem Absteigequartier, dem uns vom Mahârâdscha von Dschaipur zur Verfügung gestellten Palaste, zu gelangen, fragten wir uns wiederholt, wo denn eigentlich die Stadt sei. Etwa 28  $km^2$  Fläche in den Wällen einschließend und im ganzen etwa 165.000 Einwohner zählend, bietet die Altstadt Agra, einst die Reichshaupt- und Residenzstadt der Großmoguln, und auch heute noch nach Dchli die größte Stadt des oberen Gangesbeckens, einen sonderbaren Anblick. Zahllose, einzeln stehende Gebäude wechseln hier mit kleinen Häusercomplexen, dann wieder mit großen Schutthaufen und Ruinen, mit Gärten, Feldern und ausgedehnten Heidellächen ab.

Der Grund dieses seltsamen Stadtbildes liegt einestheils darin, dass Agra, dessen Geschichte und Bedeutung nicht weiter zurückreicht als auf die Großmoguln Baber (1494 bis 1530) und Akbar (1556 bis 1605), den ursprünglichen Plänen seiner Erbauer gemäß, eine räumlich weit ausgedehntere Anlage darstellen sollte, als es der Lauf seiner

baulichen Entwicklung gefügt hat; andererseits darin, dass ein bedeutender Theil der Stadt ganz verfallen ist. So ist es gekommen, dass Agra, mit Ausnahme der aus aneinanderschließenden Häusergruppen gebildeten Hauptstraße und des Bazars, nur vereinzelt stehende, über die ganze Fläche hin zerstreute und vertheilte Gebäude aufzuweisen hat.

Der Palast, den wir bewohnen, liegt in einem ganz verwilderten Park, in dem es von Pfauen und Papageien wimmelt, da diese den Park mit ihrer Farbenpracht, leider aber auch mit ihrem Geschrei erfüllenden Thiere hier auf Befehl des Mahârâdschas tagtäglich gefüttert werden. Von außen betrachtet unscheinbar, erscheint der Palast an seiner Innenseite dadurch bemerkenswert, dass keiner der vielen, in demselben enthaltenen Räume auch nur ein einziges Fenster besitzt, sondern alle Wohnräume lediglich durch Oberlicht spärlich beleuchtet werden. Während der heißen Jahreszeit mag diese Einrichtung, da sie die Gemächer verhältnismäßig kühl erhält, recht praktisch sein; zu der gegenwärtigen Zeit jedoch und obendrein bei der für Indien abnorm tiefen Temperatur des Winters 1893 fror es uns in den ganz unwohnlichen, an Gefängniszellen mahnenden Räumen des Palastes jämmerlich.

Diese Verhältnisse, welche mich wohl berechtigen dürften, meinem Absteigequartier zu Agra den Namen des »ungemüthlichen Palastes« beizulegen, bestimmten uns, schleunigst zu der programmäßigen Rundfahrt durch das Sehenswürdigkeiten aller Art einschließende Gebiet von Agra aufzubrechen. Zunächst begaben wir uns nach Sikandra, zu dem Grabmale Akbars, welches sich im Nordwesten von Agra erhebt.

Diese Fahrt gewährte mir einen Überblick über die Lage und Gestaltung der Stadt. An dem rechten, dem Westufer der Dschamna, dieses wasserreichen, fruchtbare Alluvien bildenden Stromes gelegen, gliedert sich Agra heute in folgende Theile: die Altstadt, unter Akbar doppelt so stark bevölkert als jetzt und heute nur mehr wenige Merkwürdigkeiten aus jener Zeit bewahrend, als Agra (1568 bis 1658) Residenz der Großmoguln von Hindustan gewesen; die fast ganz verfallenen Vorstädte; die englische Lagerstadt im Süden; die Civil lines mit dem Gerichtsgebäude, den Ämtern, dem Government College und dem Centralgefängnis im Norden; endlich knapp am Südostende der Altstadt und nächst dem Bahnhofs, das von Akbar erbaute Fort.

Die Geschichte Agras ist in eine für Indien, das Land der tausendjährigen Reiche, verhältnismäßig kurze Epoche zusammengedrängt. Im Jahre 1527 fiel Agra, bis dahin eine der Residenzen des mohammeda-

nischen Hauses Lodi, in die Hände Zehir ed din Mohammeds, genannt Baber (der Tiger), des ersten Großmoguls in Indien. Baber ist der Begründer jener von Timur Leng (Tamerlan) und Dschengis Khan stammenden Dynastie — mongolischer Abkunft, jedoch mohammedanischer Religion — gewesen, welche, das Schwert in der Hand, an der Spitze furchtbarer Reiterscharen die Fürsten Indiens ihrer Macht unterworfen und hier das Reich der Großmoguln errichtet hat, welches unter Baber, Akbar, Aurengzeb zu hoher Macht gelangt, endlich an die Engländer gefallen ist. Seit dieser Zeit als Titularkönige Pensionäre Englands, doch stets zu Intriguen und Aufständen wider die sich rasch und kräftig entwickelnde britische Suprematie bereit, haben die Großmoguln, wenn auch factisch der Macht, so doch nicht allen Einflusses beraubt, ein unstetes Leben verbracht. Der Tod Schâh Bahâdurs (1862), des letzten »Kaisers«, eines achtzigjährigen Greises, und die Hinrichtung fast aller seiner Nachkommen nach der Eroberung von Dehli durch die Engländer (1857) hat die Dynastie der indischen Timuriden rasch ins Reich der Vergessenheit geführt.

Die Glanzperiode der Moguln begreift die Regierungen Babers, Akbars, Dschehangirs, Schâh Dschehans und Aurengzebs. Unter diesen Fürsten hat sowohl die Pracht des Hofes, zu dem Gesandte, Gelehrte, Künstler, Priester aus aller Herren Ländern strömten, als auch der Umfang des Reiches der Großmoguln und ihr Machtgebot den Gipfel-punkt erreicht. Die Epoche des Verfalles ist durch eine Reihe von Momenten charakterisiert: einerseits das Anwachsen der britischen Macht und die Occupation des Staatsgebietes der Moguln durch die Engländer; andererseits Eingriffe der benachbarten Fürsten in die Machtsphäre der rasch von ihrer Höhe herabsinkenden Timuriden; Intriguen politischer Natur; übertriebener Luxus, sinnlose Verschwendung und dadurch hervorgerufene finanzielle Calamitäten; Hofcabalen, Verschwörungen und dunkle Thaten, in denen Gift und Dolch ihre meuchlerische Rolle spielten. Alle diese und noch andere Momente, welche nicht nur das Schwinden äußerer Macht darthun, sondern auch von der inneren Decadenz des einst so gewaltigen Timuriden-Geschlechtes zeugen, haben schließlich zum Sturze des Mogulnreiches, ja zum politischen Erlöschen seiner Dynastie geführt.

Doch ich kehre zu Agra selbst und zu den Resten seines Glanzes zurück. Die Altstadt bot uns während der Fahrt wenig Beachtenswertes, immerhin erweckten einige Moscheen und Tempel, sowie das Getriebe der Einwohnerschaft unsere Aufmerksamkeit. Als wir den

Thorbogen und die Bastion der alten Dehli-Pforte passiert hatten und der alten, mit Meilenzeigern (Kos minar) besetzten »Mogulischen Kaiserstraße« nach Lahore und Kaschmir in der Richtung gegen Sikandra folgten, wurden zu beiden Seiten zahlreiche Grabmonumente und sogenannte Baoli (Quellstuben mit zierlich gebauten Ruheplätzen) sichtbar. Auch muss ich einer mit Fresken bedeckten, vielleicht modernen Umfassungsmauer gedenken, deren Wandschmuck Aufzüge, Kämpfe und Jagden darstellt, in welchen Elephanten eine große Rolle zugeordnet erscheint.

Alles dieses tritt aber zurück vor dem Ziel unserer Fahrt, dem Grabmal, das Akbars Asche birgt. Dieses imposante Mausoleum ist von einem weitläufigen, im Quadrat gebauten Karawan serai umgeben. An der Außenseite lediglich einer Festungsmauer gleichend, die von vier Riesenthoren und von mehreren ihrer Spitze beraubten Minarets unterbrochen ist, diente das Karawan serai, wie schon der auch uns geläufige Name sagt, zum Obdach für Pilger und Reisende. Die Thore gewähren Einlass in den von den Mauern umschlossenen Innenraum, einen wohlgepflegten, mit Palmen, Mango- und Bananenbäumen bepflanzten Garten, in dessen Mitte sich das Mausoleum erhebt. Fesselt uns schon der Anblick der Thore, hoher, elegant profilierter Bauwerke mit zahlreichen Nischen und Thürmchen, sowie die musivische Arbeit ihrer Steinfaçaden, so fasst uns geradezu Erstaunen und Bewunderung, sobald wir durch eines der Thore in den Innenraum geschritten sind und den langen, geradlinigen, von großen Wasserbassins unterbrochenen, mit Steinplatten belegten Weg hinter uns haben.

Da ragt vor uns das Grabmal Akbars auf; ein Bild erhabener Größe, hehr und ruhig, trotz all der Säulen, Hallen, Vorbaue, Kioske und künstlich gefügten Façaden, welche den stolzen Bau verschwenderisch schmücken, ohne dass die Zier sein Wesen stört. Von der als Basis dienenden, aus weißen Steinen gefügten Plattform streben als Stufenpyramide fünf Stockwerke auf, deren Plattengestalt vermöge des treppenförmigen Aufbaues des ganzen Bauwerkes auf jedem der Absätze Terrassen freilässt. Um jede der Terrassen nun, mit Ausnahme jener, welche als quadratische Fläche das Gebäude oben abschließt, läuft eine gewölbte, offene, von cannelierten Säulen und Kielbogen getragene Gallerie, welche in regelmäßigen Abständen erkcrartige, vier-eckige Vorbaue bildet. Jeder der Vorbaue ist von einem baldachinartigen Kiosk mit quadratischer Grundfläche überhöht, dessen platte Kuppel und weit vorspringendes Dach auf Kielbogen und Säulen mit

indo-korinthischen Capitälern ruhen. Ausladende Geländer und allerlei ornamentaler Schmuck gestalten die Profilierung der Vorbaue noch reicher.

Der Zauber der Farben, — die vier unteren Stockwerke bestehen aus rothem Sandstein, all ihre Gallerien, Kioske und Geländer aber und das ganze oberste Stockwerk aus köstlichem schneeweissen Marmor — das phantastische Spiel der Ornamente, die zierliche Grazie der Decoration, die herrliche Steinarbeit der spitzenartig durchbrochenen Geländer: alles dies bildet mit seinem intimen Reiz einen überaus fein empfundenen Gegensatz zu den grandiosen Dimensionen und zu dem im ganzen strengen, fast antikisierenden Lineament des pyramidal aufstrebenden Mausoleums.

Wie nach den ersten Augenblicken des Entzückens die Prosa des Lebens wieder in ihre Rechte zu treten weiß, so frug auch ich, noch angesichts des herrlichen Grabdenkmales, das Dschehangir, der Sohn Akbars seinem Vater errichtet hat, nach dem Wie und Woher des Baumaterials. Der bei Fatehpur Sikri nächst Agra vorkommende Sandstein — und dieser hat bei dem Mausoleum Verwendung gefunden — unterscheidet sich von seinen europäischen Verwandten durch seine auffallende Härte, welche es zulässt, dass aus dünnen Platten die feinst durchbrochenen Gitter geschnitten werden können. Er ist roth, gelb gesprenkelt oder von gelben Adern durchzogen. Der glänzend weisse, äusserst widerstandsfähige Marmor des Grabdenkmals stammt aus Makrana bei Dschaipur.

Was die Dimensionen des Gebäudes anbelangt, so misst seine Höhe 33 *m*, die Länge jeder der vier Fronten an ihrer Basis 100 *m*. In der Mitte des Gebäudes liegt in einem unterirdischen, mittels einer schiefen Ebene zugänglichen Raume Akbars Sarkophag, aus weissem Marmor gefügt und mit arabischen Inschriften bedeckt. Hier ist Akbars Asche beigesetzt, während im obersten Stockwerke des Mausoleums nach asiatischer Sitte ein Kenotaph, ein leeres Facsimile des in der Gruft befindlichen Sarkophags, steht. Vor Akbars Kenotaph erblicken wir ein kleines Postament, welches dereinst den sagenumwobenen Koh-i-nur, »Berg des Lichtes«, getragen hatte, einen der größten Diamanten der Welt, der drei Jahrhunderte lang von einem indischen Schatzhause zum anderen, von dem Grabe Akbars in die Hand Nadir Schâhs, des despotischen Usurpators, und schliesslich in jene der Ostindischen Compagnie gewandert ist, bis er im Jahre 1850 dem britischen Kronschatz einverleibt wurde.

Im Erdgeschosse sind vier mohammedanische Frauen Akbars in prachtvollen, reich geschnitzten und eingelegten Sarkophagen beigesetzt, deren jeder in einer eigenen Halle steht, welche mit Marmor mosaik und arabischen Inschriften bedeckt ist.

Jede der vorerwähnten Terrassen an der Außenseite des Mausoleums, die man auf einer kleinen Stiege betreten kann, bietet etwas Charakteristisches; am schönsten und geradezu verblüffend ist die oberste marmorne Terrasse, indem dieselbe von einer aus Marmorplatten gemeißelten, ein arabeskenartiges Gitter darstellenden Geländerwand umgeben ist. Dieses Gitter zeigt in jedem einzelnen Stücke eine andere Zeichnung von seltener Zartheit. Mit Ausnahme des rothen Sandsteines der unteren Stockwerke ist alles blinkender Marmor: das Gitter, der Fußboden, die Gallerien, die Kioske und die Sarkophage.

Entzückt von dieser Stätte der Erinnerung an die alte Pracht und Herrlichkeit der Großmoguln, verließ ich das Mausoleum, um in den Bazar von Agra zu fahren und daselbst meiner Gepflogenheit gemäß nach Acquisitionen für meine ethnographische Sammlung zu fahnden. Die Straße, welche den Bazar bildet, ist eng, mit großen Steinplatten gepflastert und zeichnet sich durch die reizenden Fronten der Häuser aus; beinahe an jedem Gebäude befinden sich jene kunstvoll geschnittenen Geländer, Gitter und Säulen, welche charakteristische Merkmale von Agra bilden. In dem reichen und belebten Bazar fand ich nach langem Handeln manch Bemerkenswerthes, das wohlverpackt in meine Heimat wandern soll.

Da inzwischen der englische Commissioner gekommen war, unternahmen wir nachmittags die Besichtigung des Forts und des Tadsch Mahal. Leider hatte sich das Wetter völlig getrübt. Es gieng starker Regen nieder, welcher uns der Freude beraubte, diese beiden herrlichen Bauten bei Sonnenlicht zu sehen.

Das Fort ist der befestigte Palast der Moguln und wurde zu Ende des 16. Jahrhunderts und im Laufe des 17. Jahrhunderts, zum größten Theil von Schâh Dschehan, dem Sohne Dschehangirs, erbaut. Eine außerordentlich starke, aus riesigen Sandsteinquadern gefügte, crenelierte Mauer mit vielen runden Eckthürmen umgibt das Fort. Rings um dasselbe läuft ein breiter, mit Wasser gefüllter Wallgraben. Die massiven, bethürmten Außenthore des Forts gewähren nur durch seitliche, im schiefen Winkel gegen die Hauptmauer gestellte Seitenthore Eingang in das jetzt mit englischer Besatzung belegte Bollwerk von Agra.

Das erste, was man, vom Westen her durch das Dehli-Thor ein-tretend, zu Gesichte bekommt, sind Casematten, Batterien und auf einem freien Platze ein ganzes Arsenal ausrangierter Kanonenrohre der verschiedensten Systeme. Hat man diese Anordnungen der Kriegskunst passiert, so gelangt man in den eigentlichen Palast der Moguln, der verhältnismäßig noch gut erhalten ist und Reste seiner einstigen, geradezu verschwenderischen Pracht und Herrlichkeit zeigt. Der Palast ist nach unseren Begriffen allerdings kein einheitlicher Bau, sondern eine ganze Reihe von Prachtgebäuden, offenen Sälen, Veranden, Plattformen, Höfen, Moscheen, Bädern u. a. m., die einen großen Raum bedecken und sämmtlich durch Gänge und Treppen miteinander verbunden sind. Bedenkt man, dass fast alle diese Gebäude, soweit nicht der landesthümliche rothe Sandstein Verwendung gefunden hat, aus reinem weißen Marmor bestehen, der mit Gold, Malerei und künstlerischem Mosaik aus Halbedelsteinen bedeckt ist, so kann man sich annähernd einen Begriff von dem Luxus machen, der einst hier geherrscht hat.

Zunächst wurde uns in dem neueren Theile des Palastes der große, unter Aurengzeb vollendete, von Nord nach Süd 70 *m* lange Audienzsaal Diwan-i-Am gezeigt, eine nach drei Seiten hin offene Halle, deren Dach von drei Reihen mächtiger Säulen getragen wird, welche an den Sockeln und Capitälern eigenthümliche, altindische Formen zeigen. An der Rückwand der Halle erhebt sich in einer Nische der Marmorsockel, auf dem einst der Thron des Moguls gestanden hatte, und über der Nische, deren Wände mit Pietradura-Arbeiten und Tiefreliefs geziert sind, ein mit kostbaren Steinen eingelegter Marmorbaldachin. Hier pflegte der Mogul die großen Audienzen abzuhalten, Deputationen und Vertreter fremder Fürsten zu empfangen.

In dem an die Audienzhalle anschließenden, ringsum von einer Gallerie umschlossenen Hofe, der im ersten Stockwerke die einfach ausgestatteten Frauengemächer enthält, fischte der Mogul zum Zeitvertreib. Das Wasser für diesen Fischweiher musste von Trägern erst herbeigebracht werden; späterhin wurde es durch ein besonderes Pumpwerk zugeleitet. Ein Söller in der Gallerie dieses stillen Hofraumes bildete den Lieblingssitz des Gewaltherrschers, der, jahraus jahrein von Kriegslärm umbraust, von wahrhaft königlicher Pracht übersättigt, Schwert und Scepter mit der Angelruthe vertauschte, um hier träumerisch die Fische zu locken; er, der Ungestüme, ein geduldiger Angler, er, dessen Kronjuwelen und Beutestücke die Schatzkammer bis an den Rand füllten, ein seines zappelnden Fanges froher

Mann. Und selbst in diese Stunden stillen, bescheidenen Glückes des Fürsten schlichen sich Höflingslist und wohldieneriseher Betrug ein. Ließ doch, wie die Chronik berichtet, der Günstling des Moguls, auf dass dessen Laune sich nicht durch Misserfolg trübe, vom Fürsten unbemerkt, gewandte Schwimmer, wie sie einst Neros Badeschloss auf Capri gekannt, tauchen und die allergrößten Fische heimlich an dem Köder befestigen.

Ein Schönheitswunder ist der marmorne Privat-Audienzsaal, Diwan-i-Khas, »die Halle der Erlesenen«, der in verkleinertem Maßstabe dem großen Audienzsaal nachgebildet ist, diesen jedoch in der Ausschmückung des Raumes, in dem Reichthume der Mosaikarbeiten und in der Eleganz der Formen weit übertrifft. Vor dem Audienzsaal liegt eine große Plattform, von der man gegen Ost und Süd hinausblickt auf den Strom, auf fruchtbare Gelände und laehende Fluren und auf den Tadsch Mahal, der schon von hier aus, des schlechten Wetters ungeachtet, durch die ruhige Majestät seiner Gestalt einen imponierenden Eindruck hervorruft. Von dieser Terrasse sahen die Moguln, durch eine hohe Mauerwand gegen etwaige Angriffe der gereizten Thiere geschützt, den Tiger- und Elephantenkämpfen zu, die in dem erweiterten Wallgraben veranstaltet wurden.

Der Thron, auf welchem die Moguln bei diesen Kampffesten ruhten, — ein großer, schwarzer, in der Mitte geborstener Steinblock — ist noch erhalten und gegenüber diesem auf derselben Terrasse noch ein zweiter von gleicher Form, aber aus weißem Marmor. Abergläubisch und phantastisch wie alle Orientalen, verknüpften die Bewohner des Landes den Riss, der mitten durch die Platte des Schwarzen Thrones geht, mit märehenhaft ausgeschmückten Erzählungen aus der Kriegsgeschichte des Forts von Agra. »Eher wird dieser harte Stein in Stücke gehen«, rief, wie die Einen berichten, der Großmogul, »als dass ich mein verpfändet Wort breche«. Doch des Moguls Wort war so wenig felsenfest als jener Stein, der an jenem Tag entzweisprang, da der Fürst einen Treubruch begangen. Die Anderen wissen zu sagen, der Riss in dem Steine rühre von dem Unglückstage her, da Dschowahir Singh, der Râdseha von Bhartpur, nachdem er Agra erstürmt, es gewagt hatte, Platz zu nehmen auf dem Throne der Timuriden.

Doch auch die jüngste Epoche der indischen Kriegsgeschichte hat der viel umstrittenen Steinplatte des Schwarzen Thrones von Agra ein Wahrzeichen verliehen: die Spuren einer englischen Kanonenkugel,

die während der Belagerung Agras im Jahre 1857 hier einschlug; ricochettierend flog das Geschoss weiter und durchschlug ein herrliches geschnitztes Marmorgitter nächst der Audienzhalle. Auch an anderen Stellen findet man in den Ornamenten und Schnitzereien Schäden, die von Geschützkugeln herrühren.

Neben der Audienzhalle zieht sich eine lange Reihe von Gemächern, Säulengängen und Plattformen hin, die zu den privaten Wohnräumen der Moguln gehörten. Sie einzeln zu beschreiben, würde zu weit führen; ließen sich doch ganze Bände schreiben über diese Pracht, diese Fülle von Marmor, Gold und Mosaik, über die Reminiscenzen an die Leistungsfähigkeit, den Fleiß, den Formensinn der kunstgewerblichen Arbeiter und der künstlerisch so feinfühligten Handwerker, die, von prachtliebenden Bauherren gedungen, von in- und ausländischen Meistern angeleitet, Agras Ruhm als Schatzkästlein der Bau- und Decorationskunst Indiens mitbegründen halfen.

Das Geschick für eingelegte Marmorarbeiten mit Arabesken und Blumenmustern hat sich unter den Werkleuten Agras bis zum heutigen Tage erhalten. Dass fremdländische Künstler bei der Errichtung und Ausschmückung der Bauten in Agra Einfluss genommen haben und namentlich Austin de Bordeaux, unter Schâh Dschehan hier in hervorragender Weise thätig gewesen ist, wird durch die noch erhaltene Baugeschichte des Tadsch bekräftigt. Trotz der Seltsamkeit, der originellen, ja barocken Formen und der mit orientalischer Üppigkeit angehäuften Ornamentik der Bauten von Agra erschien uns hier nichts überladen, geschweige für das Auge beleidigend; im Gegentheil, alles künstlerisch gestaltet und von eigenartiger Schönheit.

Auf einer der Plattformen des Palastes fand ich in dem Marmorboden aus verschiedenfarbigen Steinen zusammengesetzte Quadrate und Zeichen eingefügt, welche mir auf mein Befragen dahin gedeutet wurden, dass die Moguln hier ein dem Schach ähnliches Spiel — Patschisi — gespielt hätten, wobei lebende Menschen, meist schöne Mädchen, die Figuren darstellten. Jede der Figuren stand auf einem der Quadrate und musste sich auf Befehl des Herrschers den Zügen entsprechend bewegen.

Ich darf nicht vergessen, eines besonders schönen, oberhalb der Wallmauer vorspringenden Erkers zu erwähnen, der von einem Kiosk überdeckt ist und das Lieblingsplätzchen der Moguln bildete. An dieser Stelle pflegte der Herrscher jede Bitte willfährig entgegenzunehmen; ein Umstand, der dahin führte, dass die Bittsteller aus dem Volke die

Gelegenheit wahrnahmen, sich an den Rand des Festungsgrabens zu begeben, um von dort aus mit lauter Stimme den auf dem Erker ruhenden Fürsten um Gnade anzuflehen.

Bemerkenswert sind auch noch die Baderäume im Schisch Mahal, »Spiegelpalast«; dieselben sind völlig fensterlos und enthalten in der Mitte große Marmorbassins mit Springbrunnen und Wasserkünsten, während die Wände groteske Arabesken aufweisen, die mit unzähligen kleinen Spiegelplatten mosaikartig ausgelegt sind.

Noch tiefer als die Bäder, in einer Art Kellerraum, liegen die sogenannten Sommerwohnungen, durch Corridore untereinander verbundene, düstere Gemächer, die in der heißesten Jahreszeit vom Mogul und seinem Serail bewohnt worden sein sollen. Kleine Öffnungen in der dicken Mauer spenden diesen Räumen äußerst spärliches Licht.

Wie bei allen alten Palästen und Forts fehlte auch hier nicht eine Hinrichtungskammer, ein gar schauerliches und völlig lichtloses Gemach, mit einem Querbalken versehen, an welchem die Delinquenten justificiert wurden. Der Körper des Gerichteten fiel in einen schlauchförmigen Canal, durch welchen er in den Fluss gespült wurde, den Raben und Geiern zum Fraße.

Kaum glaublich erscheint, dass die Moguln in verhältnismäßig kurzer Zeit mit den primitiven Arbeitsmitteln früherer Jahrhunderte derartige Prachtbauten auf- und auszuführen vermocht haben. Es lässt sich dies nur dadurch erklären, dass einerseits die fürstlichen Bauherren Tausende von Leuten, ja, wenn es nöthig erschien, fast die gesammte arbeitsfähige Bevölkerung der Provinz, in welcher das Werk erstehen sollte, zum Frohndienste zwangen und auf diese Weise zahlreiche und spärlich entlohnte Arbeitskräfte zur Verfügung hatten — und dass andererseits jeder bei Todesstrafe sich dem eisernen Willen orientalischer Herrscher beugen musste. Dabei waren die Moguln vernünftige und verständnisvolle Männer, die, sich nach ihrer Art selbst abendländischer Cultur und Kunst nicht verschließend, an ihrem Hofe manchen europäischen Künstler beherbergten, um sein Wissen, seine Erfindungsgabe und sein Geschick zu nützen.

Den ältesten Theil des Palastes bildet ein in rothem Sandstein aufgeführtes, quadratisches, einen großen Hof einschließendes Gebäude. Die Bauart desselben sowie die Säulen, Giebel und Capitäle sind sehr bemerkenswert, da sie in ihrer Construction noch ganz das rohe Holzgebälk, die Holzverzierungen und die Stützen eines Daches imitieren. In diesem Hofe soll sich im Jahre 1700 jene seltsame Audienzscene

abgespielt haben, in welcher der erste von England an den Hof der Großmoguln abgeschickte Gesandte, dem damals hier üblichen Ceremoniell gemäß, Seiner mogulischen Majestät auf allen Vieren kriechend nahen musste. Seit jener Zeit hat sich in Indien gar viel geändert, sind die Rollen der indischen Râdschas und der britischen Residenten gegeneinander völlig vertauscht. Musste der Gesandte Albions vor kaum zwei Jahrhunderten noch in der Haltung eines Vierfüßlers Palast und Saal des Moguls betreten, so sieht man heute die Erben der stolzesten Namen von Hindustan — bildlich gesprochen — vor jedem der englischen Machthaber sich beugen; freilich mit verhaltenem Grimm und vielleicht mit der geheimen Hoffnung im Busen, dass eines wohl unabsehbaren Tages das rollende Rad der Zeiten die Gescheicke Indiens wieder nach der Seite der Râdschas wende.

Auch dieser Palast hat seine eigene Moschee, nur ist diese, der Praecht des Ganzen entsprechend, besonders schön und mächtig gehalten. Ihr Name ist »Perl-Moschee« (Moti Mesdschid), ein Name, der entweder die Kostbarkeit der Moschee bezeichnen soll oder von der silberweißen Farbe ihrer Kuppeln und Säulen herrühren mag. Die Construction dieser Moschee gleicht jener der meisten ähnlichen Bauten in Indien. Die Wälle des Forts hoch überragend, von Schâh Dschehan erbaut und im Innern auf das köstlichste mit weißem, bläulichem und grauem Marmor geschmückt, bildet die Moschee als Stirnseite eines weiten, von Marmorsäulenhallen umschlossenen Hofes eine luftige, von drei Säulenreihen getragene Bogenhalle, über der sich drei Kuppeln erheben. Der weiße Marmor der mit goldenen Spitzen gekrönten Kuppeln, der rothe Sandstein der Außenwände und Portale, die Verzierungen, Steinarbeiten, Inschriften im Innern der Moschee, ihre hohe Lage — alles vereint sich, um diesem Kleinode saracenischer Baukunst einen eigenen Reiz zu verleihen. Im Innern ist, wo nicht Mosaik, Inschrifttafeln oder Nischen andere Farben zeigen, alles weiß in weiß; sogar der Boden des großen Vorhofes ist mit Marmorplatten belegt. Architektonisch bemerkenswert ist der Aufbau der Säulenhalle mit ihren dreifachen Säulenreihen und ihrem spiegelglatten Boden. In diesen sind für die Gläubigen — gegen Mekka gewandte — Gebetplätze eingelegt, welche sich als in Marmor mosaik ausgeführte Imitationen von Gebetteppichen darstellen.

Ich bestieg das Daech, um von dort eine leider vom Wetter getrübe Aussicht auf die zahlreichen schönen Bauwerke Agras zu genießen. Als ich so hinabblickte auf all die Denkmale einer glänzenden Epoche, die mir zu Füßen lagen, sann ich nach über den wechselvollen Lauf irdischen

Geschickes, über den Gegensatz der »guten alten Zeit« Agras zu dem Stilleben, das jetzt in den herrlichen Höfen und Palästen der verfallenen Residenz waltet. Wo sich einst die stolzen Großmoguln im Glanze ihrer Macht, im gleißenden Schimmer ihres Hofstaates gesonnt, wo farbensattes, prunkvolles, vom Genius künstlerischer Gestaltung durchwehtes Leben und Treiben geherrscht: da erheben sich jetzt im Bannkreise der goldenen und marmornen Paläste moderne, mit englischen Geschützen armierte Batterien, schreiten stumm britische Soldaten auf ihren Posten auf und ab, ertönt vom nahen Bahnhofs her der schrille Pfiff der Locomotive. Für einen Baksehisch darf heute unter Leitung eines schwatzhaften Führers jeder beliebige Fremdling hier eindringen in Burg und Hof, in die Geheimgemächer und in die Moseen der einst unnahbaren Residenz der Großmoguln, darf in den Trümmern der Nischen und Säulen wühlen, alles betasten und besehen . . . Tempora mutantur!

Aus meinem Sinnen und Träumen weckte mich nur zu bald etwas, das unschwer zu errathen ist; etwas, das heute in ganz Indien spukt und unvermeidlich ist, als wäre es ein schleichender Krankheitsstoff — nämlich ein zur Aufnahme bereitgestellter photographischer Apparat. Der Besitzer dieses modernen Folterwerkzeuges stand vor uns und legte beredt die unabweisliche Nothwendigkeit dar, mich und meine Begleiter in der Moschee stehend als Gruppenbild zu fixieren. Lässt sich schon darüber discutieren, inwieweit die Mahnung des Korans: »Du sollst kein Ebenbild des menschlichen Leibes gestalten«, auch auf photographische Porträts anwendbar sei, so musste das Begehren des mohammedanischen Photographen, uns just in der Moschee aufzunehmen, als wären wir fromme Moslemin, um so unlogischer erscheinen. Den lästigen Künstler abzuschütteln, gab es kein anderes oder doch kein rascheres Mittel, als seinem Wunsche zu willfahren.

Nachdem wir das Fort besichtigt hatten, kam die Perle der Bauwerke Indiens, das entzückendste aller architektonischen Weltwunder, das vornehmste Ziel jedes Reisenden, der Hindustans Fluren betritt, der weltberühmte Tadsch (Taj) Mahal (Tadsch = die Krone, Mahal = der Palast; also etwa »das Heim der Krone«) an die Reihe.

An der Stelle errichtet, wo Sehâh Dschehans Lustgarten lag, an dem rechten Ufer der Dsheamna, stellt der Tadsch Mahal, auch Tadsch bibi ke Rosa (das Grab der gekrönten Frau) genannt, das Mausoleum der Gemahlin Schâh Dschehans dar. Als diese, Ardschmand Banu Begum, genannt Mumtâz-i Mahal, das ist »Die Erwählte des Palastes«, nach der Geburt ihres achten Sprösslings im Wochenbette gestorben war,

begann der Fürst im Jahre 1630 der geliebten Gattin dies Grabmal zu setzen, in dem er selbst an ihrer Seite im ewigen Schlafe ruht. Der Wille Schâh Dschehans, seiner Mumtâz-i Mahal ein Denkmal zu weihen, schöner als jedes andere auf dieser Erde, unvergänglich zu jedem redend von der theueren Verblichenen, hat sich vollauf erfüllt . . .

Nichts schien zu kostbar, nichts schön genug, die Todte zu ehren. Fremde Künstler, so der Venetianer Gieronimo Verroneo, dann Austin de Bordeaux und ein byzantinischer Meister haben im Vereine mit dem Wissen und Können der besten einheimischen Werkleute an diesem Baue mitgeschaffen.

Ungefähr zwei Jahrzehnte hindurch sollen unablässig zwanzigtausend Arbeiter hiebei beschäftigt gewesen sein. Die Kosten werden — obschon so manche der Baumaterialien, manche Edelsteine und Schmuckgegenstände, welche das Grabmal zieren, von den Râdschas und Navâbs freiwillig beigesteuert wurden und die Werkleute und Arbeiter wohl nur kärglich entlohnt worden sein mögen — von einheimischen Quellen auf die zumal für die damalige Zeit ungeheure Summe von etwa 40 Millionen Gulden angegeben. Trotz all dieses Aufwandes an Kraft und Geld erscheint es jenem, welcher die Details des Bauwerkes näher besichtigt und die enormen Schwierigkeiten berücksichtigt, die hier zu überwinden gewesen sind, als ein Wunder, dass innerhalb der Frist von nur etwa zwei Jahrzehnten all das zu Ende gebracht zu werden vermochte.

Wer kennt nicht das Bild des Tadsch, seinen schneeweißen Bau, seine Bogenpforte, seine Doms, Façaden und Minarets? Erblickt nun der Wanderer, dem Leinwand und Holzschnitt, Bild und Wort den Tadsch hundertmal vor das Auge gezaubert haben, das Bauwerk selbst, wie es sich unvergleichlich schön, von üppigem Grün umrahmt, himmelwärts erhebt: so verblasst alles bisher Geschaute, verfliegt jedes Wort, welches den Bau stammelnd zu schildern versucht, fällt der Griffel zur Erde, verstummt der verzückte Beschauer.

Ausgestattet mit der vollen Macht unserer herrlichsten Bauten, hehr wie das Gefüge unserer schönsten gothischen Dome, edel wie die vornehmsten Blüten der italienischen Renaissance, berückend gleich den Orient und Occident verschmelzenden Perlen venezianischer Kunst, geschmückt mit jedem Zaubermittel, welches dem Menschen gewährt worden, um der höchsten, reinsten Schönheit Ausdruck zu verleihen — überwältigt der Tadsch jedweden Sterblichen, der zu ihm aufblickt.

»Ein marmorner Traum«, so steht das Mausoleum Schâh Dschehans vor uns. Erhabene Bilder, Vorstellungen, Empfindungen ziehen durch die Seele des Beschauers, der nicht satt wird, zu sehen, dass hier Menschenhand das geschaffen, was uns die kühnste Phantasie kaum vorzuspiegeln vermag. Und dabei diese vornehme Ruhe, diese unübertreffliche Harmonie des Ganzen trotz aller Kühnheit der Formen, diese weiße Reinheit des Steines. Keine Statue, kein Bild, kein Altar, noch Teppich ist zu sehen, nur Stein und wieder Stein — doch dieser Stein allein schmückt das Ganze mehr als jede andere, noch so köstliche Zier. Es ist, als blühe, lebe, rede der Stein. . . .

Der Tadsch steht auf einer erhöhten Plattform, welche 95 *m* im Gevierte misst, und ist in quadratischem Grundriss mit abgestumpften Ecken (Octogon mit vier längeren und vier kürzeren Seiten) gebaut, gekrönt von einer mächtigen Kuppel, unterhalb welcher vier kleinere Kuppeln angebracht sind. Die Bogenportale und Fensternischen in maurischem Stile sind mit ausgemeißelten Koransprüchen umsäumt und die Façaden überdies, insbesondere an den Sockeln, mit eingelegten Steinen geziert. An den vier Ecken der Plattform stehen hohe Minarets. Die höchste Spitze der Kuppel liegt 74 *m* über dem Gartenwege.

Ähnlich wie beim Grabdenkmale Akbars tritt man zuerst durch ein hohes, moscheenartiges Thor, das aus rothem Sandsteine gebaut, mit feinem, an einen Schleier erinnerndem Marmormosaik verziert ist. Dann folgt der herrliche Park mit seinen dunkelgrünen Bäumen, seinen blühenden Blumen und seiner schnurgeraden Reihe von Wasserwerken und Springbrunnen, die von dem Eingangsthore bis zu dem Treppenaufgang des Mausoleums führen. Sehr effectvoll ist eine Cedern-Allee angebracht, die als Rahmen für den weißen Bau des Tadsch dient, während der Himmel den Abschluss bildet.

Wohl jeden, der dieses herrliche Gebäude, dieses Denkmal des Schmerzes betritt, überkommt ein melancholisches Gefühl: mystisches Halbdunkel umgibt die beiden Kenotaphe, leises Echo lässt die Stimme wiederhallen. Auch hier, in der Halle des Octogons, kein anderer Schmuck als Stein, der aber so wunderbar vertheilt ist, dass er decorativer, würdiger und reizvoller wirkt als manches Gemälde, manche Statue. Das Innere des Mausoleums macht keineswegs einen kalten, starren, im Gegentheile einen warmen, pietätvollen Eindruck.

Geradezu verblüffend wirkt die Pracht und Zartheit der Ausführung des, die Kenotaphe umgebenden Gitterwerkes, welches aus riesigen Marmorplatten gefügt ist, die so fein wie Spinnengewebe netzartig

durehmeißelt sind. An den Säulen bewundern wir das Schönste, was die musivisehe Kunst zu bieten vermag: die zartesten Blumen und Arabesken aus Halbedelsteinen, wie Carneol, Lapis lazuli, Achat, Jaspis, Malachit. In einer unterirdischen Gruft stehen die Marmorsarkophage, welche die sterblichen Reste Schâh Dsehehans und der Mumtâz-i Mahal enthalten, während die in dem Octogon aufgestellten Kenotaphe den Sarkophagen der Gruft nachgebildet und leer sind. Der Sitte, fürstlichen Personen zwei Steinsärge aufzustellen, ein Kenotaph und den die Gebeine bergenden Sarkophag, ist hier ebenso wie in Akbars Grabmal Rechnung getragen.

Über eine kleine Treppe gelangte ich auf die Plattform, welche daehartig die Hauptkuppel umgibt, und von der aus man einen guten Ausblick auf die beiden Moseeen genießt, die zwischen den Minarets in der Längsfront des Tadsch stehen. Jede dieser Moseeen ist, für sich betrachtet, ein Prachtbau, der aber in der Nähe des Marmorwunders von diesem fast völlig in den Schatten gestellt wird. Das Material, aus welchem die beiden Kuppelbauten errichtet sind, ist der übliche rothe Sandstein, der mit Marmormosaik verziert ist.

Ich kehrte in den Garten zurück und umsehrte den Tadsch noehmals von allen Seiten, um seine herrlichen Formen dem Gedächtnisse genau einzuprägen.

Ein bewaffneter Spaziergang im Parke des Palais zu Agra sollte mir, da ich von all dem Gesehenen entzückt und geistig doeh abgespannt war, Erfrischung bringen. Des Morgens hatte ich auf einem der Bäume außerhalb des Parkes Marabus (*Leptopilus argala*) sitzen gesehen, welche widerliche Vögel durch ihre enorme Größe und Flügelspannweite, sowie durch ihre schönen Federn auffallen, während der kahle Kopf mit dem Kropf und die Ernährungsweise des Thieres nichts weniger als schön und anspreehend sind. Wir pürschten uns an die Schlafbäume der Marabus an und erlegten im ganzen sechs Stücke, deren zwei meinen Schüssen zum Opfer fielen.

Kinsky erlitt an diesem Tage wieder einen Fieberanfall, so dass er bis auf weiteres das Bett hüten muss.

Agra, 13. Februar.

Der Morgen war abermals recht garstig, kalt und regnerisch, ganz anders, als man sich »indisches Wetter« vorzustellen pflegt, so dass wir uns in dicke Kleider und Mäntel hüllen mussten, trotzdem aber bedeutend in unserem Käfigpalaste froren.

Wir sollten nach Fatehpur Sikri fahren und versahen uns, da die Distanz 36 *km* beträgt, mit unseren Gewehren, was wir nicht zu bereuen hatten. Die Fahrt selbst bot wenig Reiz; die Straße führte durch eintöniges, ebenes Land; hie und da passierten wir ein ärmliches Eingeborenendorf und sahen im übrigen nur flache, mit vereinzelt Bäumen besetzte Felder, so dass wir jeden Meilenzeiger zählten, welcher uns das Vorrücken gegen das Ziel der Fahrt auswies.

Für die Eintönigkeit der Landschaft entschädigte uns die Fauna. Unmittelbar nachdem wir die Stadt verlassen hatten, schoss ich vom Wagen aus mehrere große Geier (*Gyps indicus* und *Gyps bengalensis*), ferner einen der so häufig sichtbaren Schmutzgeier und einige Schmarotzer- oder Pariah-Milane. Kurz darauf, noch im Weichbilde der Stadt, fiel mir ein Adler zur Beute, den ich am Rande seines Horstes erlegte; wir bestimmten ihn als *Aquila mogilnik*, sogenannten Russischen Adler. Ebenfalls vom Horste herab, der auf einem Alleebaume gebaut war, schoss ich einen Vertreter einer anderen Adlerart, nämlich einen Fahlen Adler (*Aquila vindhiana*). Auch zwei Honig-Bussarde (*Pernis ptilonorhyncha*), unserem Wespen-Bussarde ähnlich, wanderten in den Rucksack. Bei einer Pfütze saßen auf einem Baume zwei Nimmersatte (*Tantalus leucocephalus*), die ich mit glücklichem Coup double herunterholte; es waren selten schöne, große Exemplare mit auffallend rosaroten Federn an den Flügeln. Im weiteren Verlaufe der Fahrt erbeutete ich noch Dschungelkrähen (*Centropus rufipennis*), einen Sirkier-Kuckuck (*Taccocua sirkee*) und zwei Sperber-Bussarde (*Butastur teesa*).

So gelangten wir endlich, der von Agra her stets genau in südwestlicher Richtung dahinziehenden Straße folgend, nach Fatehpur Sikri, der Palaststadt Akbars. Ihre Gründung, um das Jahr 1570, wird von der Legende auf folgende Weise erklärt: Von Agra aus in trüben Gedanken zu dem Sandsteinhügel wandernd, auf welchem heute die Palaststadt liegt, traf Akbar hier den Fakîr Selim Tschisti, einen weisen und frommen Bettler, der, des Moguls Trauermiene gewahrend, die ihm, dem weltentrückten Einsiedler, unverständliche Ursache der Betrübniß eines so mächtigen Herrschers zu erkunden suchte. Da klagte Akbar, wohl sei er ein mächtiger Fürst, sein Reich aber drohe nach seinem Tode zu verfallen; denn jeder der Söhne, die ihm seine Gattin geboren, sei, noch in der Wiege, frühen Todes verblichen. »Erbaue«, sprach weissagend der Fakîr, »Dein Schloss auf diesem durch meine Gebete geheiligten Hügel und schlage hier Deinen Wohnsitz auf. Neun Monde

nach Deinem Einzuge durch die Pforten des neuen Palastes wird Dir ein Erbe geschenkt werden, dem der Himmel langes Leben, Kraft und Maecht verleihen wird. Dieser Sohn wird Dir folgen auf dem Throne der Großmoguln.« Die Prophezeiung erfüllte sich. In dem neuen Palaste von Fatehpur Sikri hat Dsehehangir, der Erbe Akbars, das Licht der Welt erblickt. . . .

Mit Ausnahme der von der britischen Regierung im Stande gehaltenen Theile der Palaststadt ist Fatehpur Sikri — an der Stätte errichtet, wo Schâh Baber im Jahre 1527 die Fürsten von Râdsehputana in offener Feldschlacht vernichtet hat — ein Trümmerfeld, aus welchem Mauern, Säulen, Reste von Sälen und Hallen und andere verfallene Bauwerke emporragen. All die Erinnerungszeichen der einstigen Größe und Schönheit der Palaststadt sind von einer hohen, erenelierten, mehr als 11 *km* langen Ringmauer umgeben, welche den Hügel von Fatehpur Sikri völlig umschließt.

Als Hauptursache des raschen Verfalles und der Verödung der Palaststadt Akbars, eines Riesenwerkes, das — im Widerspruche mit dem von der Legende behaupteten raschen Aufbaue Fatehpur Sikris — lange Jahre hindureh Tausende von Menschen beschäftigt haben soll, wird angegeben, Akbars Sohn habe plötzlich das Wasser und die Luft hier schlecht gefunden und den Palast einfach verlassen, ihn den Unbilden von Wind und Wetter preisgebend. Doch unter Indiens Himmel schreitet der Verfall der Bauwerke glücklicherweise nicht so rasch vor, dass wir nicht einen Theil der Bauten von Fatehpur Sikri noch wohl erhalten zu Gesieht bekommen hätten.

Wie an anderen Fürstensitzen Indiens herrscht auch hier eine wahrhafte Verschwendung von Raum und edlem Baumaterial. Zunächst in den Diwan-i-Am eintretend, überblickten wir großartige, von Säulenhallen eingeschlossene Plattformen und Terrassen, die einst den Schauplatz festlicher Aufzüge und glänzender Empfänge gebildet haben; an dem Diwan-i-Am liegt eine Plattform, welche dem Patschisi-Spicle gedient haben soll. Weiterhin erheben sich Moseheen, Prunkräume und Wohngebäude aller Art, welche aus dem bei Fatchpur Sikri gebrochenen rothen Sandsteine hergestellt sind.

Die schönsten Beispiele dafür, wie wohl die Werkleute in der Palaststadt den Sandstein zu verwenden und zu schmücken wussten, bietet das sogenannte Haus der Türkischen Königin (Stambuli Begum). Hier findet sich keine Wand, keine Säule, kein Fleckchen, wo nicht die allerfeinsten Ornamente ausgemeißelt wären. Unweit davon ist das Haus

der Christlichen Frau (Bibi Mariam Zumani) erbaut; heute schmucklos, führte dies Gebäude einst, weil innen und außen vergoldet und bemalt, den Namen Sonâhra Makân, das ist »Goldenes Haus«. Zwischen den beiden Frauenhäusern steht der Chwab Gah (Châb Ghar), Akbars Haus der Träume, das in seinem Oberstocke das einfache Schlafgemach des Großmoguls birgt.

Nördlich von Miriams Haus erhebt sich der Pendsch Mahal, eine in stufenförmigen Terrassen aufsteigende, mit originellen Säulen geschmückte Colonnade und der Diwan-i-Khas Akbars. Auf dem Riesencapitäl der hohen, mit Pilastern geschmückten und prachtvoll eiselierten Säule, die in der Mitte der Halle aufragt, soll Akbar gethront haben. Diese Säule ist durch schmale Steinstege mit vier in den Ecken der Halle angeordneten Sitzplätzen verbunden, welche die vier Veziere Akbars eingenommen haben sollen, wenn Akbar, auf der Säule thronend, Rath hielt. Ich konnte mich des komischen Eindruckes nicht erwehren, den die Vorstellung in mir hervorrief, dass Akbar auf einem dieser schmalen Stege zur Mitte der Halle hin balancierte und dann auf seiner Säule »aufbaumte«, während die vier Veziere auf ihren Ecksitzen kauerten. So lächerlich mir dies erschien, so konnte ich mir doch auch nicht verhehlen, dass in dieser Halle des Rathes oft genug über das Wohl und Wehe ganzer Völker entschieden, dass hier mancher in seinen Consequenzen gewiss noch heute bedeutsame Entschluss gefasst wurde.

Bemerkenswert ist ferner ein langer, gedeckter Gang, der von den Frauengemächern zu einem ziemlich weit entfernten Thore führt, von welchem aus die Frauen des Moguls ins Land hinausblickten, ihren Herrn und Gebieter zu erspähen, wenn dieser in der Ebene vor dem Palaste dem Waidwerke oblag. Vielleicht wurde auch dieser Zeitvertreib von übereifrigen Höflingen in ähnlicher Weise wie der Fischzug des Moguls im Fort von Agra auf künstliche Art beutereich und interessant gestaltet. . . .

Ein kleiner Imbiss, den wir in dem einstigen Arbeitszimmer des Moguls einnahmen, und kurze Rast machten uns von Neuem für die Besichtigung all der Merkwürdigkeiten der Palaststadt aufnahmefähig. Ich möchte hier als Problem für die Wissenden auf dem Gebiete der Ästhetik in ihrem Verhältnis zu der Physiologie des Menschen die Frage aufwerfen, wie es wohl komme, dass nichts so hungrig macht, nichts so ermüdet, als die genaue Besichtigung einer großen Anzahl von Kunstobjecten.

Von besonderer Schönheit ist der Palast Birbals — eines Hindus und Ministers Akbars — ein kleines, zweistöckiges Gebäude, welches innen und außen so reich und geschmackvoll verziert ist, dass man es nach Victor Hugos Worten zwar den kleinsten aller Paläste, jedoch das größte aller Schmuckkästchen nennen darf.

Weit umfangreicher, jedoch minder reich geschmückt ist der etwa in der Mitte der Palaststadt gelegene Palast der Prinzessin Dschodh Bai, einer der Frauen Akbars und Mutter Dschehangirs.

Ohne mich auf die Anführung der übrigen in der Palaststadt und unter ihren Mauern liegenden Baudenkmale aus der Glanzperiode der Großmoguln einzulassen, muss ich noch der Dargah, des »Heiligen Vierecks«, welches das Grabmal Scheik Selim Tschistis enthält, sowie der Moschee Erwähnung thun.

Die Dargah, ein Rechteck, ist von Bogenhallen umgeben, in deren Mitte ein Wasserbecken liegt; an der Nordseite des Rechteckes steht das Grabmal Selim Tschistis, des Fakirs, auf dessen Prophezeiung hin Akbar die Palaststadt erbaute. Während fast sämtliche Gebäude der Palaststadt aus rothem Sandstein errichtet sind, schimmert uns dies Grabmal, eine wahrhaftige Miniaturausgabe des Tadsch von Agra, in blendend weißem Marmor entgegen, so dass ich auch an diesem Mausoleum die Schönheit der Ciselierungen, die herrliche Arbeit der durchbrochenen Marmorgitter bewundern musste. Die Gitter tragen farbige Bandschleifen und bunte Lappen, die von den am Grabe Selim Tschistis um Kindersegen flehenden Pilgerinnen herrühren.

An die Westseite der Dargah schließt sich die ungefähr 23 *m* hohe Moschee an. Für den Reichthum ihres Schmuckes und die stilvolle Ausführung der gewundenen und ineinandergeschlungenen Ornamente dieser Moschee spricht wohl deutlich der Umstand, dass ich im Innern derselben einen Zeichner damit beschäftigt fand, diese Unica der Flächendecoration für ein Werk zu copieren, welches die britische Regierung über die Perlen indischer Kunst herausgibt.

Als ich die Moschee verließ, hielt ein bakschisch-lüsterner, alter Muezzin heftig gesticulirend und laut schreiend eine unverständliche, sonderbar klingende Ansprache an mich.

Südlich der Dargah ragt oberhalb einer den Hügel hinanführenden Freitreppe die berühmte, 43 *m* hohe Siegespforte Buland Darwaza empor. Auffallend zahlreiche Nester einer großen Wespenart verwehrten uns den Aufstieg zu den Zinnen der Pforte, welche eine schöne Rundschau gewähren sollen.

Zu Füßen der Pforte, außerhalb der Wallmauer, erstreckt sich neben den verfallenen Bädern ein gemauertes Bassin, zu dem jeder Fremde geführt wird, um den Productionen beizuwohnen, welche darin bestehen, dass Eingeborene von der Oberkante der Wallmauer kühne und keineswegs gefahrlose Tauchersprünge in das mit Wasser gefüllte Bassin ausführen. Zwei Tage vor unserer Ankunft hatte sich einer der Gilde gelegentlich eines ähnlichen Tiefsprunges den Tod geholt.

Die Umgebung der Mosehee lieferte mir ornithologische Ausbeute, indem ich in dem Trümmerhaufen einen Juggur-Falken (*Falco juggur*) und den seltenen Grauen Nashornvogel (*Ocyrceros birostris*) erlegte. Staunenerregend war die Menge der gestreiften Eichhörnchen, die auf den Steinen und an den Bäumen umherhusehten.

Die Rückfahrt war weit angenehmer als die Hinfahrt, da sich das Wetter etwas gebessert hatte und die Sonne freundlich aus den Wolken lugte. Auf dem Heimwege schoss ich nebst einigen Geiern noch einen metallisch schimmernden Weißhalsigen Storch (*Ciconia leucocephala*), der unserem schwarzen Storch sehr ähnlich ist, sowie zwei Marabus, darunter ein besonders altes Männchen mit schneeweißer Brust und langen Flaumfedern.

Im Palais zu Agra erwartete mich der Erzbischof Monsignore van den Bosch, mit zweien seiner Geistlichen, um mir seine Aufwartung zu machen; er ist von Geburt ein Belgier und wirkt schon lange in Indien.

Agra—Bhartpur, 14. Februar.

Für den heutigen Tag war eine von dem englischen Residenten Colonel Martelli im Gebiete des Mahârâdschas von Bhartpur arrangierte Jagd auf Wasserwild angesetzt. Ich hoffte hierbei, gewissermaßen nur aus Versehen, auch ein bis zwei Nilgans zu schießen, deren Tödtung im Reiche des Mahârâdschas wegen ihrer angeblichen Ähnlichkeit mit den heiligen Kühen streng verpönt ist und, wie man mir sagte, bloß dem »zufälligerweise« treffenden Schützen nachgesehen werden könnte.

Schon die ungefähr anderthalbstündige Eisenbahnfahrt von Agra westlich nach Bhartpur bietet abwechslungsreiche Bilder, welche die Jagdlust und die Spannung auf die Ergebnisse des Tages steigern. An einem kleinen Teiche, den wir passieren, sehen wir Pelikane, dreierlei Arten von Störchen, darunter den mächtigen Riesenstorch (*Xenorhynchus asiaticus*), die schönen Antigone-Kraniche, Gänse, Enten und zahlreiches anderes Wasserwild. In ein Dschungel flüchtet

ein Rudel Nilgaus, »Blauer Stiere« (*Portax pictus*), die ich hier zum erstenmale sehe: es sind große Thiere, in der Form zwischen Elch, Hirsch und Rind; das Haupt ist klein, mit kurzen, gebogenen, schwarzen Hörnern; der Hals mächtig, mit langem Barte; die Schulterpartie und die Croupe wie beim Elch; die Läufe sind stark und sehnig; die Stiere sind grau, an den Extremitäten schwarz; die Kühe und Kälber rehbraun. Weiterhin wurden der Bahn entlang auch Wildschweine sichtbar.

In der Station Bhartpur empfing mich der Mahârâdscha Sri Brideschindra Seiwadseh Dshehwant Dschangh Bahâdur, ein kleiner, äußerst finster und unwirsch aussehender Landesvater, der jedes Wort wie im Tone des Zornes ausstieß. Er soll seinen Unterthanen ein keineswegs gnädiger und gütiger Herrscher und in seinem reiferen Alter nicht sehr scrupulös in der Wahl seiner Vergnügungen sein. Er beherrscht einen nominell sich noch der Unabhängigkeit erfreuenden Staat; doch hat er, wie andere im Bannkreis englischer Macht stehende Fürsten, einen Residenten an seiner Seite, der ihm die Last des Regiments tragen hilft. Der Fürst von Bhartpur stammt von einem Dschât namens Tsehuraman, der Aurengzeb bekämpft und den Glanz jener Dynastie begründet hat, welche von Bhartpur aus in den Jahren 1760 bis 1765 Agra occupierte, seit 1826 aber jeder selbständigen auswärtigen Politik dauernd entsagen und der britischen Suprematie sich beugen musste. Die volkreichen Geschlechter der Dschâts sind, wie manche der Râdschput-Stämme im Zwischenstromlande des Ganges und der Dsheamna, indo-skytischen, das ist arisch-eentral-asiatischen Ursprunges und bekennen sich fast ausschließlich zum Islam.

Umgeben von einer berittenen Leibwache, fuhren wir in einer Prachtcarosse durch die Stadt, die festungsähnlich von einer sehr starken, thurmbekränzten Umwallungsmauer und von breiten Wassergräben eingeschlossen ist. Bastionen und mächtige, fortificatorisch gut gebaute Thore erhöhen die Widerstandskraft der Festungsstadt.

Die Engländer haben Bhartpur erst nach schweren Kämpfen und mit dem Aufwande aller Mittel europäischer Kriegskunst in die Hand bekommen. Die Belagerung dieses Bollwerkes des Dschâtfürsten Randschit Sindhia durch britische Truppen unter dem Eroberer Hindustans, General Lake, in den Jahren 1805 bis 1806, endigte mit der Einnahme der insbesondere durch ihre Wasserbauten geschützten, auf das tapferste vertheidigten Festung erst dann, als Lake, dem lange Zeit hindurch der für eine regelrechte Belagerung erforderliche Park

und Train mangelten, umfassendere Belagerungsoperationen durchzuführen und die gesammte bengalische Armee heranzuziehen vermocht hatte. Auch im Jahre 1826 bot Bhartpur den britischen Belagern hartnäckigen Widerstand, bis es dem Befehlshaber der englischen Truppen Lord Combermere, nach sechswöchentlicher Belagerung gelang, in einen Theil der Bastionen Bresche zu schießen und die Festung mit Sturm zu nehmen.

Die Stadt hat eine Bevölkerung von etwa 60.000 Einwohnern. In den Straßen stand dichtgedrängt, uns mit lautem Geschrei begrüßend, eine große Menge Volkes. Auffallend ist die Schar von Affen, die auf den Dächern der Häuser ihr Unwesen treiben. Als wir im Palais des Residenten, Colonel Martelli, angelangt waren, stellte mir der Mahârâdscha unter einigen in seinen spärlichen Bart gemurmelten Worten seine beiden Söhne vor, einen etwas abgelebten Jüngling von neunzehn und einen hübschen, intelligent blickenden Knaben von fünf Jahren.

Nachdem der Mahârâdscha sich zurückgezogen, theilte sich die Gesellschaft, indem ich mit Wurmbrand auf die Pürsche von Blackbucks und verbotenen Nilgaus fuhr, während die anderen Herren auf Wasserwild auszogen. In einem Galawagen mit grüner, silbergestickter Kutschbockdecke, wie solche bei uns gelegentlich von Auffahrten zur Frohnleichnamsp procession oder bei besonderen Hoffesten üblich sind, rollte ich in das Dschungel, herzlich lachend über die neue Art von Pürschwagen, den ich benützte. Doch da wahrscheinlich alles, was in der ganzen Gegend kreucht und fleucht, beim Anblicke meiner Carosse schleunigst geflohen wäre, verließ ich dieselbe bald und drang auf gut Glück in das Dschungel ein. Die Entwicklung von Pomp und Pracht, das Aufgebot von Galawagen und Escorte bei der Jagd sind zwar gewiss recht gut gemeint und bezugten liebenswürdige Zuvorkommenheit, aber auch geringeren praktischen Jagdsinn, da doch das Wild sich wie vor jedem anderen Sterblichen so auch vor einem reisenden Prinzen scheut, der ab und zu die Rolle des gefeierten Gastes gerne ablegen würde, um dem edlen Waidwerke nur nach den Regeln der Kunst zu obliegen.

Das erste, was ich in dem dünnen Dschungel erblickte, waren einige Hasen und ein Fuchs. Am Rande eines kleinen, sumpfigen Teiches, der mit einer Unzahl von Wasservild bedeckt war, äste ein Rudel Blackbucks, die äußerst scheu waren, so dass ich nur einen starken Bock auf große Distanz anschweißen konnte. Auf dem gegenüberliegenden Rande des Teiches sah ich plötzlich eine Gais in voller

Flucht aus dem Dschungel hervorkommen und, ihr nachsetzend, ein pantherartiges Thier, das ich aber der großen Entfernung halber nicht näher bestimmen konnte.

Weiter pürschend erblicke ich im Dschungel links von mir auf 100 *m* die Läufe und das Blatt eines Nilgaus — ich gebe Feuer, das Stück zeichnet gut, bald finde ich Lungenschweiß und auf 200 *m* vom Anschusse verendet einen capitalen Stier, mein erstes Nilgau. Ich jubelte und Colonel Martelli mit mir. Die alte Geschichte, dass verbotene Früchte besonders gut munden! Sofort sandten wir das Beutestück heimlich zur Eisenbahnstation, damit der Mahârâdscha nichts erfahre und unser Stier unbehelligt nach Agra gelange.

Dann gieng's quer durch einen Teich in ein dichteres, wildreiches Dschungel, wo ich mehrere größere Rudel von Black-bucks antraf, aber nur einen starken Bock in voller Flucht erlegen konnte. Überall huschten im trockenen Grase Schakale und Pfauen umher, während Tausende von Tauben über mir hinwegstrichen. In weiter Ferne sah ich noch einzelne Nilgaus, doch ohne zum Schusse zu kommen. Ein gar zu kecker Schakal erlag meiner Kugel.

Nun kam der Hauptbestandtheil jeder in Indien arrangierten Jagd, das Luncheon, bei welchem ich mit dem anderen Theile der Jagdgesellschaft wieder zusammentraf. Von meinen heimatlichen Jagdausflügen her gewohnt, auf der Mutter Erde hingestreckt, mit etwas kalter Küche vorlieb zu nehmen, kann ich mich mit der englischen, wenn auch verschwenderisch gastfreundlichen Auffassung eines Jägerfrühstückes nicht befreunden. Mit den Empfindungen meines Jägerherzens und der Poesie des Dschungel- und Trapperlebens lässt sich ein opulentes, luxuriös ausgestattetes Gastmahl nicht vereinbaren. Müdigkeit, Hunger und Durst zu ertragen, gehört eben auch zu den stählenden Freuden des Waidwerkes. Mitten in dem von Lianen durchzogenen Buschwerke prangt hier — umkreist von Nilgaus, Schakalen, Tigern, Pantheren und anderen Bestien — ein Speisezelt von riesigen Dimensionen; daneben erhebt sich ein Küchenzelt zur Bereitung der warmen Speisen und endlich noch ein Zelt, in welchem die Jäger Toilette machen, ja mitunter sogar den Frack anlegen sollen. Dem Zwange dieses Kleidungsstückes füge ich mich im Dschungel nicht, auf die Gefahr hin, dass ich Anstoß errege; ich bitte ab, doch kann ich nicht anders, das Jagdkleid ist stärker als der Frack. Im Speisezelte ist eine Tafel aufgeschlagen, wie für einen Hochzeitsschmaus — silberne Aufsätze, Jardinièren mit Blumen gefüllt, silbernes Besteck, gedruckte Menu-Karten. Zehn Gänge zählt das

Mahl und Weine aus aller Herren Ländern, namentlich Champagner, fließen in Strömen. Derart wird, was des Waidmanns frugaler Imbiss, gewürzt durch einen Trunk aus der Feldflasche, sein soll, zu einer Fête champêtre, zu dem geeigneten Abschlusse einer allenfalls mit Damen unternommenen Landpartie. So frühstückten wir denn durch einige Stunden, um dann, schwer und träge geworden, wieder dem Waidwerke, der in Aussicht gestellten Wasserjagd, die sich in ihrer Art ebenso interessant als originell gestaltete, zu obliegen.

Drei große Teiche, nur durch schmale, niedrige Dämme von einander getrennt, dehnen sich zu einer bedeutenden Wasser- und Sumpffläche aus, auf der es von Wild im wahren Sinne des Wortes wimmelt. Die Teiche sind von dichten, an Wasseradern reichen Dschungeln umgeben, die einen beliebten Schlupfwinkel für Nilgäse, Gazellen, Schakale und allerlei Wasserwild bieten. Bevor die ersten Schüsse gefallen waren, konnte man da Kraniche, allerlei Storch- und Reiherarten, Gänse, Enten, Cormorane, Wasserhühner, Taucher, Schnepfen und Wasserläufer beobachten, während in der Luft Adler, Geier und Weihen aller möglichen Arten kreisten; ein Seeadler holte sich auf 10 m von mir einen Fisch aus dem Wasser.

Wir nahmen auf einem der schmalen Dämme hinter Schirmen Stellung. Auf ein gegebenes Zeichen begann der Trieb durch das Röhricht und den Teich gegen uns zu, wobei als Treiber sieben große Elefanten dienten, die ganz willig selbst in das tiefere Wasser gingen und das Wild aufstöberten. Nach den ersten Schüssen hoben sich wahre Wolken von Wasserwild, das von der Linie der Schützen eifrig beschossen wurde. Noch nie habe ich solche Massen von Wasserwild an einem und demselben Flecke vereinigt gesehen; doch suchten leider die seltenen und scheuen Exemplare, besonders die Kraniche, Störche und Reiher sehr bald das Weite, so dass mir nur zwei schneeweiße Silberreiher (*Ardea alba*, im Winterkleide) zur Beute fielen. Lange konnte ich die in unermesslicher Höhe ziehenden Schwärme von Kranichen und Störchen mit dem Blicke verfolgen. Unausgesetzt kamen einzelne Exemplare sowie ganze Flüge von Gänsen und Enten über unsere Köpfe gezogen, so dass wir bald über 100 Stück erlegt hatten. Fielen die Flüge wieder auf einem der drei Teiche ein, so gieng alsbald ein Elephant bedächtigen Schrittes vor, um das Wild neuerlich aufzutreiben. Sowohl Wurmbrand als ich schossen Gänse seltener Arten; doch konnten die ungeschickten, als Apporteure fungierenden Kulis die erlegten Thiere nicht finden. Außerdem fielen mir zahlreiche Enten, größtentheils Stock-

enten (*Anas boschas*), dann Mittelenten (*Anas strepera*), Löffelenten und Spießenten (*Anas acuta*), sowie Cormorane und fünf Blässhühner zur Beute.

Die anderen Herren hatten ebenfalls zahlreiche Enten erlegt, meistens auch solche Arten, wie sie in Europa vorkommen, nur Captain Fairholme schoss eine seltene Buntsehnabelige Ente (*Anas poecilorhyncha*). Letzterer hatte überhaupt Waidmannsheil, da ihm sieben Ottern auf wenige Schritte angeschwommen kamen, deren er eine erlegte. Auf unser Befragen, weshalb er denn die anderen nicht auch geschossen habe, antwortete er: »Was hätte ich mit ihnen anfangen sollen?« Ottern sind eben nicht essbar und die Engländer erlegen in Indien merkwürdigerweise nur reißende Thiere, sowie genießbares Wild, während sie andere Thiere, seien sie auch noch so interessant, in der Regel nicht beachten.

Nach zwei Stunden war die Jagd zu Ende, doch versuchten wir noch zum Schluss einen combinirten Streif in dornigem Gebüsch, wobei ich einen flüchtigen, auffallend starken Nilgau-Stier streckte und einen Black-buck anschweißte, dessen wir jedoch wegen Mangels an Zeit zur Nachsuche nicht habhaft wurden. Während der Rückfahrt schoss ich noch vom Damm aus eine im Dschungel niedergegangene Nilgau-Kuh.

Die Hora legalis für die Rückkehr nach Agra war stark überschritten und der Extrazug wartete bereits seit zwei Stunden, als ich in Begleitung des Mahârâdshas, der sich mir in der Stadt angeschlossen hatte, auf der Station eintraf. Der düstere Herrscher erkundigte sich lebhaft nach dem Ausgange der Jagd, doch wurden ihm die verpönten Nilgaus bis auf ein »aus Versehen« erlegtes Stück verschwiegen. Eine zarte Andeutung des Residenten, dass die Nilgaus für die Feldcultur sehr schädlich seien, schien der Fürst nicht zu bemerken. Bei der Abfahrt des Zuges erdröhnten 21 Salutschüsse und nach anderthalb Stunden waren wir wieder in Agra, wo wir zu unserem Leidwesen Kinsky noch immer nicht wohler fanden.

Agra—Bhartpur, 15. Februar.

Die Jagd und besonders das Jagdterrain des Vortages hatten uns so sehr angesprochen, dass wir den Beschluss fassten, noch einen Tag zu einem abermaligen Ausfluge nach Bhartpur zu verwenden und statt am Morgen erst des Abends nach Dehli zu fahren. Um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr morgens stand unser Extrazug bereit. Ich ließ den Eisenbahn-Director

bitten, bei dem Teich, auf welchem wir tagszuvor so zahlreiches Sumpfwild gesehen, Halt zu machen, eine Proposition, die anfänglich der entgegenkommenden Züge wegen auf Schwierigkeiten stieß, bis endlich der gestrenge Director fünf Minuten Aufenthaltes bewilligte.

An Ort und Stelle angelangt, sprangen wir aus den Waggons und feuerten in die Schwärme abstreichender Vögel. Ein Riesenstorch, sowie drei Enten waren das Ergebnis der ersten Salve. Eben hatten wir das Signal zum Weiterfahren gegeben, als ein Conducteur eine Strecke auf dem Bahnkörper zurückkief und einen prächtigen Rosen-Pelikan (*Pelecanus roseus*) brachte, den er stürzen gesehen hatte. Vermuthlich war bei der Kanonade auf den Riesenstorch ein rückwärts streichender Pelikan durch ein Schrotkorn getroffen worden; denn keiner von uns hatte direct auf einen solchen gezielt.

In voller Fahrt erlegte ich von der Plattform meines Coupés aus noch einen streichenden Riesenstorch und einen fischenden Metallstorch, wie wir den Weißhalsigen Storch wegen seines glänzenden Rückenfeders taufte. Der Locomotivführer hatte das Fallen der beiden großen Vögel bemerkt und hielt den Zug an, so dass wir das Wild holen konnten. Nun wurde die Zugsbegleitung von einer wahren Leidenschaft für die Jagd ergriffen, und als wir bald nachher ein Rudel Nilgais zu Gesicht bekamen, stand der Zug sofort still, worauf Wurmbrand eine Kuh schoss, die in den Packwagen wanderte.

Kaum wieder in Bewegung gesetzt, wurde der Zug nach einigen hundert Metern neuerlich gebremst, die Conducteure eilten herbei und zeigten uns ein Rudel Nilgau-Stiere, die in einem dichten Dschungel ästen. Die Herren waren flugs mit ihren Stutzen aus den Waggons, während ich nur als Zuschauer fungierte, da ich ja schon tagszuvor drei Nilgais erlegt hatte. Clam streckte einen Stier im Feuer, Wurmbrand schweißte einen anderen stark an, den er nach langer Nachsuche endlich ausmachte, Prónay fehlte einen Stier in der Flucht. Nun erwachte aber in mir, obschon ich nur Beobachter hatte bleiben wollen, doch auch die Jagdpassion, und da Clam so freundlich war, mir seinen Stutzen zu leihen, eilte ich im Laufschrille der Herde nach und erlegte noch glücklicherweise einen sehr starken Stier in der Flucht. So hatten wir vom Zug aus in der kürzesten Zeit drei Nilgau-Stiere und eine Nilgau-Kuh auf der Decke.

Der Train, geführt von der jagdeifrigen Begleitung, fuhr bald vor, bald zurück, je nach der Richtung, in der sich die Jagd zog, so dass wir das erlegte Wild sofort verladen und selbst wieder einsteigen

konnten. Ich habe schon zu Fuße, zu Pferd, im Wagen und im Boote gepürscht, aber eine »Pürsche mit einem Eisenbahnzuge« zum erstenmale mitgemacht, kann dieselbe nur als höchst gelungen bezeichnen und — jedermann bestens empfehlen.

Wir kamen mit einstündiger Verspätung in Bhartpur an, wo uns der sehr erstaunte Mahârâdscha abermals empfing, nicht ohne ernste Blicke durch die Fenster meines Waggons zu werfen, in welchem die großen Vögel zum Trocknen aufgehängt waren. Von den »gewildschützten« Nilgaus ahnte er zum Glücke nichts.

Nach einem Frühstücke bei dem liebenswürdigen Colonel Martelli entwarf ich den Schlachtplan und beschloss mit allen Herren einen großen Streif durch das ganze Dschungel zu unternehmen, in dem ich tagszuvor gepürscht und zahlreiche Nilgaus, sowie Schakale gesehen hatte. Letztere waren jedoch leider nicht zu finden, da sie, durch das gestrige Schießen beunruhigt, ausgewandert zu sein schienen. Hingegen schoss ich gleich zu Beginn der Jagd drei der kleinen Indischen Hasen (*Lepus ruficaudatus*), ferner mit der Kugel einen prachtvollen Antigone-Kranich mit purpurrothem Kopfe.

Scharen von heiligen Pfauen und Tauben, ferner zahlreiche Nilgaus und Black-bucks, die aber selbst auf Kugeldistanz nicht Stand hielten, waren zu sehen. Da das Wild noch viel zu rege war, so bat ich Colonel Martelli, uns in dem Dschungel streifen zu lassen, welches den einen der Teiche umgibt und gestern nur von den treibenden Elephanten passiert worden war. Um rascher dahin zu gelangen, bestiegen wir die Elephanten und durchquerten einen der Teiche, wobei wir beobachteten konnten, wie sicher die klugen Dickhäuter selbst in tiefem Wasser giengen, indem sie, langsam schreitend, stets vorsichtig den Untergrund sondierten, bevor sie die mächtigen Füße aufsetzten. Hierbei spielten sie ununterbrochen mit den Rüsseln, nahmen Wasser auf, spritzten es wieder aus und ästen die zahlreichen Wasserpflanzen ab.

Ich benützte diesen Ritt, um mich für die Jagd in Nepal etwas einzuschießen; denn infolge der fortwährenden Unruhe des Elephanten ist der ungewohnte Schuss aus der Hâuda, wie ich mich schon in Tandur überzeugt hatte, anfänglich sehr unsicher. Bei dem ersten Versuche fehlte ich auch eine erkleckliche Zahl von Enten und Cormoranen, und nicht besser ergieng's mit der Kugel, da ich gleich nach dem Eindringen in das Dschungel ein Nilgau fehlte. Nur ein Riesentorch, dieser herrliche Vogel der hiesigen Sumpfwelt, fiel mir zur Beute. Überall krachten lustig die Büchsen, und als wir auf einer kleinen

Lichtung zusammentrafen, hatte der von St. Hubertus stets begünstigte Clam eine reizende Indische Gazelle, sogenannte Chinkara (*Gazella bennetti*) und zwei Schakale aufzuweisen.

Da mir das Reiten auf dem Elephanten und das Fehlschießen recht unangenehm war, formierte ich mich mit den Herren wieder zu Fuß und drang, nicht ohne bedeutende Schäden an Haut und Kleidern, durch das dichte Dornengebüsch, wo die Ausbeute eine reichliche war. Prónay und ich erlegten noch je einen Nilgau-Stier; ferner kamen Schakale, Rebhühner, Wachteln und Hasen zur Strecke. Wie gewöhnlich in so dichtem Buschwerke war die Schützenlinie etwas in Unordnung gekommen, so dass es einiger Zeit bedurfte, bis wir uns an dem Rendezvous zusammengefunden hatten, um vergnügt über den gelungenen Streifzug die Wagen zu besteigen und nach Bhartpur zu fahren.

Aus einem oder zwei nur »aus Versehen« zu schießenden Nilgaus waren deren neun geworden; ich hoffe aber, dass der Mahârâdscha, sollte er je den Frevel erfahren, uns als eifrigen Jüngern Dianens verzeihen und seinem Unwillen nicht an anderen, schuldlosen Wesen Luft machen werde. Beim Abschiede von Bhartpur war der Mahârâdscha sehr freundlich, schenkte mir sein Porträt sowie einen aus Elfenbeinstreifen zusammengestellten Fliegenwedel und ließ abermals Salutschüsse abfeuern, dass es eine Freude war. Hätte er schon von den Nilgaus gewusst, die Trennung wäre sicherlich keine so herzliche gewesen!

Als wir nach Agra zurückgekehrt waren, machten wir allerlei Handelsgeschäfte — in unserem Palais hatte sich ein förmlicher Bazar entwickelt — kurz ab, nahmen von Kinsky, der seines Fiebers wegen vorläufig zurückbleiben musste, Abschied und fuhren gegen 9 Uhr abends noch einmal zum Tadsch; denn, da uns das Wetter bei der ersten Besichtigung einen so argen Possen gespielt hatte und auch jetzt der Mond nicht schien, wollte ich Agra nicht verlassen, ohne jenes herrliche Bauwerk wenigstens bei künstlicher Beleuchtung gesehen zu haben. Letztere erfolgte mittels bengalischer Kerzen; diese wurden von Hunderten von Eingebornen gehalten, welche auf den Dächern der beiden im Garten befindlichen Seitenmoscheen postiert waren, und sich da oben ausnahmen, wie Neros lebende Fackeln. Die Wirkung der Beleuchtung war geradezu feenhaft, und sprachlos bewunderte ich die ruhige Pracht und Majestät dieses herrlichen Bildes. In blendend leuchtendem Weiß lag das Juwel orientalischer Baukunst vor mir, dunkel hoben sich die Contouren der Bäume sowie des Cedernhaines ab und ringsum herrschte tiefe Stille der Nacht. Mir

war's, als umfächle meine Sinne der Odem des längst versunkenen Jahrhunderts, das in seinem Meisterwerke seine Größe bezeugt. Wir traten in eine der Moscheen und ließen die bengalischen Kerzen zuerst verlöschen und dann wieder anzünden, so dass wir durch das Thor der Moschee den Tadsch wie in einem Rahmen schauten. Da erstrahlten mild wie Mondschein, die bengalischen Flammen über dem stolzen Bau, der, als wär' er aus Licht gewoben, zauberhaft emporragte — ein hinreißender Anblick. Versunken in diesen Genuss standen wir lange, lange, bis Flamme auf Flamme verlöschen und das entzückende Bild in dunkler Nacht verschwunden war.

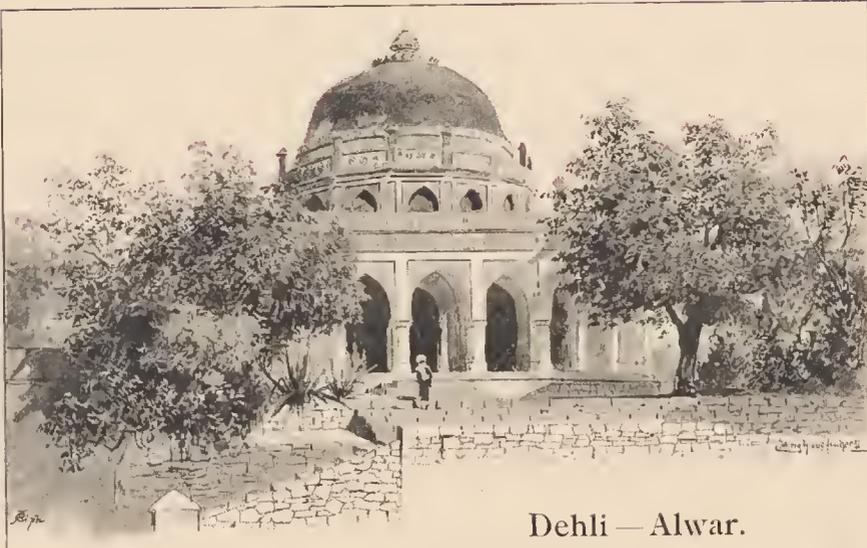
Kurze Zeit danach gieng's auf der Linie der East Indian Railway über Tundla und Aligarh nach Dehli weiter.





Dehli—Alwar.





Dehli — Alwar.

Dehli, 16. Februar.

Nach einer nicht eben in behaglicher Wärme verbrachten Nacht trafen wir früh morgens bei Regen und Kälte in Dehli ein. O, oft gepriesene, ebenso häufig getadelte Wärme Indiens, wo bist du?

Dehli, »das Rom Asiens«, eine der ältesten, größten und auch glänzendsten Städte des Pendschâb, ja ganz Indiens, war einst die prunkvolle Residenz der Großmoguln. Seit 1803 in britischem Besitz, ist es auch heute noch den Hindus heilig durch den Dschamna-Strom, den Moslemin verehrungswürdig durch die großartige Moschee Schâh Dschehans. Das heutige Dehli, nordnordwestlich von Agra, am rechten Ufer der Dschamna gelegen, füllt den Norden jener weiten, fruchtbaren und klimatisch begünstigten Ebene aus, welche, von den Mewât-Hügeln einerseits, von dem Strom andererseits begrenzt, seit uralter Zeit eine städtische, strategisch wie commerziell bedeutende Niederlassung enthalten hat.

Diese hat jedoch im Laufe der Jahrtausende — bald diesen, bald jenen Theil der Ebene erfüllend — häufig den Standpunkt gewechselt und immer wieder dem Verfall preisgegeben, so dass das Dehli unserer Tage, wiewohl eine Stadt mit etwa 200.000 Einwohnern, nur als ein kleiner Theil alles dessen erscheint, was in den verschiedensten Perioden Dehli dargestellt hat. Umfasst ja doch das Ruinenfeld von Dehli 155 *km*<sup>2</sup>!

Obwohl Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnlilien, an einem schiffbaren Strome und im Bereiche wohlbewässerten Landes gelegen, erscheint Dehli, wenn es auch heute noch immer die regste und größte Handels- und Industriestätte des gesammten Pendschâb ist, doch aus politischen, wohl mit der verhängnisvollen Empörung des Jahres 1857 im Zusammenhange stehenden Rücksichten nach und nach von der britischen Verwaltung zu einer Provinzialstadt herabgedrückt.

Durch den strömenden Regen, der uns in Dehli thränenreich begrüßte, ließen wir uns nicht abhalten, nach kurzer Rast in unserem Quartiere, dem Metropolitan Hotel, eine Rundfahrt durch die Stadt anzutreten. Diese stellt nahezu einen Halbkreis dar, wozu der die Stadt bespülende Theil des Stromes etwa den Durchmesser bildet.

Wir wandten uns zunächst dem Fort zu, das den einstigen Palast der Großmoguln einschließt. Dieses liegt im östlichen Theile der Stadt, hoch über der Dschamna und ist dem Fort von Agra so ähnlich, dass es eine Miniaturausgabe desselben genannt werden darf. Es ist aus rothem Sandstein erbaut, von einer hohen,  $2\frac{1}{2}$  km langen Ringmauer und von einem Wallgraben umgeben und mit schönen Thoren geschmückt. Das hauptsächlichste Interesse erweckt selbstverständlich jener Theil des Innenraumes, welcher den Palast enthielt, der Schâh Dschehan seine Entstehung verdankt. Während Akbar vorwiegend zu Agra und Lahore seine Residenz aufgeschlagen hatte, verlegte Dschehan seinen Sitz nach Dehli, wo er im Norden der Stadt, welche schon sein Ahne Humâyûn bewohnt hatte, ein neues Dehli gründete, dem er den Namen Schâh-Dschchanabad beilegte.

Wie das Fort von Agra, so enthält auch die Burg von Dehli herrliche Paläste, Hallen, Säle, Moscheen; doch ist ihre Anzahl weit geringer, als im Fort zu Agra, da die Engländer nach Unterdrückung des großen Aufstandes vom Jahre 1857, der in Dehli mit der Ermordung der hier ansässigen Europäer durch Schâh Bahâdur seinen Anfang genommen hatte, einen großen Theil der Baulichkeiten des Forts schleiften, um an deren Stelle Kasernen und Batterien zu errichten.

Durch die Musikhalle (Nakar khana oder Naubakhana) eintretend, besahen wir vorerst die beiden für Audienzen bestimmten Räume. Die an drei Seiten offene, von Säulcn aus rothem Sandsteine getragene, große Audienzhalle, Diwan-i-Am, weist allerhand Verzierungen auf, insbesondere erscheinen der Thron sowie die Wand, an welcher sich dieser in einer Nische erhebt, mit Malereien und köstlichen Mosaiken aufs reichste verziert.

Mit den Renovierungsarbeiten, welche die englische Regierung in neuester Zeit an diesen und den Wänden vieler anderer Baudenkmale vornehmen ließ, vermag ich mich nicht zu befreunden; denn so löblich auch die Absicht dieses Beginnens ist, scheint mir dasselbe doch etwas weit zu gehen. Meines Erachtens wirkt die ursprüngliche, alte Flächen-decora-tion, ob Malerei, ob Mosaik, und mag sie noch so schadhafte sein, in den sonst unverändert belassenen Hallen weit stilvoller und jedenfalls stimmungsvoller als die Imitationen mit ihrem frischen Goldglanz und ihren schreienden Farben, welche an die Stelle der, wenn auch verbliebenen und verstümmelten, doch originalen Ornamente treten. Allerdings bildet die Frage, ob und wie weit die Renovierung schadhafter Kunstwerke überhaupt gehen darf, einen Gegenstand steter Controverse zwischen den Sachverständigen, welche für die vollkommene Wiederherstellung der ursprünglichen Erscheinung eintreten und dem vielleicht unbewusst nicht minder feinfühligen Laien. Ich erinnere hier nur an die Säuberung der Innenwände der Stephanskirche von der Patina; diese Restaurierung hat bei der großen Menge die Schnsucht nach dem vormaligen, fast mystischen Helldunkel erweckt, welches dem Dome eine eigenartige, ruhige Schönheit verlieh. Ebenso würde es mir als Profanation erscheinen, wenn etwa der Plan gefasst werden sollte, die Statue der Venus von Milo durch Hinzufügung der ihr mangelnden Arme zu ergänzen.

Der kleine Audienzsaal, Diwan-i-Khas, im Fort von Dehli ist ein offener, ganz aus Marmor errichteter, mit Goldornamenten und Pietradura geschmückter Pavillon. An der Ostseite dieses Saales stand einst der berühmte goldene, mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückte Pfauenthron (Tacht-i-tâus), welchen Nadir Schâh, der persische Eroberer Dehli's, als vornehmstes Stück der reichen Kriegsbeute 1739 von hier fortgeführt hat. In derselben Gebäudeflucht befinden sich auch die von Marmor strotzenden Privat- und Frauengemächer des Großmoguls und die Baderäume.

An der Westseite des Diwan-i-Khas steht ein überaus graziöses Bauwerk, die Perl-Moschee (Moti Mesdschid), sehr kunstvoll aus blendend weißem Marmor erbaut, mit Reliefs und zierlichen Ornamenten von reinstem Ebenmaße geziert, und, wiewohl von kleinen Dimensionen, doch durch künstlerische Gestaltung und Reichthum des Schmuckes höchst bemerkenswert. Das Bronzethor der Moschee ist ein Meisterstück getriebener Arbeit, eines Kunstzweiges, der in Indien noch immer erfolgreich im Schwunge ist.

Es hatte wohl nicht gerade viel Divinationsgabe seitens der Firma S. J. Tellery & Co., welche hier ihre Hauptniederlage und Fabrik kunstgewerblicher Objecte besitzt, dazu gehört, unser Kommen, das nun thatsächlich erfolgte, zu erwarten. Über dem Thore des Etablissements wölbte sich ein anmuthiger Triumphbogen mit Bänderschmuck in den österreichischen und den ungarischen Farben und mit Spruchbändern, die in großen, goldenen Lettern die Worte »Hoch« und »Éljen« trügen. Wir fanden hier so ziemlich dieselben Gegenstände, welche wir schon von Bombay und Calcutta her kannten, Kunstobjecte und Curiositäten aus allen Regionen Indiens, aber in so großer Mannigfaltigkeit und Auswahl, dass die Kauflust im höchsten Grade angeregt wurde und sich zu unersättlicher Begierde steigerte.

Den Nachmittag benützte ich, um die im südlichen Theil Dehli gelegene berühmte Moschee Dschama Mcsdschid, das großartigste und schönste mohammedanische Bethaus Indiens, in Augenschein zu nehmen. Mächtige Freitreppen, auf deren Absätzen allerlei Händler und Agenten umherlungern, führen zu den grandiosen Pforten empor, welche in den Vorhof der Moschee Einlass gewähren. Dieser Vorhof, ein Quadrat von 99 *m* Seitenlänge bildend, ist an drei Seiten von Säulengängen mit Eck-Kiosken umschlossen, welche, von der Außenseite der gesammten Anlage betrachtet, das erste Stockwerk der aus rothem Sandstein erbauten, hohen Mauer gestalten. Die vierte Seite des Hofes bildet die Moschee selbst, die eine Fläche von 2243 *m*<sup>2</sup> bedeckt. Die obenerwähnten Pforten tragen über dem Kielbogen des Einganges Gallerien und Spitzkuppeln, über welche hinaus sich schlanke marmorne, mit vergoldeten Spitzen gezierte Minarets erheben.

Diese um das Jahr 1658 erbaute Moschee trägt denselben Stil zur Schau wie jene zu Agra, und auch hier ist die von drei Kuppeln überhöhte Façade von Minarets begleitet, während der Unterbau aus rothem Sandsteine gefügt ist. Die Kuppeln und die Spitzen der beiden hohen Minarets hingegen sind aus Marmor. Diese an manchen Stellen unharmonische Verschmelzung von Roth und Weiß beeinträchtigt den Gesamteindruck einigermaßen; besonders missfiel mir, dass die weißen Marmortafeln der Kuppeln abwechselnde Reihen schwarzer Steine aufweisen. Ein mir neues Motiv fand ich an den Minarets, da der Sockel jedes derselben einen marmornen Blumenkelch bildet, aus dem der schlanke Thurm emporsteigt, welcher seiner ganzen Höhe entlang von verticalen, an der Spitze in eine Blattkrone endigenden Streifen durchzogen ist.

In einer Ecke der Säulenhalle der Moschee sehen wir das eigentliche Heiligthum, einen zierlichen Marmorschrein mit Reliquien des Propheten. In schmucklosen Behältnissen, die jenen gleichen, welche Insectensammler zur Aufbewahrung von Käfern zu verwenden pflegen, sind hier geborgen: ein feuerrothes Haar aus dem Barte des Propheten, die abgetragenen Pantoffel Mohammeds, Koransprüche in der Handschrift der Imams Hussain und Hassan und — wie wir Jäger uns ausdrücken würden — die »Fährte« Mohammeds, das heißt seine in Lehm abgedrückte Fußspur.

Von der Moschee aus durchschritten wir die Hauptstraße Dehli, die lange Tschandni Tschauk, in der sich Laden an Laden drängt, Geschrei, Lärm jeder Art, Anpreisen und Feilschen von allen Seiten ertönt, dass die Sinne schwinden könnten.

Der Bazar trägt, gleich der ganzen Stadt, ebenso wie in Agra, ein unverkennbar muselmanisches Gepräge zur Schau. Das lebhaftes Straßenbild von Dehli lässt uns Typen und Trachten schauen, die wir in Calcutta zum Beispiel vergeblich suchen würden. Das Hauptecontingent der den Bazar belebenden Menge bilden Moslemin mit buntem Turban und gesticktem Kaftan, mohammedanische, verhüllte Frauen mit farbigen Beinkleidern und bunten Tüchern. Zwischen solchen Gestalten bewegen sich Hindus und in auffällig großer Zahl Afghanen. Es war mir interessant, die hochgewachsenen, kräftigen Gestalten, die energischen, ja trotziges Gesichtszüge der bärtigen Afghanen betrachten zu können. Das selbstbewusste Auftreten, die kräftige Haltung dieser Hochlandsöhne machte mir glaubhaft, dass jeder aus diesem unbändigen, räuberischen und kriegerischen Volke das eigene Leben so wenig als jenes seiner Mitmenschen achtet und, will's das Schicksal, mit der gleichen Ruhe zum Morde wie zur Richtstätte schreitet.

Bei Tellery, wo ich am Ende des rauschenden Bazars wieder landete, besichtigte ich die Werkstätten, in welchen kunstgewerbliche Gegenstände nur mit der Hand, ohne Zuhilfenahme irgend welcher Maschine, von äußerst geschickten, eingeborenen Arbeitern in verhältnismäßig kurzer Zeit angefertigt werden. Ich hätte den sonst so indolenten Eingeborenen Indiens solchen Fleiß, gepaart mit Geschicklichkeit, nicht zugemuthet. Allerdings führt ein Landsmann, ein Wiener, mit fester Hand den Betrieb. In der Werkstätte für Teppiche erzeugen acht- bis zehnjährige Hindu-Knaben die schönsten Gewebe, während in einem Nebensaal aus verschiedenen Holzsorten bewundernswerte Schnitzarbeiten durchwegs aus freier Hand angefertigt werden und Metallarbeiter in

Silber, Kupfer und Bronze prächtige Gefäße herstellen. Unglaubliches leisten die Modelleure, die, ohne je eine Schule besucht zu haben, sämtliche in Indien vorkommenden Typen, ferner Szenen, Aufzüge und Gruppen aus dem Leben der verschiedenen eingeborenen Völkern in den schönsten Figurinen aus Thon formen. Die einzelnen Figuren sind wirklich künstlerisch vollendet und in naturalistischer Manier gehalten; jedes Fältchen des Kleides, jede Ader in der Haut ist deutlich nachgebildet.

Der Abend vereinigte uns in dem Metropolitan Hotel, das manches zu wünschen ließ, bei einem ungenießbaren Diner, in Zimmern, die reich waren an Thüren, Fenstern und Zugluft.

Dehli, 17. Februar.

Da aus einer benachbarten Stadt mehrere Artilleriezüge zur Bespannung unserer Wagen gesandt worden waren, benützte ich diese rasche Fahrgelegenheit, um die Ruinen Dehlis und insbesondere den berühmten Kutab Minar (Thurm des Kutab) zu besuchen.

Die ganze Umgebung Dehlis ist eine Ruinenstadt, die sich als ein wahres Trümmerfeld ehemaliger Paläste und Baulichkeiten darstellt. Unabsehbar ist die Menge von zerstörten Moscheen, Tempeln und Wohngebäuden, deren Spuren und Grundrisse zwischen Bäumen und Gebüsch deutlich erkennbar sind. Ist es ja seit der arischen Einwanderung bereits die neunte Stadt, die sich stets auf den Trümmern der vorhergehenden erhebt, indem jeder der vielen Eroberer zuerst, was vorhanden gewesen, zerstört und dann eine neue, an Glanz und Ausdehnung bedeutendere Stadt erbaut hat. Aus diesem Trümmerfeld ragen noch ziemlich viele, halbwegs gut erhaltene Gebäude aus der Mogulzeit empor; zumeist Moscheen, Forts, hier und da schöne Grabdenkmäler und Theile von Palästen. Überall herrscht der Kuppelbau vor und viele der Kuppeln sind mit bunten, vorwiegend blauen, glasierten Fliesen belegt.

Das schönste unter den Denkmälern ist das Grab des Kaisers Humâyûn († 1556), ein großes Gebäude, in der Mitte von einer Kuppel, in den vier Winkeln aber von achteckigen, ungleichseitigen Thürmen überhöht. Unter den Grabsteinen fällt jener Humâyûns, ein weißmarmorner Kenotaph ohne Inschrift, durch seine Einfachheit auf. In der Nähe des Grabmales steht ein noch wohl erhaltenes, schönes Mausoleum, welches, wie die Sage berichtet, Humâyûn seinem Leibbarbier errichten ließ.

Geschichtlich ist der Platz vor dem Mausoleum Humâyûns dadurch interessant, dass sich hier der letzte Titular-Großmogul, Bahâdur, während des Aufstandes vom Jahre 1857 den Engländern ergeben hat. Das über Bahâdur verhängte Todesurtheil wurde mit Rücksicht auf das hohe Alter dieses Letzten (1862 verstorbenen) der Großmoguln in lebenslänglichen Kerker umgewandelt. Die beiden Söhne Bahâdurs, die hier gleichfalls in Gefangenschaft geriethen, fanden während ihrer Überführung nach Dehli den Tod, da sich der mit der Escorte betraute Officier angesichts der Gefahr, diese wichtigen Gefangenen durch die massenhaft den Wagen umdrängende Volksmenge befreit zu sehen, gezwungen hielt, die Prinzen eigenhändig mit der Pistole zu erschießen.

Auf der ganzen, 17 *km* langen Fahrt von Dehli bis Kutab Minar ist, wie gesagt, die Gegend mit Ruinen bedeckt, so dass unsere Blicke unaufhörlich ringsum schweiften und unsere Aufmerksamkeit stets aufs neue erregt wurde.

Schon von weitem winkt uns von einer kleinen Anhöhe der Kutab Minar entgegen, der aus der Entfernung den Eindruck eines riesenhaften Fabriksschlotes macht, in der Nähe aber durch seine gigantischen Formen, in denen er unversehrt so vielen Jahrhunderten getrotzt hat, unser Staunen wachruft. Der Thurm, eine runde Säule darstellend, hat eine Höhe von 84 *m*, der Durchmesser beträgt an der Basis 14·3 *m*, an der Spitze, zu der eine Treppe von 378 Stufen emporführt, jedoch nur 2·7 *m*. Der Thurm gliedert sich in fünf durch Gallerien markierte Absätze; die drei unteren, aus rothem Sandstein erbaut, sind cannelierte Schäfte, die beiden oberen aus weißem Marmor mit einfach gehaltenen Cannelierungen verziert. Der Sockel des Thurmes erscheint bis zur ersten Gallerie empor mit ausgemeißelten, die Cannelierung bedeckenden Koransprüchen geschmückt.

Über die Entstehung und den Zweck, welcher bei der Erbauung des Kutab-ed-din kâ Minar vorwaltete, herrschen die verschiedensten Meinungen. Nach der einen Version sollte der Thurm als Mazinâ (Muezzin-Thurm) der benachbarten, jetzt verfallenen Moschee Kutab-el-Islam (»Pol des Glaubens«) dienen. Andere wollen wissen, der Thurm sei zu Ende des 12. Jahrhunderts von einem Fürsten, namens Rai Pithora, erbaut worden, damit dessen Tochter von der Spitze der Säule aus den heiligen Dschamna-Strom betrachten könne; eine Erklärung, welche der Vaterliebe des Erbauers alle Ehre machen würde. Eine weitere Tradition besagt, der Kutab Minar sei von den Hindus gebaut, von den Mohammedanern jedoch umgestaltet worden. Für letztere

Hypothese spräche das Vorhandensein der zahlreichen Ruinen von Hindu-Tempeln rings um den Thurm, obwohl festzustehen scheint, dass der Thurm, von König Kutab-ed-din-Aibak († 1210) begonnen, von dessen Lieblingsclaven und Thronerben Altamsch vollendet worden ist.

Neben den erwähnten Ruinen der Hindu-Tempel fällt noch ins Auge ein prachtvolles, reichgeschmücktes Thor, das, von Alâ-ed-din (1295 bis 1313) erbaut, einst die Eingangspforte der Moschee Kutabel-Islam gebildet hat. Bemerkenswert ist an diesem Thore die Verquickung der Hindu-Architektur mit dem mohammedanischen Stil in der Art, dass Reliefs, die offenbar aus älteren Hindu-, beziehungsweise Dschaina-Tempeln stammen, hier in die Bogen und Friese indisch-saracenischen Stils eingemauert sind. Hier hat das Kunstgefühl den Racen-hass überwunden!

Ein merkwürdiges Object ist auch die berühmte, viel umstrittene »Eisensäule«, die fast 7 *m* hoch und angeblich aus einer Legierung von Eisen, Kupfer, Gold und Silber, nach Thompsons Ansicht jedoch aus reinem Schmiedeeisen hergestellt ist. Die in halber Höhe der Säule angebrachte Sanskrit-Inschrift verewigt den Namen des siegreichen Râdscha Dhawa, der diesen »Arm seines Ruhmes« im 4. Jahrhundert errichtet haben soll. Vermuthlich hat die Säule einst die Figur Wischnus getragen. Eine zweite Inschrift, mit dem Namen Anang Pals, des Gründers der Tomara-Dynastie, hat Veranlassung zu der allgemein verbreiteten Tradition gegeben, die »Eisensäule« sei im Jahre 1052 von Anang Pal errichtet worden.

Ich erwähne noch das kleine, aber mit prachtvollen Verzierungen geschmückte Grabmal Altamsch' und das Mausoleum Adam Khans, ein hohes, achteckiges, von einer Kuppel überdecktes Bauwerk. Dieser Adam Khan, ein Sprössling aus dem Hause der Timuriden und einer der hervorragendsten Heerführer Akbars, soll den Stiefvater des Kaisers vor dessen Augen ermordet haben und zur Sühne des Verbrechens von der Terrasse des Schlosses hinabgestürzt worden sein. Die Rücksicht auf Adam Khans Verdienste um die Eroberung von Sarangpur soll aber Akbar dann bewogen haben, seinem vielleicht vorschnell justificierten Vetter dies Denkmal zu setzen.

Wir profanierten das Gebäude durch ein Frühstück, das wir in seinen Mauern einnahmen. Dann durchstreichten wir, der Jagd zu obliegen, die äußerst steinige und dornenreiche Gegend, wobei wir uns in zwei Partien theilten. Prónay, Stockinger und ich wählten die Hügel um Kutab Minar, während die anderen Herren einem einheimischen Schikârf

folgten, der eine allerliebste zahme Gazelle zum Anlocken des Wildes mit sich führte. Das Vorwärtsdringen in diesen Ruinen mit den spitzen Steinen, den Mauern und den vielen scharfen Dornen war sehr erschwert, doch wurde die Mühe gelohnt, indem ich mehrere Indische Rebhühner (*Ortygornis pondiceriana*), sowie vier Stück des Bunten Flughuhnes (*Pterocles fasciatus*), von den Engländern »Sand grouse« genannt, erlegte. Nach einer langen Streifung, eigentlich einer unausgesetzten Steeple chase über Mauern und Steine, kehrte ich mit unserer trefflichen Artilleriebespannung nach Hause zurück, um den Abend meinen Aufzeichnungen zu widmen. Hiezu flackert wohlthuend prasselndes Feuer im Kamin, heulen Schakale unter meinen Fenstern ein fremdartiges Concert.

Dehli, 18. Februar.

Ich hatte den Wunsch geäußert, ein indisches Strafhaus zu sehen, worauf mir bereitwilligst Gelegenheit gegeben wurde, die Anstalt zu besichtigen, welche im Süden von Dehli gelegen ist. Wir passierten das Dehli-Thor, eines der zehn Thore, welche die 8·8 *km* lange Wallmauer der Stadt durchbrechen, und befanden uns nach kurzer Fahrt durch das Trümmerfeld Alt-Dehli vor dem etwa 500 Sträflinge bergenden Gefangenhause.

Durch ein doppeltes, wohlverriegeltes Thor, das einer zweifachen Ringmauer entspricht, betraten wir den Innenraum und sahen ein förmliches Stadtviertel kleiner, ebenerdiger Gebäude vor uns, die, zur Aufnahme von Gefangenen bestimmt, von einander getrennt sind, so dass keinerlei Verkehr der Insassen untereinander stattfinden kann, während von gewissen Centralpunkten aus eine genaue Überwachung möglich ist.

Im allgemeinen herrscht hier der Grundsatz, jeden Sträfling durch einige Zeit in Einzelhaft zu halten, bis man ihn kennen gelernt, ich möchte sagen, seinen Charakter studiert hat. In der Einzelzelle muss der Gefangene arbeiten, und zwar auf ganz primitive Weise täglich ein bestimmtes Quantum Korn mittels zweier Mühlsteine, die mit der Hand bewegt werden, mahlen. Ist sein Verhalten ein entsprechendes, so wird er zu gemeinschaftlicher Haft und Arbeit mit anderen zugelassen, hat jedoch im entgegengesetzten Falle, oder wenn es sich zeigt, dass er einen nachtheiligen Einfluss auf seine Genossen nimmt, die ganze Strafzeit in Einzelhaft zu verbüßen. Besonders schwere Verbrecher, ferner solche, die schon aus einem Gefangenhause entflohen sind, sitzen, an den Füßen mit schweren Eisenstangen gefesselt, wie wilde Thiere in

offenen, eisernen Käfigen, an deren Ende sich die ebenfalls offenen, mit hartem Lager versehenen Zellen befinden. In einer dieser Zellen kauerte ein alter Mann, der schon dreimal aus einem Strafhaus ausgebrochen war. Er hatte ein Mittel ersonnen, die dicksten Eisenstäbe zu durchschneiden — Wollfäden, die er sich zu verschaffen gewusst, und eine Mischung von Öl, Sand und Glassplintern. Hiermit rieb er eine Stelle des Eisengitters so lange, bis er dieselbe durchgewetzt hatte und entweichen konnte. Wohl eine der größten Geduldproben! Zweimal war sie von Erfolg gekrönt, beim drittenmale wurde er ertappt. Ein anderer Sträfling hatte sich aus abgekratztem Blei binnen drei Monaten einen Schlüssel construiert; doch wurde das kunstvolle Werkzeug im letzten Augenblick entdeckt. Einen besonders wilden Eindruck machten zwei Afghanen, deren einer wegen Mordes eingezogen, der andere wegen einer ähnlichen Übelthat zu 37 Jahren schweren Kerkers verurtheilt war.

Die Einzelzellen enthalten ein Lager aus Lehm, auf das eine Strohmatten und zwei Kotzen zu liegen kommen, als Bett; die weitere Einrichtung bilden ein Trinkgefäß und die schon erwähnte Mühle.

Eine eigene Abtheilung ist für Knaben bestimmt, unter denen man wahre Galgengesichter sieht; eine andere für Gewohnheitsverbrecher, welche diese heiligen Hallen schon wiederholt betreten haben; eine dritte endlich für Weiber, die einige äußerst hässliche und verkommene Individuen in ihrer Mitte zählten.

Die Kleidung der Sträflinge ist ganz gleichmäßig; sie besteht aus einem kotzenartigen Gewande, darunter einem Leinwandlappen, welcher um die Mitte des Leibes geschlungen wird. Zur Nahrung erhalten sie eine nach unseren Begriffen sehr geringe Ration, und zwar des Morgens zwei flache, ungesäuerte Brote nebst einem Achtelliter Dal (einer Art von Bohnen) mit Butter und Gewürzen, zu Mittag eine Handvoll gerösteten Weizens, abends grünes Gemüse mit zwei Broten. Und doch befinden sich die Sträflinge wohl und sehen gut aus.

Nach der Meinung des Gefängnis-Directors soll der einzige Fehler des Strafhauses der sein, dass die Lebensweise der Sträflinge daselbst eine viel bessere ist als die, welche sie außerhalb desselben führen. Klagen wie jene des Directors verlauten übrigens auch in unserer Heimat, wo häufig genug Vergleiche gezogen werden zwischen der Lebensführung, deren sich selbst schwere Verbrecher in den Strafhäusern erfreuen, und den Existenzbedingungen, unter welchen unsere Soldaten in den Kasernen ihrem Beruf obliegen. Ich vermag der

Ansicht die Berechtigung nicht ganz abzusprechen, dass in der humanen Behandlung der Verbrecher schwerer Kategorie zu weit gegangen und hiedurch der Strafzweck theilweise vereitelt wird.

Ich durchschritt alle Werkstätten, in welchen die Sträflinge gemeinsamer Arbeit mit den einfachsten Hilfsmitteln obliegen. Sie erzeugen Cartonage- und Töpferwaren, Teppiche und aus einem an allen Flussufern wachsenden Grase hübsche Matten, deren ich eine große Anzahl für die Corridore von Konopišt bestellte. Auch ihre Kleidung müssen die Sträflinge selbst fabricieren.

Kostbare Zeit gieng verloren, da ich mich verleiten ließ, nach der Rückkehr in die Stadt das in einem geradezu desolaten Zustande befindliche städtische Museum of the Institute nächst der Tschandni Tschaukstraße zu besichtigen. Von dem dort herrschenden Schmutze, der überall wahrnehmbaren Verwahrlosung und dem Kunterbunt von Säugthieren, Vögeln, Bildern, Gewändern, allerlei Hausrath und sonstigen ethnographischen Gegenständen sich einen Begriff zu machen, ist schwer. Immerhin war es belehrend zu sehen, wie ein Museum nicht sein soll.

On revient toujours . . . . . also noch einmal zu Tellery gewandert, um neuerlich Einkäufe, namentlich von Teppichen, zu besorgen.

Dann wohnten wir vor unserem Hotel mehreren von einigen Eingeborenen veranstalteten Hahnenkämpfen bei. Wie grausam dieses Vergnügen auch ist, so entbehrte es doch nicht der Anziehungskraft; denn mit staunenswerter Tapferkeit und Kampfeslust, ja mit Ingrimm hieben die braven Hähne mit Schnabel und Sporn auf einander ein, bis endlich einer der Kämpfer unterlegen war.

Abends entführte uns der Zug nach Alwar (Ulwar), das nordwestlich von Agra, südwestlich von Dehli, an der die Rajputana-Malwa Railway einschließenden Bombay, Baroda and Central-India Railway gelegen ist, welche über Ahmedabad nach Bombay läuft.

Alwar, 19. Februar.

Morgens 7 Uhr wurden wir mit der Meldung geweckt, dass wir demnächst in Alwar ankommen würden. Rasch war ich angekleidet und betrachtete vom Coupéfenster aus die vollkommen veränderte Gegend — überall direct aus der Ebene emporsteigende steile Hügel, die sehr steinig und nur von spärlicher Vegetation bedeckt

waren; einzelne derselben zeigten scharf markierte Formen und Contouren. In den Feldern neben dem Bahnkörper stolzierten unzählige heilige Pfauen umher.

Der Staat Alwar, welchen ein von den Briten abhängiger Fürst beherrscht, gehört zu den Staaten Radschputanas, jencs umfangreichen, zwischen der Dschamna und dem Indus gelegenen Gebietes im Nordwesten Vorderindiens, welches bis zur Wüste Tharr, der »Indischen Sahara«, reichend, gerade an deren Rande die bedeutendste Entwicklung aufweist. Unter den neunzehn, in sieben britische Agentien eingetheilten Schutzstaaten Radschputanas nenne ich als besonders bemerkenswert: Dschodpur (Jodhpore, Marwar), Dschaipur, Udaipur (Mewar), Bikanir, Dholpur, das uns schon bekannte Bhartpur und Alwar. Adschmir (Ajmere) ist bereits dem britischen Gebiet einverleibt.

Alwar, in wasserarmer Gegend am Fuße eines vom Fort Alwar gekrönten, 400 *m* hohen Felskegels gelegen und von einer zackigen Hügelkette gedeckt, ist zu Ende des verflossenen Jahrhunderts von Pratap Singh, — aus dem von Udaikaran von Dschaipur (1367 bis 1388) abstammenden Hause der Naruka — einem Vasallenfürsten des Mahârâdschas von Dschaipur, gegründet worden. Unbotmäßig und ehrgeizig wanderte Pratap Singh aus, verschanzte sich an der Stelle, wo heute Alwar steht, und gründete, nachdem ihm der Großmogul von Dehli einen Freibrief erteilt, den noch bestehenden Staat. Alwars Fürsten gehören zu den Emporkömmlingen und vermögen sich, wenn auch vornehmen Blutes, doch nicht auf so ehrwürdige Herrscherreihen zu berufen, wie zum Beispiel der Mahârâdscha von Dschodpur, welcher den Beginn seines Hauses angeblich bis in das 4. Jahrhundert n. Chr. zurückzuleiten vermag, oder wie der Fürst von Udaipur, dessen Ahnen nachweisbar schon im 8. Jahrhundert n. Chr. regiert haben.

Die Staaten der Rajputana Agency stehen, wie gesagt, unter der Ägide Englands. Doch wird diese in milder, rücksichtsvoller und freundlicher Art ausgeübt, da die Fürsten der Râdschputen (Königs-söhne) im allgemeinen England sympathisch gegenüberstehen, und namentlich, weil ihr von kriegstüchtigen Mannen erfülltes Gebiet eine Schutzwehr wider Afghanistan bildet.

Der jetzt regierende Mahârâdscha von Alwar, Dschai Singh, der Sohn und Nachfolger Sawai Mangal Singhs († 1892), eines ebenso berühmten Reiters und Tigerjägers als tüchtigen Regenten und Soldaten — letztere Eigenschaft hatte ihm die Ernennung zum Obersten in der englischen Armee eingetragen — ist ein Râdschpute aus dem

»Sonnengeschlechte« jenes Katschwâha-Stammes, welcher in Gwalior einen Königsthron gegründet hat, im Doâb aber, das ist im Zwischenstromlande des Ganges und der Dschamna, heute noch blüht.

Dschai Singh soll sich, wiewohl heute erst etwa zwölf Jahre zählend, nach dem Tode seines Vaters bei den großen Feierlichkeiten anlässlich seiner Thronbesteigung sehr würdig und höchst energisch benommen haben. Es herrscht hier nämlich die eigenthümliche Sitte, dass der Herrscher bei der Thronbesteigung angesichts des versammelten Volkes auf einen Hasen schießen muss; trifft er ihn, so ist dies ein günstiges Vorzeichen für seine zukünftige Regierung, erfolgt jedoch ein Fehlschuss, so gilt dies als böses Omen. Bei jener orakelhaften Inauguration der Regierung wusste sich Dschai Singh ungcachtet der Befangenheit, die in einem solchen Falle begreiflicherweise einen Knaben dieses zarten Alters überfällt, so weit zu beherrschen, dass ihm der prophetische Meisterschuss gelang.

Auf dem Bahnhofe von Alwar wurde ich von dem jugendlichen Helden dieser Episode, ferner von dem politischen Agenten Englands in Alwar, Colonel Fraser, der zugleich für die Dauer der Minderjährigkeit des Fürsten, im Vereine mit dem aus einheimischen Würdenträgern zusammengesetzten Staatsrathe die Verwaltung des Landes besorgt, sowie von den Mitgliedern des eben genannten Staatsrathes festlich empfangen. Dschai Singh ist ein schmucker Junge mit intelligenten, offenen Gesichtszügen, dessen Erscheinung ich meines Erachtens am besten durch das heimatliche Wort »herzig« charakterisire.

Außerhalb des Bahnhofes hatten eine Ehrencompagnie riesiger Râdschputen mit schwarzen Vollbärten und eine Escadron Cavallerie — die Mannschaften beider im rothen Rock und Turban — neben einer Musikkapelle Aufstellung genommen. Die Râdschputen waren gut ausgewählte Repräsentanten der kriegerischen, schön gewachsenen Männer des Landes, die noch vor kurzer Zeit Waffenkämpfe nach der Art unserer mittelalterlichen Turniere geführt, unter dem neuen anglo-indischen Reglement jedoch sich rasch als vorzügliche Truppe im modernen Sinne bewährt haben. Die Armee von Alwar zählt etwa 8000 Mann, die unter dem Commando englischer Officiere stehen.

Eine ganze Reihe prächtig geschmückter Staats-Elephanten mit reichem Geschirre, bunten Decken und vergoldeten Hâudas war gleichfalls ausgerückt. Daneben standen eigenthümliche Wagen aus dem Marstalle des Mahârâdschas, eigentlich zweiräderige Karren mit spitz zulaufenden, mit buntem Zeuge belegten Dächern und Zebuochsen

als Bespannung. Gegenüber paradierten prächtige Pferde, stark ausgebonden, mit schön frisierten Mähnen und Schweifen; meist Hengste aus dem naheliegenden Gestüt. Auch eine ganze Reihe von Hof-Schikârîs, theils mit alterthümlichen Lanzen, theils mit funkelnegeleuten englischen Rifles waren zur Erhöhung der Feierlichkeit aufmarschirt. Weiterhin stand ein ganzer Trupp Kameele, die, was ich zum erstenmale bemerkte, auf dem Höcker Kanonen oder eigentlich für starke Ladung bestimmte Trombons aufgeschnallt trugen, welche während unserer Fahrt abgefeuert wurden. Ein farbenbunter, lebhaft bewegter Aufzug mit echt indischem Glanz und Pompe!

Der würdige Erzbischof von Agra hatte, da es Sonntag war, die Freundlichkeit gehabt, einen Kapuziner abzuordnen, um uns in einer kleinen katholischen Kapelle die Messe zu lesen. Die Katholikengemeinde des Staates Alwar zählt nur elf Köpfe. Der gute Kapuziner hielt als ehemaliger Unterthan Seiner Majestät des Kaisers — er ist im Venetianischen, noch zur Zeit der österreichischen Herrschaft geboren — nach dem Evangelium eine in schlichten Worten gehaltene, warm empfundene Ansprache, in welcher er unser Vaterland und unseren geliebten Monarchen dem Schutze des Allmächtigen empfahl. Ich muss gestehen, es ergriff mich tief, im fernen Indien, mitten unter Millionen von Hindus und Mohammedanern, in dieser nur wenige Quadratmeter messenden Kapelle einen Geistlichen meines Bekenntnisses für Seine Majestät beten zu hören.

Nach dem Gottesdienste fuhren wir zu dem von Banni Singh, dem dritten Herrscher von Alwar aus dem Hause der Naruka, gebauten Palaste Banni Bilâs, der uns zur Verfügung gestellt war. Dieses außerhalb der Stadt gelegene Gartenpalais macht von außen einen sehr imposanten Eindruck und weicht in angenehmer Weise von den sonst meist geschmacklosen Palastbauten der modernen indischen Epoche ab. Inmitten eines wohlgepflegten Parkes, zeichnet es sich durch harmonische Verschmelzung von verschiedenen Stilarten, sowie durch glückliche Anordnung der zahlreichen Veranden und Erker aus, welche das Gebäude anmuthig beleben. Vor der Hauptfàçade des Palastes liegt ein großes Marmorbassin, in dessen Mitte ein kioskartiger Marmor-söller aufstrebt. Die innere Einrichtung des Palais ist natürlich europäischen Charakters und dabei wenig geschmackvoll. Vom Balkone meines Zimmers aus hatte ich einen hübschen Blick auf die Baumkronen des Parkes und weiterhin auf die den Palast umsäumenden steinigen Berge mit ihren Ruinen und Forts.

Nach vielen Tagen schlechten Wetters hatte sich der Himmel endlich blau angethan und wärmend leuchte die Sonne auf uns durchfrorene Erdenöhne herab. Da das officiële Programm des Vormittages erschöpft war, benützte ich den Rest desselben, um Briefe in die Heimat zu schreiben. Gegen Mittag wurde mir dann auf dem freien Platze vor dem Palast eine Anzahl Pferde aus dem Marstalle des Mahârâdschas vorgeführt, Producte indischer Zucht, und zwar Marwari und Kattywari, letztere beinahe ausschließlich Füchse mit Tigerstreifen an den Beinen und einem dunklen Aalstreifen am Rücken. Die Pferde sahen sehr gut aus, zeigten hübsche Figur, namentlich schöne Köpfe, und hatten gute, jedoch für den schweren Rumpf zu feine Füße. Ein Bereiter des Mahârâdsehas, ein schwarzer Râdschpute, ritt die Pferde vor und zeigte mit jedem ein anderes Kunststück der höheren Dressur; das eine piaffierte, das andre gieng in Lançaden, das dritte auf den Hinterfüßen, ein viertes kniete nieder und dergleichen Scherze mehr.

Nachmittags stattete ich dem Mahârâdscha in dessen von den Engländern »The Royal Palae« oder »The City Palae« genannten Palaste meinen Besuch ab.

Auch Alwar weist, wie jede der bisher gesehenen indischen Städte, Eigenthümlichkeiten in der Anlage und Bauart, neue oder neuartig verwendete Motive bei der Ausschmückung der Bauwerke auf, wodurch die Stadt ein eigenartiges Gepräge gewinnt. Die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, welche der Besucher von den verschiedenen Städten empfängt, bietet einen besonderen Reiz des indischen Städtebildes; ich möchte es dem Reize abwechslungsreicher Variationen desselben Themas vergleichen. Besonders in die Augen springend sahen mir der von Seheodân Singh († 1874), dem Sohne Banni Singhs, erbaute, nunmehr für des ersteren Witwen bestimmte Palast zu sein, welcher sich durch zahlreiche kleine An- und Vorbaue und Fenster mit zierlichen, wie in Elfenbein geschnitzten Ornamenten auszeichnet.

Der jugendliche Herrscher empfing mich umgeben von seinen Würdenträgern. In gewohnter Weise saßen wir einander durch einige Zeit auf reich mit Gold geschmückten Stühlen gegenüber, worauf mir der Mahârâdscha ein Exemplar der von Th. H. Hendley verfassten Monographie »Ulwar and its Art Treasures« (London, W. Griggs 1888), dedierte, eines Prachtwerkes, welches in vortrefflichen, zum Theil farbigen Reproduktionen unter anderem auch die kostbarsten Stücke der Waffenkammer, der Bibliothek und des Schatzhauses von Alwar darstellt.

Durch den Residenten aufgefordert, zeigte mir der Mahârâdscha die Waffensammlung, wobei ein alter Custos die einzelnen Stücke in sehr komischer Weise demonstrierte, indem er dieselben nicht nur selbst anlegte, sondern so gerüstet auch operettenhafte Kampfesposen annahm. Wir sahen hier prachtvolle Schwerter mit wertvollen Klingen und goldbesetzten Griffen, deren eines 20.000 Rupien gekostet hatte, sowie kleinere Jagdmesser, Dolche und Panzerhemden.

Den weitaus größten Schatz des Palastes bilden aber die alten Manuscripte der Bibliothek, die unterhalb der Schriftzeihen feinen Goldgrund aufweisen und gleich unseren alten Bibeln die herrlichsten Miniaturmalereien enthalten. Letztere sind von einer Zartheit der Ausführung, sowie einer Frisehe des Colorits, wie man sie nur in den besten Handschriften unseres Mittelalters finden kann. Ja, ich möchte jene in gewisser Beziehung höher stellen als diese, da die Perspektive eine viel gelungenere, die Auffassung eine tiefere ist als bei unseren Kunstwerken der bezeichneten Epoche. Mit besonderem Vergnügen besah ich diese zahlreichen Bilder, die meist Szenen aus der Göttersage oder dem Leben früherer Mahârâdshas, deren Feste und vorzüglich Jagden, Schlaechten und Feldzüge darstellen. Das kostbarste Stück der ganzen Sammlung, eine 1848 vollendete Absehrift des »Gulistan« (»der Rosengarten«, eines der beiden Hauptwerke des persischen Dichters Sâdi, aus dem 13. Jahrhunderte), deren Herstellungskosten mehr als 120.000 fl. ö. W. betragen haben sollen, wird zum Theile der Kunstfertigkeit eines Deutschen zugeschrieben.

Dass unter Umständen europäischer Einfluss auch verwirrend auf den Schönheitssinn der Eingeborenen wirkt, konnte ich in der Schatzkammer beobachten, wo die Custoden als hervorragendstes Kunstwerk eine Uhr im Empire-Stil, ähnlich jenen, die in Genf erzeugt werden, anführten. Dieselbe enthielt einen singenden Colibri und stand auf silbernem Tische, über den herab sich Fluten imitierten Wassers, künstliche Fische bergend, ergossen — eine scheußliche Spielerei.

Nicht viel besser ist es mit dem bildnerischen und ornamentalen Schmucke der Palasträume bestellt. Während einige Wände mit sehr bemerkenswerten Porträts der Mahârâdschas geschmückt sind, findet sich daneben europäische Dutzendware. Im ersten Stocke des Palais wird mit Stolz ein Gemach gezeigt, das mit kleinen Spiegelplatten und mosaikartig gemalter Ornamentik bedeckt ist; trotz des geringen Umfanges desselben hat die Ausschmückung dreißigjähriger Arbeit bedurft. An der künstlerischen Ausgestaltung eines anderen Raumes

wird schon seit zwölf Jahren gearbeitet, ohne dass die Beendigung der Arbeit abzusehen wäre; ja auch während der Besichtigung schabten und pinselten einige Künstler an dem Meisterwerke. Bei der Arbeitsscheu der Hindus können übrigens derartige langsame Arbeitsfortschritte nicht Wunder nehmen, und ist das Kunstwerk endlich fertig, so lobt es nicht einmal seine Meister; denn der Effect ist nichts weniger als schön und kann höchstens als gesucht auffallend bezeichnet werden.

Welch angenehmer Contrast zu diesen schillernden, gekünstelten Werken in dem Blicke von der Plattform des Palastes auf dessen Umrahmung! Unter uns der Teich Pratap Singhs, mit breiten, zum Wasserspiegel führenden Treppen und zehn im Wasser auf Säulen emporstrebenden, mit den Uferterrassen durch Stege verbundenen Kiosken; linkerhand vom Palaste, an der Südseite des Wasserbeckens, das zierliche Mausoleum Bakhtawar Singhs († 1815); im Westen Wischnu-Tempel, an die Felswände des Burgberges gelehnt wie die von Bäumen beschatteten, kleinen Heiligthümer der Nordseite; als Abschluss des reizenden Architekturbildes die Festungsmauern und die weiß leuchtenden Thürme des Burgberges. Steile Berglehnen, mit Felspartien und mächtigen Steinblöcken im Hintergrunde und darüber der tiefblaue Himmel vereinigen sich mit all diesen Bauwerken zu einer ebenso neuartigen, als anziehenden Scenerie. Leider durften wir den Blick auf den Palast selbst und die Stadt nicht genießen, da die hiezu erbaute Plattform auch in die Frauengemächer Einsicht gewährt.

Der Mahârâdscha begleitete mich zu Wagen in das Gestüt, ein großes, hofartiges Gebäude, woselbst mehrere hundert Hengste und Stuten, größtentheils im Freien, gehalten werden. Die Thiere sind an beiden Hinterfüßen mit Stricken gekoppelt, eine in Indien allgemein herrschende Sitte, aus welcher sich die häufigen Strickwunden an den Fesseln und hievon herrührende Krankheiten, wie Igelfuß, Mauken u. dgl. m. erklären. Unter den Gestütsperden sind alle möglichen Racen vertreten, vom edelsten Araber bis zum gemeinsten Gaule, doch werden als Vaterpferde meist nur Araber und Kattywari verwendet. Die Mutterstuten sind aber durchwegs einheimischer Zucht, Landschlag.

Anlässlich der Besichtigung des Gestütes wurden uns Thierkämpfe aller Art vorgeführt, eine Lieblingsunterhaltung der Râdschputen. Rebhühner, Hähne, Widder, welche letztere, ausgesucht starke und böartige Thiere, mit Erbitterung fochten, und Black-bucks kämpften

der Reihe nach. Sogar Wachteln mussten antreten und erwiesen sich als die besten Streiter, da die Hähne, nachdem sie durch den Anblick einer in einem Käfig verwahrten Henne gereizt waren, hitzig auf einander losfuhren und sich Schnabelhiebe versetzten, dass die Federn stoben. Die *Pièce de résistance* war jedoch ein Kampf zweier Büffelstiere, die sofort mit blinder Wuth zum Angriffe übergiengen und sich mit den starken, krummen Hörnern zu durchbohren suchten. Einer der Kämpfer war bald verwundet und blutete stark, was den Zorn beider nur noch mehr reizte. Im entscheidenden Momente wurden die Thiere durch die Wächter getrennt, so dass der Kampf unentschieden blieb. Sehr anmuthig war, als Schluss des blutigen Schau-spieles, die Production dressierter Papageien, die in der That Erstaunliches leisteten; denn der eine dieser klugen Vögel turnte wie ein Seilkünstler, während der andere Glasperlen auf einen Zwirnsfaden reihte; ja ein dritter lud sogar eine kleine Kanone und feuerte sie selbst ab, wobei ich den Muth des befiederten Artilleristen bewunderte, der auf dem Rohre stehend, in Rauch und Pulverdampf ganz eingehüllt war.

Ähnlich dem Eberstechen, *Pigsticking*, war sodann ein Pantherstechen projectiert, wobei ein vor kurzem in der Umgebung von Alwar gefangener Panther gehetzt und mit Lanzen erlegt werden sollte. Zu diesem Zwecke begaben wir uns zu Pferd auf eine große, freie Heidefläche an der Peripherie der Stadt, wo der Panther in einem Käfige seines Loses harrete. Lange dauerte es, bis er das schützende Asyl verließ und herausschlich, um in kleinen Sätzen den Feldern zuzuflüchten. Alsbald stürmten alle Reiter nach, doch schon wenige Secunden danach stieß ihm, ohne dass es zu einem Run gekommen wäre, ein englischer Capitän den Speer in die Flanke. Nun duckte sich das Thier wie eine Katze und machte Versuche, die umschwirrenden Reiter anzuspringen; aber ein geschickter Speerstich *Prónays* verwundete es stark, so dass es bald unter den nachfolgenden Stichen verendete. Befriedigt umstanden die englischen Herren den armen Panther, während ich an dieser Art, Panther zu jagen, keinen Gefallen zu finden vermochte; denn es gibt hiebei nie einen Run, weil sich der Panther immer gleich duckt und dann mit den Speeren leicht auszumachen ist. Allein die Engländer haben eine ausgesprochene Vorliebe für Hetzjagden und da wird jedes Thier vom großen Nilgau an bis zum Schakal hinab gehetzt. Wäre der Panther durch meine Kugel gefallen, so hätte mich die Erlegung desselben mit waidmännischer Genugthuung erfüllt, während ich beim Lanzenstechen nur den Verderb des schönen Felles beklagen konnte.

Um die zwei- und dreijährigen Pferde zu mustern, ritten wir vom Jagdplatze weg in den Fohlenhof des Gestütes. Auf das Signal eines Trompeters stürmte ein Rudel von 250 bis 300 Stück full pace aus einer Einzäunung hervor, setzte über eine hohe Lehmmauer und jagte bis zu den Barren, wo den Thieren morgens und abends Gerste, Rüben und Klee vorgelegt werden. Trotz des anscheinend reichlichen Futters sahen die Pferde, durchaus Producte nach den früher besichtigten Hengsten, schlecht und namentlich mager aus; ebenso sind dieselben, auf das unedle Blut der Mütter zurückschlagend, unentwickelt und verunstaltet.

Nach dem in unserem Palast abgehaltenen Diner, zu welchem sich alle in Alwar lebenden Engländer vereinigt hatten, bildete die Beleuchtung des Parkes und das Abbrennen eines Feuerwerkes den Abschluss des Tages.





Jagdlager in Siriska.





## Jagdlager in Siriska.

Alwar—Siriska, 20. Februar.

Für sieben Tage sollten wir ein 40 *km* von Alwar bei Siriska — einer durch das Vorkommen von Tigern bekannten, vor uns schon vom Herzog von Connaught besuchten Gegend — gelegenes Zeltlager, welches die Regierung von Alwar hatte errichten lassen, beziehen, um auf Tiger zu jagen. Der Morgen war schön und beizeiten standen wir bereit, den Marsch anzutreten; aber der Aufbruch verzögerte sich noch lange. Zuerst verlautete, wir sollten direct bis ins Lager theils fahren, theils reiten, unterwegs nebenbei auf Hühner streifend, bis die Bagage Zeit hätte, voranzukommen; doch lief bald die Nachricht ein, in der Nähe des einzuschlagenden Weges sei ein Tiger bestätigt worden, auf welchen unverzüglich Jagd gemacht werden würde. Die Folge dieser wechselnden Pläne war eine heillose Verwirrung, ein arges Durcheinander, wie das in Indien fast bei jeder Jagdexpedition der Fall zu sein scheint. Hier vermochte ein Jäger die erforderlichen Gewehre nicht sofort zu finden; dort fehlten Patronen; da waren zu wenig Wagen; ein Herr schrie nach seinem Koffer, ein anderer nach dem photographischen Apparat. Endlich wurden wir flott und traten den Zug ins Lager zunächst in einem vierspännigen Gesellschaftswagen an,

während die Jäger in anderen Wagen und die Bagage auf zweirädrigen, mit Zebuochsen bespannten Karren folgten. Die berittene Leibgarde und ein ganzes Heer von Kameelen begleiteten uns im Trab, ohne anderen ersichtlichen Zweck, als jenen, sehr viel Staub aufzuwirbeln.

Die Gegend, die wir durcheilten, bot neue und, da wir so lange in der Ebene geweilt, willkommene Bilder; denn das schmale Thal ist von steilen, sehr steinigen Hügeln eingeschlossen, an denen spärliche Vegetation — verküppelte Bäume und dornige, undurchdringliche Gebüsche — bemerkbar ist. Die Landschaft erinnert hier an Palästina und Syrien; doch sind die Berge in diesen Ländern noch kahler als jene von Alwar. In mehreren Dörfern stand die gesammte Bevölkerung an der Straße, und Männlein sowie Weiblein sangen zur Begrüßung unisono eine Art Choral, der übrigens nicht so unangenehm klang, wie die bisher vernommenen indischen Gesänge.

An einem reizenden Plätzchen wurde Halt gemacht, angeblich um Nachrichten über den angekündigten Tiger zu erwarten, in Wirklichkeit aber, um einem Frühstücke zu fröhnen. Die Ruinen eines alten Tempels lugen unter dem Schatten riesiger Bäume hervor, ein dunkelgrüner Weiher erfreut das Auge, steile Lehnen ragen rechts und links empor. Der Haltplatz war auch das Rendezvous für sämtliche Jagdelefanten, die — 14 an der Zahl — schön ausgerichtet mit ihren Mahâuts und Hâudas dastanden, sowie für sämtliche Pferde und Tragkameele.

Da man uns erst in zwei Stunden nähere Nachrichten über Tiger in Aussicht gestellt hatte, so benützten wir die Zeit zu einer Streifung, die wir auf die umliegenden Felder, auf einen kleinen, aus dem Thal emporragenden Kegel und auf eine der steilen Felslehnen ausdehnten. Im Anfange gieng alles gut; als wir aber in die Berglehne kamen, wurde das Gehen äußerst beschwerlich, da Felsplatten und Felsblöcke mit dornigem Gebüsch abwechselten. Auch hier hatte ich, wie in Dardschiling, den Mangel genagelter Schuhe sehr zu beklagen. Ganz unglaublich war die Menge der Pfauen, die fortwährend vor unseren Füßen aufstanden oder über unsere Köpfe strichen, aber wir durften leider keinen dieser Pfauen schießen, da dieselben als heilige Vögel erklärt sind, was wir Jäger als einen uns recht unbequemen Einfall der Hindus empfanden. Hingegen erlegten wir eine Anzahl der kleinen, langlöffelligen Hasen, sowie Indische Rebhühner, Gemeine Wachteln, Papageien einer uns noch neuen Art (*Palaeornis cyanocephala*), einen reizenden Honigsauger (*Arachnechthra asiatica*) und mehrere schöngefärbte Fruchttauben (*Crocopus chlorigaster*). Leider führte ich einen Stutzen mit,

den ich noch nicht versucht hatte, so dass ich, allerdings auf große Distanz, einen Caracal (*Felis caracal*), der an einem Felsrande flüchtig wurde, und ein gewaltiges Krokodil, das sich am Rande eines Tümpels behaglich sonnte, fehlte. Beide Thiere wären prächtige, für meine Sammlung sehr willkommene Beutestücke gewesen!

Bald traf auf dem Rastplatze die Meldung ein, der Tiger sei unsicher, es empfehle sich, den Weg ins Lager fortzusetzen. Einige Herren ritten, ich aber fuhr in einer alterthümlichen Kutsche mit hohen, bogenförmigen Federn; bespannt war sie mit vier Pferden, auf welchen zwei alte, weißbärtige Hindus saßen, die ein *Mixtum compositum* von englischer und indischer Livree trugen. Das Thal wurde immer enger, die Gegend romantischer; wir durchquerten so manches, jetzt trocken liegende Wasserbett, in welchem während der Regenzeit wilde Fluten tosen. Allmählich wurden die Stöße und das Schwanken in der vorsündfluthlichen Kutsehe doch zu empfindlich; ich bestieg daher eine kleine arabische Stute und legte in schnellem Tempo die Streeke zurück, die uns noch vom Lager trennte.

War schon das Lager in Tandur großartig gewesen, so wurde es doch weit übertroffen von der Ausdehnung und dem Luxus des Lagers von Siriska, in welchem für unser leibliches Wohlergehen in verschwenderischer Weise gesorgt war. In grünender Umrahmung erhebt sich hier, weithin sich erstreckend und sorgsam angeordnet, eine wahre Leinwandstadt! 46 Zelte sind für mich, meine Suite und die anderen Herren und Functionäre der Jagdgesellschaft, andere 41 Zelte für die Diener und das Küchenpersonale bestimmt; eine lange Zeltgasse, in deren Mitte meine Standarte auf einem künstlichen, mit Blumen geschmückten Hügel flattert, trennt die schneeweißen Herrenzelte; das Speiszelt mit einem nebenliegenden großen Salon bildet den Abschluss; hinter dem Speiszelte ragt wieder ein künstlicher Hügel empor, beschattet von einem großen Ficusbaum und umrahmt von Anlagen, Rasenplätzen, Blumenbeeten, Springbrunnen und Bassins mit Goldfischen. Den Rand der Beete bedecken aus farbigen Steinehen zusammengefügte Mosaikstreifen, welche Spruchbänder und Jagdseenen darstellen. Ich verfüge nebst dem Wohnzelte noch über einen Salon, in dem mit Gold geschmückte Decken und Möbel prangen, jeder der Herren über ein Zelt, das mit allem nur wünschenswerten Comfort — die Badeabinen nicht zu vergessen — ausgestattet ist. Wenn nur die Anzahl der Tiger, die uns zur Beute fallen sollen, im entsprechenden Verhältnisse zu der aufgewendeten Pracht steht!

Das Lager breitet sich mitten in einem großen, freundlichen Thalkessel aus, der rings von steinigen Hügeln umgeben ist. In der Nähe des Hauptlagers befindet sich noch eine Reihe anderer Lager, deren jedes eine große Anzahl von Menschen und Thieren birgt und dem Beobachter manche neue Typen und Scenen zeigt. Da ist zunächst das Lager der Jagdelephanten, ihrer Mahâuts und Wärter, wo nach vollbrachtem Tagewerke die großen Thiere gefüttert und dann, sich zu diesem Zwecke oft niederlegend, von den Wärtern geputzt, gestriegelt und gewaschen werden. An dieses Lager schließt sich jenes der Treiber und Kameele, ferner das der berittenen Leibwache und der Pferde an; letztere stehen in vier Reihen angebunden und sind gegen die Launen des Wetters durch warme Decken geschützt. Den Schluss bildet der Wagenpark mit den zahlreichen Bagagewagen und den als Bespannung dienenden Zebuoesen.

Die Anzahl der Jäger, der Treiber, der Speer- und Lastträger, der Elefantführer und Wärter, der Aufseher, der zum Aufstellen der Zelte bestimmten und jener Leute, welchen die verschiedenartigsten Dienste und Verrichtungen obliegen, erhebt sich zu der stattlichen Ziffer von 1793 Mann. 25 Elephanten, 148 Pferde und 39 Hunde stehen für Jagdzwecke zur Disposition. Der Train des Lagers umfasst 84 theils vier-, theils zweiräderige Wagen und Karren. Im Bereiche des Lagers sind nicht weniger als 25 Buden aufgeschlagen, in welchen Handwerker ihrem Berufe obliegen und Krämer Waren aller Art feilbieten. Eine unter Commando eines eingeborenen Officiers stehende Abtheilung von 40 Cavalleristen versieht den Nachrichten- und Postdienst, ein Detachement von 72 Infanteristen den Waehdienst.

Siriska, 21. Februar.

Die erste Tigerjagd stand auf dem Programme. Schon gegen 9 Uhr morgens kam der den Titel »Head-Schikârî« führende Oberstjägermeister von Alwar, Harnarain, ins Camp, um uns zu sagen, der Tiger hätte gerissen, wir sollten uns bereit halten und gegen 11 Uhr aufbrechen; er selbst gieng gleich voraus, um seine Vorbereitungen zu treffen und die Treiber anzustellen.

Von einem Elephanten einst böß abgeworfen, hinkt dieser Würdenträger, in dessen Erscheinung und Benehmen etwas von unwillkürlicher Komik liegt. Auffallend war uns an ihm die frappante Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit jenen des früheren ungarischen Ministerpräsidenten,

weshalb wir ihm den Beinamen »Tisza« verliehen. Der Head-Schikârî ist mit allen, selbst mit dem Residenten Colonel Fraser, der die Leitung der Expedition übernommen hatte, sehr kurz angebunden, ertheilt seine Befehle, schimpft gelegentlich tüchtig, ist aber in Jagdsachen im Staate Alwar eine sehr gewichtige Persönlichkeit, so dass man als Waidmann, namentlich der Tiger halber, zart mit ihm umgehen muss. Ich ließ mich ihm daher auch feierlichst vorstellen. Neben dem Amte des Oberstjägermeisters versieht er noch die Functionen des Generalinspectors der Bewässerungen, der Forste und der Gärten. Die Wälder dürften ihm aber kaum zu großem Ruhme gereichen, da für Aufforstungen gar nichts geschieht und nur Dornen und verkrüppelte Hölzer dem Boden entsproßen, obschon dieser an manchen Orten zur Waldcultur sehr geeignet scheint.

Um 11 Uhr wurde unter großem Halloh gestartet, eine Legion Schikârîs mit Gewehren und Lanzen begleitete uns, die wir auf Elephanten auszogen. Am Beginn einer engen, sehr romantisch gelegenen Thalschlucht wurde Halt gemacht, um das Zeichen des Head-Schikârîs, der zu den Treibern gritten war, abzuwarten. Hier lagen die Überreste eines von einem Tiger gerissenen Büffelkalbes; Geier umkreisten das Aas oder saßen angekröpft auf den Bäumen.

Endlich, nach langem Warten zeigte sich auf der gegenüberliegenden Höhe jenseits der Thalschlucht der Oberstjägermeister auf seinem Elephanten, und nun hieß es die Stände einnehmen. Der fast drei Viertelstunden erfordernde Weg durch die Thalschlucht war zwar sehr pittoresk, aber auch beschwerlich; denn wir mussten uns jeden Schritt durch die dornigen Äste der Bäume, die an unsere Häudas schlugen, erkämpfen, so dass wir an den Händen blutig gerissen wurden. Erstaunlich war die Vorsicht, mit welcher die Elephanten vorwärts drangen und die Geschicklichkeit, mit welcher sie steil und schlechte Saumwege, ich möchte sagen »Gamssteige«, vollkommen sicher hinanstiegen. Die Häuda schwankt, hebt und senkt sich, aber der Elefant lässt sich durch nichts beirren, sondiert vor jedem Schritte mit dem Rüssel und dem Fuß und tritt dann erst fest auf; ist ein Stein oder Baum im Wege, so wird das Hindernis mit dem Rüssel beseitigt, an größere Bäume stemmt sich der Riese mit ganzer Kraft an, bis der Stamm bricht.

Wir umstellten in Form eines Halbkreises eine kesselförmige, dicht bewachsene Nebenschlucht, in der ein Tiger hausen sollte. Ich hatte den höchsten Stand und kletterte, in wahren Sinne des Wortes, mit meinem Elephanten die rechte Lehne der Thalschlucht bis zur halben

Höhe hinan, um guten Einblick in die Schlucht zu gewinnen. Dasselbst machte ich Halt und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Einige Stellen waren von dem dichten Dorngebüsch freier geblieben und ich berechnete genau, wo und wie ich schießen würde, falls der Tiger erschiene. Der Trieb begann mit dem üblichen Geschrei, wobei die Treiber von der Höhe herabstiegen. Die abzutreibende Strecke war eine ganz geringe, aber aus Angst giengen die Treiber nur langsam, in Partien zu 30 bis 40 hintereinander auf den besten Wechselln vor, ohne sich in die Dickungen, in welche sie nur fortwährend Steine warfen, zu wagen, so dass der Trieb zwei Stunden erforderte. Ganz wie in Tandur! Übrigens war auch diesmal die Vorsicht der Treiber ganz überflüssig, da der Tiger nur durch seine Abwesenheit glänzte.

Zum erstenmale sah ich hier Sambarhirsche oder Rusas (*Cervus unicolor*), und zwar einen geringen Gabler, ein Althier mit Kalb und ein Schmalthier; sie gleichen unserem Hochwild, haben aber bei weitem nicht die schöne Statur und die stolze, edle Haltung unseres Königs der Wälder; besonders da der Sambarhirsch das Haupt beinahe immer gesenkt trägt und am Geweih, obwohl dasselbe bis zu  $1\frac{1}{4}$  m Länge erreicht, nie mehr als sechs Enden aufsetzt.

Nach dem misslungenen Triebe kamen wir an einem kleinen, von Palmen umgebenen Weiher zusammen und ritten auf den Elephanten nach dem Camp, um die Schrotgewehre zu holen und noch einen Streif auf den unliegenden Hügeln zu unternehmen, der uns eine große Anzahl von Indischen Rebhühnern einbrachte.

Siriska, 22. Februar.

Schon den Abend zuvor hatte sich der Himmel getrübt, und in der Nacht begann Regen in Strömen niederzugehen. Die Umgebung der Zelte wurde tief durchweicht, doch hielten die Dächer unserer Behausungen zum Glück stand. Schlechte Aussichten für die Jagd, da der Tiger zwar bei solchem Wetter reißt, dann aber umherstreift, wogegen er bei warmem, sonnigem Wetter sich in der Nähe seines Opfers niederthut und von den Schikârîs mit nahezu untrüglicher Sicherheit bestätigt werden kann. Vormittags ließ der Gussregen etwas nach; ich beschloss daher nach einer längeren Berathung mit dem Head-Schikârî und über dessen Anrathen, da auf Tiger nichts unternommen werden konnte, zuerst auf Sambarhirsche zu pürschen und dann einen Trieb auf dieses Wild, sowie auf Schakale zu versuchen.

Als bald brachen wir auf und strebten hoch zu Rosse den nächstgelegenen Hügeln zu, wo uns ein Schikârî eilfertig entgegen kam, der einen Sambarhirsch bestätigt hatte. Alle Herren blieben zurück; ich allein pürschte mit dem Schikârî und Janaczek einen überaus steilen Bergrücken hinan, von dessen Grat aus der Schikârî nach der gegenüberliegenden Lehne auf einen angeblich starken Sambarhirsch deutete. Ich konnte diesen jedoch aller Bemühung ungeachtet durch längere Zeit nicht wahrnehmen, da er unbeweglich auf uns herüberäugte und sich durch seine braugelbliche Färbung von dem ihn umgebenden trockenen Grase gar nicht unterschied. Endlich ersah ich den Hirsch; der Schikârî wollte mich durchaus bewegen, sofort zu schießen, doch schien mir die Distanz — bei 400 Schritte — für einen sicheren Schuss zu groß. Da aber ein Anpürschen durch das zwischenliegende Thal nicht möglich war, so gab ich dem Drängen des Schikârî nach und schoss von dem einen Bergrücken auf den andern; der Hirsch zeichnete zu meiner besonderen Genugthuung gut auf Blattschuss, wurde flüchtig und verschwand auf der anderen Seite des Rückens. Mit großer Anstrengung kletterte ich über die Steine und das dornige Gestrüpp die eine Lehne herab, die andere hinan und fand am Anschusse Schweiß. Der Fährte folgend, sah ich den kranken Hirsch durch dichtes Gestrüpp ziehen und schoss noch einmal, fehlte jedoch in der Hitze des Gefechtes.

Die im Thale zurückgebliebenen Herren und die eingeborenen Jäger hatten nach dem Schusse den Hirsch ebenfalls krank flüchten gesehen, und nun gieng es mit wildem Geschrei und Durcheinander hinter dem angeschossenen Stücke her. Der Oberstjägermeister brüllte mit Stentorstimme Befehle von seinem Elephanten herab, die Schikârîs wollten nach englischer Methode gleich nachlaufen, bis ich mich endlich, nach vielem Flehen und Schreien, mit den Leuten soweit verständigte, dass alle Eingeborenen sich von meinem Leibjäger in Ordnung anstellen ließen und, nachdem ich mit den Herren 1000 *m* vom Anschusse in der Lehne Posto gefasst, auf ein Signal gleichzeitig und regelrecht angingen. In der That kam der angeschossene Hirsch nach wenigen Minuten in Sicht und endete unter drei von mir und Wurmbrand abgegebenen Schüssen. Er war ein ausnehmend starkes Exemplar, anscheinend ein besonders rauflustiger Geselle, da er ganz verkämpft war und die Spuren davon an den Läufen, der Decke, sowie besonders an den völlig zerschnittenen Lauschern zeigte, so dass er, was ich lebhaft bedauerte, nicht einmal zum Ausstopfen geeignet erschien. Sehr schön waren die schmalen dunklen Grandln.

Während der Pürsche hatten die wartenden Herren im Thale sich die Zeit mit kindlichen Spielen wie »Blindekuh«, »Plumpsack« u. dgl. m. gekürzt, zum besonderen Ergötzen des Oberstjägermeisters, der in eine Art Lachkrampf verfiel, vor Freude auf seinem Elephanten hin und her sprang und am liebsten mitgespielt hätte, wäre dies mit seiner Würde vereinbar gewesen.

Nun sollte ein Trieb versucht werden, doch kam abermals ein Schikârî mit der Meldung, dass in der Nähe noch ein Sambar bestätigt sei, worauf »Tisza« mich zur Pürsche »befahl« und die Herren auf die umliegenden Hügelspitzen vertheilte. Ich keuchte, so schnell ich konnte, den steilen Hang hinan und musste, in einen kleinen Thalkessel gelangt, unter ähnlichen, nur vielleicht noch ungünstigeren Umständen schießen wie das erstemal, da der Hirsch spitz stand. Als ich ihn jedoch im Feuer geschossen hatte und das mächtige Thier, gefolgt von einer Lawine von Steinblöcken, mit Gepolter in die Tiefe stürzte, kam das ganze Corps der Schikârîs laut jubelnd auf mich zu und beglückwünschte mich unter den drolligsten Kundgebungen der Freude. Befriedigt lächelnd empfing mich der Oberstjägermeister und ordnete den Weitermarsch an, der alsogleich auf den Elephanten angetreten wurde.

Auf einem steilen, steinigen Pfad zog die Karawane über ein Joch in ein langgestrecktes Thal, das mit hohem, trockenem Grase und dichten Dornen bedeckt war. Bei dem Abstieg über eine besonders schlechte Stelle, einen Felsabsatz, setzten sich die klugen Elephanten zuerst auf das Hintertheil, sprangen, auf den Rüssel gestützt, mit den Vorderfüßen hinab und zogen dann den Hinterleib nach.

Von den ausgesandten Schikârîs kam die Meldung, dass sich leider keine Sambarhirsche in dem Thale befänden, weshalb wir beschlossen, ein besonders dichtes Dschungel an einer Berglehne abtreiben zu lassen. Wir stießen jedoch mit diesem Vorhaben auf den heftigen Widerstand Harnarains, der hievon nichts wissen, wohl aber ein Frühstück einnehmen und abermals Jäger ausschicken wollte, um allenfalls Sambarhirsche zu bestätigen. Gegen diesen Machtspruch war nicht aufzukommen und wir mussten uns fügen. Als die Ruhepause lange genug gewährt hatte, litt es uns nicht weiter; wir drangen in den Gewaltigen, der schließlich einen Trieb durch das Dschungel gestattete.

Wir vertheilten uns rasch, Wurmbrand blieb am Ende des Dschungels, Clam und ich wollten die Höhe der Lehne erklimmen, um die nach oben gehenden Wechsel zu besetzen und einen Einblick in

das Gewirre des Dschungels zu gewinnen; Prónay, Stockinger und Fairholme aber sollten mit den Treibern streifen. Das Erklimmen des Bergabhanges war jedoch leichter gesagt als gethan; denn er war so steil und mit glatten Steinplatten und Felsblöcken besäet, dass wir nur als Quadrupeden kriechend hinaufkommen konnten. Ich postierte mich an eine kleine Schlucht, die mir als Wechsel nach oben günstig erschien. Nach einiger Zeit begann der Trieb, wurde aber so schlecht geführt, dass wir kein Stück Wild zu Gesicht bekamen, da die tapferen Treiber wieder jede größere Dickung umgingen. Die Anwendung der kleinen Sammlung hindustanischer Kraftausdrücke, die ich mir bereits angeeignet hatte, fruchtete leider gar nichts, da der Jagdgewaltige kein Interesse mehr an den Tag legte und sich erst nach Beendigung des leeren Tribes, mit großer Seelenruhe und verschmitztem Lächeln nahend, wieder sehen ließ.

Solange noch Schusslicht andauerte, streiften wir in der Ebene beim Camp und brachten zahlreiche Hühner und Sand grouse zur Strecke. Wurmbrand hatte das Waidmannsheil, eine Gazelle zu erlegen.

Die im Lager verbliebenen Herren, darunter Kinsky, hatten nachmittags zu Pferde Schweine und Schakale gehetzt und einen Frischling gefangen, wobei auch Dr. v. Lorenz mitgeritten war, nicht ohne den sträflichen Leichtsinn mit zweimaliger Berührung der Mutter Erde büßen zu müssen.

Der Abend gehörte der Correspondenz, da die Post den nächsten Tag abgehen sollte. Leider begann es neuerlich heftig zu regnen und strömte fast die ganze Nacht hindurch. Das Wetter verfolgt uns mit seinen Tücken; gerade jetzt, wo wir auf Tiger jagen wollen, müssen wir eine zweite Sündflut erleben!

Siriska, 23. Februar.

Dichter Nebel bedeckte das Thal, als ich aus meinem Zelte trat; der Regen hatte zwar aufgehört, aber von den Bäumen träufelte es noch und alles schwamm im Wasser. An Tigerjagd war nicht zu denken, da die nur früh morgens mögliche Bestätigung eines Tigers durch den Nebel ausgeschlossen war.

Gegen 11 Uhr begann der Nebel endlich zu sinken, die Spitzen der Berge wurden sichtbar, der Himmel lächelte blau und die Sonne glänzte freundlich, so dass der Head-Schikârî eine Jagd mit Falken und Luchsen (Caracals) arrangieren konnte, die aber besser gemeint war, als sie thatsächlich ausfiel. Die Falken zeigten sich als ungeschickt und

wenig abgerichtet, da sie auf die zahlreich aufstehenden Hühner nicht recht stoßen wollten, während die Caracals die Hasen, welche sie jagen sollten, wenig beachteten und nach einigen Sätzen zu ihren Herren zurückkehrten.

Inzwischen waren Sambars und Nilgaus bestätigt worden, die mich der Oberstjägermeister aufforderte, anzupürschen. Zu seinem größten Erstaunen überließ ich erstere Wurmbrand, letztere Kinsky, der damals, als wir die verpönten Nilgaus in Bhartpur geschossen, in heftigem Fieber gelegen war. Kinsky erbeutete auch nach langer Pürsche ein Nilgau und schweißte ein zweites stark an, während Wurmbrand leider unverrichteter Dinge heimkehrte.

Mit den anderen Herren führte ich eine große Durchstreifung des ganzen Thales aus, wobei wir alle kleinen Bodenerhebungen, alle Dschungel und Lehnen absuchten und in vier Stunden 80 Hühner und Sand grouse zur Strecke brachten. Prónay und ich schossen außerdem je einen Indischen Wüstenfuchs (*Vulpes leucopus*); auch ein Schakal fiel mir unter ungewöhnlichen Umständen zur Beute. Wir hörten lautes Bellen und Heulen von Schakalen und erblickten, über einen Hügel streifend, in der Ebene acht Schakale, die einer ranzigen Fee folgten, wobei sie ein Höllenconcert aufführten, sich jagten und bissen, dass jeden Augenblick einige von ihnen übereinanderkollerten. Ich ließ unsere Treiberlinie halten und pürschte, wie es eben gieng, vor, aber leider war die Ebene ohne gute Deckung, so dass ich nicht näher als auf 400 Schritte herankommen konnte. Clam und Prónay bemerkten dies, letzterer lief den Schakalen zu Fuß vor, während Clam auf einem Pony reitend mir dieselben zutrieb. Das Hauptrudel änderte leider die Direction und passierte außer Schussweite; dagegen kamen zwei Schakale in voller Flucht, gefolgt von Clam, auf 100 Schritte an dem Steine vorüber, hinter dem ich mich nothdürftig gedeckt hatte, so dass es mir gelang, einen Schakal mit der Kugel zu roulieren.

Wir waren noch im eifrigsten Jagen begriffen, als ein Schikârî meldete, es seien in den nächstgelegenen Vorbergen Tiger gesehen worden. Natürlich wurde alsbald das Feuer eingestellt. Wir galoppierten nach dem Lager, wo unserem Medicus Dr. Bém ein tragikomisches Missgeschick widerfuhr. Auch er hatte stolz ein Ross bestiegen; doch endigte dieses kühne Vorhaben sehr bald mit einer Berührung der Erde, wobei sein Pferd überdies boshaft genug war, ihn gerade über einer dichten Cactushecke abzuschütteln, so dass er mit Stacheln bedeckt ins Zelt wankte. Dasselbst sank er auf das Bett, ein Bild des

Jammers, wehklagend, ein Dorn sei ihm in die Lunge gedrunge und eine schwere Krankheit, die ihn wochenlange ans Schmerzlager fesseln werde, stehe bevor; ja selbst der Tod könne ihm hier, fern von der Heimat, in der Wildnis nahen, wo keine theure Hand ihm das brechende Auge schließen würde. Tief ergriffen von solch düsteren Bildern und stöhnend lag der Ärmste da. Wir aber umstanden ihn voll Mitleid und doch wider Willen hell auf lachend; denn in unverfälscht böhmisch-deutschem Accent entzogen sich diese Seufzer und Klagen der gequälten Brust. Endlich waren durch den englischen Collegen zwanzig große Stacheln aus dem Körper des tapferen Reiters entfernt, der nun frei und getröstet aufathmete, von Krankheit und Tod nichts mehr wissen wollte, sondern bald guter Dinge war. Nur hatte er, nach dem Grundsatz, dass, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, die Kosten der Unterhaltung während des Abends zu bestreiten.

Siriska, 24. Februar.

Nach der ersten regenlosen Nacht war Hoffnung vorhanden, dass ein Tiger mit Sicherheit bestätigt werden würde. Das Geschäft des Bestätigens verstehen die hiesigen Schikârîs ganz vorzüglich; sie sitzen Tag und Nacht auf Bergspitzen, Graten und überhaupt hochgelegenen Punkten, von welchen aus sie eine gute Übersicht über Stellen, an denen sich die Tiger am liebsten aufhalten, genießen und namentlich die Plätze, wo die Büffelkälber zur Anlockung von Tigern angebunden sind, beobachten können. Schlägt ein Tiger das Kalb, so thut er sich in der Regel, nachdem er das Stück angeschnitten, in dessen Nähe für einige Zeit nieder. Bleibt er nun in einem bestimmten von Beobachtern umstellten Gebiet, einer Thalschlucht oder einem Dschungel, so wird hievon schleunigst die Meldung ins Lager erstattet, wo alsbald lebhaftere Bewegung entsteht, bis in aller Hast die letzten Vorbereitungen zur Jagd getroffen sind und die Elephantenkarawane zum Jagdplatz aufbricht. Nach dem Einlangen solcher Meldungen schickten wir meist unsere Jäger mit den Elephanten voraus und folgten zu Pferd, obgleich das Reiten auf den verrittenen und zappelnden indischen Gäulen gerade kein Genuss ist.

So war's auch heute. Gegen 9 Uhr vormittags kam die Meldung, dass zwei Tiger in einem dichtbewachsenen Thale geschlagen hätten und dort bestätigt seien. Der Oberstjägermeister ritt auf seinem Elephanten mit den Schikârîs und Treibern voraus, um alle Anstalten zu treffen; wir

folgten eine Stunde später nach, durchquerten zunächst die Ebene und ritten dann in einem engen, sehr dicht verwachsenen Thal etwa 3 *km* vor, bis an einen Punkt, wo uns der Jagdgewaltige mit der sehr erfreulichen Meldung erwartete, dass die Tiger noch da seien, und zwar in der Nähe des Platzes, auf dem sie im Morgenrauen ein Büffelkalb gerissen hatten. Die Pferde wurden nun mit Jagdelephanten vertauscht; ich bestieg das Lieblingsthier des verstorbenen Mahârâdschas, dessen sich dieser bei seinen Tigerjagden stets bedient hatte.

Der Head-Schikârî ordnete nun an, dass ich, da der Tiger sich entweder auf dem geschlagenen Büffel oder ganz in der Nähe befinden müsse, zuerst allein vorpürschen und anzukommen trachten solle, worauf im Falle des Misslingens ein Trieb gemacht werden würde. Meinem Mahâut wurde die größte Ruhe beim Vorgehen anempfohlen, damit nicht die Aufmerksamkeit des Tigers vorzeitig erregt werde. Ich richtete mich in meiner Hâuda so gut als möglich ein und legte zwei Springer'sche Stutzen geladen neben mich, mit der Absicht, dem Tiger aus meinem alten 500er Stutzen, dessen ich mich auf heimatlichen Jagden bei der Erlegung von über tausend Stück Wild bedient hatte, den ersten Gruss zu senden. Janaczek und der Schikârî, welcher den Tiger bestätigt hatte, saßen hinter mir. So pürschte ich, auf meinem klugen Elephanten thronend, möglichst geräuschlos, den Bäumen und Ästen ausweichend, in der Thalsohle weiter, während die Schikârîs auf den Kämmen der Hügel folgten, um die Bewegungen des Tigers zu beobachten. Hohes, gelbes Gras wechselte mit Bäumen und dornigem Gebüsch, und jeden Augenblick glaubte ich das Haupt des Tigers irgendwo auftauchen sehen zu müssen.

Bald waren wir an dem Killplatze angelangt, wo das angerissene Kalb lag, um welches Geier und Schakale stritten; doch war vom Tiger keine Spur. Ich drang noch eine Strecke weiter vor und wollte eben auf Anrathen des Schikârî umkehren, als von der jenseitigen Lehne ein spähernder Schikârî laut »Bâgh, Bâgh« (Tiger) zu mir herabschrie. In demselben Augenblicke sah ich auf ungefähr 300 *m* einen Tiger in voller Flucht von der Höhe der Lehne durch das Gebüsch gegen das Thal zukommen, leider aber auch in einem dichten Dschungel verschwinden. Schon gab ich jede Hoffnung auf, ertheilte aber gleichwohl dem Mahâut den Befehl, dem Tiger in der Direction, die er genommen, so rasch als möglich nachzueilen. Zum Glücke hatte Colonel Fraser, ein vielerfahrener Tigerjäger, der weiter rückwärts im Thale stand, das Manöver des Tigers bemerkt und schoss einige Meter vor denselben

hin, um ihn zu einer Wendung zu bestimmen. Der Versuch gelingt; der Tiger schlägt um und kommt nun in voller Flucht auf 60 Gänge durch das Gebüsch an mir vorbei. Ich habe gerade noch Zeit, dem Mahâut »Teiro« (Halt) zuzurufen, der Schuss kracht — und wie ein Hase roulierend liegt das mächtige Thier vor mir.

Meine Freude über den ersten Tiger, den ich erlegt, vermag ich nicht zu schildern; nur ein Waidmann kann das Gefühl ermessen, das mich in diesem Augenblicke erfüllte. Mein Jäger musste einen herzhaften »Juchezer« schreien, worauf die Herren herbeieilten, mich zu beglückwünschen.

Doch blieb keine Zeit zur näheren Besichtigung des Tigers; denn nach wenigen Minuten riefen uns die noch auf den Höhen postierten Späher und die das Thal absperrenden Treiber zu, dass sich noch ein Tiger im Thale befinde und wir gegen eine Schlucht vorgehend am Rande derselben Stellung nehmen sollten. Ich hielt es nicht für wahrscheinlich, dass ein zweiter Tiger nach den Schüssen und dem Lärm Stand gehalten haben würde und dies um so weniger, da die Breite der Schlucht höchstens 200 Schritte betrug und die Treiber mit größtem Geschrei schon bis an den Rand derselben vorgerückt waren. Doch klärte sich später der Sachverhalt auf; die Treiber hatten Recht; ein zweiter Tiger hatte sich thatsächlich in der dichtbewaldeten Schlucht niedergethan und wollte nun das Weite suchen, stieß aber hiebei auf die Treiberwehr, vor welcher er sich wieder in das Dschungel zurückzog.

Nachdem sich die Aufregung etwas gelegt, gingen wir in Linie auf unseren Elephanten gegen besagte Schlucht vor, ein Unternehmen, das nicht ganz leicht durchführbar war, da einige unter uns, zu denen auch ich gehörte, eine steile, steinige Lehne erklettern mussten. Hiebei hatte ich abermals Gelegenheit, die Geschicklichkeit und Kraft meines Elephanten zu bewundern, der mit dem Kopfe sich anstemmend, einen im Wege stehenden Baum von mindestens 30 bis 40 *cm* im Durchmesser abknickte.

An dem steil abfallenden Rande der kesselartigen Schlucht stellten wir uns im Halbkreis auf, und zwar in folgender Anordnung: zu oberst stand Clam, dann folgten Stockinger, ich, Wurmbrand, Prónay und Kinsky, in der Sohle der Schlucht aber schloss sich der Head-Schikârî mit einigen Elephanten zur Abwehr an; auf der anderen Lehne hatten sich Colonel Fraser und Fairholme postiert. Dieser Punkt war eigentlich für mich bestimmt gewesen, doch hatte mich mein Mahâut in der Aufregung auf die linke Lehne entführt.

Die Treiber giengen höchst vorsichtig, Schritt für Schritt, Steine in die Schlucht rollend, vor. Nach einigen Minuten spannender Erwartung klopfte mir mein Jäger auf die Schulter, nach der Thalsohleweisend, in der ich einen capitalen Tiger tief unter mir über eine kleine Blöße langsam gegen den Stand Frasers und Fairholmes wechseln sah — ein prächtiger Anblick, wie die große Katze, von allen Seiten bedrängt, vorsichtig schleichend, kaum die Äste des Buschwerkes streifend, nach einem Ausweg suchte. Schon seit langer Zeit wusste ich nicht mehr, was Jagdfieber sei; aber in diesem Augenblicke erfasste es mich wieder so wie damals, da ich als Knabe ein Jünger St. Hubertus werden durfte und meine ersten Versuche im edlen Waidwerke unternahm.

Fairholme schoss auf den Tiger, fehlte ihn jedoch, so dass derselbe in das Dschungel zurückwechselte, um in der Sohle des Thales zu entweichen, wo er aber vom Oberstjägermeister mit seiner Wehr sehr geschickt vertrieben wurde, um sich dann in das dichteste Buschwerk zu verkriechen. Ich hatte diesen Bewegungen mit der größten Spannung zugesehen und konnte vor Ungeduld den Moment kaum erwarten, in dem Colonel Fraser das Zeichen geben würde, gegen den Tiger vorzugehen. Als dies endlich geschehen, spornte ich meinen Mahât zu der größtmöglichen Eile an und kletterte nun auf meinem Elephanten die Böschung hinab, wo sich mir Kinsky und Prónay als die Nächststehenden anschlossen. So drangen wir in ein wahres Labyrinth von Bäumen und Buschwerk ein, bis ich, kaum 50 Schritte vorwärts gekommen, zwischen zwei Bambusschäften einen gelben Fleck erblicke, den ich, schärfer hinlugend, als Tiger ausnehme, welcher auf mich zurückküggt. Rasch gebe ich dem Mahât das Zeichen zu halten; doch der Tiger bemerkt dies und wendet sich. Ich drücke los, sehe sofort nach dem Schusse den Tiger stürzen und höre ihn über eine kleine Lehne auf ungefähr 30 Schritte von meinem Elephanten mit großem Gepolter herabkollern. Im dichten Dschungel verliere ich das Thier aus dem Auge, sehe es jedoch bald wieder sich erheben und Anstalten treffen, meinen Elephanten anzugreifen; aber nur ein einziger Sprung gelingt dem Tiger, dann versagen die Kräfte und er bricht zusammen. In demselben Augenblick arbeitet sich Wurmbrand von der anderen Seite durch die Bäume und Äste, gibt dem Tiger einen Fangschuss in einen Lauscher und regungslos liegt das gewaltige Thier vor uns.

Da sich inzwischen Jäger, Schikârîs und Treiber versammelt hatten, entwickelte sich in der wilden Schlucht rings um den todten Tiger eine der lebendigsten Scenen, die ich je gesehen. Oberhalb des Tigers

500 Treiber, die ihn alle aus nächster Nähe sehen wollen; neben dem Tiger die freudestrahlenden Schikârîs, die in ihm einen alten Bekannten, dem sie so manche durchwachte Nacht gewidmet hatten, begrüßen und nun ihrer Freude durch Schreien, Jauchzen und fortwährende Verbeugungen vor mir Ausdruck verleihen; alle Elephanten im Halbkreis um den Tiger, darunter einige noch in höchster Erregung trompetend und schnaubend; mitten in diesem Chaos, hoch in seiner Hâuda thronend, der Head-Schikârî, bald mich beglückwünschend, bald — Jupiter tonans gleich — schreiend, gröhrend und Befehle ertheilend.

Der heutige Tag mit seiner Beute von zwei Tigern im Verlaufe von kaum einer halben Stunde bildet die schönste jagdliche Erinnerung meines Lebens, und heißen Dank sage ich dem heiligen Hubertus für solches Waidwerk.

Die beiden Tiger waren starke, ausgewachsene Exemplare mit auffallend schönen, tadellosen Decken und nach Schätzung des Oberstjägermeisters fünfjährig. Hodek hatte seinen photographischen Apparat mitgenommen und verewigte das Trio, nämlich den Tiger, »Tisza« und mich, gleich an Ort und Stelle. Bei einer Flasche Champagner wurden die Tiger gefeiert, und fröhlich trat die Karawane den Heimweg an: voran die beiden Tiger, auf Elephanten gebunden; dann wir theils zu Pferde, theils auf Elephanten; hinter uns das ganze Corps der Schikârîs und Treiber. Nach der Ankunft im Lager kam die Einwohnerschaft, Alt und Jung, des in der Nähe gelegenen kleinen Dorfes herbei, um die Tiger zu bewundern. Dann wurden diese der Hand Hodeks übergeben, der sie noch denselben Abend für meine Sammlung präparierte. Die Tigerin hatte vier Junge in der Größe von Ratten inne.

Siriska, 25. Februar.

Noch während des gestrigen Dinners, gegen 8 Uhr abends, hatte es plötzlich zu donnern und zu blitzen begonnen. Alsbald entlud sich ein heftiges Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen, welcher die ganze Nacht andauerte und an unserem schönen Lager großen Schaden anrichtete; denn wahre Wildbäche flossen durch alle Zelte, deren einige einstürzten, und des Morgens war das Lager in ein Kothmeer verwandelt. Ein großer Kater, der aus dem Dorfe gekommen war, hatte sich auf meinem Bette häuslich eingerichtet, als wollte er sich, wie bei einer Sündflut, durch Aufsuchung höherer Punkte bergen; so oft ich auch den Kater in das nasse Element zurückschleuderte, immer wieder sprang

er auf das schützende Bett. Als ich des Morgens erwachte, flüchteten zwei andre Katzen aus dem Zelte, die auf meinen Kleidern eine, wie die vielen umherliegenden Federn bewiesen, aus wilden Tauben bestehende Mahlzeit abgehalten hatten.

Gegen 8 Uhr morgens hörte der Regen auf, aber leider war jede Aussicht auf Tiger benommen, da wegen des schlechten Wetters keiner geschlagen hatte. Als Ersatz proponierte der Oberstjägermeister einige Triebe auf Sambarhirsche; doch versprach ich mir gleich anfangs wenig von einer solchen Jagd, da der Head-Schikârî eigentlich ein Gegner von Treibjagden ist und sie nur pro forma, damit die Zeit vergehe, zu veranstalten scheint.

Vor dem Aufbruche wurde noch ein gefangenes Stachelschwein gehetzt, wobei die Hunde einen unglaublichen Muth bewiesen, indem sie das Stachelschwein, obgleich dessen Stachel den Angreifern in den Kopf und die Schnauze drangen, binnen wenigen Minuten dennoch abfiengen. Äußerst komisch war es, als das flüchtige Stachelschwein mitten unter die zum Abmarsche bereit stehenden Elephanten gerathen war und diese im höchsten Schrecken auseinanderstoben, einen Heiden-spectakel machten, zu blasen und zu trompeten begannen, so dass sie nur mit Mühe zu beruhigen waren.

Wir nahmen sodann mehrere Triebe in anscheinend günstigen Lagen; allein ohne das geringste Resultat, da der Head-Schikârî kein Interesse zeigte und die Treiber langsam und lässig vorgiengen. Als ich endlich beim dritten Triebe zum Zeitvertreib in meiner Hâuda laut zu singen und zu jodeln begann, stürzte »Tisza« entrüstet herbei, kanzelte mich in Hindustani-Sprache gründlich ab und erklärte kategorisch die Jagd für beendet. Das Ergebnis dieser Triebe bestand in einem Schakal, den ich — gesehen hatte.

Während der Jagd kamen wir an den Ruinen eines kleinen Jagdhauses vorbei, welches dem verstorbenen Mahârâdscha gehört hatte, der hier in seltsamer, jedenfalls sehr bequemer Art vom Anstande aus auf Tiger zu jagen pflegte. So oft nämlich der Mahârâdscha in mond hellen Nächten das Jagdhaus bezogen hatte, wurde in einem der unter den Fenstern des Gebäudes gelegenen Gräben ein Büffelkalb angebunden, um Tiger herbeizulocken. Inzwischen schlief, bis ihn die Meldung weckte, dass ein Tiger zur Stelle sei, der Nimrod ruhig auf seinem Pfühle und feuerte dann, im »Gewande der Nacht«, mit der größten Seelenruhe seinen Schuss auf den Tiger zum Fenster hinaus ab, um nach wenigen Minuten den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.

Während ich nach dem letzten Triebe auf einem Umwege dem Lager zustrebte, gelang es mir, mit zwei Schüssen auf weite Distanz — über 300 Schritte — zwei Chinkara-Gazellen, Bock und Gais, äußerst zierliche, graziöse Thiere, zu erlegen. Gazellen einer ähnlichen Art hatte ich schon seinerzeit in Syrien gesehen, aber nicht zu erbeuten vermocht. Außerdem schoss ich einen auffallend starken Schakal und mehrere Hühner. Auch die anderen Herren brachten verschiedenes Wild heim; Clam unter anderem auch ein Exemplar des Gemeinen Flughuhnes (*Pterocles exustus*).

Zum Glücke hatte sich der Himmel im Laufe des Tages vollkommen aufgeheitert, so dass wir einen herrlichen Abend bei prachtvoller Beleuchtung der umliegenden Berge genossen. Die Landschaft schwamm in silberhellem Mondschein und schließlich — Ende gut, alles gut — traf auch die langersehnte Post vom 13. Jänner, die in der halben Welt unseren Spuren nachgeirrt war, mit guten Nachrichten aus der geliebten Heimat ein.

Siriska, 26. Februar.

Dem schönen, klaren Tage war eine kalte Nacht vorausgegangen, so dass leider ungünstige Nachrichten über Tiger einliefen. Zwei Tiger hatten zwar gerissen, aber dann nicht Stand gehalten, so dass sie nicht bestätigt werden konnten. Wir mussten uns daher abermals mit einem regellosen Treiben an den Berglehnen begnügen und bedauerten dies umsomehr, als es der letzte Tag war, den wir im Lager von Siriska zu verbringen hatten, und das Wetter eine Wendung zum Besseren zu nehmen schien. Der erste Trieb, geführt vom Head-Schikârî, wurde wieder mit großem Geschrei, sowie in üblicher Unordnung abgewickelt und blieb, dem Erwarten gemäß, resultatlos. Nur heilige Pfauen strichen über uns hinweg; in der Ferne sah ich eine Nilgau-Kuh mit ihrem Kalbe. Für den jagdlichen Misserfolg entschädigte die Scenerie, da sich oberhalb der Lehne, an welcher getrieben wurde, steile Felsen und Wände erhoben, welche die Erinnerung an unsere schönen Gamsjagdgebiete in den Alpen lebhaft wachriefen.

Gegen Ende des Triebes ertheilte der Oberstjägermeister meinem Mahât einen mir unverständlichen Befehl, worauf jener mich, der ich ihm willenlos preisgegeben war, um eine kleine Hügelkette herumleitete und auf einem Vorsprung aufstellte, von welchem aus ich trotz einstündigen Wartens weder Wild, noch Treiber, noch irgend einen der Herren erblicken konnte. Die lebhaftige Zeichensprache, die ich mit dem

Mahâut zu führen versuchte, endigte nur mit Ausbrüchen ungezügelter Heiterkeit seinerseits, so dass ich mich schließlich in mein Schicksal ergab und ruhig weiter wartete. Endlich kamen die Treiber und der Head-Schikârî herbeigeschlichen und fanden sich auch die anderen Herren, welche auf der gegenüberliegenden Seite des Berges meiner vergeblich geharrt hatten, ein. Der gute Oberstjägermeister hatte eine arge Verwirrung angerichtet, ordnete aber jetzt einen neuen Trieb an.

Ein steiler, bewachsener Abhang wurde auf zwei Seiten im Halbkreise durch die Schützen umstellt; aber der Trieb dauerte, obgleich er sehr klein war, endlos, bis es plötzlich hieß, ein Panther sei im Triebe, worauf sofort die Hälfte der Treiber in den Bäumen saß, von denen sie um keinen Preis herabkommen wollten. Alles schrie durcheinander, der Trieb stockte, die nicht aufgebaumten Helden gingen nur zögernd vor, und endlich kam die ganze Gesellschaft hübsch vereinigt auf einem Wechsel heraus, ohne die Dickung ordentlich durchstreift zu haben. Wo war mittlerweile schon der Panther!

Nach Schluss dieser famosen Expedition sprang ein starker Sambarhirsch auf, den Prónay anschoss, worauf wir alle mit den Elephanten concentrisch in das Dschungel eindrangten und den Hirsch ausmachten. Der Oberstjägermeister selbst schien von dem Verhalten seiner Leute nicht sehr erbaut zu sein, denn er schimpfte und fluchte durch eine halbe Stunde ununterbrochen, ritt dann eiligst nach Hause und ließ sich nicht mehr blicken.

Wir beschlossen noch auf gut Glück, das Thal zu durchstreifen, wobei wir jeden kleinen Hügel, jedes Dschungel durchstöberten; doch blieb das Resultat hinter unseren Erwartungen zurück, da ich nur einen Schakal anschoss und die Herren verschiedene Hühner und kleine Vögel erlegten. Einige in großer Entfernung flüchtende Gazellen wurden von der ganzen Linie gefehlt.

Interessant war es zu sehen, wie einer der Elephanten den von mir angeschossenen Schakal angriff: mit erhobenem Rüssel und aufgespreizten Ohren gieng der Elephant im Trab auf den Schakal los, schleuderte ihn mit einem Vorderfuß zurück, zermalmte ihn mit einem Hinterfuß und sprang noch einige Zeit auf seinem Opfer umher. Nach wohlvollbrachter That nahm der Koloss wieder seine friedfertige Miene an und marschierte in seinem phlegmatischen Tempo weiter. Die Jagd hatte uns ziemlich weit vom Lager weggeführt, die Sonne war hinter den Bergen untergegangen und bei hellem Mondscheine ritten wir ins Lager zurück.

Um  $\frac{1}{2}5$  Uhr früh war großer Feueralarm im Lager, da eines der Zelte in der zweiten Lagerreihe, welches tags zuvor verlassen worden war, lichterloh brannte und in wenigen Minuten ein Raub der Flammen wurde. Zum Glücke herrschte jedoch völlige Windstille, so dass sich der Brand nicht weiter ausdehnte.

Der Tag war herrlich und machte uns das Scheiden von dem schönen Lager in Siriska recht schwer; wir hatten in dem Camp so angenehme Tage verbracht, dass ich dem Aufenthalte daselbst — namentlich dank meiner ersten beiden Tiger — eine dauernde Erinnerung bewahren werde. Das officiële Reiseprogramm forderte mit unerbittlicher Strenge die Abreise; der Mahârâdscha von Dschodpur erwartete mich am kommenden Morgen und mit indischen Fürsten muss glimpflich umgegangen werden, besonders wenn sie dem englischen Regimente eben günstig gesinnt sind. So sagten wir denn allen unseren Jagdgefährten, den Mahâuts, Schikâris und Treibern Lebewohl und ritten in den frischen, klaren Morgen hinein.

Auf halbem Wege trafen wir mit Mrs. Fraser, der Gemahlin des Residenten, zusammen, der ich mich vorstellen ließ und eine Strecke das Geleite gab, der Dame für die freundliche Fürsorge bestens dankend, welche sie während unseres Aufenthaltes im Lager bekundet hatte. Mrs. Fraser, die schon wiederholt an Tigerjagden theilgenommen, war ursprünglich von der Absicht geleitet gewesen, in unserem Lager auch ihr Zelt aufzuschlagen, da sie eine weibliche Hand nicht nur zur Pflege für den möglichen Fall, dass ein Mitglied der Expedition erkranken würde, sondern auch zur Anordnung des Blumenschmuckes auf der Tafel als nothwendig erachtete. Da ich aber der Dame die Unbequemlichkeit des Lagerlebens ersparen wollte, hatte ich General Protheroe schon einige Zeit vor dem Eintreffen im Lager ersucht, Mrs. Fraser zum Aufgeben ihres Vorhabens zu bestimmen. Dies hatte Anlass zu einer längeren diplomatischen Verhandlung zwischen dem General und dem Residenten gegeben, welche mit dem Compromiss endete, dass Mrs. Fraser ein eigenes Camp in einiger Entfernung von dem unseren bezog. Von hier aus flocht und wob sie — nach edler Frauenart Böses mit Gutem vergeltend — zarte Aufmerksamkeiten in unser jagdliches Leben, bald das Menu durch köstliche »Sweets« bereichernd, bald die Zelte durch Skizzen von der eigenen Hand schmückend, bald Büchlein sendend, in die wir unsere Namen schreiben sollten.

Unsere von Siriska gegen Alwar ziehende Karawane war von stattlicher Länge. Voran die berittene Garde, dann wir hoch zu Rosse, hierauf, von den Dienern gefolgt, die Gelehrten, theils auf Elephanten, theils in zweispännigen Wagen, sodann die Kameele und zum Schlusse der gewaltige Train der Bagage, die Küche, die Munition und die Gewehre auf Ochsenkarren. Zu Ehren der Leiter der Expedition sei gesagt, dass alles glatt vonstatten gieng, und als wir gegen 11 Uhr vormittags auf der Eisenbahnstation in Alwar anlangten, war das Gepäck bald verladen, indessen Wutzler, der Küchenchef, mit Befriedigung meldete, dass im Speisewagen bereits ein warmes Frühstück unser harre.

Am Bahnhof erschien zur Verabschiedung der jugendliche Mahârâdscha Dschai Singh, brachte mir sein wohlgetroffenes Porträt, besichtigte noch meinen Waggon und ließ sich über unsere Expedition berichten, wobei er in lebhafter Weise seine Befriedigung über den Erfolg der Tigerjagd an den Tag legte.

Der Extrazug führte uns gegen Dschodpur, wo wir den nächsten Morgen anlangen sollten. Die Rajputana-Malwa Theilstrecke der Bombay Baroda and Central India Railway, welche wir zunächst benützten, läuft in südlicher Richtung bis nach Bandikui. Von diesem Kreuzungspunkte der einerseits östlich nach Bhartpur und Agra, andererseits gegen Dschodpur führenden Linien geht die Bahn zuerst westlich nach Dschaipur und Phalera (Phulera), sodann südwestlich über Adschmir nach Marwar. Hier schließt die ebenfalls schmalspurige Jodhpore Bikanir Railway an, welche in nordwestlicher Richtung nach Dschodpur führt.

Wir hatten in Alwar den Train bestiegen, den wir schon von Agra aus nach Bhartpur benützt. Dem Zuge war auch diesmal das Personal beigegeben, welches sich auf dem Ausfluge nach Bhartpur als so jagdfreundlich erwiesen hatte, welchem Umstande wir verdankten, dass nun auch auf der Fahrt von Alwar gegen Bandikui binnen kurzem auf offener Strecke plötzlich gehalten wurde und die Jagdfreunde meldeten, sie hätten in der Nähe Gazellen gesehen. Ich pürschte nun einige hundert Meter vor und erlegte eine Gazellengais sowie einen Kitzbock, während Wurmbrand auf einen starken Bock schoss. Nach diesem ermunternden Erfolge hub abermals die heitere Eisenbahnpürsche an, in deren Verlaufe wir noch drimal Gelegenheit hatten, an Black-bucks heranzukommen, so dass ich einen starken Bock, Clam eine Gais erlegen konnte. Wir standen alle auf der

Plattform unserer Waggonen und schossen in voller Fahrt auf sitzendes, flüchtiges oder streichendes Wild, wobei wir natürlich ganz anders zielen und schießen mussten als unter gewöhnlichen Umständen. Diese äußerst anregende Jagdweise lieferte eine Beute von 130 Stücken, worunter sich ein Schakal, ein Fahler Adler, verschiedene Falken und Weihen, Rebhühner, Tauben und Papageien befanden. Erstaunt blickten die Landbewohner und noch erstaunter die Bahnwächter dem eilenden Zuge nach, aus welchem ununterbrochen Schüsse fielen, bis die einbrechende Dunkelheit uns veranlasste, von der Plattform in die Coupés zurückzukehren.





Dschodpur.





## Dschodpur.

Dschodpur, 28. Februar.

Nächst Adschmir berührt die Bahnstrecke die Ausläufer des Arawali-Gebirges, welches die westliche Grenze des gewaltigen Stromgebietes des Ganges bildet. Aus Schiefen, Quarzen und Gneiß bestehend, ist das Arawali-Gebirge geologisch durch seine Faltung, geographisch durch seine Rolle als Scheidewand zwischen Ost-Râdschputana und dem schon zum Gebiete der Wüste oder richtiger gesagt der Mulde Tharr gehörenden Flachlande von Marwar bemerkenswert. Die Kette der Arawali mag in einer früheren Periode die Küste einer Meereszunge gebildet haben, in welcher letzterer das Hügelland von Dschodpur eine Insel dargestellt hat. Spärlich bebaut und besiedelt, wasserarm und reich an Sand, weist jener Theil West-Râdschputanas, den wir durchfahren, anscheinend denselben landschaftlichen Charakter auf, wie die Gegend von Alwar. Täler in der Breite von 16 bis 24 *km* erschienen von Hügelketten eingefasst; bebautes Land wechselt mit ausgedehnten Heideflächen ab, die dort, wo süßes Wasser und Strauchwerk Tränke und Deckung bieten, ganzen Rudeln von Wildschweinen, sowie Gazellen und Black-bucks Aufenthalt gewähren.

Schon aus weiter Ferne blickten uns über die kahle Ebene her die Sandsteinhügel, der hoch aufragende Burgberg, das Fort und einzelne Paläste von Dschodpur entgegen. Um 9 morgens lief unser Zug in den Bahnhof ein.

Auf dem Perron empfingen mich Dschaswant Singh Bahâdur, der Mahârâdscha von Dschodpur oder, wie sein Reich auch genannt wird, von Marwar, der britische Resident Colonel Abbott und die Würdenträger des mächtigen Râdschputenfürsten. Alle trugen ihre so kleidsamen Nationalcostüme; das Gewand des Mahârâdschas war mit den kostbarsten Smaragden und Rubinen geschmückt. Der Empfang war in jeder Beziehung glänzend. Außerhalb des Bahnhofes harrte eine große Volksmenge, während Truppen Spalier bildeten. Diese sowie die uns begleitende Escorte waren von dem Cavallerieregimente, welches der Mahârâdscha der englischen Regierung stellt. Auch reichgeschmückte Elephanten, mit kostbaren goldgestickten Decken versehen, und der Marstall waren en pleine parade ausgerückt. Das Cavallerieregiment sieht ausnehmend gut aus und ist weitaus das schönste, welches ich bisher in Indien gesehen; durchwegs aus gut gewachsenen Leuten recrutiert und mit vorzüglichen, größtentheils einheimischen Pferden beritten gemacht. Die Adjustierung besteht aus weißem Rocke mit lachsrothem Gürtel und weißen Hosen, lichtgrauem Turban mit kleiner silberner Aigrette; die Bewaffnung aus Lanze mit Fähnlein und Carabiner — ein malerischer Anblick.

Die Conversation mit dem Mahârâdscha, der etwa 50 Jahre zählen dürfte, struppigen, schwarzen Vollbart trägt und ernst in die Welt blickt, gieng etwas schwerfällig vonstatten, da Crawford jedes Wort in die Hindustani-Sprache übersetzen musste.

Der Râdschputenstaat Marwar oder Dschodpur, den angeblich Rao Siadschi, ein Enkel Mahârâdscha Dschai Tschands, Königs des am rechten Gangesufer gelegenen Reiches von Kanodsch (Kanauj), im Jahre 1211 n. Chr. gegründet, hat sich seit jeher durch die Tapferkeit seiner Fürsten und Krieger hervorgethan.

In der Reihe der Fürsten von Dschodpur erscheinen besonders bemerkenswert: Rao Dschodha, der Stifter der neuen, nach ihm benannten Hauptstadt Dschodpur (1459); Rao Maldeo, unter dessen Herrschaft der Großmogul Akbar Marwar mit Krieg überzog (1561); Rao Maldeos Sohn, Tschander Sen, bot dem Großmogul 17 Jahre lang die Spitze; Rao Ude Singh, dem vom Großmogul der Titel Mota Râdscha und neuer Länderbesitz verliehen worden ist; Sur Singh († 1620) und Gadsch Singh, dessen Sohn († 1638), genannt Dalthamban, »die Abwehr des Feindes«, beide große Krieger; der ebenso gelehrte als streitbare, im Jahre 1638 zur Regierung gelangte Dschaswant Singh, dessen Macht selbst ein Aurengzeb fürchten gelernt

hatte, und endlich Takat Singh († 1873), ein Seitenspross des regierenden Hauses, der während des Aufstandes vom Jahre 1857 auf der Seite Englands stand. Der Sohn Takat Singhs ist der jetzt regierende Mahârâdscha, unter dessen Machtgebot Dschodpur, das, von kleinen Trübungen abgesehen, seit dem im Jahre 1803 mit England abgeschlossenen Friedensvertrage der britischen Krone treu anhängt, modernen Reformen unterzogen wurde und neuer friedlicher Blüte entgegenreift.

Wir sahen sonach in Dschaswant Singh den Abkömmling der Râthor, eines Hauptstammes der alt-arischen Sonnendynastie, einen Urenkel der Sonnenkönige, deren Thaten das Nationalepos Râmâyana verherrlicht, deren Städte und Residenzen in altersgrauer Zeit das Zwischenstromland des Ganges und der Dschamna erfüllt haben. Die nicht eben zahlreichen Râdschputen sind edlen Stammes und nicht bloß im Volke, sondern selbst durch englische genealogische Werke als Nachkommen der glorreichen Geschlechter der uralten Sonnenkönige beglaubigt.

Das Haus Dschaswant Singhs gehört zu den durch Macht und Ansehen blühenden Herrscherhäusern Râdschputanas und ist in der Lage, sich wahrhaft königlichen Blutes zu berühen. Gleichwohl sollen zwischen Mitgliedern dieses Hauses und solchen der großmogulischen Dynastie abgeschlossene Ehebündnisse wiederholt zu erbitterten Streitigkeiten und Kriegen zwischen Dschodpur und Udaipur geführt haben, da die in Udaipur regierende Familie, auf ihre reinblütige Abstammung stolz, jede Verbindung mit der dem Hause der Großmoguln versippten Dschodpurer Dynastie als Missheirat betrachtete. Dieser Zwist vermochte schließlich nur unter der Bedingung geschlichtet zu werden, dass die den Ehen mit Prinzessinnen aus dem Hause Udaipur entstammenden Söhne der Fürsten von Dschodpur in der Erbfolge den Vorrang eingeräumt erhielten.

Der Staat Dschodpur umfasst rund 95.000  $km^2$  mit etwa drei Millionen Einwohnern, worunter 86 Procent Hindus, deren Mehrzahl auf Râdschputen entfällt, 10 Procent Dschainas und 4 Procent Mohamedaner. Getreide, Opium, etwas Baumwolle, Tabak und Zuckerrohr, Obst, Vieh, Häute und Wolle, Marmorwaren aus Makrâna, sowie Salz bilden die Hauptproducte des Landes. Großartige Salzlager finden sich als Auswitterung auf dem Boden jener Mulde, welche zur Regenzeit den 480  $km^2$  umfassenden Sambar-See bildet. Die Ausbeutung dieses Lagers, welches im Jahre durchschnittlich 300.000

englische Tonnen Speisesalz liefert, ist im Jahre 1870 seitens der Uferfürsten von Dschodpur und Dschaipur als Hoheitsrecht der englischen Regierung abgetreten worden, welche den Betrieb und Verschleiß dieses größten aller indischen Salzwerke rationell eingerichtet hat.

Abgesehen von den irregulären Truppen zählt die Armee 256 Mann Artillerie mit 75 brauchbaren Kanonen, 3162 Reiter zu Pferde und auf Kameelen und 3653 Mann Infanterie. Nebstbei hält der Mahârâdscha ein Regiment von 600 Mann zu Pferde zur Verfügung der englischen Regierung — vielleicht die best berittene und adjustierte der Imperial Service Troops in Indien, der unter Aufsicht der englischen Regierung stehenden Contingente indischer Fürsten.

Neben dem Galawagen ritt rechts der Bruder des Mahârâdschas, der Mahârâdsch Adhiradsch Colonel Sir Pratap Singh, der allmächtige Reformator von Dschodpur, der eine Reihe von Würden in seiner Person vereint. Er steht als erster Minister (Awal Musahib) an der Spitze der Verwaltung und commandiert nebstbei sämtliche Truppen seines Bruders, dessen Rathgeber er in allen Angelegenheiten ist. Ein energisches, ausdrucksvolles Gesicht bekundet die Fähigkeit dieses Reichskanzlers und Generalissimus von Dschodpur zu allen seinen Ämtern. Er ritt ein schönes englisches Vollblutpferd, das er bei Gelegenheit des Jubiläums der Königin in England gekauft hatte. Zur Linken des Wagens ritt Hardschi Singh, ein Adjutant des Mahârâdschas, ein selten schön gewachsener junger Mann, der sich in allen Sports ganz besonders hervorthut und namentlich beim Polospiel und Pigsticking, als echter Râdschpute Schneidigkeit und Ausdauer bethätigend, in seinen Leistungen unerreicht sein soll. Zum Reiter geboren, macht er im Sattel eine brillante Figur, hat einen beneidenswerten Sitz und scheint mit seinem Pferde verwachsen.

In einer Art Gartenanlage, Paota Bâg, unweit von Rai-ka Bâg, dem im Osten der Stadt gelegenen Sitze des Mahârâdschas, war für uns mit indischer Pracht und Raumverschwendung ein Zeltlager errichtet worden, das, ebenso wie die bisher bewohnten, eine kleine Stadt für sich bildete. In meiner mit wertvollen Teppichen ganz ausgelegten Behausung fand ich eine Anzahl Genfer Spieluhren und »Werkel«, die ein Gegenstand besonderer Vorliebe des Mahârâdschas zu sein scheinen. Vor dem Zeltlager dehnte sich eine parkähnliche mit Springbrunnen, Marmorstatuen und schattigen Bäumen gezierte Avenue aus; überall standen Wagen, Reitpferde, ja sogar Bicycles zu unserer

Verfügung; ganze Züge von Kameelen schleppten ununterbrochen in großen Schläuchen Wasser herbei, um das Löschen des lästigen Staubes zu ermöglichen.

Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft erschien der Mahârâdscha in glanzvollem Aufzug, umgeben von Würdenträgern und Leibwachen, um mir seine officielle Visite zu machen, die in landesüblicher Weise verlief. Er und ich auf zwei Thronsesseln; rechts von uns die europäische, links die indische Suite; einige verdolmetschte Phrasen als Bindemittel. In einer Kunstpause stand der englische Resident auf und stellte mir die indischen Hofchargen vor, worauf ich dem Mahârâdscha Attar und Pan überreichte, ihn mit Blumen bekränzen und ihm einen Tropfen des so bösen Sandel- und Rosenöles in das Sacktuch geben musste. Offizielle Besuche sind in der Regel die einzige Gelegenheit, bei welcher sich die Inder des letztgenannten Culturgegenstandes bedienen, da ihnen sonst einfachere Mittel genügen.

Der Visite musste selbstverständlich sofort der Gegenbesuch folgen, weshalb ich, nachdem zwei eingeborene Herren mich abgeholt hatten, unter dem unausgesetzt salutierenden Donner der Batterien an dem Justizpalaste, einem großen, vor kurzem erst vollendeten Gebäude in indischem Stile, vorbei in die Residenz des Mahârâdschas fuhr.

Dieser Palast stellt sich als ein eigenthümlicher, runder Bau mit ebenfalls runden, vorgebauten Thürmen dar, welcher einem großen Glashause oder einem Ausstellungspavillon ähnelt. Der grellweiße Anstrich blendet durch Reflectierung des Sonnenlichtes das Auge. Im Souterrain liegen offene Gallerien für Pferde. Auf einer sehr steilen, steinernen, stufenlosen Rampe, welche direct in das erste Stockwerk führt, empfing mich Freund Dschaswant Singh, während seine Truppen im Hofe präsentierten und eine Regimentskapelle unsere Hymne als Schnellpolka spielte. Der erste Stock des Palais besteht bloß aus einem runden Empfangszimmer mit kleinen Nebenzimmern, die mit wenig geschmackvollen europäischen Bildern und Nippsachen angefüllt sind. Die Gegenvisite unterschied sich vom Besuche des Mahârâdschas nur dadurch, dass jetzt ich der leidende Theil war, indem ich mit Sandelöl bedacht wurde und Betel kaute, den ich zum erstenmale, auf die Gefahr hin, rothe Zähne zu bekommen, versuchte. Ich fand ihn ungemein scharf und herb schmeckend, sowie Durst erzeugend.

Unter allen Bewohnern Indiens, die ich bisher gesehen, gefielen mir am besten die Râdschputen, von welchen freilich nur relativ wenige eine reinblütige Abstammung aufzuweisen vermögen, wogegen jeder andere

Hindu, der zu Reichthum und Ansehen gelangt, bemüht ist, seinen Glanz durch einen apokryphen Râdschputen-Stammbaum zu erhöhen. Die Männer sind groß, kräftig, schlank, mit schwarzen Schnurr- und Vollbärten, die sie in ganz origineller Weise nach aufwärts bürsten, ja sogar um die Ohren winden. Sie haben in vortheilhafter Abweichung von den übrigen, zumeist schlappen und lässigen Hindus ein martialisches, echt soldatisches Aussehen, das auf den ersten Blick auffällt und wohl von ihrer jahrhundertelangen kriegerischen Beschäftigung herrührt. Stets haben die verschiedenen Fürsten und Stämme, ja sogar benachbarte Dörfer untereinander in wilder Fehde gelebt; stets gab es Krieg, Raubzüge und blutige Unternehmungen. Noch heutzutage, wo kaum noch zehntausend echte Râdschputen in der englischen Sipoi-Armee dienen, trägt jeder männliche Râdschpute sein scharf geschliffenes Schwert; ja sogar die Kutscher auf dem Boocke sind mit Schwertern umgürtet. Auch der Charakter des Landes zeugt von den Kämpfen früherer Zeiten, indem jede Stadt, jeder kleine Ort, jeder Palast auf das sinnreichste mit Mauern, Wällen und Bastionen befestigt ist. Auf zahlreichen Bergen sieht man noch Ringmauern und Auslugthürme sowie die kleinen Burgen, welche von den einzelnen Fürsten gegen die Einfälle ihrer unruhigen Nachbarn errichtet worden sind.

Mit den kriegerischen Eigenschaften der Râdschputen steht offenbar im Zusammenhange, dass diese vorzügliche Reiter sind. Nirgends sah ich so gewandte Naturreiter, so gute und besonders gut gehaltene Pferde, als in Dschodpur. In den jetzigen friedlichen Zeiten widmen sich die Râdschputen dem Reitsporte und zeichnen sich namentlich im Pigsticking, sowie im Polo aus, worin sie durch ihre Geschicklichkeit zu Pferde alle Engländer schlagen. Tonangebend sind in Sachen des Reitsportes Sir Pratap Singh und Hardschi Singh, sowie Major Beatson, ein liebenswürdiger und tüchtiger Officier, der sich den einheimischen Sitten und Passionen assimilirt hat, mit den Eingeborenen reitet, jagt und unter ihnen besonderes Ansehen und Vertrauen genießt. Er wurde vor drei Jahren nach Dschodpur gesandt, um die Imperial Service Troops dieses Staates zu organisieren. Major Beatson erzählte mir, dass es ihm wahre Freude gemacht habe, mit den Dschodpurem zu arbeiten; sie hätten ihm viel guten Willen entgegengebracht und so sei es ein Leichtes gewesen, eine vorzügliche Truppe zusammenzustellen.

Der Rest des Tages gehörte der Besichtigung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten. Erstere, etwa 60.000 Einwohner zählend, am Südfuße der Hügelkette gelegen, die sich hier aus der Ebene

erhebt, ist von langen, durch sieben Thore unterbrochenen Mauern umgeben. Zunächst lenkte ich meine Schritte in den Bazar, jenen Ort der indischen Städte, der das Volksleben in seiner Ursprünglichkeit zeigt und dem ethnographischen Sammler reiche Ernte bietet.

Dschodpur ist bemerkenswert als Sitz reich entwickelter commercieller Thätigkeit, welcher ein ansehnlicher Theil der Einwohnerschaft obliegt, wie denn überhaupt ein beträchtlicher Bruchtheil der Bevölkerung Indiens im Betriebe verschiedener Handelszweige seinen Erwerb sucht.

Dem Handel in allen seinen Formen, vom Tausche der Feldproducte gegen kurze Waren angefangen bis hinauf zur Speculation in Weltartikeln und Eisenbahnactien, Hypotheken und Wechselbriefen, ist die Thätigkeit von etwa zehn Millionen Indern, welche verschiedenen Racen, Kasten und Confessionen angehören, gewidmet. Die Kaufleute, welche Warenhandel en gros und Geldgeschäfte betreiben, seit alter Zeit Mahâdschan, »große Leute«, genannt, sind, ebenso wie die Krämer, Händler, Marktfahrer, Hausierer, nach dem Principe, jeden Erwerbszweig in Kasten zusammenzuschließen, in Gilden und Zünften vereinigt. Der Einfluss dieser auf dem Gebiete des Verkehrs ist so maßgebend, dass ihnen in den Hauptemporien Indiens selbst europäische Firmen beizutreten pflegen.

Im Range auf die Brahmanen und die Râdschputen, die Adeligen, folgend, spielen die Banquiers (Parikh), ferner die Großhändler (Rakam bêtschnêwâlâ) und Wechsler (Sarrâf) in den Städten eine ebenso wichtige Rolle, wie die Kleinhändler (Chûrdafarôsçh), die Aufkäufer, die Dorfkrämer und Darleiher auf dem flachen Lande. Die Könige des indischen Handels sind die Parsi-Kaufherren, deren Wechsel wie im anglo-indischen Reiche, so auch auf dem Londoner Platze und in den chinesischen Häfen Respect einflößen. Für den Reichthum und die Munificenz dieser Parsis sprechen zahlreiche öffentliche Bauten und Stiftungen. Die zahlreichste aller Handelskasten ist jene der Baniyas, die vornehmlich Export treibt. Die originellsten Figuren weisen die Bandscharis auf, eine Art von Frachtführern, die, wohlbewaffnet und tapfer, mit Ochsenkarawanen durch das Land streifen.

Durch die Wüste Tharr, an deren Rand die blühendsten Râdschputenstädte liegen, ziehen von Afghanistan, Herat, Kabul, Ghasna, Kandahar und von dem belutschistanischen Kelat her Handelskarawanen den lockenden, reichen Stromländern Hindustans zu, die Waren, die Tragthiere, die Weiber eifrig bewachend; in den Sandhügeln nach Brunnen, Strauchwerk und Steppengras ausspähend; rastend, wo die

Bauern der spärlichen Dörfer süßes Wasser zur Benetzung der Gärten, zum Tranke der Menschen und der Herden erbohrt haben. Hyänen und Steppenwölfe durchstreifen die Steppen des Tharr; gefährlicher aber als diese Raubthiere erscheinen den Karawanen und den Herden auf der Weide die râdschputischen Raubritter, die hier, in kleinen, steinernen Burgen hausend, mit ihren Mannen den Marktfahrern und Hirten auf-lauern, um sie zu plündern.

Welche Entwicklung der Handelsgeist in Marwar seit altersher genommen, zeigt der auf Marwar (Dschodpur) zurückleitende Gesamtname der Händler aus dem Nordwesten Indiens: Marwari. Heute jedoch hat Marwar seine Bedeutung als Brennpunkt der Handelsthätigkeit Nordwestindiens längst eingebüßt. Dagegen genießt das benachbarte Adschmir mit seinen meist der Dschaina-Secte angehörenden Kaufleuten und seinen berühmten Bazarpalästen den Ruf, der Hauptgeldmarkt von Râdschputana zu sein.

Gleichwohl herrscht im Dschodpurer Bazar auch jetzt noch lebhaftes Treiben der Käufer und Verkäufer, welche letztere nach Kategorien in den einzelnen Theilen des Bazars oder, richtiger gesagt, in eigenen Bazars vereinigt sind. Wir durchschritten den außerhalb des Stadthores gelegenen Bazar der Schuster und Gerber, welche, der niedersten Kaste angehörend, für unrein gelten, da sie die Häute gehciligter Thiere verarbeiten; ferner den Bazar für Metallwaren, jenen der Geldwechsler, der Händler mit Lebensmitteln u. s. w.

Im Innern der Stadt hatte ich vielfach Gelegenheit, an den Fronten der steinernen Häuser die reiche Ornamentik, sowie die schönen, mit Metall verzierten Thore zu bewundern. Fast jedes Haus erscheint als ein Kunstwerk. Verschiedene größere Paläste reicher Râdschputen fallen durch ihre beinahe überreiche Ausschmückung und die in bedeutenden Dimensionen gehaltenen, aus Stein gemeißelten Elephanten mit Mahâut und Hâuda auf, die rechts und links vom Eingangsthore angebracht sind. Viele Tage könnte man verwenden, um all die originellen und interessanten Formen der Häuser zu betrachten und dem Gedächtnisse einzuprägen.

Meine Wanderung führte mich im Geleite einer johlenden und schreienden Menge auch in eine Seitengasse, in der uns ein Eingeborener herbeiwinkte, um uns einen merkwürdigen, alten Brunnen zu zeigen, welcher in drei übereinander liegenden, aus Säulen geformten Etagen abgebaut ist, und zu dessen Wasserspiegel beiläufig fünfzig Stufen führen. Das Wasser schien schlecht und faul zu sein, was

jedoch eine Anzahl Hindu-Weiber nicht verhinderte, in sehr luftigem Costüm im Brunnen zu baden und Wäsche zu waschen. In dieser Beschäftigung durch unsere Ankunft aufgeschreckt, mussten diese Najaden von Dschodpur zu dem Schaden, in ihrer Behaglichkeit und Arbeit gestört worden zu sein, obendrein das spöttische Gelächter der Menge, die uns an den Brunnen begleitet hatte, mit in den Kauf nehmen.

Ein Merkmal Dschodpurs ist die geringe Anzahl religiöser Bauwerke. Außer einigen größeren Tempeln, unter welchen der die Hochschule Telaiti-ka-mâhal enthaltende Erwähnung verdient, sieht man nur hin und wieder kleine, dem Elephantengotte geweihte Hauskapellen. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Charakter der Râdschputen, die, obgleich gläubigen Sinnes, dem überwuchernden Einflusse der Brâhmanen Widerstand leisten und infolge dessen nicht allzuviel Wert auf die Errichtung und Erhaltung von Tempeln legen.

Hierin werden die Dschodpurer von dem jetzigen Minister Mahârâdsch Sir Pratap Singh unterstützt, welcher das schwindelhafte Treiben der Brâhmanen, die es auf Ausbeutung der Gläubigen abgesehen haben, einzuschränken bestrebt ist.

Sir Pratap Singh, ein weitgereister Mann, der auch unsere Kaiserstadt kennt und wiederholt in freudiger Erinnerung zu schildern wusste, zeichnet sich überhaupt durch Menschenkenntnis, klaren Blick und praktischen Sinn aus. Ihm allein ist es zu verdanken, dass der Prunk bei Hochzeitsfesten, die vormals oft tagelang andauerten und durch ihre immer kostspielige, ja oft geradezu ruinöse Ausgestaltung selbst wohlhabende Familien an den Bettelstab brachten, kurzweg durch staatliche Verbote abgestellt worden ist, und dass die Eheschließungen in Dschodpur auf die einfachsten Formen reduciert erscheinen. Bei der Durchführung dieser Reform ist Sir Pratap Singh selbst mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er anlässlich der Vermählung seiner Tochter die Abhaltung jedweder Festlichkeit verbot, am Hochzeitstage ohne weitere Ceremonien die Brautleute niederknien ließ, ihnen selbst seinen Segen ertheilte und sie für Mann und Frau erklärte. Dieses gewiss einfach zu nennende Verfahren hat als drastisches Exempel für die Bevölkerung im Vereine mit der Erlassung des genannten Verbotes zur Folge gehabt, dass die verschwenderischen, überdies oft rohen, traditionellen Hochzeitsfeste in Dschodpur ihr Ende gefunden haben.

Durch verschiedene Gässchen, in denen fast überall neugierige Gesichter aus den Häusern auf uns lugten, kamen wir an den Fuß des Berges, auf dem, stolz die Stadt überragend, das Fort mit seinen

Thürmen, Mauern und Palästen liegt. Majestätisch erhebt es sich, eine schier unbezwingliche Burg, mit 100 *m* hohen Mauern und starken Thürmen, auf einem Felskegel, dessen Nordseite eine senkrecht zur Ebene abfallende Klippenwand bildet. Ein steiler, gepflasterter, von Thoren beschirmter Weg führt hart an den Abstürzen der Felswände in vielfachen Krümmungen im Zickzack zum Fort hinan. Jedes der Thore dieses Aufstieges bietet Unterkunftsräume für die Wachposten und ist mit alterthümlichen Feuerwaffen armirt; einige der Außenthore sind wie in Gwalior mit Eisenspitzen beschlagen, welche auch hier den Zweck haben, im Falle einer Belagerung des Forts den Ansturm von Elephanten abzuwehren.

Wie mein Begleiter, Major Beatson, ein gründlicher Kenner der Geschichte Dschodpurs, erzählte, hatten in einem der früheren, so häufigen Kriege die Angreifer des Forts dieser Eisenspitzen wegen es vergeblich versucht, eines jener Wegthore einzurennen. Endlich habe eine Anzahl tollkühner Râdschputen, um dieses Hindernis zu überwinden, ihren Rossen die Augen verbunden, und das Thor, mit voller Wucht wider die unteren, von Eisenzähnen freien Planken desselben anreitend, eingerannt, mochte auch Ross und Reiter zerschmettert in die Bresche stürzen.

An den Wandmauern des obersten der Thore, durch das man direct in das Innere des Forts gelangt, sind die Abdrücke von schmalen Frauenhänden sichtbar. Diese mit Gold- und Silberfarbe überzogenen Handzeichen gemahnen an ein trübes Capitel der Sittengeschichte Indiens, an die Satî oder Witwenverbrennung, welche ungeheuerlicher Gebrauch auf den freiwilligen Feuertod Satîs, der Enkelin Brahmas, zurückgeführt wird und den orthodoxen Hindus noch heute so heilig ist, dass ungeachtet aller Bemühungen der englischen Behörden, welche die Beförderer der Satî als Mörder bestrafen, vor nicht allzulanger Zeit noch Fälle von Witwenverbrennungen vorgekommen sind. Hier in der Burg von Dschodpur nun legte jede Witwe eines Mahârâdschas, ehe sie den Scheiterhaufen bestieg, eine ihrer vorher roth gefärbten Hände an die weißgetünchte Wand. Diese einzigen Spuren des irdischen Daseins der durch das Feuer vernichteten weiblichen Wesen wurden als Merkmale ehelicher Treue bewahrt und zum Zeichen der größten Verehrung mit Gold und Silber verziert. Welche entsetzliche Todesangst musste diese unseligen Opfer fanatischer Verblendung auf ihrem letzten Gange erfüllen; welche Qualen mögen die jugendfrohen Herzen der armen Frauen durchtobt haben, angesichts des lodernden, von einer

tosenden Menge umgebenen Scheiterhaufens, dessen Flammenglut sie so grausam ergreifen und in ein Häuflein todter Asche verwandeln sollte! . . . .

Nächst dem Thoreingange war eine Wache, aus Artilleristen bestehend, aufgestellt. Von hier gieng es zwischen hohen Mauerwänden fort, zunächst zu dem Palaste, welchen seit den Zeiten Rao Dschodhas, des Gründers des Forts (1459), bis auf Takat Singh († 1873) herab die Mahârâdschas bewohnt haben. Die Außenseite dieses aus Sandstein erbauten Gebäudes ist mit reicher Ornamentik geschmückt, deren zarte Muster mich lebhaft an den Mauerschmuck der Bauten in Agra erinnerten. Das Innere des Palastes birgt reiche Schätze, kostbare Waffen, Juwelen und Geschmeide.

Wiewohl die Waffensammlung in einem düsteren Raume aufgestellt ist, vermochten wir dennoch einen allgemeinen Überblick über die ebenso reichhaltige als interessante Collection zu gewinnen. Nächst der Eingangspforte fallen dem Beschauer dieser bewundernswerten Rüstkammer seltsam geformte Lanzen und schöne, aus Elfenbein oder Muschelschalen geschnittene Pulverhörner auf; weiterhin enthalten mehrere Schränke Prachtexemplare der so charakteristischen Râdschputenschwerter, vorzügliche Damascener Klingen, die reich mit Gold eingelegt sind, sowie Messer und Dolche mit schönen Steingriffen. Eine complete vergoldete Rüstung erinnert in Bau und Zeichnung an altpersische Stücke dieser Art.

Das Wertvollste in der Waffenhalle sind die Gewehre, welche uns die Entwicklung des Schießwesens in den Râdschputana-Staaten von den ältesten Zeiten an bis zum heutigen Tage veranschaulichen. Luntengewehre primitivster Form mit schmalen, kurzen Schäften stellen die ersten Feuergewehre dar; daran reihen sich Flinten mit Feuersteinschlössern und eigenthümlichen, halbmondförmig gebogenen Schäften, deren Form mir ganz neu war. Die von den Mahârâdschas zu Jagdzwecken verwendeten Gewehre sind über und über, insbesondere an den Läufen und Schlössern, mit den reichsten Goldzieraten bedeckt; vom kleinsten Carabiner an bis zu langen Entenflinten sind alle Größen, alle Arten indischer Feuergewehre vertreten. Unter den neueren Jagdgewehren finden sich hier auch manche europäischen Ursprunges, die, obgleich mit wahrhaft orientalischer Verschwendung ausgestattet, bei Londoner oder Suhler Büchsenmachern erzeugt worden sind. Endlich gibt es hier noch Schilde, Speere, Lanzen und eigenthümlich gestaltete Todtschläger.

Bewundernswert ist der Inhalt der unter sicherer Obhut befindlichen Schatzkammer. Die Fülle der hier angehäuften Kostbarkeiten findet ihre Erklärung darin, dass die Mahârâdschas von Dschodpur, wiewohl ein nur kleines Reich beherrschend, unter den Großmoguln Akbar, Dsehehangir, Aurengzeb Kriegsfahrten durch halb Indien unternommen haben und vorübergehend Vicekönige von Dekhan, Malwa und Gudscherat gewesen sind. Als mächtigen Feldherren, Statthaltern und Günstlingen sind den Mahârâdschas theils als Kriegsbeute, theils als Ehrengeschenke Schätze zugefallen, die jedem Kaiserpalaste zur Zierde gereichen würden. Der Wert der Edelsteine, Juwelen und Perlen im Schatzhause von Dschodpur dürfte viele Millionen betragen, doch ist genaues darüber nicht bekannt, da der abergläubische Sinn der Râdschputen eine deren Ansicht nach Unglück bringende Abschätzung verwehrt. Ein einziges Collier aus Smaragden und Perlen mit Diamanttropfen in der Größe von Taubeneiern, welches der Sohn des Mahârâdschas bei meinem Empfange getragen hatte, mag 400.000 bis 500.000 Gulden wert sein. Solcher Colliers liegt aber in den Vitrinen der Schatzkammer wohl ein ganzes Dutzend. Daneben funkelt eine Reihe von Diademen, deren eines, mit den prachtvollsten Diamanten und Rubinen verziert, ganz besonders auffällt. Weiterhin sind sechs Vitrinen angefüllt mit den schönsten, kostbarsten Agraffen, Bracelets, Brochen, Ringen und Geschmeiden anderer Art. Durch Glanz, Feuer, Farbe, reines Wasser, kurz alle Vorzüge ausgezeichnet, gewinnen die hier bewahrten Edelsteine noch an Wert und Schönheit durch die geschmackvolle Fassung. Schilde, Tafelgeschirr und Aufsätze aus purem Golde, Prachtstücke der Emailindustrie Dschaipurs, Prunkgeschirre aus getriebenem Silber für Pferde und Elephanten, silberne und goldene Zeltstangen vervollständigen den blendenden Inhalt des Schatzhauses, dieses Wahrzeichens der Pracht und Herrlichkeit des Dschodpurer Fürstenhofes.

Die übrigen Räume des Burgpalastes, deren architektonische und ornamentale Ausgestaltung vornehmlich den Mahârâdschas Takat, Adschit und Abhey zu verdanken ist, boten unseren, nun schon recht anspruchsvoll gewordenen Blicken wenig Bemerkenswertes. Nur ein durchaus mit Gold und Facettenspiegelchen decoriertes Gemach, dessen Wandschmuck drastische Szenen aus der indischen Göttersage und aus dem Leben der Mahârâdschas bilden, verdient hier Erwähnung.

Einen wahren Genuss bot mir die Rundschau von dem flachen Dache des Palastes über Dschodpur und das umliegende Land. Gegen Süden und Osten erblickt man scharfgegliederte, kahle, mit Mauern und

Burgen gekrönte Hügelketten; gegen Norden und Westen aber breitet sich die Ebene des Tharrgebietes aus, in deren gelbschimmerndem Bereiche von blauem Duft überhauchte Felskegel gleich großen Maulwurfshügeln hervorleuchten. Uns zu Füßen, rings um den jäh abfallenden Schlossberg, liegt die Stadt Dschodpur.

Das Bild, welches sich hier dem Blicke darbietet, ist fesselnd und eigenartig. Vermissen wir auch die grandiosen Linien, die kühnen Profile, den Farbenschmelz der Hoehgebirgspanoramen, so wirkt, was wir sehen, dennoch mächtig auf uns ein durch den Reiz der unermesslichen Fläche und ihrer stimmungsvollen Färbung. Gelb in Gelb gemalt, durchsetzt von leuchtenden Punkten, zieht sich melancholisch die Ebene hin, soweit nur das menschliche Auge reicht.

Wir überblicken Dschodpurs Straßen und Häuser und den steinernen, mit Bastionen besetzten Mauergürtel, welcher die Stadt umschließt. Als Hauptbollwerk aber thront inmitten Dschodpurs gleich einem Adlerhorst das Fort auf dem Burgberge, welchem gegenüber, noch innerhalb der Außenmauer der Stadt, im Norden des Forts eine hohe Felskuppe aufragt, die in den Fortificationsrayon einbezogen wurde, da von ihr aus einst das Fort beschossen und beschädigt worden ist. Dessen eingedenk und der Besorgnis voll, es könnte eines Tages von jener Felskuppe her das Fort neuerdings, zumal mit modernen, weittragenden Geschützen bedroht werden, hat der jetzt regierende Mahârâdscha vor kurzem den Befehl ertheilt, diese Kuppe abzutragen, und war zur Zeit unserer Anwesenheit in Dschodpur an die Durchführung dieser gigantischen Aufgabe bereits Hand angelegt worden. Um das Fort jedoch völlig zu sichern, wird an dessen Nordseite eine Batterie errichtet, von welcher aus der Rayon vollständig bestrichen werden kann.

Zwischen der Kuppe und dem Burgberge liegt ein kleines, einsames Thal, in dem eine große Zahl schmuckloser Grabdenkmale sichtbar ist — es sind dies die Ruhestätten tapferer Krieger, die bei einer der Belagerungen des Forts den Tod gefunden haben und, ob Freund, ob Feind, hier beigesetzt wurden. Der Streit, welcher diesen Mannen das Leben gekostet, war ein »Wasserkrieg«, entbrannt um den Besitz des Teiches, der, in jenem Thale gelegen, bei der Spärlichkeit der Wasseradern im Gebiete von Dschodpur wert genug erschien, Blut zu vergießen, um Wasser zu gewinnen.

Militärische Reminiscenzen weckt auch die Hauptbatterie des Forts, auf einem schmalen Felsrücken gelegen, der seiner Form wegen der »Pfauschweif« (Mordhadseh) genannt wird; denn hier, auf der

Plattform der Hauptbatterie liegen unter freiem Himmel allerlei wunderliche Geschütze aus Ahmedabad, Ghasipur und anderwärts herstammend. Jedes der Geschütze hat ein anderes Kaliber, ein Umstand, der ihre Bedienung recht erschweren muss. Gemeinsam ist ihnen nur der »schöne« pechschwarze Anstrich. Auch eine Art Mitrailleuse oder Höllenmaschine, die jedoch einer friedlichen Säemaschine sehr ähnlich sah, wurde uns hier produziert, doch versicherte mir der einheimische Artillerist selbst, lächelnd, dass das Abfeuern dieses Geschützes mit Schwierigkeiten verbunden sei und weniger dem Feinde als vielmehr der Bedienungsmannschaft verderblich werden könne. Trotz alledem soll der Mahârâdscha nicht wenig stolz auf seine Batterie sein.

Wir vermochten von dieser Stelle aus, da die Luft ganz rein war, trotz der bedeutenden Höhe, in der wir uns befanden, das Getriebe und Gewimmel in der tief unter uns liegenden Stadt genau zu beobachten, ja selbst das allen indischen Städten eigenthümliche Geschrei und Lärmen der Bewohner Dschodpurs deutlich wahrzunehmen.

Gar stattlich sind die runden bastionartigen Vorbaue des Palastes, die unterhalb seiner Fenster bis ins Thal abfallen. An einem dieser Rundpfeiler wurde mir die Stelle gezeigt, an welcher der Mahârâdscha in seiner Jugend, als er noch der gestrengen Hand seiner Erzieher anvertraut war, sich nächtlicher Weile an einem Seil ins Thal hinabließ, um heimlich in die Stadt zu dringen. Zur Rückkehr in das Fort, den Palast seiner Väter, bediente sich der Prinz desselben Communicationsmittels. Angesichts der etwa 150m betragenden Niveaudifferenz zwischen Fort und Thal, welche der junge Herr lediglich mit Hilfe des Seiles zu überwinden wusste, zollten wir der Unerschrockenheit des Kletterers alles Lob. Die Fäden, die ihn so mächtig zur Stadt gezogen, dass er ein derartiges Wagstück nicht scheute, sind wohl nicht minder stark gewesen, als das Seil, das ihn über den Abgrund hinab- und wieder emporgetragen hat.

Auf einem weniger seltsamen, dem Serpentinewege, den wir zum Aufstiege ins Fort benützt hatten, zur Stadt niedersteigend, durchquerten wir Dschodpur und begaben uns auf den großen, vor der Stadtmauer gelegenen Wiesenplan, wo uns zu Ehren ein Polospiel stattfand. Ich war von der Geschicklichkeit, welche die einheimischen Spieler und einige in Dschodpur ansässige Engländer hierbei entwickelten, ganz entzückt. Vor allen zeichneten sich durch vorzügliche Reitkunst Hardschi Singh, der Minister Sir Pratap Singh, welcher, obwohl über fünfzig Jahre alt, sein Ross tummelte, als wäre er ein Jüngling, und Major Beatson aus.

Trotz der so scharfen Wendungen und Paraden in schnellster Gangart behandelten diese Spieler ihre Pferde nicht roh; die Führung erfolgte im Gegentheile immer mit erstaunlicher Weichheit und Geschicklichkeit. Über anderthalb Stunden wohnten wir dem fesselnden Kampfspiele bei.

Dann hieß es ins Camp zurückeilen, da sich der Mahârâdscha bei mir zum Gala-Diner angesagt hatte; doch speiste er, als frommer Hindu, nicht mit uns, sondern erschien erst am Schlusse der Tafel, worauf die wechselseitigen Toaste erfolgten. Hiebei wurde der Trinkspruch des Mahârâdschas nicht von diesem selbst, da er des Englischen nicht mächtig ist, ausgebracht, sondern an seinerstatt vom Minister Sir Pratap Singh gesprochen. Ein Dolmetsch vermittelte auch die anregende Conversation, die ich mit dem Mahârâdscha unterhielt, welcher sich trotz seines mürrischen Aussehens als ein freundlicher und launiger Herr erwies.

Nach dem Diner überraschte uns ein großes Nâtsch-Fest, wofür ein beinahe 60 *m* im Durchmesser betragendes Riesenzelt gespannt worden war, in welchem die Tänzerinnen bei Fackelbeleuchtung und eintöniger Musik ihre wenig berückende Kunst zum besten gaben. Auch der übliche näselnde Gesang fehlte nicht. Der Mahârâdscha erhält eine ganze Legion von Tänzerinnen, deren Schönheit aber sehr problematisch ist. Dem Alter nach sind in dem Hof-Balletcorps von Dschodpur alle Stufen vom Kinde bis zur Matrone vertreten. In einem Punkte unterscheiden sich diese Damen von den anderen Vertreterinnen der Tanzkunst in Indien, und zwar durch eine geradezu erschreckende Menge von übereinander getragenen Röcken, die ihnen das Aussehen wandelnder Glocken geben und beim Tanzen in schwingende Bewegung gerathen. Sehr komisch wirkte der Eifer eines alten Oberregisseurs oder Tanzmeisters, der jene Damen, welche sich wegen Ermüdung zurückziehen wollten, immer wieder höchst eigenhändig in den Reigen zurückstieß.

Dschodpur, 1. März.

Während der größere Theil der Gesellschaft des Morgens zum Pigsticking ritt, wollte ich auf Anrathen mehrerer Schikârîs mit Wurmbrand in der Nähe von Dschodpur jagen. Wir fuhren in Begleitung des Residenten, der sich seiner Kränklichkeit halber nicht activ an der Jagd betheiligte, ungefähr 3 *km* vor die Stadt bis zu der Stelle, wo uns die Treiber und ein Jagdleiter, ein ganz junger Mann, empfingen, welcher uns seines vernachlässigten Aussehens halber ein Schikârî zu sein

dünkte, später aber erfuhren wir, dass er die Stellung eines Obercommandanten der gesammten Infanterie von Dschodpur einnehme. Das Jagdterrain war eine sandige Heide, mit spärlichen Büschen bewachsen; nur hin und wieder lag ein Feld oder eine mit trockenem, hohem Grase bedeckte Fläche. Zu Beginn der Jagd begegneten wir nur unglaublich vielen röthlichbraunen Ratten, welche ihre Baue im Sande hatten und unablässig vor uns umherhuschten. Weiterhin gab es im hohen Grase zahlreiche Wachteln, deren ich eine ziemliche Anzahl erlegte. Im übrigen sah es aber mit dem versprochenen Wilde wohl recht kärglich aus; doch schoss ich noch einige Adler und Falken, die mir unbekannten Arten angehörten. Endlich kamen uns nicht einmal mehr Wachteln zu Gesicht, so dass ich, nach dreistündigem Waten im Sande, wenig befriedigt eben nach Dschodpur zurückkehren wollte, als sich in weiter Ferne ein Rudel Chinkara-Gazellen zeigte. Rasch entschlossen requirierten wir einen mit Zebuochsen bespannten Wagen, durch welchen gedeckt wir trachteten, an das scheue Wild heranzukommen, so dass ich einen starken Bock erlegen konnte. Durch diesen Erfolg angeeifert, wiesen uns die Schikârîs eine Jagdgelegenheit, woselbst wir auf mehrere Rudel Gazellen stießen und auf weite Entfernung feuernd noch einige Böcke sowie Gaisen erlegten. Im Eifer der Jagd war die Gesellschaft auseinandergerathen, so dass endlich die einzelnen Schützen sich nicht mehr wahrnahmen und aus verschiedenen Richtungen, aber in der Direction der anderen Jagdgefährten, auf dieselben Rudel Gazellen ein lebhaftes Feuer eröffneten. Die Folge hievon war, dass von allen Seiten Kugeln durch die Luft piffen und jedermann, mochte er auch sonst der größte Held sein, das Heil in der Flucht suchte.

Nach dieser heiteren Episode fuhr ich nach Mandur, das in einer Entfernung von etwa 5 *km* nördlich von Dschodpur im Hügellande gelegen ist. Einst der blühende Sitz der Fürsten des Reiches Marwar, verfiel die in den Kriegen der Râdschputen wiederholt verwüstete Stadt immer mehr, seitdem Rao Dschodha seine Residenz in Dschodpur aufgeschlagen hatte. Heute sind in Mandur nur mehr einzelne Theile des ehemaligen Palastes und Forts, sowie die Verbrennungsstätten und Grabmale der Fürsten erhalten. Acht dieser Grabdenkmale sind in gutem Zustande, sie liegen nahe aneinander und weisen eine Verquickung verschiedener Stilarten auf, ihrem Hauptgepräge nach lebhaft an den Sâs Bâhu-Tempel zu Gwalior erinnernd. Es sind Dschaina-Bauten, an deren Außenseiten allenthalben unzählige Figuren aus der indischen Götterwelt erscheinen.

An der Stelle, wo diese Mausoleen stehen, wurden die Fürsten nach ihrem Tode mit ihren Frauen verbrannt. Die 120 Frauen des Mahârâdschas Dschaswant Singh jedoch sollen den Feuertod als so heilige Pflicht angesehen haben, dass sie, als der Herr und Gebieter im weit entfernten Lande Kabul gestorben war, wie die Sage berichtet, zu Fuße dorthin geeilt sind, um sich verbrennen zu lassen. Die hervorragendsten Kenotaphe sind: jenes des Mahârâdschas Takat Singh († 1873), an dessen Grabe die fürstliche Familie und die Würdenträger des Reiches alljährlich zweimal Opfer und Geschenke darbringen, ferner jene Rao Maldeos, Mota Râdscha Ude Singhs, Sur Singhs und das durch seine schöne Architektur und seine Größe bemerkenswerte Dewal (Heiligthum) Adschit Singhs.

Zwischen Obstgärten sieht man die Überreste des ehemaligen Palastes; da steht zunächst, von hohen, schattigen Bäumen umgeben, eine Art kleinen Lusthauses, geschmückt mit Agraer durchbrochener Ornamentik; dann folgen Theile von Gebäuden und Tempeln mit tiefen, jetzt verfallenen Wasserbecken. Einen gewissen Contrast zu den sonst stillen Plätzen und Räumen bildet ein von den Gläubigen noch jetzt besuchter Tempel, der mit Zinnober und Blattgold scheußlich bemalte fratzenartige Hautreliefs der Göttin Kâlî, Krischnas und des Elephanten-gottes birgt. Ein wild aussehender Fakîr mit mähenartigem Haare sitzt hier singend in Weltentsagung auf einem erhöhten Steine, von Almosen lebend.

Dem Tempel reiht sich die noch ganz gut erhaltene Götter- und Helden-Gallerie mit Darstellungen der ersten Râdschputenfürsten, überlebensgroßen, leichtbemalten Hautreliefs aus Stuck an, welche letzterer mit einer Glasur von Steingut überzogen ist. Alle Fürsten sind mit gar grimmigen Gesichtern, zu Pferde und in reichem Waffenschmucke sowie mit den verschiedenartigsten Attributen ihrer Macht dargestellt. Bei der Bemalung der Pferde scheint der ehrenwerte Schöpfer dieser Kunstwerke etwas fehlgegriffen zu haben, da alle Gâule entweder himmelblau oder rosenroth sind. Interessant ist die Beobachtung, dass Gewänder, Waffen, Schmucksachen und Rüstungen der Reiter, deren sie sich vor vielen hundert Jahren bedienten, von den heute üblichen nur wenig abweichen.

Während in den westlichen Ländern das rascher pulsierende Leben der Völker häufig in nur kurzer Zeit auf den verschiedensten Gebieten tief eingreifende Umgestaltungen mit sich bringt, vollziehen sich in Indiens einheimischer Kunst und Cultur selbst im Laufe von Jahrhun-

dernten nur ganz geringe Veränderungen. Dieses langsame Vorschreiten des Volksgeistes in Indien beruht einmal darauf, dass hier Cultur und Kunst schon in altersgrauen Zeiten tiefe Wurzeln geschlagen haben; dann auf dem Umstande, dass die Inder ihre Traditionen und Gebräuche theils des steten Connexes mit der Religion halber, theils vermöge der Gliederung in Kasten, getreu von einer Generation auf die andere vererben.

Auf dem Rückwege in unser Camp lauerte uns ein Bruder des Mahârâdsehas, Kischur Singh, ein sehr jovialer Herr, freundlich lächelnd vor seinem Landhaus auf. Er begrüßte uns, worauf ich wieder einmal dem Sandelöl ein Tasehentuch opfern musste und endlich von Kischur und allen seinen Begleitern wie eine gefcierte Opern-Diva mit Blumen und Kränzen überschüttet wurde.

Abends ergoss der Vollmond sein mildes Licht über unser Lager, über das Fort und die vielen umliegenden Festungswerke, die sich in gespenstisehen Formen vom Horizonte abhoben; tiefe, nur hin und wieder vom Bellen eines Schakals oder dem Rufe des Käuzchens unterbrochene Ruhe umfieng uns. Lange wanderte ich, nachdem ich eine Reihe von Briefen für die Heimat vollendet, Gedanken und Träumen nachhängend, unter den Vorwerken des Forts einher.

Dschodpur, 2. März.

Der Ruf Dschodpurs, eines der günstigsten Terrains in ganz Indien für Ebersteehen zu sein, bestimmte mich, der Proposition Sir Pratap Singhs, den heutigen Morgen dem Pigstieking zu widmen, bereitwillig Folge zu leisten. Um guter Beute gewärtig sein zu können, hieß es allerdings mit dem Frühesten aufbrechen. Die Wildschweine pflegen hier in der Nacht von den Hügeln herab in die Ebene auf Äsung auszugehen und schon im Morgengrauen auf denselben Wechselln wieder in die steilen Schluchten der Höhenzüge zurückzukehren, um sich hier für die heißen Stunden des Tages einzuschlagen. Da eine Jagd zu Pferde auf Keiler in dem Hügelgebiete von Dschodpur unmöglich ist, muss der Moment ausgenützt werden, in welchem das Schwarzwild die Äsungsplätze bereits verlassen hat, sich aber noch in der Ebene befindet. So wurde denn um 4 Uhr morgens gestartet. Bei herrlichem Mondschein und kühler, angenehmer Morgenluft gieng es zunächst zu Wagen die in der Nähe des Forts gelegenen Hügel hinan, und von hier zu Pferde auf einer mit Steinplatten belegten Straße weit in die Ebene hinaus, wo wir,

nach Art von Vorposten aufgestellt, den Anbruch des Tages erwarteten. Endlich färbte sich der östliche Horizont röthlich, verblasste der Schein des Mondes, traten die Umrisse der nahe gelegenen Objecte deutlicher hervor. Während wir so auf unseren Posten aufmerksam ausspähten, war Hardschi Singh in Begleitung eines gewandten Reiters einige Hundert Schritte weit hinausgeritten, um Auslug zu halten. Nach kurzer Zeit gab Hardschi ein Zeichen, worauf die beiden Reiter in der Direction unseres Haltplatzes zurückgaloppierten.

Als bald begann die Jagd mit einem scharfen Run. Das Terrain, auf dem sich das Eberstechen abspielte, ist nach unseren Begriffen keineswegs zu so scharfem Galoppe geeignet. Hohes Gras, das nicht erkennen lässt, wohin die Pferde treten, wechselt hier mit Dornbüschen und Steinplatten ab, hie und da gibt es kleine Schluchten und an den Stellen, wo ein Rudel Schweine gebrochen hat, tiefe Löcher. An dergleichen gewöhnt, giengen unsere Pferde mit erstaunlicher Geschicklichkeit full pace über diese Hindernisse hinweg, wobei allerdings einige Reiter stürzten. Unser armer General Protheroe kam so arg zu Fall, dass er durch einige Zeit am ganzen Körper steif blieb.

Ich ritt einen besonders tüchtigen, arabischen Hengst, den Sir Pratap Singh für mich ausgewählt hatte, und hatte, so beritten, die Freude, als Erster mit dem Speer einen Keiler zu stechen, worauf Hardschi demselben, einem starken Stücke mit schönen Waffen, den Fang gab. Mein Hengst hatte sich sehr geschickt benommen; denn als der Keiler, sobald ich ihm hinter dem Blatte den ersten Stich beigebracht, mich sofort angenommen hatte und meinem Pferde zwischen die Beine gefahren war, setzte der wackere Hengst mit einem Sprunge über den Keiler hinweg.

Nach diesem viel verheißenden Beginne wurde die Jagd immer reger. Sobald die Sonne aufgegangen war, zogen die Schweine gegen das Gebirge; von allen Seiten her kamen hier ganze Rudel, dort einzelne Stücke heran. Da nur Keiler gejagt werden durften, mussten die jagdbaren Stücke aus den Rudeln herausgesucht werden, so dass es manche Fehljagd gab, weil es öfters erst bei näherem Herankommen an die Stücke möglich war, festzustellen, dass der Jäger irrthümlich eine Bache oder einen Überläufer verfolgt hatte.

Wir jagten ursprünglich in zwei Partien, deren eine von Pratap Singh, die andere von Major Beatson geführt wurde, doch trennten sich oft einzelne der Herren von ihrer Partie ab und folgten einem von der anderen Gruppe gehetzten Stücke; mitunter vereinigten sich wohl

auch beide Parteien und machten einige Zeit gemeinschaftlich Jagd. Die schärfsten und längsten Runs gaben immer die geringeren Stücke, während die starken Keiler sich bald stellten und dann jeden annahmen, der ihnen in die Nähe kam. Die Keiler von Dschodpur waren bedeutend böser und schärfer als jene, die wir in Gwalior gejagt hatten und giengen blindlings auf die Pferde los, so dass mehrere dieser letzteren gesehlagen wurden.

Als Hardschi Singh mir im Verlaufe der Jagd meldete, er wisse einen Keiler, der sich in einen Dornenhaufen retiriert habe, ritten wir sofort an Ort und Stelle. Dort sprang Hardschi Singh mitten in die Dornen, die hier von Bauern aufgehäuft worden waren, hinein, worauf alsbald in der dem Reiter entgegengesetzten Richtung ein starker Keiler mit auffallend schönen Waffen hinausflüchtete, den ich nach wenigen Sprüngen erlegte.

Ein besonders böser Bursche war der letzte Keiler, den wir jagten. Dieser führte uns in ein Dornenschügel, wo er alsbald alles, was er in Sicht bekam, angriff; selbst die Soldaten, die als Ordonnanzen in der Nähe standen, wurden nicht verschont. Wir hatten ausgemacht, dass diesen Keiler Wurmbrand, der noch kein Schwein erlegt hatte, stechen sollte; doch kam Wurmbrand leider zu spät an dasselbe heran. Ein Soldat, welchem das Thier stark zusetzte, liess dasselbe auflaufen, wobei der Speer durch die Kraft des Anpralles in Stücke gieng. Damit war die Jagd zu Ende; die Schweine hatten schon sämmtlich die Berge aufgesucht; die Sonne stand hoch am Himmel und so zogen wir mit unserer Beute — 22 Keilern — heimwärts.

Das Ergebnis des heutigen Pigstieking's befriedigte uns höhlich, so dass ich das Eberstechen in Dschodpur hier gerne als eine der fröhlichsten und aufregendsten Jagden verzeichne, die ich je erlebt habe. Der Reiz dieses Sports wurde insbesondere durch die Art und Weise erhöht, in der sich die einheimischen Jagdreiter hiebei bethätigt hatten. Sir Pratap Singh, überaus erfreut, uns so befriedigt zu sehen, fand nicht Worte genug, um uns darzuthun, wie gut wir unsere Sachen gemacht hätten, und bat mich in der Freude seines Herzens, den kleinen Araberhengst, den ich ohne Wechsel bei sämmtlichen vier Runs geritten und von dem aus ich ebensoviele Keiler gestochen hatte, als Geschenk anzunehmen. Alle meine Vorstellungen und Einwände — insbesondere jene, dass das Thier eine gar weite Reise in meine Heimat zurückzulegen haben würde, und dass ich Freund Pratap Singh eines so vortrefflichen Rosses nicht berauben wolle — blieben fruchtlos. Ich musste das

Geschenk annehmen, wobei ich jedoch den Vorsatz fasste, dem freundlichen Spender nach meiner Rückkehr in die Heimat einen Lippizaner zu senden.

Nachmittags standen abermals sportliche Unterhaltungen auf dem Programm. Zuvor aber musste sich der zwölfjährige Sohn des Mahârâdschas, Mahârâdsch Kunwar Sardar Singh, vor uns in verschiedenen Fechtübungen, und zwar zunächst im Stockfechten producieren. Der junge Herr zeigte sich hiebei äußerst geschickt und anstellig, und hieb weidlich auf seinen Lehrer los, der ihm übrigens von Zeit zu Zeit auch einen Schlag auf den Turban versetzte. Später kam das Fechten mit Holzsäbeln und dann jenes mit Schwert und Schild an die Reihe. Zum Schlusse belobten wir den jungen Fechter, was ihn mit Freude und Stolz zu erfüllen schien.

Die Erziehung dieses Knaben stellt eine glückliche Verbindung körperlicher und geistiger Ausbildung dar. Erstere erfreut sich in den verschiedenen Formen des Fechtens, Turnens und Reitens aufmerksamster Pflege und sichert dem Kinde eine gesunde, kräftige Entwicklung; die geistige Ausbildung wird rationell betrieben und hat schon jetzt aner kennenswerte Erfolge aufzuweisen, wie sich aus den staunenswerten Fragen und Bemerkungen des Knaben über Österreich folgern ließ. Obschon ich mir ganz klar bin, dass die bei diesem fürstlichen Sprossen angewandte Methode der Erziehung nicht für unsere heimatlichen Verhältnisse, geschweige denn für den Durchschnitt unserer Jugend maßgebend sein kann, so forderte, was ich hier sah, doch unwillkürlich zur Vergleichung heraus.

Durch Hintansetzung der körperlichen Ausbildung einerseits und durch Übermaß geistiger, oft übereilter und nur das Gedächtnis beschwerender Anforderungen andererseits, wird die allseitige Entwicklung unserer heranreifenden Generation verkümmert und in den jungen Staatsbürgern nur zu häufig der Grund zu den mannigfachsten leiblichen Gebrechen gelegt. Allerdings bildet die Aufgabe, das richtige, auf den Durchschnitt der lernenden Menschheit anwendbare Verhältnis zwischen der körperlichen und geistigen Ausbildung zu finden, ein schwieriges Problem für die Pädagogik; es verdient daher Anerkennung, dass namentlich in letzterer Zeit manche zweckmäßige Anläufe zur Lösung desselben genommen wurden. Allein von dem anzustrebenden Ziele sind wir wohl noch weit entfernt. Ich rede einer rationellen, den verschiedenen Alters- und Entwicklungsstufen angepassten körperlichen Ausbildung unbedingt das Wort, nicht nur ihrer hygienischen, sondern

insbesondere auch ihrer ethischen Bedeutung halber. Unter sonst gleichen Umständen wird ein körperlich gut entwickelter und gekräftigter Mann sich in schwierigen, kritischen Augenblicken des Lebens besser bewähren als die bedauernswerten Producte der überbürdenden geistigen Treibhauscultur, die dann zu siechen beginnen, wenn sie am üppigsten blühen und gedeihen sollen. Selbst die souveränste Beherrschung der Classiker, die vollste Vertrautheit mit den subtilsten Geheimnissen der Mathematik ersetzen im Leben jene Eigenschaften nicht, die den ganzen Mann ausmachen. Eine angemessene körperliche Ausbildung unserer Jugend scheint mir — ich wage diese Ansicht auf die Gefahr rückschrittlicher Alluren beschuldigt zu werden — selbst um den Preis ausgiebiger Entlastung in scientifiſcher Hinsicht nicht zu theuer erkaufft, weil ja hiedurch ein Sinken des geistigen Niveaus nicht nothwendig bedingt, höchstens die geistige Detailbildung hinausgeschoben ist — *mens sana in corpore sano*.

Den Productionen des künftigen Mahârâdschas anwohnend, konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten bei dem Gedanken an die Art und Weise, in welcher wohl in der Heimat ein Kind gleichen Alters den Gästen des Hauses vorgeführt würde. Wenn die glückliche Zeit vorbei ist, in welcher des jungen Erdenbürgers Aufgabe und Verdienst nur darin besteht, an Gewicht zuzunehmen, so hört der fördernde Einfluss auf seine körperliche Ausbildung zumeist auf. Der Geist ist nun Alles; das Kind möglichst früh, möglichst viel lernen zu lassen, das einzige Streben. Väter und Mütter fragen nicht, ob der Junge laufe, springe, turne, fechte, wohl aber, in welcher Classe er angelangt sei, wie, mit welchem Erfolge er lerne, welche Sprachen er spreche; ja, wenn es thunlich ist, muss das gequälte Kind sofort eine Probe seiner Fertigkeiten ablegen.

Zu der verfehlten, das Schwergewicht fast ausschließlich auf die geistige Ausbildung legenden Erziehungsmethode gesellt sich noch das immer weitere Kreise der Bevölkerung erfassende Bestreben, die Söhne für die höheren Studien zu bestimmen — ein Bestreben, welches den Sohn des Bauers vom väterlichen Pfluge, den Sohn des ehrsamem Gewerbsmannes vom väterlichen Handwerke hinwegdrängt und so das geistige Proletariat vermehrt, das meistens zugleich auch ein körperliches ist. Socialpolitiker und Assentierungs-Commissionen dürften hierüber näheren Bescheid wissen.

Auf derselben Wiese, auf welcher uns zwei Tage vorher das Polo producirt worden war, führten uns die wackeren Dschodpurer noch einige Reiterspiele vor, so das uns schon bekannte Tentpegging, an

welchem der kleine Sohn des Mahârâdschas sich auf einem 17 Faust hohen Schimmel eifrig betheiligte; dann das im Galopp auszuführende Entzweihaufen von Schafen (Goateutting). Bei dem letzteren, ceht asiatischen Spiele muss der Reiter an einem todten Schafe, welches an einem Galgen hängt, in voller Carrière vorbeireiten und mittels eines seharf geschliffenen Säbels das Schaf mitten entzweihaufen. Nur wenn auf einen Hieb die eine Hälfte des Schafes zu Boden fällt, ist die Übung richtig ausgeführt. Diesmal waren fünf Schafe in Intervallen von je fünfzig Schritten aufgehängt. Auch hier zeichnete sich wieder vor allen Hardschi Singh aus, der meinen Hengst ritt und einmal rechts, einmal links hauend, alle Schafe mit je einem Hieb in zwei Theile trennte.

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Dsehodpurer bei derartigen halb kriegerischen, halb equestrischen Spielen zu sehen, ihre Gewandtheit und Kühnheit zu beobachten, vermag wohl gleich uns der herrschenden Meinung beizupflichten, dass die Râdsehputen mit Fug und Recht als die vorzüglichsten und tapfersten Krieger Indiens gelten.

In einem mit zwei sehr eleganten arabischen Schimmeln bespannten Kutschierwagen kam nach Beendigung der Reiterspiele der Mahârâdseha angefahren und lud mich ein, einem großen Wettkampfe seiner besten Ringkämpfer beizuwohnen. Da der Mahârâdseha bereits zu alt und zu schwer geworden, um den anderen Sports zu huldigen, findet er darin Zerstreung, eine ganze Schar der auserlesensten Ringer — über hundert an der Zahl — zu halten, die alle aus dem Pendschâb stammen. An dem Hofe von Dsehodpur erhalten diese Kämpfer in besonderen Schulen durch Trainers die für ihren Beruf erforderliche Ausbildung durch tägliche, vielstündige Übungen und entsprechende Nahrung; die Ringer werden bei sparsam bemessenem Trunke reichlich, insbesondere mit Mileh und Butter, genährt, müssen sich jedoch an dem einem Kampfe unmittelbar vorhergehenden Tage von Speise und Trank völlig enthalten. Der Mahârâdscha interessiert sich sehr für seine Schützlinge, kennt die Leistungsfähigkeit jedes Einzelnen und bestimmt die Kämpfer, die gegeneinander in die Schranken zu treten haben. Nach den Kämpfen, die äußerst anstrengend sind, erhalten die Ringer Geldpreise bis zu je 100 Rupien.

Wir saßen, von zahlreichen Würdenträgern umgeben, in einem großen Zelte, vor welchem sich der mit weißem Sande bestreute Kampfplatz ausdehnte. Eine große Menschenmenge umstand denselben und nahm lebhaften Antheil an den einzelnen Phasen des Kampfes. Besonders die Trainers der einzelnen Ringer geberdeten

sich wie toll und schrieten ihren Leuten unaufhörlich Ermahnungen zu. Mehrere Ordner leiteten die Kämpfe und wachten darüber, dass den genau festgesetzten Regeln gemäß vorgegangen werde. Die Oberleitung des Kampfes ruhte in den Händen eines baumlangen, herkulisch gebauten Mannes, eines ehemaligen Ringkämpfers, der den Titel »der Heros« führt und seinerzeit der beste, der unbesiegt gebliebene Kämpfer Indiens gewesen ist.

Die Kämpfer schritten, bis auf einen Lendenschurz unbekleidet, paarweise in den Kreis, um auf ein Zeichen des Mahârâdschas das Ringen zu beginnen. Sechs Paare traten in die Schranken; hiebei waren immer Angehörige verschiedener Schulen einander gegenübergestellt, welcher Umstand nicht wenig dazu beitrug, die Kämpfer zum Aufgebote aller Kräfte anzuspornen. Besonders aufregend gestaltete sich ein Kampf zwischen einem sehr corpulenten Ringer und einem etwas leichter gebauten Kämpfer. Das Ringen endete mit der Niederlage des Kolosses, worauf der Sieger — beide Kämpfer waren vor Erschöpfung beinahe ohnmächtig niedergesunken — von seinen Trainers umarmt und von der Menge bejubelt wurde. Jeder Kampf galt als entschieden, sobald einer der Ringer den Boden mit beiden Schultern berührt hatte; aber selbst wenn ein Ringer schon »geworfen« war, wendete er sich beim Falle oft so geschickt, dass er nicht auf den Rücken zu liegen kam.

Die Zähigkeit, Ausdauer und Widerstandskraft der Leute war bewundernswert, denn nahezu alle Kämpfe dauerten zwischen 40 und 50 Minuten. Angesichts der vollkommenen Ausbildung dieser Ringer erklärt es sich, dass ein Champion Englands, der nach Dschodpur gekommen war, nur um sich mit den Ringern daselbst zu messen, nach wenigen Minuten besiegt war. Zwei Stunden lang sahen wir dem interessanten Schauspiel zu; dann aber war es Zeit, an das Diner zu denken, da unser Zug schon um 9 Uhr abends abgehen sollte.

Auf dem Bahnhofe nahmen wir von Sir Pratap Singh, Hardschi Singh, Major Beatson und den anderen Herren, die wir während unseres nur allzu kurzen Aufenthaltes in Dschodpur lieb gewonnen hatten, in sehr herzlicher Weise Abschied. Pratap Singh betheuerte, er habe von allen Europäern, die er kenne, niemand so sehr schätzen gelernt, wie mich und meine Landsleute. Wir erwiderten diese Worte mit der Versicherung, dass lediglich das längst festgesetzte Reiseprogramm unserem Bleiben ein Ziel setze und bekräftigten wahrheitsgetreu, dass die Râdschputen unsere volle Sympathie hätten; auch nahmen wir den genannten Herren das Versprechen ab, uns in Wien zu besuchen. Dann

riefen uns diese in deutscher Sprache »Waidmannsheil!« zu, ein Wort, das wir ihnen gelehrt, — der Zug setzte sich in Bewegung und wir verließen Dschodpur, von dem wir nicht ohne Rührung schieden.

Heller Mondenschein beleuchtete Berg und Thal, während wir gegen Dschapur hinsausten. Vor Mitternacht stieg leuchtende Röthe am Horizont auf und eine halbe Stunde später fuhren wir mitten durch einen weithin reichenden Steppenbrand. Das hohe, trockene Gras brannte lichterloh; mit Blitzesschnelle züngelten die Flammen den Boden entlang, einen Streifen um den anderen erfassend. Gleich feurigen Riesenschlangen wälzte sich das entfesselte Element dahin; in rothen Feuersäulen stieg der dichte Qualm empor gegen den nächtlichen Himmel, knisternd, prasselnd, knatternd, als ertöne Kleingewehrfeuer; in Milliarden von Funken wehte die Lohc versengend über die Steppe . . .





Dschaipur.





## Dschaiapur.

Dschaiapur, 3. März.

Die festlichen Empfänge in Indien folgen einander; aber sie gleichen sich so wenig, wie die Städte. Jeder Empfang bietet ein neues Bild orientalischer Praecht und Originalität, in welchem eharakteristische Eigenthümlichkeiten des Staates oder seines Herrschers zutage treten. Auf dem Perron von Dschaiapur harrten der Mahârâdscha Sir Mahdo Singh Bahâdur, der vicekönigliche Agent von Râdschputana Colonel Bradford, der Resident von Dschaiapur Colonel Peacock und die Staatswürdenträger. Nach gegenseitiger Begrüßung und Vorstellung fuhren wir in Galawagen eine halbe Stunde lang durch eines der merkwürdigsten und interessantesten Spaliere.

Der Mahârâdscha stellt der indo-britischen Regierung keine Truppen, auch befindet sich in Dschaiapur keine englische Garnison; hingegen obliegt diesem Staat im Kriegsfall die Beistellung von 400 zweirädrigen Transportwagen mit 1000 gut cingefahrenen Ponies und 666 Mann. Ein Detachement dieses Trains war nun — die Mannschaft in grünfarbiger Adjustierung — zur Bildung des Spaliers ausgerückt und dem Bahnhofe zunächst aufgestellt.

Die Fußsoldaten und die Reiter des Mahârâdschas, welche weiterhin ebenfalls Spalier bildeten, stellten eine höchst drollige und bunte Horde dar. In den Reihen der Infanterie standen neben halbwüchsigen

Jungen silberbärtige Greise; die Gewehre, theils an defecten Riemen, theils an Schnüren getragen, gehörten den urältesten, schier unglaublichen Systemen an, ja sogar Feuerstein- und Wallbüchsen waren zu sehen; die Adjustierung, welche jener europäischer Truppen nachgebildet ist, zeichnete sich, obschon größte Parade angesagt war, durch einen Zustand wahrhaft kläglicher Ver lumpung aus. Die Officiere gewährten — wenn möglich — den Anblick noch größerer Verwahrlosung als die Mannschaft; die Commandos schienen auf die Abteilungen nur wenig Eindruck zu machen. Die Verfassung der Cavallerie war um nichts besser, das Pferdematerial klein, schlecht gewartet und das Sattelzeug von geradezu desolater Beschaffenheit. Das Aussehen der Truppen des Mahârâdschas verräth auf den ersten Blick, dass jener, wiewohl Râdschpute, für seine Armee keinerlei Interesse hegt; dieses gehört vielmehr, wie man sagt, ganz und voll dem Harem.

Einen prachtvollen Eindruck hingegen machten das Gefolge und die Dienerschaft des Mahârâdschas, welche letztere, in farbenschillernder Kleidung prangend, Stöcke mit Fahnen trug, die Streifen in verschiedenen Farben aufwiesen. Auf meine Frage nach der Bedeutung dieser Farbstreifen wurde mir der Bescheid zutheil, dass sie Siegeszeichen darstellen; so oft nämlich einer der Râdschputenfürsten, welche den Moguln als Feldherren zu dienen pfl egten, das Heer zum Siege geführt hatte, erhielt er vom Großmogul das Recht verliehen, zur Erinnerung an die gewonnene Schlacht Embleme und Fahnen mit besonderen, genau bestimmten Farbstreifen zu schmücken. Dieselben stellen sonach etwas Ähnliches dar, wie gewisse Ehrenstücke der deutschen Heraldik oder die besonderen Auszeichnungen, welche die Fahnen einzelner unserer Regimenter schmücken.

Nach der Dienerschaft kamen etwa 300 Hofmusiker, welche mit den verschiedenartigsten Instrumenten einen Höllenlärm aufführten. Hierbei that sich namentlich der Chor der berittenen Bläser hervor, deren einige Tuben von über 3 m Länge — wahre Posaunen von Jericho — trugen. Hierauf folgten Hof-Schikârîs und Menageriedienere, grün uniformiert, mit Gewehren bewaffnet; ferner Hof-Büchsenspanner mit den Gewehren des Mahârâdschas und den hervorragendsten Stücken der Waffenkammer — kostbaren Büchsen, herrlichen Lanzen, Speeren, Hörnern u. dgl. m. Die Reihe beschloss der Marstall: zahlreiche, glänzend geschirrte, wohl gemästete Pferde, meist schöne, indische Hengste; phantastisch bemalte und geputzte Elephanten mit vergoldeten Häudas und wertvollen Decken; endlich, in stattlicher Zahl, »Hof-Kameele«

und, als Bespannung von Equipagen dienend, »Hof-Ochsen«. Letztere, welche mit grünen oder rothen Schabracken bedeckt waren, hatten, der Feierlichkeit entsprechend, die Hörner vergoldet oder mit grünem Tuch umwunden. Mehrere, an verschiedenen Stellen placierte Musikkapellen ließen unsere Volkshymne in allen möglichen Tonarten und Tempi erklingen.

Unter dem Donner einer aus drei Kanonen bestehenden Batterie zogen wir in die englische Residenz ein, wo wir als Gäste des Mahârâdschas unsere Wohnung aufschlugen. Vor den Thoren des Palais stand eine Ehrencompagnie — aus Räufern bestehend. Diese Elite-truppe von Dschaipur ist thatsächlich aus den Räuberbanden, die früher im Lande gehaust haben, recrutiert. Der Mahârâdscha konnte dieser Plage nur dadurch Herr werden, dass er die Räuber zu einer sauber uniformierten Leibwache umgestaltete, welcher Vorgang eine gewisse Analogie mit der hie und da in der Heimat zu beobachtenden Erscheinung zeigt, dass Wildschützen zu Jagdhegern bestellt werden. Die Dschaipurer Räuber fanden an dem mit wenig Mühe und verhältnismäßig gutem Leben verbundenen Dienste Geschmack, hängten ihr früheres Handwerk an den Nagel und stehen nun eifrig Schildwache vor den öffentlichen Gebäuden.

In der Residenz empfing mich Mrs. Peacock, die Gemahlin des Residenten, mit ihren zwei Töchtern und deren Erzieherin. Ich und Wurmbrand waren im Palais selbst untergebracht, während für die anderen Herren in der Nähe ein Zeltlager aufgeschlagen war. Mit Rücksicht auf das begreifliche Bedürfnis nach größerer Bequemlichkeit und Ruhe hätte ich allerdings vorgezogen, gleichfalls im Zeltlager Quartier nehmen zu können, entsprach jedoch dem Wunsche der Mrs. Peacock, welche sich nicht nehmen lassen wollte, für unsere Bewirtung und gesellige Unterhaltung zu sorgen. Voraussichtlich dürften wir in Folge dessen auch genöthigt sein, wenn wir von der Jagd ermüdet zurückkehren, in die grässlichen Fracks zu schlüpfen, um mit den nach englischer Sitte in großer Toilette erscheinenden Damen zu dinieren und zu conversieren, anstatt in zwangloser Herrengesellschaft über die Erlebnisse des Tages zu plaudern.

Der Mahârâdscha hatte mich bis zur Residenz geleitet und wollte mir nach Ablauf einer kurzen Pause, die er mit einem Rundgang im Garten ausfüllte, seine officiële Visite machen, doch erlitt diese eine kleine Verzögerung, da das Laden der Geschütze der trefflichen Drei-Kanonenbatterie, unter deren Donner der Besuch sich vollziehen sollte,

nicht rasch genug vonstatten gieng. Endlich krachte der erste Schuss; der Mahârâdscha trat ein und die Ceremonie der Darreichung von Attar und Pan sowie der Bekranzung nahm den üblichen Verlauf.

Hochgewachsen und von kräftiger Statur, stellt der Mahârâdscha eine stattliche Erscheinung dar, die durch das reiche Kleid und den prächtigen Schmuck — er trug nebst anderen Kostbarkeiten einen herrlichen, mit großen Diamanten förmlich besetzten Säbel — auf das vortheilhafteste zur Geltung gebracht wurde. Die Physiognomie des Fürsten aber zeigte den Ausdruck völliger Passivität; ich vermisse in seinen Blicken jenen Feuergeist, der aus den klugen Augen vornehmer Ratschputen zu strahlen pflegt und schenkte willig jenen Glauben, die den Mahârâdscha als ein gefugiges Werkzeug in den Händen Englands bezeichneten. Von seinem Vorgänger Ram Singh (1835 bis 1880) an Kindesstatt angenommen, hat der jetzige Fürst von Dschaipur, ein Seitenspross des uralten Dynastengeschlechtes der Katschwaha-Ratschputen, wohl deren Blut, keineswegs aber ihre Thatkraft geerbt.

Haben doch die früheren Katschwaha-Fürsten das Gebiet, in dem ihr Stamm vom Jahre 967 an herrscht, durch Waffenthaten zu erobern, zu vergrößern und zu erhalten, die Hauptstädte des Landes aber, Amber und Dschaipur, durch Künste des Friedens zu Metropolen zu gestalten gewusst, deren Bauten an Großartigkeit und Schönheit mit den berühmtesten Werken der indischen Architektur wetteifern. So hat Amber, einst der Sitz der Minas, nach deren Unterwerfung aber fast sieben Jahrhunderte lang (bis 1728) die Hauptstadt jenes Gebietes, das heute Dschaipur heißt, durch die Pracht seiner von Man Singh und Siwai Dschai Singh geschaffenen Marmorbauten selbst den Neid des Großmoguls Schah Dschehan erweckt. Das von Dschai Singh II., »dem Astronomen« (1699 bis 1742) erbaute Dschaipur mit seiner eleganten Schönheit gilt — dank der Regelmäßigkeit seines Grundplanes und vermöge seiner Luxusbauten, Paläste und Gärten — als einer der schönsten Orte Indiens.

Die Geschichte des Landes weit von unzähligen Waffenthaten seiner ebenso klugen als tapferen Fürsten zu berichten. Von der Übermacht der Großmoguln endlich gebeugt, wussten sich die Fürsten des Reiches Amber-Dschaipur dadurch in ihrer Macht zu behaupten, dass sie als Kronfeldherren der Moguln deren Heere zu Siegen führten, an welche, wie wir bei unserem Einzuge zu erfahren Gelegenheit gehabt hatten, noch heute die Fahnen der Dschaipurer Truppen erinnern sollen.

Späterhin war Dschaipur, dessen Fürsten, der Oberherrschaft der entarteten Moguln müde, die Maharatten als Befreier ins Land gerufen hatten, in jene langwierigen Fehden verflochten, die erst mit der Unterjochung der Maharatten-Staaten durch die Engländer ihr Ende gefunden haben. Doch schon im Jahre 1803 war der Mahârâdscha von Dschaipur, den Wechsel der politischen Lage erfassend, in Beziehungen zu der anglo-indischen Macht getreten und britische Truppen halfen den Râdschputenstaaten das Joch der Maharatten abzuschütteln.

So wenigstens nach dieser Seite zur Unabhängigkeit zurückgekehrt, steht der Staat Dschaipur seither als willkommener Bundesgenosse an der Seite Englands und unterhält seit Râm Singhs Regierung, zumal aber seit der durch britischen Einfluss geförderten Thronbesteigung des jetzigen Mahârâdschas, die allerfreundlichsten Beziehungen zu der anglo-indischen Krone.

Vorläufig stellt Dschaipur, wie bereits gesagt, zu dem Contigente der anglo-indischen Armee nur Traincolonnen. Die einheimischen Streitkräfte — gegen 1000 Mann Artillerie mit 281 Kanonen aller Art, auf 31 Forts vertheilt, 16.000 Mann Infanterie und 4500 Mann Cavallerie — sind, wie sich dem prüfenden Auge schon beim Einzuge offenbarte, recht mangelhaft bewaffnet, adjustiert und beritten. Immerhin würde im Falle eines Krieges diese Mannschaft zur Vertheidigung des Landes brauchbar sein und, bei der zahlreichen Bevölkerung und den ergiebigen Hilfsmitteln des Landes, leicht vermehrt und besser ausgerüstet werden können.

Auf einer Fläche von 39.500 *km*<sup>2</sup> fast zwei Millionen Einwohner zählend, gilt Dschaipur, dessen fast durchwegs ebenes Gebiet gut bewässert und sonach fruchtbar ist, dank seiner zahlreichen, gewerbsfleißigen und handelsthätigen Bevölkerung als einer der blühendsten Staaten Râdschputanas. Das Jahreseinkommen des Mahârâdschas wird mit etwa 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Gulden ö. W. beziffert.

Kaum hatte sich der Mahârâdscha mit stummem Gruß entfernt, so fuhr ich, nachdem ich das abermalige Laden der Geschütze abgewartet hatte, von ihrem Donner geleitet, nach der Stadt zum Palaste des Fürsten, um diesem meinen Gegenbesuch abzustatten. Der Weg nach dem Palast war, weil die Residenz in beträchtlicher Entfernung außerhalb der Stadt liegt, ziemlich lange und führte in einer Allee bis an das Stadthor.

Dschaipur liegt am Fuße einer Hügelkette, die zu den Ausläufern des Arawali-Gebirges gehört. Diese Hügelkette schließt die auf dem Boden eines ehemaligen Seebeckens angelegte, gegen Süden zunächst

von bewässerten Gärten, weiterhin von sandigem Terrain begrenzte Stadt an drei Seiten ein. Hier steil abfallend und die Stadt durch hoch gelegene Forts beschützend, senkt sich die Hügelkette im Norden allmählich und birgt dort am Rand einer bewaldeten Schlucht die Reste der alten Residenzstadt Amber. Die Situation Dschaipurs in dem nach Süden hin offenen Thalkessel hat der Anlage der jetzt nahezu 160.000 Einwohner zählenden Stadt sowie deren Erweiterung vollauf Raum geboten. Der im Westen Dschaipurs dem Tschambalstrome zu-eilende Fluss, der große Teich Man sagar, künstliche Wasserbehälter und Brunnen versorgen die Stadt und deren grünes Weichbild mit Trink- und Nutzwasser. Der Überfluss an Wasser, das günstige Klima, die Reinlichkeit der breiten, mit Steinfliesen belegten Straßen, die zahlreichen Gärten, die großen Plätze, die Straßenbeleuchtung — alles dies vereinigt sich, um Dschaipur den Vorzug einer äußerst gesunden Stadt zu sichern.

In Dschaipur, das wie alle Râdschputenstädte stark befestigt und von einer hohen Wallmauer umschlossen ist, fallen sofort zwei eigen-thümliche Erscheinungen auf: nämlich die im rechten Winkel gebauten breiten Straßen, die nach ihrer Anlage weit mehr in eine moderne Stadt als hierher gehören würden, und der gleichartige, rosenfarbige Anstrich der Häuser. Letztere Geschmacksverirrung stammt aus der Zeit des Besuches des Prinzen von Wales, da damals auf Befehl des Mahârâdschas sämtliche Baulichkeiten einheitlich in jener Farbe getüncht werden mussten, obgleich, wie man sagt, die Fronten zahlreicher Häuser mit interessanten alten Fresken geschmückt waren. So hat denn leider die Vorliebe weiland Mahârâdscha Râm Singhs für Rosen- oder richtiger Erdbeercremefarbe die ganze Stadt verunziert. Ebenso wenig geschmackvoll ist ein von jedem Punkte der Stadt aus sichtbares »Welcome«, welches seinerzeit dem Prinzen von Wales zu Ehren auf einem Bergabhang in riesigen Dimensionen mittels weißer Steine und weißer Ölfarbe hergestellt und nun mir zu Ehren erneuert worden war.

Am Tage unserer Ankunft spielten übrigens Farben auch in anderer Hinsicht eine Rolle in Dschaipur. Es wurde eben das große, mehrere Tage dauernde Holi-Fest, eine Art Frühlingsfest der Hindus, gefeiert, das mit Maskeraden und Tänzen beginnt, um häufig genug in wahre Orgien auszuarten, wobei erhebliche Mengen Alkohols vertilgt werden. Die Festesfreude gelangt hauptsächlich dadurch zum Ausdrucke, dass die Stadtbewohner sich gegenseitig mit einem rothen

Pulver, Phag oder auch Abir genannt, bewerfen — dem Abfalle der Farbe, mit welcher die Priester an diesem Feste das Idol Krischnas schmücken. Dies hat zur Folge, dass sich der größte Theil der Bevölkerung an Gesicht und Kleidung roth bestäubt präsentiert. Wenn auch bei diesem Scherze die rothe Farbe sich vorzugsweiser Beliebtheit erfreut, so wird doch auch Dunkelblau, Grün und Gelb nicht verschmäht; ja man sieht zur Zeit des Holi-Festes Knaben, welche in greulicher Weise mit sämtlichen Farben des Regenbogens überhaupt bestrichen sind, in Begleitung von Musikkapellen von Haus zu Haus ziehen. Der Mahârâdscha pflegt sich am ersten Tage des Festes persönlich in den Straßen an dem Werfen des Pulvers zu betheiligen.

Wie man erzählt, soll der Mahârâdscha von Indor beim letzten Holi-Fest ein eigenthümliches, jedenfalls sehr summarisches Verfahren angewendet haben, um allen seinen Frauen das Vergnügen zu bereiten, gleichzeitig mit rothem Pulver bestäubt zu werden. Er ließ die Frauen in einen Hof führen, das rothe Pulver in eine Kanone laden und diese dann gegen die armen Geschöpfe abfeuern, deren etwa zwölf diesen »Scherz« mit dem Leben büßten.

Der Mahârâdscha empfing mich, meinen Gegenbesuch erwartend und von seinen Würdenträgern umgeben, in einer offenen Säulenhalle des Palastes. Am Hofe von Dsehaipur besteht die löbliche Einführung, dass während der Staatsvisiten ganze Scharen von Tänzerinnen ihre Künste vor den Thronsesseln producieren, ein Schauspiel, welches natürlich die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zieht und so ermöglicht, den Austausch höflicher Phrasen auf das Unumgängliche einzuschränken.

Noch während der Aufführung langte die Meldung ein, dass unweit von der Stadt ein Tiger bestätigt sei und wir daher baldigst auf dem Jagdplatze eintreffen möchten. Rasch empfahlen wir uns beim Mahârâdscha, eilten in die Residenz, Gewehre und Jäger zu holen, und fuhren dann in südöstlicher Richtung etwa 7 km hinter die Stadt, zu einer Stelle, wo bereits Pferde auf uns warteten. Auf dem Wege dahin kamen wir an zahlreichen Ruinen von Tempeln und Palästen vorbei, deren eine, jene eines alten, mitten aus einem Teiche aufragenden Palastes, besonders erwähnenswert ist.

Hoch zu Ross einer gut erhaltenen Straße folgend, durchquerten wir nun pittoreskes Hügelland. In dem ersten Thale, das wir nach Übersetzung des Kammes der Hügelkette durchzogen, liegt, von hohen Bäumen anmuthig eingefasst, ein Teich, der, durch einen großen

Querdamm abgeschlossen, das Wasser des von den Hügeln herabströmenden Baches aufspeichert. Oberhalb des Teiches, auf dem Abhange der waldigen Hügel erhebt sich der jetzt verlassene, von Man Singh im Jahre 1600 begonnene Palast, der zur Zeit, als Amber noch die Hauptstadt des Reiches war, von den Mahârâdschas bewohnt wurde. Die knapp bemessene Zeit gestattete leider nicht, das Innere dieses berühmten Bauwerkes, seine Höfe, Hallen und Pavillons zu besichtigen. Von außenher konnten wir nur die großartigen Dimensionen des langgestreckten, in mehreren Stockwerken aufsteigenden Fürstenschlosses, welches an die Bauwerke Dschodpurs und Gwaliors erinnert, constatieren.

Die Stadt Amber, am Westende des Teiches gelegen, ist heute zum größten Theile zerstört und öde, bloß einige Priesterfamilien hausen im Bannkreise der zahlreichen Tempel- und Palastruinen, die, zwischen belaubten Bäumen malerisch gruppiert, ihre Spitzdome, Säulen, Thürmchen und Terrassen als Wahrzeichen einstiger Größe und Schönheit erheben. Beinahe völlig erhalten sind die alten Stadttore, sowie die Befestigungen, welche im Zickzack laufende, mit strategischem Geschick ausgewählte Punkte der im Rücken der Stadt liegenden Hügelkette krönen. Diese mit zahlreichen kleinen Warten und mit Auslugthürmen bewehrten Festen, welche crenelierte, mit Walthürmen durchsetzte Flankenwälle und Mauertreppen zu Thal aussenden, blicken gleichsam in stolzer Trauer hinab auf die Reste des einst so herrlichen Amber, welches jetzt todt und verlassen daliegt, ein den Beschauer ernst stimmendes Wahrzeichen des Wandels im Schicksale großer Städte.

Der Weg wurde immer schlechter und steiniger, so dass wir nur mehr im Schritte vorwärts kamen, bis wir endlich in der Nähe des Jagdplatzes angelangt waren, wo wir Elephanten bestiegen. Die Örtlichkeit, in welcher der Trieb stattfinden sollte, — ein dschungelartig bewachsener Bergabhang, der in eine Art Thalkessel übergieng — versprach zwar viel; weniger aber entzückten mich die künstlichen Vorbereitungen, die getroffen waren und sich so gar nicht mit der Jagd auf Tiger zusammenreimen ließen. Da gab's zwei aus hohen Pfosten construirte, mit einladenden Bänken versehene Hochstände, zu welchen ein durch das Dickicht geschlagener, bequemer, mit feinem Sande bestreuter Fußweg führte. Wenn man erwägt, wie lange die Eingeborenen infolge ihrer Saumseligkeit wohl gebraucht haben dürften, um derartige Anlagen auszuführen, und welcher Lärm bei dieser Gelegenheit im Thale wiederhallt haben dürfte, so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, dass hiedurch

der etwa hier hausende Tiger in seiner Ruhe arg gestört wurde, und dass er Zeit hatte, diese Kunstbauten hinlänglich genau kennen zu lernen, um ihnen nie in die Nähe zu kommen.

Das Terrain war gut eingeschlossen; einerseits war es durch eine alte Befestigungsmauer, andererseits durch eine Felswand begrenzt und im Thale durch die Elephanten, die in einer langen Reihe aufgestellt waren, abgesperrt. Das Ergebnis des Triebes gestaltete sich meiner Befürchtung gemäß. Eine große Schar Treiber war aufgebeten worden; darunter wirkten auch einige hundert Soldaten mit, welche das Dschungel mit ergriffenem Säbel durchsuchten. Allenthalben gab es viel Geschrei, kleine Raketen wurden abgebrannt, Musikkapellen schlugen ein — aber der Tiger ließ sich bei den Ständen, deren einen ich einnahm, während alle anderen Herren auf dem zweiten postiert waren, nicht blicken. Einen Augenblick allerdings hatte in der Treiberlinie große Aufregung geherrscht; denn es hieß, ein Tiger sei nach rückwärts ausgebrochen, worauf die Treiber sofort zurück und dann wieder vorwärts beordert wurden, was sie mit noch größerer Vorsicht und Langsamkeit als zuvor, aber auch mit dem gleichen negativen Ergebnis wie das erstemal ausführten. Als der Trieb beendet war, erlegte ich einen knapp vor den Treibern flüchtenden Sambarhirsch.

Im wundervollsten Mondscheine ritten wir nach Hause. Träumerisch lag der stille See unter dem Bergpalaste und den Ruinen der Stadt vor uns — ein Anblick, der theilweise für die misslungene Jagd entschädigte.

Dschaipur, 4. März.

Ich benützte die Zeit bis zum Einlangen verlässlicher Nachrichten über die Bestätigung eines Tigers zunächst, um die Sehenswürdigkeiten Dschaipurs, und zwar in erster Linie das dem Mahârâdscha gehörige, unter Dr. Hendleys Leitung stehende Museum zu besichtigen. Dieses, vor der Stadtmauer in dem etwa 28 *ha* umfassenden, prachtvollen Stadtparke gelegen, imponierte mir durch seine Reichhaltigkeit, die zweckmäßige Anordnung der Objecte und durch den überraschend guten Erhaltungszustand. Das Museum zeigt, dass Dr. Hendley den ihm anvertrauten Schätzen mit Lust und Liebe vorsteht und mit Feuereifer für die Sammlungen arbeitet.

In den geräumigen Sälen des Erdgeschosses liegen alle Arten kunstindustrieller Erzeugnisse Indiens, nach Staatsgebieten und nach Erzeugungsorten geordnet und sehr anschaulich gruppiert. Von den

Producten der primitivsten Handarbeit der Eingeborenen, so von den höchst einfachen Schmuckgegenständen und Götterbildern an, bis zu den wertvollsten Erzeugnissen des Kunstgewerbes, ist hier die Entwicklung der kunstindustriellen Production in allen Stufen und Stadien vorgeführt.

Im ersten Stocke befindet sich eine reichhaltige, naturwissenschaftliche Sammlung. Diese ist insbesondere dazu bestimmt, durch Ermöglichung unmittelbarer Anschauung belehrend auf die Eingeborenen zu wirken, da Dr. Hendley von dem richtigen Grundsatz ausgeht, dass diese Form des Unterrichtes den nachhaltigsten Einfluss zu üben vermag. In dieser Abtheilung sind Skelette und Querschnitte der Hausthiere, Darstellungen ihrer Krankheiten, die Ernährungsmittel dieser Thiere — in einem andren Raume alle giftigen Schlangen Indiens, die gebräuchlichsten Arzneipflanzen, die zu Bauzwecken üblichen Materialien u. dgl. m. vereinigt. Jedes Object ist mit einer passenden Aufschrift versehen und in systematisch richtiger, leicht fasslicher Weise untergebracht.

Eine besondere Abtheilung bringt in Terracotta-Figuren, die wahrhaft künstlerisch modelliert und mit peinlicher Genauigkeit bemalt sind, Typen des gesammten Volkslebens in Indien zu plastischer Darstellung. In einem Schranke sind in dieser Weise die sämmtlichen Gewerbe Indiens, in einem anderen volksthümliche Gebräuche, Hochzeiten, Festmahle und Begräbnisse veranschaulicht; der Durchschnitt eines Hauses zeigt dessen Räume und seine Einwohner, letztere bei ihrer täglichen Beschäftigung; auch sind alle Arten von Fakîren mit den verschiedenen Formen der krankhaften Selbstkasteiung hier zu sehen. Zu meiner Befriedigung erklärte sich Dr. Hendley bereit, für mich eine Collection dieser plastischen Darstellungen anlegen und nach Wien senden zu wollen.

Rings um das Museum dehnt sich als weiterer Schmuck des Stadtparks der zoologische Garten des Mahârâdschas aus. Dieses Vivarium fiel mir nicht bloß durch seine Reichhaltigkeit, sondern auch ganz besonders durch das gute, sorgfältige Pflege bezeugende Aussehen der Thiere angenehm auf; umsomehr, als mir die Thiere in den zoologischen Gärten Indiens, welche ich bisher besucht hatte, durchwegs nicht gut gehalten erschienen waren. Große Volièren bergen zahlreiche und höchst interessante Vögel, darunter Angehörige mir noch unbekannter Elster- und Kuckuck-Arten in buntschillerndem Federkleide, ferner Sumpf- und Wassergeflügel aller Arten. Die Familie der Raubthiere ist

sehr vollständig vertreten; desgleichen das Geschlecht der Affen, deren einer, ein Pavian (*Hamadryas*), in der besonderen Gunst des Publicums steht, da er, ausnehmend bösaartig, unter den greulichsten Grimassen alle Umstehenden zu deren lebhaftem Vergnügen mit Steinen und Sand zu bombardieren trachtet. Ein nettes Haus, zahme Öttern enthaltend, und eine Collection von Hirschen verdienten besondere Erwähnung.

Spannend war ein Kampf zwischen zwei Rhinocerossen, in welchen die beiden Dickhäuter aus irgend einer Meinungsdivergenz gerathen waren, so dass sie nun einen äußerst erbitterten Strauß kämpften, dem erst die Vermittlung mehrerer mit Stangen bewehrter Wärter ein Ende bereitete. Eigenthümlich ist der hier herrschende Gebrauch, die Rhinocerosse ganz mit einer schwarzen, glänzenden Farbe anzustreichen.

An den Besuch des zoologischen Gartens schloss sich jener der in der Stadt gelegenen Kunstindustrieschule an, welche, dem Tellery'schen Institute in Dehli ähnelnd, eine große Anzahl von Arbeitern bei der Erzeugung von Schmuck und artistischen Objecten beschäftigt. In einem Zeichensaale werden Knaben unterrichtet, die später als Modellzeichner in der Anstalt Verwendung finden.

In die Residenz zurückgekehrt, erfuhren wir, — zur raschesten Überbringung von Nachrichten aus dem Jagdgebiete war zwischen diesem und der Stadt ein Estafettendienst eingerichtet — dass leider der kühlen Witterung wegen kein Tiger bestätigt worden sei; wir fürschten daher in der Umgebung der Stadt auf Black-bucks.

Schon während der Fahrt nach Dschaipur waren mir von der Bahn aus die Menge der Black-bucks und deren starke Gchörne aufgefallen, eine Beobachtung, deren Richtigkeit sich bei unserer Pürsche bestätigte; denn die Böcke waren in der That nicht nur viel stärker, sondern auch weit zahlreicher als in Haidarabad. Das Jagdterrain bildet eine Reserve des Mahârâdschas, in der, ihn und den Residenten ausgenommen, niemand einen Schuss machen darf; doch scheint keiner dieser Herren dem Wilde daselbst eifrig nachzustellen, weshalb die Black-bucks hier auch nicht so scheu sind wie anderwärts. Ich bediente mich zur Pürsche eines fürchterlich stoßenden Ochsenkarrens, angesichts dessen das Wild übrigens gut standhielt, und verständigte mich mit dem äußerst gesprächigen und allerlei Geschichten zum besten gebenden Lenker dieses Gefährtes pantomimisch, so gut es eben gieng. In dieser Weise erlegte ich nächst einem kleinen Teiche einen jungen Riesenstorch, einige Indische Wildgänse (*Anser indicus*), sowie acht Black-bucks und eine Chinkara-Gazelle, letztere mit einem Coup double auf diese und

einen Black-buck. Mehrere der erbeuteten Böcke waren geradezu capitale Exemplare. Die anderen Herren, die in verschiedenen Richtungen gejagt hatten, brachten neun Black-bucks heim.

Zum Schlusse streifte ich noch einen Wasserlauf entlang und erlegte zwei schöne, himmelblau gefärbte Porphyrhühner (*Porphyrio poliocephalus*), eine schätzenswerte Bereicherung meiner Sammlung.

Nach dem Diner, an welchem Mrs. Peacock mit ihren Töchtern theilnahm, fanden sich zahlreiche Waffenhändler vor der Residenz ein, die daselbst ihre Schätze auslegten und uns zu Ankäufen verlockten.

Dschaipur, 5. März.

Wir hörten zunächst in einer kleinen Kapelle die sonntägliche Messe und fuhren sodann bei Regen, der uns jede Chance für die Tigerjagd verdarb, in den Palast des Mahârâdschas, um dieses Bauwerk einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. In der Mitte der Stadt gelegen und ringsum von einer hohen crenelierten Mauer umschlossen, bedeckt der Complex von Palästen, Thürmen, Hallen, Höfen, Stallgebäuden, Parkanlagen, Gärten, Teichen, welcher »Palast des Mahârâdschas« genannt wird und im wesentlichen Dschai Singh seine Entstehung verdankt, eine bedeutende Fläche, deren Langseiten je etwa 800 *m* betragen. Der günstige Eindruck, welchen die ganze Anlage durch den Umfang, die Zahl und die pittoreske Anordnung der Bauten, den Reiz der Baum- und Blumengärten beim ersten Anblicke hervorruft, wird arg beeinträchtigt, sobald man diesen Herrlichkeiten näher tritt; denn allenthalben macht sich arge Vervahrlosung, an den meisten Gebäuden aber überdies eine Verstümmelung des ursprünglichen reinen Stils insofern bemerkbar, als, was von Anbeginn her künstlerisch edel ins Werk gesetzt worden war, im Laufe der Zeiten und Moden in geschmackloser Weise ausgeschmückt oder auf ärmliche Art restauriert worden ist. Die Säulen in der imposanten Empfangshalle sind von einem Stümper mit laienhaften Malereien, gelb und grün, überpinselt; Hunderte von Tauben nisten ungescheut in den Steinzieraten der Halle. Hier erblicken wir Gebäude, die gänzlichem Verfall entgegengehen; dort sucht man dem nagenden Zahne der Zeit einfach dadurch Widerstand zu bieten, dass man die geborstenen Mauern mit einem Anwurf himmelblauer Farbe versieht. Knapp neben einem herrlichen, mit Springbrunnen und marmornen Gehwegen ausgestatteten Garten wälzen sich auf einem Düngerhaufen Ferkel und magere Kühe.

Unser Weg führte uns in den Marstall, in dessen Reithalle eine Anzahl wohlgemästeter, einheimischer Rosse von schönen Formen in der üblichen Weise vorgeritten wurde, wobei die Stallmeister, um die Levaden, Pirouetten, Piaffen u. s. w. zu erzielen, recht unbarmherzig mit rohen Hilfen arbeiteten. Schließlich wurde in einem der länglichen Höfe des Marstalls ein Paar dicker Schimmel eine Viertelstunde lang in voller Carrière umhergehetzt, bis die armen Thiere keuchend und pustend ihre Pflicht, uns von der Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit des Landschlages zu überzeugen, gethan hatten. Die Sattelkammer zeichnete sich nur durch die Buntheit des Sattelzeuges und der Geschirre aus.

Aus der Waffenkammer wehte uns pestilenzialischer Geruch und der Hauch eingesperrter Luft entgegen. O, Wohlgerüche Indiens! . . . . In einzelnen Räumen der Waffenkammer vermochte man überhaupt nichts zu sehen; in anderen, in welche durch kleine, unsaubere Fensterscheiben wenigstens etwas Licht fiel, fand ich eine sehr wertvolle Sammlung alter Dschaipurer oder, besser gesagt, Râdschput-Waffen: reich mit Gold eingelegte Schwerter mit Damascener Klingen, zahlreiche kostbare Dolche und Handspere, eine große Anzahl aus Elfenbein oder Muschelschalen geschnittener Pulverhörner, deren eines ich mir vom Mahârâdscha als Andenken erbat, und manche andere Kostbarkeiten.

Von der Waffenkammer aus machten wir eine Art Distanzmarsch durch die Gärten und Gartenhäuser des Palastes, um zu den beiden berühmten Krokodil-Teichen zu gelangen. Diese Teiche sind im Viereck gebaut und enthalten schmutziges, grünes Wasser, in welchem die Krokodile sich besonders wohl zu fühlen scheinen. Der niedrigen Temperatur halber waren die Thiere bei unserer Ankunft unsichtbar; doch versprach ihr Wärter, dieselben herbeizulocken, zu welchem Zwecke er die an einem Strick befestigte Leber eines Ochsen wiederholt auf die Wasserfläche klatschen ließ, hiebei seine Schutzbefohlenen mit den zärtlichsten Ausdrücken, wie »Komm, mein lieber Bruder, komm!« anrufend. Die »Brüder« schienen jedoch kein Verlangen nach der Lockspeise zu verspüren; denn sie regten sich nicht, und nur meterlange Riesenschildkröten schnappten, die plumpen Köpfe über den Wasserspiegel erhebend, nach dem leckeren Bissen, um alsbald wieder zu verschwinden. Endlich, nach langem Rufen, tauchte ein Krokodil aus der schlammigen Flut empor und kam langsam gegen das Ufer, um sich daselbst an der Leber gütlich zu thun. In dem benachbarten, kleineren Teiche lagen, umschwirrt von Storchschnepfen, sechs große Krokodile, auf den Schlammböden sich behaglich sonnend. Die

Verehrung der Krokodile wird hier so ernst genommen, dass, als jüngst eine Frau in den Teich fiel und, von den Bestien erfasst, um Hilfe schrie, selbst die sie begleitenden Angehörigen nichts zu ihrer Rettung thaten, sondern sie ihrem Schicksale überließen, um nur ja die geheiligten Thiere nicht zu verletzen.

Da gegen Mittag in der Residenz noch immer keinerlei Meldung über Tiger eingelaufen war, so begaben wir uns abermals in der Umgebung der Stadt auf die Jagd. Den Wasscrlauf, an dem ich gestern zwei Porphyrrühner erlegt hatte, abstreifend, erbeutete ich noch fünf Exemplare dieser schönen Species. Dass ich hiebei ein Dschungel-schwein, welches vor mir aus dem Sumpfe flüchtig wurde, schoss, bildete in den Augen der mich begleitenden englischen Herren, welche diese Thiere als dem Pigsticking ausschließlich vorbehalten betrachten, ein so großes jagdliches Vergehen, — analog dem Schießen von Füehsen auf englischem, dem Fox hunting geweihten Boden — dass sie mich dringendst baten, ja geradezu beschworen, solehes Verschulden nie wieder auf mich zu laden.

Wir hatten uns eben zur Pürsche auf Black-bucks angeschickt, als auf schäumendem Rosse ein Reiter mit der Meldung angesprengt kam, ein Panther sei eingekreist. Rasch eilten wir in die Stadt, um Kinsky, der zurückgeblieben war, abzuholen, leider aber auch, um cinem schlimmen Vorzeichen zu begegnen — die Residentin wünschte uns »viel Glück«, wodurch für uns Waidmänner jeder Zweifel über den Ausgang der Jagd benommen schien.

Der Panther war unweit der Stadt in cinem Thalkessel bestätigt worden, wohin uns Elephanten, und zwar an den Fuß einer Lehne brachten, welche wir, weil ins Gerölle gerathen, nicht ohne Schwierigkeit erklommen. Auf der Höhe angelangt, besetzten die Schützen zwei Kämme, unterhalb welcher der mit Steinen und dornigem Buschwerke bedeckte Thalkessel lag. Auf dem dritten Kamme war eine dichte Treiberwehr postiert, welche, von demselben absteigend, den Panther gegen mich und, falls er, von mir etwa gefehlt, nach rückwärts auszubreehen versuchen würde, gegen die anderen Schützen treiben sollte. Der Plan war sonach nicht schlecht; um so kläglicher aber seine Ausführung.

Die Shikârîs bezeichneten mir die Stelle, an welcher der Panther niedergethan war, und wo ihn bald darauf die mit ebensoviele Vorsicht als Langsamkeit absteigende Treiberwehr durch Geschrei und Steinwürfe hoch machte, so dass ich ihn ungefähr 200 Gänge weit

auf der gegenüberliegenden Lehne durch das Gebüsch auf mich zusehnüren sah. Im nächsten Augenblick schon musste er auf einen freieren Platz gelangen, wo ich ihn aufs Korn nehmen wollte; doch leider rief plötzlich ein neben mir postierter Schikârî, offenbar zur Warnung, den Treibern das Wort »Tschîtâ« (Panther) zu. Als bald lassen diese in der Richtung gegen das gefürchtete Thier einen Hagel von Steinen und Felsblöcken niedergehen; der Panther schlägt um; ich sende ihm aufs Geradewohl etwa 300 *m* weit eine Kugel nach; Prónay und Clam folgen meinem Beispiele — leider vergebens, in voller Flucht hatte der Panther bereits die Treiberwehr durchbrochen und war verschwunden.

Die Flut meines sich über die hasenherzigen Schikârîs und Treiber ergießenden Unwillens wurde durch einen Schikârî unterbrochen, welcher mit der Nachricht herbeistürzte, dass der Panther in einem anderen Thale neuerdings eingekreist sei. Nun hub eine wilde Jagd an: jeder Schikârî versicherte sich eines oder zweier Schützen sowie einer Anzahl Treiber und rannte mit diesen blindlings auf irgend einen Punkt des Thalrandes oder der Anhöhen zu; jeder wollte den Panther geschen haben; die Treiber giengen planlos vor, hier schreiend und brüllend, da Büsche abklopfend, aus denen nur erschreckte Amseln aufflogen, dort, Titanen gleich, Felsblöcke thalab rollend. Die Schützen mussten, kaum auf einer Höhe postiert, thalwärts kollern, um sofort wieder eine Lehne hinanzukriechen; denn bald hieß es, der Panther sei im Thale, bald, er habe sich den Hügeln zugewandt. Der eingerissenen Verwirrung gegenüber blieb der die Jagd leitende Resident machtlos, so dass er den Dingen ihren Lauf lassen musste. Erst als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, gelang es uns, leidliche Ordnung zu machen und einen halbwegs planmäßigen Trieb zustande zu bringen; leider blieb aber alles vergeblich, vom Panther war keine Spur, und nur ein Sambarhirsch fiel der Kugel Clams zum Opfer.

Wieder in der Residenz angelangt, nahmen wir daselbst an dem Diner mit den Damen des Hauses theil, sind aber nicht frei von der Besorgnis, dass die Ermüdung, ihre Rechte geltend machend, die Lebhaftigkeit unserer Unterhaltungsgabe etwas beeinträchtigt haben dürfte.

Dschaipur, 6. März.

Dschaipur ist durch die daselbst üblichen Thierkämpfe berühmt, welche in dem Mahârâdseha einen eifrigen Förderer finden. Dieser hält für jenen Sport einen ganzen Zwinger von Thieren, die zu den

Kampfspielen ganz besonders trainiert werden. Früher dauerten die Kämpfe stets bis zur Kampfunfähigkeit, bis zum völligen Unterliegen des einen der Streiter, was sich jedoch dank dem Einflusse der Engländer, welche bestrebt waren, die Kämpfe ihres blutigen und grausamen Charakters zu entkleiden, insoferne geändert hat, als nunmehr die Thiere knapp vor dem entscheidenden Moment getrennt werden. Uns zu Ehren wurde heute eine ganze Suite von Thierkämpfen der verschiedensten Art aufgeführt.

In dem Hofe, wo tags zuvor die Pferde des Marstalles producirt worden waren, standen, zum Strauße bereit, die verschiedensten Thiere. Wie schon in Alwar mussten auch hier allerlei befiederte Recken — Wachteln, Reb-, Stein- und Haushühner — ihre Kräfte messen. Die wildesten Leidenschaften dieser, zum Theile äußerst zierlichen Kämpfer waren, ebenfalls wie in Alwar, durch den Anblick und die Lockrufe des ewig Weiblichen, Hennen in Käfigen, entflammt.

Je mehrere Paare von Black-bucks, Gazellen und Schweinshirschen — letztere besonders erbitterte Streiter, die wüthend aufeinander losstürzten, so dass weithin das Aneinanderschlagen der Gehörne schallte — fochten grimmig. Auch Widder und mächtige Sambarhirsche, die nur mit Anstrengung getrennt werden konnten, sowie Büffel, Mauerbrechern gleich daherstürmend, betreten die Wahlstatt. Einen Glanzpunkt des Schauspieles bildete der Kampf zwischen Wildschweinen, wobei paarweise alle Altersstufen, von Frischlingen angefangen bis zu capitalen, achtjährigen Keilern, ringen mussten, welche letztere mit derselben Erbitterung kämpften, die man zur Rauschzeit auch in unseren Thiergärten beobachten kann.

Zu unserer besonderen Überraschung mussten auch zwei Elephanten in einem Hofe des Palastes ihre Kräfte miteinander messen. Zur Veranstaltung solcher Kämpfe hält der Mahârâdscha etwa zwölf ungezähmte Elephanten, deren jeder, an den vier Füßen gefesselt, in einem eigenen Stalle untergebracht ist; diese wilden Gesellen dürfen nie mit zahmen Thieren in Berührung kommen. Elephantenkämpfe finden nur an ganz besonderen Festtagen statt, an welchen die Kämpfer durch allerlei Mittel in besonders gereizte Stimmung versetzt und überdies mit rother Farbe bestrichen werden. Dieser Farbe schreibt man hier wohl die Fähigkeit zu, auf die Elephanten eine ähnliche Wirkung wie auf Stiere auszuüben. Für diese Kämpfe ist ein mit Sand wohlbestreuter, sicher umfriedeter Hof bestimmt, an dessen einer Seite der Mahârâdscha von einem erhöhten Pavillon aus das Schauspiel genießt, während

innerhalb der Arena Gallerien angebracht sind, unter welche, durch niedrige Thüren schlüpfend, jene Leute sich bergen können, denen die Aufgabe gestellt ist, die Thiere zum Kampfe zu reizen.

Auf ein Zeichen des Mahârâdschas öffnete sich ein Thor, aus dem ein mächtiger, mit gewaltigen Stoßzähnen bewehrter Elephant in den Kampfplatz trat, erstaunt um sich blickend und langsam den rothgekleideten Leuten folgend, die ihn durch Geschrei, Steinwürfe und Schwenken von Tüchern zu erboßen suchten und, sobald der Elephant sich näherte, sofort in die Rettungsplätze verschwanden. Endlich sah das kluge Thier das Nutzlose seiner Bemühungen ein und blieb in der Mitte des Hofes ruhig stehen. Nun wurde aus einem anderen Thore hervorschreitend ein zweiter Elephant sichtbar, und sofort giengen die Thiere hochtretend im Trabe mit erhobenen Rüsseln und aufgestellten Ohren auf einander los. Dröhnend prallten sie mit den Köpfen zusammen, suchten sich mit den Rüsseln zu fassen, attackierten sich mit den Stoßzähnen in der Flanke, so dass der eine den anderen fast in die Luft hob, und jagten sich im Hofe umher.

Unserer gespannten Erwartung auf den weiteren Verlauf des Kampfes wurde jedoch ein vorschnelles Ende bereitet, da der um das Wohl seiner Elephanten sehr besorgt scheinende Mahârâdscha, sobald der Kampf ernster zu werden begann, die Thiere trennen ließ. Dies gelang nur mit großer Mühe und unter Zuhilfenahme von Feuerwerkskörpern, die, zwischen die Kämpfenden geworfen, in Brand geriethen. Übrigens geht es bei diesen Schauspielen nicht immer so glatt ab; mitunter ist auch der Verlust von Menschenleben zu beklagen, da es den wüthend gemachten Thieren zuweilen gelingt, eines oder des anderen ihrer Wärter habhaft zu werden; erst kürzlich wurden bei einem derartigen Kampfe mehrere Leute getödtet.

Noch während der Production war die Botschaft eingelaufen, dass etwa 19 *km* von der Stadt ein Tiger bestätigt worden sei. Wir brachen alsbald auf, legten theils zu Wagen, theils zu Pferde denselben Weg, den wir am vorgestrigen Tage kennen gelernt hatten, bis zur alten Stadt Amber zurück und bogen dann rechts in ein Seitenthal, in dem wir dank dem guten Boden die restlichen 16 *km* fast ganz im Galopp nehmen konnten. Das Jagdterrain — eine bewachsene Ebene, die aus weiter Entfernung gegen die mit Wehren besetzten Höhenränder zu abgetrieben werden sollte — ähnelte jenem, auf welchem die erste missglückte Tigerjagd stattgefunden hatte, und auch heute bemerkte ich zu meinem Schrecken ähnliche kunstvolle Vorbereitungen, Hochsitze und Park-

anlagen, wie bei jener ersten Jagd, so dass ich mich auf das gleiche Ergebnis gefasst machte. Der Trieb währte überlang, ohne dass der Tiger sich hätte blicken lassen. Ich bekam nur — das einzige Intermezzo der Jagd — eine Hyäne zu Gesicht, die erste, welche ich in Indien gesehen.

Ein rascher Ritt brachte uns gerade noch rechtzeitig in die Residenz zurück, um uns für das bei dem Mahârâdscha um 8 Uhr angesagte Bankett in Gala werfen zu können. Ich hatte zwar ersucht, von dieser Festlichkeit Umgang zu nehmen, doch bestand der Mahârâdscha auf derselben, nicht nur weil auch die Fürsten, welche ich vorher besucht, mich in dieser Weise gefeiert hatten, sondern insbesondere, weil er sich verpflichtet fühlte, des unbefriedigenden Erfolges der Jagden halber ein übriges zu thun. Die mit Lampions und kleinen Öllämpchen taghell erleuchteten Höfe des Palastes durchschreitend, betraten wir die geräumige Säulenhalle, in welcher die Tafel gedeckt war und der Mahârâdscha mich empfing. Leider zog er sich nach der Begrüßung zurück, da ihm als Hindu seine religiösen Satzungen die Theilnahme an dem Mahle, bei dem ich zwischen Mrs. Peacock und einer ihrer Töchter saß, verwehrten. Er erschien erst zum schwarzen Kaffee wieder in der Halle, worauf die üblichen vier Toaste — an Stelle des Mahârâdschas sprach dessen Minister — gehalten wurden.

Nach dem Diner producierte sich in einem glänzend beleuchteten Hofe das gesammte Balletcorps von Dschaipur mit seinen monotonen Tänzen und Gesängen. Die Bürde der Regierung scheint den Mahârâdscha kaum besonders zu drücken; man sollte vielmehr glauben, dass ihm seine einen abgesonderten Theil des Palastes bewohnende Armee von Frauen, wie man sagt 5000 an der Zahl, weit quälendere Sorgen bereitet. Jedenfalls sucht und findet der Mahârâdscha darin Zerstreung, dass er allabendlich bis zum Morgengrauen in einem der Palasthöfe den Productionen der Tänzerinnen beiwohnt.

Ein Feuerwerk markierte den Schluss des Festes. Lächelnd widete sich der Mahârâdscha an dem Anblicke der Raketen, Schwärmer, Sonnen, bengalischen Lichter, an dem Krachen, Sprühen und Zischen der aufleuchtenden Fronten, und in heiterster Laune machte er uns auf pyrotechnische Effecte aufmerksam, die sein Wohlgefallen besonders erregten.

Dann nahmen wir Abschied von dem liebenswürdigen, gastfreundlichen Mahârâdscha, nicht ohne die Taschentücher neuerlich dem Sandelöl und die Uniformen der besonders für die Goldsorten abträglichen Einwirkung feuchter Blumenkränze preisgegeben zu haben.

Die Einwaggonierung der umfangreichen Bagage erwies sich als ein so langwieriges Geschäft, dass unser Extrazug erst um die neunte Morgenstunde flott wurde. Von Dschaipur aus strebten wir über Agra den Jagdlagern in dem Gebiete von Nepal zu.

Die Erfolge der bisher ausgeübten Eisenbahnjagden veranlassten mich, den ganzen Tag diesem originellen Sport zu widmen, und so stand ich, während der Zug in östlicher Richtung auf der Linie der Bombay Baroda and Central India Railway über Bandikui und Bhartpur gegen Agra rollte, mit Clam auf der Plattform meines Waggons, in voller Fahrt alles Wild beschießend, das der Strecke entlang sichtbar wurde. Ich erlegte auf diese Art 208 Stücke, darunter Geier, Falken, Reb- und Steppenhühner und eine große Zahl von Wildtauben.

Gegen Abend erreichten wir wieder das Gebiet des Mahârâdschas von Bhartpur, woselbst es von Nilgaus wimmelte. Hatten wir nun, ungeachtet des diese Thiere schützenden Jagdbannes, schon anlässlich unseres Aufenthaltes in Bhartpur dem Mahârâdscha mehrere Nilgaus vorweg genommen, so konnte ich jetzt, wo ich nicht als Gast dieses Staates, sondern nur als Durchreisender Bhartpurer Boden unter mir hatte, umso weniger der Versuchung widerstehen, noch einige dieser Riesenantilopen niederzustrecken. Der Leiter des Zuges, der uns schon bekannte passionierte Jäger — auf diese Eigenschaft wies auch seine, für einen Eisenbahn-Director allerdings seltsame Kleidung, ein Jagdgewand, hin — postierte einen der Zugsdienner auf das Dach des Waggons und hieß ihn mittels eines Fernglases Auslug halten. Dieses Arrangement bewährte sich vortrefflich; denn plötzlich, inmitten eines dichten Dschungels, stoppte der Train, kam der Zugleiter herbeigestürzt und machte mich auf ein Rudel Nilgaus aufmerksam, die etwa 500 *m* von uns entfernt ästen. Ich verließ den Waggon, pürschte mich an und erlegte einen starken, schön gefärbten Stier, der sofort aufgebrochen und in den Waggon gethan wurde. Der Zug gieng sausend weiter, um eine halbe Stunde später abermals Halt zu machen, worauf Wurmbrand einen Nilgau-Stier anschweißte, den er jedoch nicht auszumachen vermochte. Knapp vor Einbruch der Dunkelheit pürschte ich mich abermals an zwei Stiere an und war glücklich, beide Stücke zu erlegen. So verließen wir denn das Gebiet von Bhartpur mit einer Beute von drei Nilgaus, hoffend, dass auch diesmal dem Mahârâdscha unser Wildschützenszug ein Geheimnis bleiben werde.

In Agra hatten wir den Zug zu wechseln. Wir fanden daselbst den Matrosen wieder, der fieberkrank zurückgeblieben war, doch hatte sich dieser so wenig erholt, dass ich ihn direct nach Calcutta expedieren ließ. Hier wurde auch John sowie ein zweiter indischer Diener, die sich beide durch besondere Saumseligkeit ausgezeichnet hatten, entlassen.

Wir nahmen noch von Dr. v. Lorenz, der von Agra aus zunächst nach Calcutta und dann nach Wien zurückkehren sollte, Abschied und setzten hierauf unsere Reise fort.



Nepal.

Jagdlager in Dakna Bâgh.





## Nepal.

### Jagdlager in Dakna Bâgh.

Dakna Bâgh, 8. März.

Von Agra aus hatten wir in nordwestlicher Richtung bis Aligarh die East Indian, von Aligarh ab in nordöstlicher, beziehungsweise östlicher Richtung die Oudh and Rohilkund Railway benützt. Um 6 Uhr früh langten wir in Bareilly an und liefen hier in die schmalspurige Linie der Rohilkund Kumaon Railway ein, welche letztere uns an unsere nordöstlich liegende Endstation Pilibhit zu bringen hatte, von wo aus die große Expedition nach Nepal ihren Anfang nehmen sollte. Der Morgen war klar und sonnig, und unmittelbar nachdem wir die Station Bareilly verlassen, winkten uns die Vorberge des Himâlayas in bläulichem Duft entgegen. Wie glücklich war ich, wieder Berge mit grünenden Wäldern begrüßen zu können; ihr Anblick versetzte mich in die gleiche gehobene Stimmung, die mich damals erfüllt hatte, als ich gegen Dardschiling gefahren war. Allmählich tauchten hinter den Vorbergen blendend weiß, in Eis und Schnee starrend, die ehrwürdigen Häupter des Himâlayagebirges empor; ein eigenthümlicher Contrast — die gelbe ausgedorrte Ebene, aus dieser schroff aufsteigend die bläulich schimmernden Vorberge, und hinter ihnen, weithin leuchtend, in majestätischer Ruhe aufragend, die Spitzen des Himâlayas.

Schon um 9 Uhr waren wir in Pilibhit, wo uns Mr. Macpherson, der Collector des Districtes, empfing, welcher die Arrangements für den Transport zum Lager zu leiten hatte. Je mehr wir uns der nepalischen Grenze, und zwar vorerst zu Wagen, näherten, desto üppiger wurde die Vegetation, bis wir schließlich durch geschlossenen Waldbestand zogen. Ein Baum — Sal-Baum (*Shorea robusta*), seines Holzes wegen geschätzt — fiel mir durch seine Ähnlichkeit mit unseren Eichen auf. Mannshohes Gras bietet, soweit es nicht niedergebrannt ist, dem Wilde, wie zahlreiche Weehsel schließen lassen, treffliche Schlupfwinkel.

Nach je beiläufig 10 *km* wurden die Pferde gewechselt und nach ungefähr 30 *km* die Wagen mit Elephanten vertauscht. Der Weg zog von hier ab, nach Durchquerung eines klaren, tiefen Baches, bald durch dichte Grasdschungel und Waldparcellen, bald an einzeln stehenden großen Bäumen vorbei, unter denen mageres, verkümmertes Vieh ein klägliches Dasein fristete. Zahlreiche Skelette und über denselben kreisende Geier deuteten darauf hin, dass ein großer Theil des Viehes im freien Dschungel zugrunde geht.

An dem Flusse Sarda angelangt, der daselbst die Grenze Nepals gegen britisches Gebiet bildet, wurden wir vom englischen Residenten in Nepal, Colonel H. Wylie, welcher die Führung der Expedition übernahm, erwartet. Dem Flussufer entlang stand die achtunggebietende Anzahl von 203 Elephanten, die uns während des ganzen nepalischen Jagdausfluges als Reitthiere und Treiber dienen sollten.

Noch vor Überschreitung des Flusses eröffnete ich meinen Jagdzug. Auf einer Sandbank im Flusse lagen drei gewaltige Krokodile, die ich vergeblich anzupürschen versuchte, da sie im Wasser verschwanden, bevor ich mich auf Schussdistanz genähert hatte; hingegen erbeutete ich eine der schönen Rostenten.

Ein ebenso befremdlicher als großartiger Anblick war es, die 203 Elephanten in einer Reihe den Grenzfluss durchqueren zu sehen, der hier klares Gebirgswasser führt, tief und reißend dahinströmend, etwa wie unsere Enns oder Steyr. Das Wasser reichte den größten Elephanten bis knapp unter den Rücken; die kleineren mussten schwimmen und auch hier bewiesen die Elephanten ihre Klugheit, indem sie sich schräg gegen die reißende Strömung stellten. Ohne Unfall gelangte die Karawane auf das linke Ufer, und nun waren wir in Nepal, in dem Jagd-Eldorado, wo wir durch drei Wochen ein freies Jägerleben führen sollten; in einer von der Cultur noch unberührten Gegend, mitten in einer Wildnis, in

welcher die Natur keine Schranken kennt, alles sich entwickelt, gedeiht, zugrunde geht, ohne dass die regulierende Hand des Menschen eingriffe: hier sollten wir auf reißende Thiere jagen und das Leben und Weben der Thierwelt im Urwalde belauschen. Voll der schönsten Hoffnungen betraten wir den Boden Nepals; hatten wir uns ja schon während der ganzen Reise auf diese Expedition gefreut und bei mancher festlichen Gelegenheit sehnsuchtsvoll an die Jagdlager und die Tiger gedacht.

Gleich der erste Eindruck war ein sehr günstiger und vielversprechender. Die herrlichste Gegend, so grundverschieden von der zumeist monotonen indischen Ebene — im Hintergrunde Berge, überall Dschungel — und ein Zeltlager nach meinem Herzen empfingen uns. Da gab's keinen Blumenschmuck, keine Gärten mit Springbrunnen, keine Stein- und Mosaikzier. Jeder von uns hatte ein kleines, praktisches Zelt, das mit einer Liegerstatt, einem Sessel und einem Tische versehen war und genügenden Raum für Unterbringung der Effecten, Gewehre und Patronen bot. Um die Zelte lagerten in großer Zahl die Schikârîs, die Elephanten- und Kameeltreiber und Kulîs, welche letztere das Lager aufzustellen und abzubauen hatten. Dasselbe war unter mächtigen, schattenspendenden Bäumen, an einer im Volksmunde »Dakna Bâgh« benannten Stelle aufgeschlagen und hatte uns bald gastlich aufgenommen.

Der Staat Nepal ist ein eigenthümliches und im allgemeinen noch wenig bekanntes Land, das im Norden an Tibet, das große Nebenland Chinas, im Westen und Süden an die indischen Nordwestprovinzen, im Osten an Sikkim grenzt. Wie Bhutan, von welchem es durch Sikkim getrennt ist, hat sich Nepal bis auf den heutigen Tag dem anglo-indischen Reiche gegenüber, welches mit Ausnahme Nepals und Bhutans das gesammte Himälagebiet und damit die strategisch wichtigen Pässe nach Turkestan und Tibet beherrscht, seine Selbständigkeit zu bewahren gewusst. An dieser Thatsache hat die Anerkennung der englischen Suzeränität seitens Nepals ebensowenig geändert als der Umstand, dass das anglo-indische Heer unter seinen Sipois eine namhafte Zahl nepalischer Krieger, Gurkas, — 15 Procent des gesammten, nach der letzten Volkszählung aus 110.000 Mann bestehenden Sipoicorps — zählt. Denn diese Gurkas oder Khas, wie die kräftigen, kriegerischen Hoehländer Ost-Nepals, des Districtes Gurka, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Racen, denen sie angehören, heißen, dienen nur außerhalb ihres Stammlandes und, bis auf ein kleines von Nepal

auf Grund des Vertrages von 1888 in der Stärke von 1500 Mann zu stellendes Contingent, bloß als freiwillige Söldner unter Englands Fahnen.

Die Engländer rechnen die sehnigen, gewandten, schnellfüßigen und ausdauernden Gurkas zu ihren besten Truppen, und die englischen Soldaten, besonders die Highlanders, vertragen sich sehr gut mit den Kameraden von Nepal. Diese sollen äußerst schneidig und tapfer sein, und zum Schlusse stets mit blanker Waffe, mit ihren gekrümmten, scharf geschliffenen Messern, losgehen, welche Kampfweise sie jeder anderen vorziehen.

Der britische Resident in Nepal ist, im Gegensatze zu der Machtfülle britischer Residenten in anderen Staaten Anglo-Indiens, äußerlich wenig einflussreich. So ist er zum Beispiel auf ein Territorium von 25 *km* Halbmesser im Umkreise der Hauptstadt Nepals, Katmandu, beschränkt, dessen Grenzen er ohne speeielle Abmachungen nicht verlassen darf; die beim Einlangen aus Indien und bei der Rückkehr dahin einzuschlagende Straße wird dem Residenten vom Mahârâdseha vorgeschrieben. Immerhin bildet Nepal vermöge seiner Lage, Formation und Gestalt sowie durch die Kriegstüchtigkeit seiner Bewohner ein höchst wertvolles Bollwerk wider jeglichen Angriff gegen das anglo-indische Reich vom Nordosten her, so dass die britischen Machtträger Indiens in ihrer diplomatischen Art alles thun, um zu Nepal, das eine Art »Militärgrenze« gegen Tibet hin darstellt, freundliche — einmal vielleicht doch mit der Occupation dieses Staates abschließende — Beziehungen zu erhalten.

Die geographische Lage Nepals ist eben eine ganz besondere. Im Norden an die großen, kahlen Plateaux zwischen dem Himâlaya und dem transhimâlayischen Gebiete reichend, bildet Nepal einen beiläufig 700 *km* langen, aber nur etwa 150 *km* breiten Streifen Landes. Den Nordrand desselben beschützt jener Theil der Hauptkette des Ost-Himâlayas, welchem etwa der Dhaulagiri als westlicher, der Gaurisankar als östlicher Grenzstein dient. Den Südrand Nepals schließt gegen die Gangesebene hin der Gürtel des Tarai mit seinen Dschungeln und Sümpfen ab.

Zwischen den beiden Rändern aber erscheint das eigentliche Nepal als ein von Felslabyrinthen, schroffen Abhängen und tiefen Schluchten erfülltes Gebiet, in welchem nur das Vorland des Himâlayas, die mittleren Höhen des Gebirges, die Lehnen und Kessel der Flussthâler besiedelt und bebaut sind. In den zahlreichen Thälern, welche dem

Stromgebiete des Ganges angehörige Wasserläufe beleben und befruchten, wird überall Terrassencultur getrieben, Gerste und auch Weizen gebaut; in den nach Indien zu abfallenden tieferen Territorien gedeiht selbst noch der Reis. Einzelne Landstriche, wie das etwa 20 *km* lange, stark bevölkerte Kesselthal, in welchem Katmandu, der berühmteste Marktort des Landes, dann Nayakot, die einstige Winterresidenz der Fürsten von Nepal gelegen sind, zeichnen sich durch subtropische Vegetation, herrliche Fruchtgärten und reiche Bewaldung der Höhen aus. Eisen- und Kupferwaren, sowie Papier aus der Faser der *Daphne cannabina*, Harze und andere Producte des Waldes, Pelze, Opium, Wolle, Tuch, Salz, Türkise und Goldstaub, ferner die kleinen, vortrefflichen Pferde des Landes und endlich Moschus von den vormals hier zahlreichen Moschusthieren (*Moschus moschiferus*) bilden neben den Erzeugnissen der Bodencultur die wesentlichsten Productions- und Handelsartikel Nepals. Der Handel ist sowohl nach Tibet, als auch nach Nordwest-Indien hin ein reger, wiewohl ihn allerlei Zölle und Taxen belasten und der Transport der Waren über manchen der Pässe ein höchst schwieriger ist. Für das Jahr 1892 wird die Einfuhr nach Nepal auf 11,759.314 fl. ö. W. und die Ausfuhr aus diesem Lande auf 10,071.685 fl. ö. W. bewertet.

Die geographische Gestaltung Nepals ist in ihren Details noch wenig bekannt, da der Mahârâdscha, welcher eine sehr begreifliche Abneigung gegen kartographische Aufnahmen des Landes besitzt, dem Eintritte von Europäern, insbesondere aber von Forschungsreisenden, die größten Hindernisse bereitet. Es ist denn auch nur selten ein Forscher hier eingedrungen, und der größte Theil der Routen im Innern Nepals lediglich durch einzelne von der anglo-indischen Regierung entsendete, verkleidete Panditen — Eingeborene, die bei Vermessungen und Erforschungen in den Europäern verschlossenen Gebieten Verwendung finden — ausgedundschaftet worden.

Das Areal des Staates wird auf etwa 154.000 *km*<sup>2</sup>, die Zahl seiner Bevölkerung — Volkszählung ist hier wohl durch Schätzung ersetzt — annäherungsweise auf 3 Millionen angegeben.

Die Einwohner Nepals stellen ein Gemisch von Völkerschaften dar, in welchem tibetanische Elemente überwiegen, doch findet sich hier auch viel arisches Blut. Insbesondere rühmen sich die Ghurkas, oder Khas wenn auch meist mit Unrecht, echte Hindus zu sein und der Kriegerkaste der Kschatriya anzugehören. Der Typus der Nepalesen ist fast ausschließlich mongolischer Eigenart.

Tibetanischen Ursprunges war auch das, dem Volke der Newar angehörige Fürstenhaus, welches, in Kirtipur nächst Katmandu residierend, im Jahre 1707 von den Ghurkas entthront worden ist. Das gegenwärtig herrschende Ghurka-Haus Sahi rühmt sich der Abstammung von den Râdschputfürsten von Udaipur — ob mit Recht, bleibe dahingestellt.

Die Newars, welche die Mitte des Landes rings um dessen Hauptstadt bevölkern, stellen auch heute noch das reinste nationale Element der Nepalesen dar. Die politischen Aspirationen und die Sitten im Süden und im Westen des Landes tragen vorwiegend hinduisches, jene im Norden und Osten tibetanisches Gepräge.

Von 1792 an, nach einem unglücklichen Feldzuge der Ghurkas gegen Tibet, kurze Zeit hindurch nominell zum chinesischen Reiche gehörig und seither demselben tributpflichtig, suchte Nepal eine Annäherung an England, die jedoch in der Folge zu kriegerischen Verwicklungen mit diesem führte (1814), welche mit der Abtretung der Gebiete Kumaon und Garwhal, sämmtlich im Westen des Reiches gelegen, endigten. Auch wurde der ostindischen Compagnie zu jener Zeit der Transithandel über nepalisches Gebiet mit Tibet zugestanden. Aus der Geschichte Nepals sind ferner hervorzuheben der Krieg, den dieses im Jahre 1855 gegen Tibet geführt hat, und die Erweiterung des nepalischen Gebietes gegen den Brâhmaputra zu (1867).

Für den gegenwärtigen, noch minderjährigen Mahârâdscha Adhiradsch Bikram Schamschir Dschang (geb. 1874) führt der erste Minister, Bir Schamschir Dschang Rana Bahâdur die Geschäfte der Regierung. Die hohe Stellung eines Ministers in Nepal soll aber eine ziemlich gefährliche und größtentheils von kurzer Dauer sein, da die Minister hier, sobald sie einige Zeit ihre Functionen ausgeübt haben, zumeist eines gewaltsamen Todes sterben. Es gibt in Nepal eine Menge kleiner Parteien, und wenn der Minister der einen Partei unbequem oder seine zu große Einflussnahme in Hofkreisen missliebig geworden ist, wird er einfach aus dem Wege geräumt.

Der Mahârâdscha besitzt eine Heeresmacht, welche nach neueren Quellen aus 17.000 Mann regulärer, mit Enfield-Gewehren bewaffneter und 13.000 Mann irregulärer Truppen bestehen soll. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf einen Wert von etwa 11,550.000 fl. ö. W.

Die Haupt- und Residenzstadt Katmandu, ihrer Bauart nach nahezu rein tibetanischen Gepräges, mit einer Einwohnerzahl von 70.000 Seelen, liegt im Innern des Landes, 144 *km* von der nächsten Eisenbahnstation entfernt.

Die Gegend, in welcher wir durch mehr als zwei Wochen jagen sollten, ist das obenerwähnte Tarai-Gebiet, eine schmale, sumpfige Ebene, die zwischen dem Grenzflusse Nepals, Sarda, und den Ausläufern des Himâlayas liegt und durch ihren Wildreichthum bekannt ist; auf Befehl des Mahârâdschas genießen hier selbst die Tiger einer gewissen Schonung. Nicht ohne Schwierigkeiten ist die Erlaubnis zu erhalten, in diesem jagdlichen Paradiese dem Waidwerke obliegen zu dürfen. In der Regel werden nur in jedem zweiten oder dritten Jahre größere Jagdexpeditionen zusammengestellt, welche dieses Gebiet während einiger Wochen durchstreifen. An dem letzten Jagdzuge hat der seither verstorbene Herzog von Clarence theilgenommen; vor ihm hatten der Herzog von Orléans und im Jahre 1875 der Prinz von Wales hier gejagt. Auch der britische Resident in Nepal, durch dessen Vermittlung ab und zu einzelnen englischen Sportsmen die Bewilligung ertheilt wird, in den Grenzgebieten zu jagen, weilt des öfteren während der Wintermonate hier, sein Waidmannsheil zu versuchen.

Leider ist gerade der die besten Jagdplätze enthaltende Theil des Landes durch die daselbst herrschenden Fieber übel berüchtigt und dünn besiedelt, da die Bevölkerung durch Krankheiten aller Art decimirt wird. Die Regierung thut das Möglichste, um das Land zu bevölkern, theilt Grund und Boden unentgeltlich aus und begünstigt Niederlassungen in jeder Weise, ohne jedoch bisher ein wesentliches Resultat erzielt zu haben.

Bei Jagdexpeditionen von dem Umfange der unsren, bildet die Verpflegung so vieler Menschen und die Ernährung so zahlreicher Thiere eine besondere Schwierigkeit. Hatten wir ja doch einen Verpflegungsstand von 1223 Mann und 415 Thieren, darunter 203 Elephanten! Erwägt man, dass ein Elephant täglich an Futter etwa 75 *kg* Heu oder Gras sowie Brot und Körner bedarf und dass selbst diese Futterstoffe aus weiter Entfernung herbeigeschafft werden müssen, so lässt sich ein Schluss ziehen auf die Größe des Apparates, welcher lediglich für die tägliche Approvisionnement des Lagers in Bewegung gesetzt werden musste. Der Bedarf für unsere Küche kann nur von Pilibhit, also einer Entfernung von 41 *km*, gedeckt werden, da das Jagdgebiet bloß das liefert, was wir an Wild erlegen.

Das Arrangement der Jagden wird von dem Residenten im Vereine mit einem Oheime des Mahârâdschas, namens Kesar Singh, und dessen Sohne Prem Schamschir besorgt, welcher letztere der Mahârâdscha zu diesem Zwecke entsendet hatte.

Da es bei unserem Eintreffen in Dakna Bâgh noch früh an der Zeit war, wünschte ich die Umgebung des Lagers zu durchstreifen, worauf der Resident sofort 50 Elephanten zur Treibjagd beordnete. In dem Gebiete, in welchem wir uns befanden, kann bloß mit Elephanten getrieben werden, da das Dschungel viel zu hoch und dicht ist, als dass ein Fußgänger durchzukommen, geschweige denn Wild herauszutreiben vermöchte. Auf das Commando »Line« stehen in wenigen Augenblicken sämtliche Elephanten in einer Linie gerade ausgerichtet da, die einzelnen Thiere ziemlich nahe aneinander; die Schützen sind in ihren Hâudas in bestimmten Intervallen eingetheilt. Trotz mancher Unebenheiten des Terrains und zahlreicher Hindernisse rückt die Linie in vollster Ordnung vor, fast wie es bei einer wohlgeordneten und ausgesteckten Hasenjagd in Böhmen der Fall ist.

Misslich bleibt nur die uns schon bekannte Schwierigkeit, aus der Hâuda sicher zu schießen. In der Regel gestatten die Umstände nicht, den Elephanten halten zu lassen, sondern der Schütze muss meist seinen Schuss anzubringen suchen, während die gewaltige Masse in Bewegung ist. Nur wenn es sich um Schüsse mit der Kugel handelt, die sonst gar zu riskiert wären, ruft man dem Mahâut das Wort »Rôk« (Halt) zu, obgleich, wie wir schon wiederholt erfahren, die Hâuda, auch wenn der Elephant in der Bewegung innehält, noch bedeutend schwankt. Dank der Vorübung in den früheren Jagdlagern gelangen mir übrigens schon nach wenigen Tagen sehr häufig Kugelschüsse selbst von dem fortschreitenden Elephanten herab.

Der Erfolg des Jägers ist sehr wesentlich von dem Mahâut und dessen verständnisvollem Eingehen auf des ersteren Intentionen abhängig. Mit Hilfe eines recht dürftigen Schatzes von Worten der Hindustani-Sprache — rôk halt, deihne rechts, beine links, sidâh geradeaus, bohut atscha sehr gut, tshelao schnell u. dgl. — trachtet der Schütze seine Wünsche dem Mahâut klar zu machen, der dieselben, wenn mit ihnen einverstanden, durch verschiedene Hilfen, als: Zuruf und Mahnworte, Stöße mit den Beinen hinter die Ohren, Stockschläge und gar Stiche mit dem spitzen Kaschwar, auf den Elephanten überträgt. Ist der Mahâut jedoch anderer Ansicht als der Jäger, so hält er meist eine längere, uns natürlich unverständliche Rede, die damit schließt, dass des Lenkers Wille geschieht. Etwaiger Zwang, sich der Anordnung des Jägers zu fügen, erzeugt in des Mahâuts Büsen nur allzu leicht Missmuth und Groll oder veranlasst den seiner Wichtigkeit wohlbewussten Mann, in lautes Gelächter auszubrechen, in welches die anderen Mahâuts

einstimmen, um überdies durch ganz unzweideutige Geberden ihrer Geringschätzung des hilflosen Jägers Ausdruck zu geben. Anfänglich ist der Jäger Gegenstand sorgfältiger Beobachtung seitens des Mahäuts, der, wenn der Schütze sich als wohlbewandert in der Handhabung der Büchse und treffsicher erweist, bald Vertrauen zu demselben fasst und sein Möglichstes thut, ihn zum Schusse zu bringen.

Der unternommene Streif lieferte uns einen Schweinshirsch (*Cervus porcinus*), mehrere Geier, Falken und Frankoline, sowie einen Schakal.

Entzückt von dem prächtigen Schauspiel, welches die in den Strahlen der sinkenden Sonne effectvoll beleuchteten Gebirge darboten, kehrten wir bei anbrechender Dunkelheit in das Lager zurück.

Dakna Bâgh, 9. März.

Am Morgen lief gute Botschaft ein. Tiger hatten nicht weit vom Lager mehrere Stücke Vich gerissen. Als bald eilten wir auf Reitelefanten nach dem Rendezvous, während die Begleitung auf Jagdelefanten folgte. Die nepalischen Reitelefanten sind wie Pferde gesattelt und bewegen sich äußerst rasch vorwärts, so dass die Benützung derselben, namentlich auf längere Strecken, jener der Jagdelefanten, welche die schwankenden Häudas tragen, weit vorzuziehen ist. Am Jagdplatze angelangt, harrten wir der Bestätigung der Tiger durch die vorausgesandten Schikârîs.

Mittlerweile wurden unter Leitung des jungen Schamschir 200 Elephanten zur Jagd rangiert, und boten die gewaltigen Dickhäuter, alle in einer Reihe aufgestellt, einen imposanten Anblick. Neben uralten Thieren mit langen Stoßzähnen, deren Spitzen alljährlich abgesägt werden, standen kleine, kaum zwei Jahre zählende Elephanten. Einer der letzteren hatte die Rolle des Clowns übernommen, da er seine Genossen ununterbrochen neckte und allerlei Unarten zum besten gab. Wie die Folge zeigte, benahm er sich seiner Unvertrautheit halber bei den Jagden höchst ungeberdig, indem er jedes aufspringende Stück Wild mit einem Trompetenstoße begrüßte, gelegentlich auch umkehrte und durchgieng, bis ihn die Schläge seines Lenkers wieder auf den Pfad der Pflicht brachten. Ein junger, mit heiterer Lebensauffassung begabter Elephant bringt durch die drollige Beweglichkeit seiner ungeschlachten Masse überaus komische Eindrücke hervor, und nur die Bedachtnahme auf die Schwierigkeiten des langen Transportes hielten mich ab, einen dieser heiteren Gesellen für die Heimat zu erwerben.

Nach je 20 Treiber-Elephanten war immer ein Hâuda-Elephant eingetheilt, für welche Function würdige Greise ausersehen waren, die schon manches Tigergefecht mitgemacht und sich hiebei durch ruhiges Standhalten und Furchtlosigkeit bewährt hatten. Jeder der Treiber-Elephanten trägt außer dem Mahâut noch einen Mann, dessen Aufgabe es ist, das Thier mit einer hölzernen Keule zu bearbeiten. Die Behandlung des Elephanten durch seine Leiter ist sehr unsanft, da das Thier oft wegen der geringfügigsten Unart oder, um es zu rascherer Gangart anzutreiben, so heftig geschlagen wird, dass das Blut herabläuft.

In der Mitte sowie an den Flügeln der langen Elephantenlinie sorgen Commandanten für die Aufrechthaltung der Ordnung; außerdem patrouilliert der Ober-Schikârî, seine Befehle ertheilend, auf einem sehr raschen Elephanten fortwährend hinter der Linie auf und ab.

Nachdem wir eine halbe Stunde gewartet hatten, erschienen die ausgesandten Schikârîs mit der Meldung, dass sie einen Tiger in einem dichten Dschungel bestätigt hätten. Flugs kletterten wir in die Hâudas, die Elephantenlinie machte links um und zog im Gänsemarsch eilig in den Wald.

Diese Wälder enthalten meist hohe Sal-Bäume, die vielfach von armdicken Lianen umrankt sind und ein dichtes Blätterdach bilden. Der Boden ist mit kniehohem, sehr dichtem, gelbem Grase bedeckt, das unserem Schilfe völlig ähnelt. Manche der Dschungel sind von Lichtungen unterbrochen, auf welchen das Gras besonders üppig wuchert und eine solche Höhe erreicht, dass man in der Hâuda stehend, eben noch über die Spitzen desselben hinwegsehen kann. Mit solchem Grase verdeckte Wasserläufe, Erdrisse und Lachen durchziehen das Terrain. Wild aller Art findet daselbst sichere Schlupfwinkel und baut förmliche Tunnels, in denen es sich niederthut oder schleichend auf Äsung und Raub ausgeht. Hier hausen der Tiger und der Panther, von kleineren Raubthieren der Schakal, der Zibethmarder (*Viverricula malaccensis*), die verschiedenen Mangusten; Rudel von Wildschweinen brechen an den versumpften Stellen; schöngefleckte Axishirsche (*Cervus axis*), der Schweinshirsch mit seinem rehbockartigen Geweih und der rothbraune Bellende Hirsch oder Muntjak (*Cervulus muntjac*) finden sich hier, während der mächtige Sumpfhirsch oder Barasinga (*Cervus duvauceli*) und der Sambarhirsch seltener zu sehen sind; das Stachelschwein errichtet da seinen weitläufigen Bau; vereinzelt kommen der einem Meerschwein nicht unähnliche Erdhase (*Lepus hispidus*) und der gemeine Indische Hase vor.

Von Vögeln sind am häufigsten Pfauen zu beobachten, die, hier glücklicherweise nicht heilig, geschossen werden dürfen, ferner das Frankolinhuhn, das sehr seltene Sumpf-Frankolinhuhn (*Francolinus gularis*) und das schöne Bankivahuhn, gemeinhin Dschungelhuhn (*Gallus ferrugineus*) genannt, von dem unsere Haushühner stammen. Auf den zahlreichen dünnen Bäumen sitzen die verschiedensten Gattungen von Adlern, Geiern und Falken, während naseweise Krähen und Kolk-raben mit heiserem Geschrei die Plätze umkreisen, an denen ein verendetes oder gerissenes Stück Wild liegt; mitunter begegnen wir dem grauen Nashornvogel (*Oeyceeros birostris*), einem gelben Pirol mit schwarzem Kopfe (*Oriolus melanoecephalus*), einem prachtvollen rothen Mennigvogel (*Perierocotus speiosus*), sowie mancherlei bunten Spechten; von Tauben zieht besonders die herrliche Bronzetaube (*Chaleophaps indica*) mit ihrem metallisch grünen und violetten Gefieder unsere Aufmerksamkeit auf sich; scheue Eulen husehen mit geräuschlosem Flügelschlag aus Baumlöchern hervor; von allen Seiten ertönt das Geschrei der Papageien. Affen, die in Nepal sehr häufig sind, dürfen, weil von den Eingeborenen als heilig angesehen, nicht geschossen werden.

Wir mochten etwa anderthalb Kilometer schweigend hintereinander geritten sein, als plötzlich der Ober-Schikârî einen Theil der Elephanten und Schützen nach rechts, den anderen nach links abshwenken und eiligst einen Kreis bilden ließ, so dass die Lichtung, in der wir uns befanden, von einem undurchdringlichen Ringe von Elephanten umschlossen war. In der Mitte der Lichtung stoekte zwei Meter hohes, dichtes Röhrrieh und Gras. Da der Kreis kaum 80 *m* im Durchmesser hatte, so zweifelten wir, mit dieser Art zu jagen nicht vertraut, daran, dass nach all dem Lärme, welehen das Schließen des Ringes verursacht hatte, ein Tiger auf dem kleinen Platze standgehalten haben könne, ja dass es überhaupt möglich sei, einen Tiger mit so apodiktischer Sieherheit zu bestätigen. Bald sollten wir jedoch eines Besseren belehrt werden.

Als der Kreis geschlossen war, ritten drei Schikârîs auf besonders verlässlichen Elephanten in das dicke Gras. Nach einer kleinen Weile machte einer der Elephanten, laut trompetend, mit erhobenem Rüssel und aufgestellten Ohren einen Sprung nach vorwärts, ein sicheres Zeichen, dass er auf einen Tiger gestoßen; gleich darauf sah ich die Spitzen des Grases sich bewegen, aber nur so schwach, als ob eine Schlange oder ein kleines Thier am Boden schliche — kein Zweifel, ein Tiger befand sich im Kreise. Unsere Erwartung war aufs höchste

gespannt. Unausgesetzt ritten die Schikârîs im Dschungel umher; jeden Augenblick trompetete einer der Elephanten; die Spitzen des Grases zitterten bald da bald dort, einigemal in meiner nächsten Nähe — doch konnte ich den Tiger nicht zu Gesicht bekommen.

Fast eine Viertelstunde größter Spannung für alle Schützen war veronnen, bis die Elephanten dem Tiger endlich hart auf der Ferse waren, und er, mit Gebrüll aus dem Dschungel gegen den Residenten zu hervorschießend, den Kreis zu durchbrechen suchte. Durch das Geschrei der Elephantenführer zurückgeseucht, lief der Tiger an ungefähr 20 Elephanten in voller Flucht vorbei und wollte eben in das bergende Grasdickicht zurück, als ich auf ihn feuerte. Der Resident und mein Jäger hatten den Tiger nach dem Schusse stürzen gesehen, doch war ich dessen nicht ganz sicher, da uns nur ein Tiger bestätigt worden war und Generalconsul Stockinger, der mir gegenüberstand, wenige Augenblicke später mehrere Schüsse in das Dickicht abgab. Nun schossen aber auch Crawford und Prónay; überdies meldete ein Schikârî, dass der Tiger, auf den ich geschossen hatte, verendet am Anschusse liege; es mussten sonach offenbar mehrere Tiger im Kreise sein.

Thatsächlich lösten sich bald alle Bande der Ordnung, mehrere Herren wurden hitzig und stürmten, statt auf ihren Ständen zu bleiben, wie angeordnet war und in der Natur der Sache lag, ihre Elephantenführer zur Eile anspornend, in den Kreis hinein, wo sie ein regelloses Schnellfeuer auf alles, was sich da rührte, eröffneten. Ich war gleich meinen beiden Nachbarn anfänglich ruhig stehen geblieben; als wir jedoch sahen, dass die ungestümen Schützen nicht mehr auf ihre Plätze zurückzubringen waren, folgten wir dem bösen Beispiel und giengen ebenfalls vor. Nach den ersten Schritten meines Elephanten in dem hohen Grase springt hart vor mir über einen etwas lighterer Fleck ein Tiger, den ich rouliere. In diesem Augenblicke sehe ich in einem Schilftunnel einen zweiten Tiger vorwärtssehleichen; meinem Mahâut »Ròk« zurufen und schießen war Eins; zu meiner Freude liegt auch dieser Tiger verendet vor mir.

Endlich nahm das Schnellfeuer ein Ende. Jeder der Herren, die gleich anfänglich in den Kreis geritten waren, wollte einen Tiger geschossen haben; ja ein Schütze behauptete sogar, dass von ihm drei Tiger erlegt worden seien. Ich stieg vom Elephanten ab, um zunächst die zwei Tiger zu untersuchen, die ich so rasch hintereinander im Grase geschossen. Leider fanden sich bei beiden Schüsse, die von dem concentrischen Schnellfeuer herrührten; der eine hatte einen Schuss

in der Hinterprante, der andere zwei Schüsse am Schlegel. Das zuerst von mir erlegte Thier, eine capitale Tigerin, hatte zum Glück nur meinen Schuss, auf den hin die Katze gestürzt war. Auf der Strecke lagen im ganzen außer der alten Tigerin noch drei ziemlich ausgewachsene Tiger, anscheinend Junge vom vorigen Jahre. Von letzteren gebürte einer dem Captain Fairholme, während das Schiedsgericht von den beiden Tigern, welchen ich den Fangschuss gegeben hatte, den einen dem Generalconsul Stockinger, den andern aber Prónay zusprach, da der Schlegelschuss von einer Expansivkugel herrührte und nur Prónay solche Kugeln führte.

Die Vertheilung der Beute war nicht so einfach, da einige der Herren in der Hitze des Gefechtes und der mit einer Tigerjagd verbundenen Aufregung eine ganze Reihe von Schüssen abgegeben hatten. Die Strecke von vier Tigern hätte übrigens noch um einen bereichert werden können, wenigstens behaupteten die Eingeborenen, dass, als der Kreis während der Jagd gelichtet wurde, ein fünfter Tiger, durch das hohe Gras gedeckt, entwischt sei. Jedenfalls war der Beginn der nepalischen Expedition ein herrlicher und erfüllte uns mit Freude, welche auch die Eingeborenen theilten, indem sie uns mit unausgesetzten Selâms begrüßten.

Der Resident ordnete die Fortsetzung der Jagd an, worauf bald ein neuer Kreis geschlossen wurde, in welchem die Schikârîs einen starken männlichen Tiger, welcher in dieser Gegend schon längere Zeit sein Unwesen trieb, vermutheten. Diese Annahme erwies sich jedoch als irrig; nur einige wunderschöne Dschungelhähne standen erschreckt auf, und über unsere Köpfe strich ein Nashornvogel mit weißem Leib und schwarzgelb gebänderten Flügeln von seltener Größe; er gehörte einer Art an, die ich nicht kannte.

Die Schikârîs gaben die Hoffnung nicht auf und giengen mit ihren raschen Elephanten auf Suche, während wir ein Frühstück einnahmen. Neben dem Dschungel, in dem eben gejagt worden war, hatten wir ein schattiges Plätzchen unter einem großen Sal-Baume erwählt und thaten uns gütlich, als plötzlich neben uns der Ruf »Bâgh, Bâgh« (Tiger) erscholl. Wir sprangen sofort auf und bestiegen so schnell als möglich die Elephanten, welche in unserer Nähe standen. Ich war kaum in meiner Hâuda, als mein Mahâut schon nach den sich bewegenden Grasspitzen, hart neben der Stelle, auf der ich gesessen, deutete, mir zuflüsternd, dass dort ein Tiger sei. Dies schien mir unglaublich; denn wir hatten diese Stelle, wenn auch in Abständen von einander, bei Schließung des zweiten

Kreises passiert, kaum 20 Schritte von derselben beim Frühstücke laut gesprochen und gelacht; ja ich hatte dort überdies auf ein über mir aufgebäumtes Dschungelhuhn geschossen. Und doch war dem so, wie mein Mahât gesagt.

Die geschickten und findigen Eingeborenen schlossen mit ihren Elephanten sofort einen Kreis um den kleinen Grasbusch, ich drang ein und im selben Augenblicke sprang rechts von mir ein Tiger hervor, dem ich einen Schuss nachsandte, worauf der Tiger flüchtig wurde und einige Elephanten des Kreises annahm, die sich trompetend und schnaubend herumdrehten und ein gewaltiges Getöse machten. Nach einigen Sekunden kam der Tiger in der Flucht wieder aus einem Grasbusch auf eine kleine Blöße hervor, auf der ihn Clam mit einem Blattschusse roulierte.

Eine Reihe von Schüssen wurde dann noch auf den verendenden Tiger abgegeben, eine hier übliche Unsitte, die ich nicht billigen kann, weil sie Zweifel darüber hervorruft, wem ein erlegter Tiger zuzusprechen sei, und weil sie wegen der Gewehre großen Calibers, welche die Engländer führen, den Verderb des schönen Felles nach sich zieht; vor allem aber, weil sie nicht waidmännisch ist. Doch gelten in Indien eben wesentlich andere Anschauungen über waidmännische Regeln als in unserer Heimat. Der Unterschied ist etwa jener, welcher zwischen den Ansichten eines Sportsman und eines waidgerechten Jägers besteht.

Unter den Eingeborenen verlautete, dass der zuletzt erbeutete Tiger, ein stärkeres Männchen, mit jenem nicht identisch sei, auf den ich geschossen hatte, sondern dass letzterer mit durchbohrter Kinnlade, nachdem er die Elephanten angenommen, entkommen sei. Ich theilte diese Ansicht jedoch nicht und glaube vielmehr, den Tiger im hohen Grase gefehlt zu haben.

Glücklich über die erbeuteten fünf Tiger — ein Resultat, das in so kurzer Zeit und unter so bemerkenswerten Umständen wohl nur selten erreicht worden sein dürfte — lenkten wir unsere Schritte gegen das Lager. Während des Marsches versuchten wir einen großen Trieb, ein sogenanntes General-shooting, wobei sämtliche Elephanten in einer Linie die Dschungel durchstreifen und auf jede Gattung von Wild geschossen wird. Ein solches General-shooting ist ungemein spannend, da der Jäger auf das verschiedenartigste Wild gefasst sein muss: bald sind es Wildschweine, bald Schakale, bald eine Zibethkatze, bald Hirsche, bald Pfauen oder Frankoline und Dschungelhühner, die vor den Elephanten flüchtig werden oder aufstehen. Der ganzen Linie entlang krachten Schüsse, an deren Laut der Schrot- vom Kugelschusse

zu unterscheiden war, so dass man ungefähr folgern konnte, worauf der Nachbar wohl geschossen haben mochte. Unsere Strecke betrug 51 Stück. Ich selbst hatte zwei Schweine, mehrere Axishirsche, Pfauen, Frankoline und eine schwarzbrüstige Bengal-Trappe (*Syphotides bengalensis*), welche in der Größe die Mitte zwischen der Zwerg-Trappe und unserer großen Trappe hält, erbeutet.

Den Abend verbrachten wir in dem die Mitte des Lagers einnehmenden, kleinen Speisezelt, in heiterster Stimmung die jagdlichen Ereignisse des Tages besprechend.

Dakna Bâgh, 10. März.

Es war 9 Uhr vormittags, als wir aufbrachen, um in einem mit Röhricht dicht bedeckten Sumpfe, in dem mehrere Tiger bestätigt worden waren, zu jagen. Das Terrain zeigte einen wesentlich anderen Charakter als jenes des gestrigen Tages, da es sich als eine ausgedehnte Sumpfreion darstellte, in der sich fast undurchdringliche Röhrichtpartien befanden, welche gute Schlupfwinkel für Tiger bilden. Wir schnitten einige Stengel des hier vorkommenden Rohres ab, welche bis zu 6 *m* maßen, eine Längendimension, die man geneigt sein könnte, für unglaublich zu halten. In gewohnter Ordnung und Schnelligkeit wurde an der geeignetsten Stelle ein Kreis gebildet; doch leider ohne Resultat — in jedem Dschungel können eben nicht fünf Tiger hausen. Wenn wir auch nicht zum Schusse kamen, so boten doch der Eifer und die Geschicklichkeit, welche die Eingeborenen an den Tag legten, Interesse genug. Hier vollzog sich jede Bewegung ohne Geschrei und Zeitverlust, bloß unter einigen kurzen Commandos, ganz in militärischer Art, so dass sich die Nepalesen zu ihren Gunsten wesentlich von ihren indischen Brüdern unterschieden, bei denen Unentschlossenheit und Lärm unentbehrliche Erfordernisse jeder Jagd zu bilden scheinen.

Die Schikârîs entschuldigten sich ob des Misserfolges, wollten ihr Glück wiederholt versuchen und kreisten noch zweimal ein, aber ebenfalls vergeblich, so dass nur zwei der seltenen Sumpffrankoline die ganze Beute des letzten Triebes bildeten. Ein auf einer kleinen Insel sich sonnendes Krokodil von riesigen Dimensionen schoss ich an, ohne desselben habhaft werden zu können, da es nach dem Schusse in tiefes, schlammiges Wasser glitt und darin verschwand.

Die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen wurde von den Schikârîs dadurch erklärt, dass das Wasser infolge der jüngsten Regengüsse gestiegen sei und die Tiger vertrieben habe. Thatsächlich stand das

Wasser im Sumpfe so hoch, dass unsere Elephanten bis an den Bauch im Schlamm versanken und sich nur mühsam durcharbeiten konnten. Nach dem anstrengenden Marsche durch den tiefen Sumpf gönnten wir den braven Elephanten etwas Ruhe, um dann, wieder in langer Linie aufgelöst, ein Gebiet, in welchem Sal-Wälder mit Dschungeln abwechselten, zu durchstreifen. Hier gab es reiche Ausbeute; unter anderem schoss Wurmbrand einen auffallend starken Keiler und Kinsky einen Sumpfhirsch-Spießer, während ich ein Thier gleicher Art erlegte. Der Sumpfhirsch, welcher sich, wie schon sein Name bezeugt, in der Regel in feuchten Rieden aufhält, ist ein wenig verbreitetes Wild, das sich hauptsächlich durch seine Größe, welche jene unseres Hochwildes weit übertrifft, auszeichnet. Charakteristische Merkmale sind die langen bartähnlichen Granen am Vorschlage, die zolltiefen, ovalen Thränen-gruben und der schuhlange Wedel; die Farbe der Decke entspricht jener unseres Hochwildes; die Thiere sind schwächer und lichter gefärbt als die Hirsche. Unmittelbar nachher erlegte ich auch mein erstes Stachelschwein, das in der Nähe meines Elephanten hoch geworden war und in der Flucht einen höchst befremdlichen, komischen Anblick dargeboten hatte. Die Gesamtstrecke belief sich auf 57 Stück verschiedenen Wildes.

Beim Passieren einer Sumpfadler gerieth ich in eine nicht sehr erfreuliche Situation; denn mein besonders großer, schwerer Elephant war an einer tieferen Stelle stecken geblieben und sank um so weiter ein, je heftigere Versuche er machte, vorwärts zu kommen. Seine Bewegungen wurden schließlich so ungestüm, dass ich mich, die Gewehre erfassend, mit aller Kraft an die Wand der Hâuda anklammern musste, um nicht herausgeschleudert zu werden. Endlich riss der große Gurt der Hâuda, so dass ich jeden Augenblick gefasst war, mit allen Jagdgeräthen in den tiefen Sumpf geworfen zu werden; der Elephant hielt jedoch, als hätte er die kritische Situation erfasst, plötzlich inne, ruhte eine Weile, stemmte dann den langen Rüssel gegen den Boden, um das Gewicht besser zu vertheilen, und arbeitete sich aus der schlimmen Lage heraus.

Dakna Bâgh, 11. März.

Am Vorabende war der Himmel noch völlig klar gewesen und ein Meer von Sternen hatte auf uns herabgefunktelt. Im Laufe der Nacht änderte sich jedoch das Wetter; ein Platzregen weckte uns aus dem Schlafe und auch des Morgens goss es in Strömen. Trotzdem sollte

gejagt werden und das unsomehr, als noch während des Frühstücks fast gleichzeitig zwei erfreuliche Botschaften eingelaufen waren. Die eine besagte, dass in der Nacht ein Tiger aus einer kleinen, 15 *km* vom Lager befindlichen Ansiedelung ein Stück Vieh geraubt habe und von den Bauern bestätigt worden sei; die andere, dass die mit den Elephanten ausgesandten Jäger in der Nähe des Lagers zwei Tiger in ein Dschungel wechseln geschen und dasselbe gleich eingekreist hätten. Da hieß es nicht zaudern; im Nu waren wir auf unseren schnellen Elephanten und eilten der Stelle zu, wo wir den Kreis bereits gebildet fanden.

Der Resident wies jedem rasch seinen Platz an, die Lücken im Kreise wurden noch durch die Reitelephanten ausgefüllt und drei Schikârîs drangen wie an den vorhergehenden Tagen in das Innere des Kreises ein. Zu meiner rechten Hand befand sich junger Wald, zu meiner linken und vor mir hohes Schilfdschungel. Nach wenigen Augenblicken höre ich rechts von mir die Elephantenführer schreien, ihre Thiere zeigen Unruhe und durch das Stangenholz sehe ich ein tigerähnliches Raubthier in voller Flucht gegen das Dschungel wechseln. In dem Momente, da es in das Dschungel setzen will, schieße ich zweimal und glaube gut abgekommen zu sein. Die Schikârîs tummeln sich mittlerweile noch immer im Gras und Röhricht umher, bis Kinsky und drei seiner Nachbarn feuern, worauf ich das Gras in dem Dschungel sich so bewegen sehe, als ob daselbst ein größeres Stück im Verenden liege. Ich ritt nun zu der Stelle hin und fand da einen sehr starken, bereits verendeten Panther, den Kinsky erlegt hatte, während dort, wo ich hingeschossen, ebenfalls ein auffallend starker, dunkelgefärbter Panther mit zwei Blattschüssen lag. Die Kugeln hatten so nahe nebeneinander eingeschlagen, dass sie sich dann beim Zerwirken des Panthers in dessen jenseitigem Schulterblatte aufeinanderliegend fanden. Der Irrthum der Schikârîs, welche anfänglich die Panther für Tiger gehalten hatten, erklärte sich aus der seltenen Stärke der Panther, deren einen erlegt zu haben, mich unsomehr beglückte, als er mein erster war. Doch war noch nicht aller Tagé Abend; es sollte noch besser kommen.

Der Jagdrath, bestehend aus dem Residenten und den einheimischen Leitern der Expedition, beschloss, trotz der Entfernung von 15 *km*, auch jenen Tiger aufzusuchen, der sich zum Morgenimbiss ein Stück Vieh bei den Bauern geholt hatte. Was ist auch diese Distanz für begeisterte Nimrode, wenn ihnen die Hoffnung winkt, einen Tiger zu erlegen!

Als wir an Ort und Stelle angelangt waren, gaben uns entgegenkommende Schikârîs die frohe Kunde, dass drei Tiger bestätigt worden seien, jedoch das Dschungel Schwierigkeiten bereite, sonach der Erfolg unsicher sei. Der erste Theil der Botschaft wirkte elektrisierend, so dass wir das Eintreffen sämtlicher Elephanten kaum erwarten konnten; der zweite entmuthigte nicht, obwohl die Schwierigkeit, das Dschungel zu durchstreifen, sehr bedeutend war. Wir hatten in einen mit Lianen völlig überwucherten, dichten Wald einzudringen, der zwar dem Auge ein malcrisehes Bild bot, aber uns auch zwang, jeden Schritt zu erkämpfen; Elephanten und Messer mussten zusammenwirken, um einen Weg zu bahnen. Eine Folge des fast undurchdringlichen Dickichts war, dass ein Schikârî mit den ihm anvertrauten Schützen, zu welchen auch Wurmbrand, Clam und Kinsky gehörten, die Richtung verlor, und ich nur mit Prónay und den englischen Herren an der Stelle, wo der Kreis geschlossen werden sollte, anlangte.

Das hohe Grasdickicht, in dem sich die Tiger befinden sollten, maß kaum 50 Schritte im Durchmesser und bildete einen regelmäßigen Kreis, der ganz von dicht stehenden Bäumen umgeben war. Bevor an das Auftreiben der Tiger gegangen werden konnte, hatten die Elephanten noch eine harte Arbeit zu verrichten; sie mussten nämlich alle am Rande des Dschungels stehende Bäume im Umkreise von ungefähr zehn Metern stürzen, damit ein ausbrechender Tiger nicht etwa, von einem Baume gedeckt, entweichen könne, und falls ein Tiger einen der Elephanten anspringe, der Ausschuss nicht behindert sei. In der unglaublich kurzen Zeit von einer Viertelstunde war diese herkulische Arbeit vollbracht. Die Elephanten stemmten sich mit dem Kopf und den Stoßzähnen gegen die stärksten Bäume, diese wie Strohhalme knickend; Buschwerk und kleinere Bäume wurden mit Hilfe des Rüssels entwurzelt. Fast schien es, als ob diese Leistung den mächtigen Thieren keinerlei Anstrengung kostete.

Nachdem die Elephanten rasch noch vor der Schützenlinie das Gras niedergetreten hatten, drangen die Schikârîs gegen die Mitte des Dschungels vor. Einer ihrer Elephanten kündigte alsbald durch einen Trompetenstoß die Anwesenheit eines Tigers an, der gleich darauf in voller Flucht zwischen mir und einem der englischen Herren auszubrechen suchte. Durch das plötzliche Erscheinen des Tigers erschreckt, machten einige jüngere Elephanten Miene, auszureißen, wurden aber durch kräftige Hiebe bald zur Besinnung gebracht. Mein Elephant hatte wie eine Säule Stand gehalten. Durch Geschrei zurückgesehuet,

wandte sich der Tiger wieder gegen das Dschungel, nicht ohne dass mein Nachbar, vom Jagdeifer hingerissen, versucht hätte, ihm knapp vor mir einen Schuss beizubringen. Glücklicherweise gieng der Schuss fehl, worauf ich dem Tiger eine Kugel nachsandte, auf die er, sich im Dschungel bergend, mit Gebrüll antwortete. Die Schikârîs streiften unentwegt im Dickicht hin und her, so dass bald danach auf dem schon vom ersten Tiger benützten Wechsel ein zweiter Tiger hervorstürzte, auf den ich zweimal, Crawford einmal feuerte.

Durch die Schüsse in die richtige Direction geleitet, waren endlich auch die verirrtten Schützen angelangt und hatten in der Kreislinie Stellung genommen, wobei Clam und Kinsky neben mir zu stehen kamen. Innerhalb des Kreises wurde es immer lebhafter, die Elephanten trompeteten, die Tiger brüllten; ja plötzlich wandte sich ein Tiger gegen einen zurückweichenden Elephanten und sprang, beide Pranten einschlagend, auf dessen Croupe. Nicht minder kritisch war die Situation, als ein Elephant, den ein verwundeter Tiger plötzlich ansprang, durch den Überfall erschreckt, bei einer raschen Wendung stürzte, so dass der Mahâut und der Schikârî in Gefahr kamen, abgeschleudert und vom Tiger erfasst zu werden. Diese ernsteren Intermezzi liefen jedoch ohne Unfall ab, da die Tiger vom Angriff ablassend, sich in das Gras bargen, wo ich dem bereits verwundeten Tiger den Fangschuss gab. Kinsky schoss, kurz nachdem er angelangt war, den von mir angeschweißten Tiger — ein prächtiges Exemplar — nieder. Wenige Minuten darauf stürzten sich in unmittelbarer Aufeinanderfolge abermals zwei gesunde Tiger brüllend in riesigen Sätzen gegen den Elephanten Clams. Crawford erlegte die eine, Clam die andere der Bestien.

Auf der andren Seite des Kreises war mittlerweile abermals ein Schnellfeuer eröffnet worden, dessen Ergebnis ein vielfach zerschossener und zerfetzter, geringer Tiger war, welcher dem englischen Arzte der Expedition zugesprochen wurde. Die Betheiligung desselben an der Jagd wollte meinem Leibjäger nicht einleuchten, welcher der Meinung war, dass der Arzt im Lager der Verwundeten harren solle, deren es jedoch glücklicherweise keine gab, obwohl seitens einiger Herren hitzig auf jeden Grasbusch, in dem sich etwas zu bewegen schien, geschossen wurde, ja sogar der schwere Paradox-Stutzen eines der Schützen sich unmittelbar oberhalb unserer Köpfe entladen hatte. Auch darauf wurde keine Rücksicht genommen, in wessen Nähe ein Tiger sich befand und wer daher berufen war, zuerst zu schießen, doch wussten wir immer genau, wer von uns den ersten Schuss gethan und wer getroffen hatte,

so dass, da wir außerdem unsere Schüsse kannten, darüber kein Zweifel bestand, dass ich zwei und Clam einen Tiger erlegt hatte. Andernfalls wäre eine Entscheidung recht schwierig gewesen, da alle Tiger durchlöchert waren wie Siebe.

So waren denn auch heute fünf Tiger zur Streeke gebracht worden. An zwei Tagen, bei nicht sonderlich günstigem Wetter, zehn Tiger und zwei Panther! Fürwahr ein Waidmannsheil, das keiner von uns zu träumen gewagt hätte. Dieses glänzende Resultat ist nur dem trefflichen Arrangement der Jagden, der Geschicklichkeit und dem Eifer der Eingeborenen, die ich nicht genug zu rühmen vermag, zuzuschreiben. Da die wackeren Hâthîs (Elephanten) sich so besonders ausgezeichnet hatten, erließen wir ihnen zum Lohne ein General-shooting und kehrten *linea recta* ins Lager zurück, von wo wir einen Boten nach dem 41 *km* entfernten Telegraphenamte abfertigten, um die Nachricht von unseren Jagderfolgen in die Heimat zu senden.

Hodek widmete seine künstlerische Hand den erbeuteten Tigern, während wir am Abende die Streeke des Tages gebührend feierten.

Dakna Bâgh, 12. März.

Nachts hatte es wieder stark geregnet, so dass, obschon der Himmel am Morgen heiter lächelte, kein Tiger bestätigt worden war. Der Resident proponierte daher ein General-shooting, das unmittelbar bei dem Lager beginnen und, in einem großen Halbkreise durchgeführt, gegen Abend wieder in der Nähe des Lagers enden sollte. Geschäfte hielten den Residenten von der Theilnahme an der Jagd ab, deren Leitung er dem Arzte der Expedition übertrug. Letztere Verfügung sehien die Eingeborenen zu verdrießen; auch wir zogen vor, uns lieber der bewährten Führung der Nepalesen anzuvertrauen. Kaum war die Linie formiert, so knallten derselben entlang auch schon Schüsse auf mannigfaltiges Wild; ich schoss einen starken Keiler, Clam ein Stachelsehwein; auch wurden mehrere Hirsche, sowie Pfauen und Frankolinhühner, die vor uns aufstanden, erlegt.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde gejagt haben, als rechts von mir ein Kugelschuss Kinskys fiel und der Ruf »Tschîtâ, Tschîtâ« (Panther) erscholl. Gewaltige Aufregung erfasste die lange Linie; die Schikârîs riefen ihre Commandos, die Mahâuts sporntèn die Elephanten durch unbarmherzige Schläge zu schnellstem Laufe an, und schon glaubte ich die ärgste Unordnung, völlige Debandade eingegrissen, als ich

zu meinem Erstaunen einen regelrechten Kreis gebildet und die Schikârîs in dessen Mitte umherreiten sah, um den eingekreisten Panther aufzuseheuen. Die Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher die Nepalesen verstehen, eine lange Elephantenlinie durch Vorschieben und Einziehen der Flügel zu einem Kreise um eine bestimmte Stelle zu gestalten, ist geradezu bewundernswert. Der Panther, dem Kinskys Schuss geglolten, hatte sich mitten im Kreise in einem kleinen Grasbusehe nach Katzenart geduckt, sprang aber bald wieder vor und wurde nun von Kinsky mit zwei Kugeln erlegt. Es war ein starkes männliches Thier mit liechter, schön gefleckter Decke.

Nach diesem interessanten Intermezzo wurde die Streifung fortgesetzt, in deren Verlauf ich zunächst einige Bellende Hirsche erbeutete, die immer knapp vor dem Elephanten aufstanden und, in dem hohen Grase kaum sichtbar, flüchtig wie Hasen ausrissen. Ein sehr stark aufhabender Axishirsch und drei Stück Thiere aus einem Rudel fielen mir unmittelbar darauf zu.

Ich befasste mich eben mit der Verladung dieser vier Stücke auf Elephanten, als abermals rasch nacheinander Kugelschüsse, von dem Rufe »Tschîtâ, Tschîtâ« begleitet, ertönten. Prónay und Stockinger hatten auf einen Panther im hohen Grase geschossen und ihn gefehlt. Mit meinem schnellen Elephanten kam ich eben noch zurecht, um den Panther vorsichtig in das Dschungel wegschleichen zu sehen. Ich gab Feuer, roulierte den Panther und rief den herbeikommenden Herren zu, nicht mehr zu schießen, da das Thier bereits verendet sein müsse, als der Panther plötzlich wieder hoch wurde und unter heftigem Brüllen den noch nicht ganz geschlossenen Kreis durchbrach. Auf Nimmerwiedersehen, dachte ich; doch hatte ich nicht mit den scharfen Augen und der Gewandtheit der Eingeborenen gerechnet; denn während es uns unmöglich gewesen wäre, die Richtung anzugeben, in welcher der Panther geflüchtet, hatten die Schikârîs dieselbe sehr wohl bemerkt und den Flüchtling bald wieder eingekreist. Auch diesmal brach er, obwohl schwer angeschweißt, durch, ohne dass wir einen sicheren Schuss hätten anbringen können, retirierte, à vue von einer wilden Jagd gefolgt, in einen Stachelschweinbau und war kurz darauf neuerdings eingekreist. Die Mahàuts sahen den Panther am Rande der Röhre niedergethan und deuteten nach der Stelle, die ich jedoch des gelben Grases halber nicht ausnehmen konnte; endlich schien dem Panther die Situation doch zu bedenklich, so dass er in voller Flucht hervorstürzte und einen Elephanten attackierte, indem er mit beiden Vorderpranten auf dessen

Croupe sprang, worauf ihm Prónay schließlich den Fangschuss gab. Obschon meine Kugel im Blatte saß, hatte der Panther doch noch die Kraft gefunden, zweimal auszubrechen und einen Angriff auf einen Elephanten zu unternehmen, — gewiss ein Beweis erstaunlicher Lebensfähigkeit.

Wir gönnten nun uns, dem Jagdfolge und den braven Elephanten eine kurze, durch ein Frühstück gewürzte Rast, welche nach dem erfolgreichen Waidwerke, das wir vollbracht hatten, eine wohlverdiente genannt werden durfte. Der Sammlungseifer ließ uns jedoch auch während dieser Pause nicht völlig zur Ruhe kommen, so dass wir unausgesetzt nach Beute ausspähten. Hierbei war ich insoferne vom Glücke begünstigt, als ich in unserer unmittelbaren Nähe im Grase die Haut einer über 5 *m* langen Python-Schlange fand. Nach dieser Unterbrechung wurde die Jagd wieder aufgenommen.

Das Terrain, welches wir durchstreiften, war besonders reich an Wild, namentlich an solchem seltener vorkommender Arten. Clam und ich erlegten je einen Erdhasen, ich außerdem zwei Zibethmarder; reiche Beute lieferte ein von Farnen und Lianen überwuchertes Dschungel, der Lieblingsaufenthalt von Bronzetauben und Dschungelhühnern. Als diese schönen Hühner mit dem gelb und metallisch schillernden Gefieder und den rothen Kämmen vor uns herliefen, konnten wir glauben, in einen Hühnerhof gerathen zu sein; fliegend hingegen streichen sie ebenso rasch wie unsere Rebhühner. In der Regel aber bekommt man sie selten zu Gesicht, da sie ungemein schnell und andauernd vorlaufen und erst, wenn sie am Rand eines Dschungels oder an einem Wasserlauf angelangt sind, aufstehen, um hoch abzustreichen. Wir waren jedoch überaus begünstigt, so dass wir im ganzen 52 Dschungelhühner erlegten.

Die Gesamtstrecke des Tages betrug 160 Stücke, worunter 16 Hirsche verschiedener Arten. Abends im Lager versicherte uns der Resident, — und die Nepalesen stimmten zu — dass eine so reiche Strecke noch niemals an einem Tag erzielt worden sei. Kein Wunder, dass die beste Laune im Kreise der Jagdgefährten herrschte und die Ergebnisse des Tages unerschöpflichen Stoff zu anregendster Unterhaltung boten.

Bei den großen Streifungen sind immer zahlreiche Terrainhindernisse zu überwinden; namentlich Flussläufe und tiefeingeschnittene, an der Sohle versumpfte Gräben und Schluchten. Die Flussläufe durchziehen in mäandrischen Krümmungen die Ebene; die Ufer liegen hoch,

sind brüchig und fallen meist schroff ab. Beim Absteigen über derartige Uferböschungen stellen sich die Elephanten am Rand auf und gleiten, von einer Lawine von Sand und Erde gefolgt, mit den Vorderfüßen die oft beträchtliche Höhe hinab, während die Hinterfüße am Uferande flach ausgestreckt liegen bleiben und erst dann nachgezogen werden, bis die Vorderfüße festen Halt gefasst haben. Beim Erklimmen einer steilen Böschung stemmen die Elephanten Kopf, Rüssel und Stoßzähne gegen den Boden, legen die Vorderfüße voraus und ziehen den schweren Körper nach.

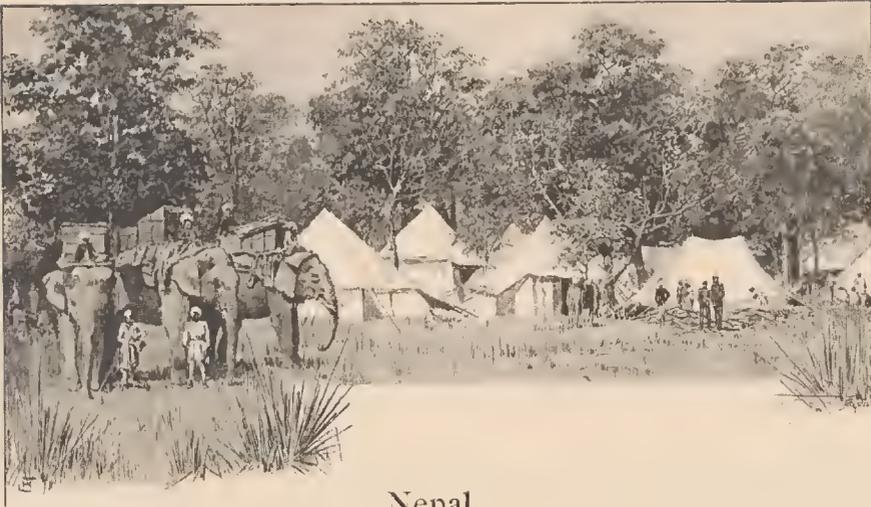




## Nepal.

Jagdlager in Barbatta Tâl — Dehta Boli — Guleria —  
Beli — Katni — Bhanderia.





## Nepal.

Jagdlager in Barbatta Tâl — Dechta Boli — Guleria —  
Beli — Katni — Bhanderia.

Barbatta Tâl, 13. März.

Zeitlich morgens schon herrschte lebhaftere Bewegung im Lager Dakna Bâgh, welches abgebrochen und 10 *km* südöstlich in Barbatta Tâl aufgeschlagen werden sollte. Das Abbrechen eines so großen Lagers, wie das unsere war, erfordert geraume Zeit und nimmt daher bereits mit Tagesgrauen seinen Anfang: zwei Stunden vor dem Abmarsche wird schon an den Zelten gerüttelt, so dass an Schlafen und Ruhen nicht mehr zu denken ist; zuerst werden das Küchen- und das Speisezelt, dann die übrigen Behausungen, unsere zuletzt, abgebrochen; in langer Reihe stehen Lastkameele bereit, um mit den Zelten bepackt zu werden; jedes Kameel wird auf einer Seite mit der um die Zeltstangen gewickelten Zeltleinwand, auf der anderen Seite mit einem großen, die Pflöcke enthaltenden Sacke beladen; die Elephanten werden gesattelt, die Zugthiere vor die Karren gespannt, auf welchen die Bagage und die Zelteinrichtung untergebracht wird. Was in den Karren nicht mehr Platz findet, nimmt ein Tross von Kulis auf die kräftigen Schultern.

Endlich ist die Karawane zum Aufbruche bereit — ein langer, bunter, lebhafter Zug, den wir von der Höhe unserer Reitelephanten überschauen: voran, im Gänsemarsche, alle Elephanten mit den Häudas;

dann die Kameele mit ihrer Last; hierauf die Kulis. an deren Tragstangen Geräthe aller Art, solche intimster Bestimmung nicht ausgeschlossen, schwanken; unter Bedeckung einer bewaffneten Esorte schließen sich die Karren an, gezogen von den wunderlichsten Bespannungen. Hier sieht man Viererzüge, aus Oehsen und Büffeln zusammengestellt; dort theilt im Zweigespann ein Büffel mit einer Kuh des Weges und der Last Beschwerde; da müht sich mageres Jungvieh ab, einen Karren zu schleppen; auf jenem Vehikel thront ein nepalischer Beamte, Babu genannt; dort sitzt stolz der Koeh, wohlbeleibt, wie es sich ziemt; hier flattern Bettdecken aus einem Karren, auf welchem Perlhühner fröhlich gackern; todbringende Gewehre in trauter Gemeinschaft mit friedlichen Küchengeräthen lagern auf diesem Fahrzeuge; jenes führt die Kiste mit dem literarisehen Rüstzeug, den transportablen Flaschenkeller und all die Gifte Hodeks. Hin und wieder bleibt wohl im aufgelockerten Weg einer der Wagen stecken, der mühselig genug mit Vorspann wieder flott gemacht werden muss. Nach mancher Fährlichkeit aber ist der Zug am neuen Lagerplatze in guter Ordnung angelangt, wo die Soldaten der Escorte flugs den Raum abstecken, und die Zeltstadt, an einem reizenden, von mächtigen Sal-Bäumen beschatteten Fleck Erde gegründet, in kurzer Zeit erbaut ist.

Auf dem Lagerplatze wurden wir mit der angenehmen Naehricht begrüßt, dass in dem Dschungel, wo wir zwei Tage zuvor gejagt, Tiger seien. Die Schikârîs baten, vorausseilen, die Tiger bestätigen und allenfalls den Kreis schließen zu dürfen; wir sollten günstige Botsehaft abwarten und dann auf den Reitelephanten folgen. Wir thaten unterdessen, was wir nicht lassen konnten, will sagen, wir ergötzten uns an einem Frühstücke, nach dessen Beendigung einer um den andern aus der Gesellschaft in sein neu errichtetes Heim verschwand, der süßen Ruhe zu pflegen. Bald lag das ganze Lager in sanftem Schlummer.

Plötzlich wurden wir aufgescheucht — von Zelt zu Zelt lief die Kunde: sechs Tiger sind bestätigt. Vorbei war's mit der Ruhe, dem Schlummer, alles stürzte aus den Zelten, warf sich in die Sättel und fort gieng's in die Sumpfreion, wo unser bereits ein geschlossener Kreis harrete. Hier schmolzen die sechs Tiger bald auf einen einzigen zusammen, allerdings ein ausnehmend starkes Exemplar, welches die in das Dschungel eindringenden Elephanten mit Gebrüll empfing, sofort hoch wurde und im dichten Grase umhersauste, ohne sichtbar zu werden. Endlich schoss ich auf ein Röhricht, hinter dem ich irrigerweise den

Tiger vermuthete; Wurmbrand folgte, fehlend, meinem Beispiele, bis Clam, dessen Elephanten der Tiger angriff, demselben einen Blattschuss beibrachte, worauf ich ihm den Fangschuss gab.

Bei prachtvollem Sonnenuntergange — der Himâlaya, über dem ein schweres Gewitter aufzog, leuchtete in fahlen Farben — kehrten wir in unser Waldlager zurück.

Dechta Boli, 14. März.

Obschon der Platz für das Lager in Barbatta Tâl gut gewählt war und die Umgegend, nach den Erfahrungen des Vortages zu schließen, gute Beute zu versprechen schien, wurde das Lager doch schon am frühen Morgen abgebrochen, um 11 *km* östlich nach Dechta Boli verlegt zu werden.

Während die Traincolonne den kürzesten Weg einschlug, streiften wir mit etwa 100 Elephanten durch dichte Dschungel gegen den neuen Lagerplatz. Hatte das Jagdterrain anfänglich auch vielverheißend ausgesehen, so trafen wir hier doch nur auf wenig Wild, so dass ich bloß einen Schopf-Schlangennadler (*Spilornis cheela*) und einen Bellenden Hirsch erlegte; erst in der Nähe eines Flusses, an dessen Ufer unser Lager, fast schon völlig aufgeschlagen, sich erhob, standen Pfaue und Dschungelhühner auf, deren wir einige erbeuteten.

Nach dem Eintreffen im Lager sah ich den Ober-Schikârî, gefolgt von einer Anzahl Elephanten, gegen das nördlich vom Flusse gelegene Walddschungel reiten, woraus ich schloss, dass im Laufe des Tages noch auf eine Tigerjagd zu hoffen sei. Ich hatte mich nicht getäuscht; denn zwei Stunden später bestimmte uns ein Bote, dem Ober-Schikârî bis an eine Stelle zu folgen, an der in einem Dschungel, mitten im prächtigen Walde, ein Tiger eingekreist war. Ich stand an einer dichtbewachsenen Mulde, aus welcher nach kurzer Zeit der Tiger brüllend hervorstürzte, um sich, durch zwei meiner Kugeln getroffen, gegen Clam zu wenden und, von diesem mit einem Fangschusse bedacht, verendend in das Gras zurückzustürzen. All dies hatte sich innerhalb weniger Augenblicke abgespielt. Jubelnd umdrängten die Nepalesen den starken Tiger, den sie so vorzüglich bestätigt hatten, und der auf dem Rücken eines Elephanten festgebunden, — ein imposanter Anblick — alsbald ins Lager gebracht wurde, wo ihn Hodek übernahm.

So oft dieser einen Tiger abzieht, ist er von Eingeborenen umlagert, die auf den Augenblick lauern, in welchem der Präparator seine Arbeit gethan; dann stürzen sie wie die Geier auf den Tiger, von dem

sie ein Stück zu erhaschen suchen, da dem Tigerflesche besonders heilkräftige Wirkung zugeschrieben wird. Als Arcana werden am meisten die Leber und das Fett geschätzt.

Nach Anbruch der Dunkelheit sahen wir in weiter Ferne einen starken Dschungelbrand — ein Schauspiel, das man übrigens sehr oft genießen kann, da die Eingeborenen das dürre Gras häufig in Brand stecken, um das Hervorsprießen neuer Keime zu befördern.

Dechta Boli, 15. März.

Da kein Tiger gerissen hatte, wurde ein General-shooting unternommen und zu diesem Zwecke nach Passierung des Flusses der Weg an einem Dorfe vorbei eingeschlagen.

Wir konnten hier aus nächster Nähe die armseligen Rohrhütten, sowie die primitiven Haus- und Feldgeräthe der Nepalesen beobachten. Rings um die Hütten ist dem Dschungel etwas Boden abgewonnen und dieser durch die Eingeborenen bebaut worden, welche trotz ihrer Armut und des fieberigen Klimas nicht so herabgekommen und verwahrlost aussehen, wie mitunter deren indische Verwandte, die Hindus. Viele der Ortsinsassen befassen sich mit Viehzucht und nehmen sogar Vieh aus Indien auf ihre Weiden; doch ist das Aussehen der Herden ein geradezu schreckliches; denn die einzelnen Stücke Vieh scheinen nur aus Haut und Knochen zu bestehen. Krankheiten und reißende Thiere, namentlich Tiger, fordern zahllose Opfer, da im Tarai-Gebiete Kinder und Büffel in halbwildem Zustande umherlaufen, so dass man häufig mitten im Walde an Orten, wo weit und breit keine Niederlassung zu sehen ist, einer Herde begegnet, die scheu vor den Elephanten Reißaus nimmt.

Die Jagdleiter führten uns in recht schwieriges Terrain, in welchem wir ununterbrochen durch dichten Wald über Ravins, steile Abhänge und Schluchten klettern mussten. Es hieß, dass sich daselbst Bären aufhielten; aber selbst wenn der Ursus labiatus uns zu Gesicht gekommen wäre, hätten wir ans Schießen nicht denken können, weil wir zu thun hatten, uns an die Hâuda fest anzuklammern, um nicht hinausgeschleudert zu werden. Da sich überdies die Ordnung in der Linie vollkommen aufgelöst hatte, indem die kleineren Elephanten in dieser »buckligen Welt« den größeren nicht mehr nachzukommen vermochten, richteten wir an den Neffen des Mahârâdschas die Bitte, uns aus dieser Wildnis in ein minder schwieriges Terrain zu führen.

Unserem Anliegen wurde zwar willfahrt, doch gieng dies gegen die ursprünglich von den Jagdleitern gefassten Pläne, weshalb wir ziemlich rath- und ziellos auf einer großen Viehtrift umherzogen, ohne ein gutes Dschungel zu finden. Doch bot auch dieses Gebiet jagdliche Ausbeute, nämlich Hasen, deren wir eine für Indien sehr erhebliche Anzahl zur Strecke brachten. Endlich entschloss man sich zum Frühstücke, — immer ein probates Auskunftsmittel — wonach wir, da die Jagdleiter sich wieder zurechtgefunden hatten, einen recht hübschen Streif längs eines Wasserlaufes machten, in dessen Uferberciche sich zahlreiches kleines Wild fand und einmal sogar — angeblich — ein Panther gespürt wurde, da plötzlich der Ruf »Tschitâ, Tschitâ« erscholl; ja mehrere Leute wollten, wie dies bei ähnlichen Gelegenheiten schon zu gehen pflegt, den Panther bestimmt gesehen haben; doch lieferte der mit gewohntem Geschicke sofort formierte Kreis kein Ergebnis.

Dechta Boli, 16. März.

Wir hatten uns noch immer mit der Hoffnung getragen, Tiger zu erbeuten. Aus diesem Grunde war das Lager noch nicht abgebrochen worden. Da jedoch bis 10 Uhr vormittags keine Meldung eingetroffen war, ordnete der Resident einen großen Streif in den günstigsten, das heißt in jenen Theilen des Dschungels an, die, wie behauptet wurde, Tigern zum Aufenthalte dienen. Wir bekamen zwar auch hier, während der den ganzen Tag erfüllenden Jagd keinen Tiger zu Gesicht, dafür jedoch allerlei anderes Wild; so erlegte ich allein 10 Stück Axiswild, 9 Stück Schweinshirschwild, einen Bellenden Hirsch, ein Stück Schwarzwild, einen Schopf-Schlangennadler, einen mir bisher noch unbekanntem habichtähnlichen Adler (*Spizaëtus nipalensis*), — zur Gattung der Haubenadler gehörig — verschiedenes anderes Federvild, darunter einen der prachtvollen zinnoberrothen Mennigvögel. Pronay schoss einen Sumpfhirsch von sechs Enden.

Bei dieser Jagd gieng es zunächst durch lichten Wald mit Grasunterwuchs; dann, nach einer großen Schwenkung und nach Durchquerung eines Flusses, in coupirtes Terrain mit gemischtem Unterwuchs. Ein großer Theil des hier besonders zahlreichen Wildes brach — was selten zu erfolgen pflegt — durch die Elephantenlinie zurück, gleichwohl gelang mir zu meiner Freude ein coup double auf einen starken Axishirsch und ein Wildschwein, die in der Flucht an mir vorbeiwechslen.

Plötzlich entstand der falsche Alarm, es sei ein Panther erblickt worden, aber die Aufregung, die sich angesichts solcher Verheißung unser bemächtigte, machte leider rasch tragikomischer Enttäuschung Platz; denn das als Panther angesagte Stück erwies sich als ein — Wildschwein!

Der Streif führte uns zu einer von zwei Flussläufen eingeschlossenen Halbinsel, deren Formation die Schützen einander ganz nahe brachte; da nun aber jeder mit seinen Schüssen dem andern zuvorkommen wollte, gab es eine große Zahl eiliger und deshalb schlechter Schüsse. Hier wurde selbst auf die allerweiteste Distanz noch die Büchse abgedrückt, dort in der Überstürzung ein Stück Wild von mehreren Herren zugleich gefehlt.

Ein kleines Abenteuer war dem guten Hodek vorbehalten. Derselbe hatte meine Erlaubnis erbeten, an der Jagd theilzunehmen; allein gegen Mittag überkam ihn schwere Sorge um die Bälge und Felle, welche zum Trocknen aufgehängt und noch nicht verpackt waren. Von Pflichteifer erfüllt, trennte er sich von uns, um zum Lager zurückzukehren, nachdem sein Hãudist, das ist der Eingeborene, der mit ihm in der Hãuda saß, über den kaum eine Stunde betragenden Weg ins Lager genau instruiert worden war. Als wir des Abends von der Jagd einrückten, war aber noch immer kein Hodek da. Es schlug 9 Uhr, als er uns endlich wieder vor Augen kam, mit Recht unwillig darüber, dass ihn sein Mahãut, immer aufs neue den Weg verfehrend, so viele Stunden lang in halb Nepal spazieren geführt.

Guleria, 17. März.

Das Lager in Dechta Boli wurde früh morgens abgebrochen und dann setzte sich die ganze Karawane in Bewegung, um den 13 *km* weit entfernten neuen Lagerplatz von Guleria zu beziehen. Sofort nach unserer Ankunft eilten die Schikãrãis mit einer Anzahl Elephanten auf die Tigersuche, um nach Verlauf von drei Stunden mit der Meldung zurückzukommen, dass sie alle günstig scheinenden Plätze abgesucht hätten, ohne Tiger zu finden. Übrigens hatten die Eingeborenen vorhergesagt, dass Guleria mehr Marsch- als Jagdstation sei, und beigefügt, dass die Chancen, trotz der sehr einladenden Dschungel, nicht als gute zu bezeichnen seien.

Angesichts der vorgerückten Stunde und der großen Müdigkeit der Elephanten, hielten wir in Guleria Rasttag, welcher den von den Anstrengungen der letzten Tage recht angegriffenen Dickhäutern sehr

zustatten kam. Die unfreiwillige Pause unseres Jagdlebens wurde — nicht ohne mancherlei Erwägungen über die respectiven Vorzüge von Schreibfeder und Büchse — zur Erledigung der Post benützt.

Mit Beginn der Dunkelheit ballten sich schwere Wolken zusammen und es regnete in Strömen. Wiewohl die Zelte sich als regendicht erwiesen, hatten wir von dem recht unliebsamen meteorologischen Phänomen insofern zu leiden, als im Innern der Zelte alle Gegenstände, insbesondere die Kleider und die Wäsche ganz feucht wurden.

Beli, 18. März.

Der Abbruch des Lagers Guleria bereitete Schwierigkeiten, da die nassen Zelte sich schwer zusammenlegen und rollen ließen. Von Tigern war keine Meldung eingelaufen. Da es eben nicht regnete, sollte in Form eines General-shootings zum nächsten, 23 *km* in östlicher Richtung entfernten Lagerplatze Beli gestreift werden; die Linie war jedoch kaum aufgestellt, als sich die Berge neuerdings mit Wolken umhüllten und ein starker Regen niederging, der mit kurzen Pausen den ganzen Tag andauerte, um gegen Abend an Intensität zuzunehmen.

Das Terrain der heutigen Streifjagd war besonders schwierig, da wir zum mindesten zwanzigmal einen der sich in Schlangenumwindungen dahinziehenden Flüsse mit seinen steilen Ufern zu passieren hatten, eine harte Arbeit für unsere Elephanten. Überdies mussten wir meistentheils durch dichtes Baumdschungel ziehen, so dass die Köpfe der Elephanten und die Messer der Eingeborenen viel zu thun hatten.

Gleich im Anfange wurde ein Tiger gespürt, das Schießen auf anderes Wild eingestellt und nur nach dem Tiger gefahndet; doch da sich die Fährte in Bälde verlor, kam wieder die Ordre, alles Wild zu bejagen. Ich erlegte in der Folge meinen ersten Sumpfhirsch, der leider nur ein Spießler, im Wildpret jedoch so stark war wie ein sehr guter jagdbarer Hirsch unserer Wälder; im übrigen war aber das so dichte Dschungel, auf welches die Eingeborenen viel Hoffnung gesetzt hatten, sehr wildarm.

Als wir auf eine größere Viehtrift heraustraten, sah ich einen Vogel in der Größe einer Zwerg-Trappe vor mir wegstreichen, den ich nicht ansprechen konnte. Da der Vogel sehr scheu war und vor dem Elephanten nicht aushielt, so schlich ich ihn zu Fuß an und erlegte in ihm zu meiner großen Freude einen seltenen Ibis (*Geronticus papillosus*) mit stahlblaufarbigen Flügeln, braunem Leib und rothem Kopfe.

In demselben Augenblicke strich ein großer Adler knapp über mir hinweg; ich hatte gerade noch Zeit, eine frische Patrone zu laden, um ihn aus der Luft zu holen. Im weiteren Verlaufe der Jagd traf mich das Missgeschick, bei einem schwierigen Übergange, der meine Hâuda in bedeutende Schwankungen brachte, einen besonders schönen Nashornvogel zu fehlen.

Der Regen wurde stets heftiger, die Elephanten ermüdeten infolge der vielen Terrainhindernisse und des nassen, schlüpfrigen Bodens halber; wir waren bis auf die Haut durchnässt; die Gurten und Riemen der Hâudas verschoben sich immer mehr — so kamen wir denn schließlich in recht kläglichem Zustande im Lager von Beli an. Hier sah es trübselig genug aus; zwischen den Zelten blieb man beinahe im Kothe stecken; kein Feuer wollte brennen; alles war feucht und der Arzt lief fortwährend mit Chininpillen umher, jeden, dem er begegnete, damit überfallend, um das Gespenst der hier stark grassierenden Malaria zu bannen.

Beli, 19. März.

Die ganze Nacht hindurch hatte es unaufhörlich geregnet. Gegen Morgen legte sich das Unwetter, so dass wir, da kein Tiger bestätigt war, wenigstens zu einer Streifjagd in ein nahe am Lager befindliches Dschungel ausziehen konnten, das sich jedoch nahezu wildleer erwies; kaum jede halbe Stunde hörte man einen Schuss. Als wir den Jagdleiter, den Vetter des Mahârâdschas, deshalb interpellierten, erklärte er uns, er habe dergleichen gehänt, da man ihm aber gemeldet, dass ein Tiger in diesem Walde gespürt worden sei, habe er den Streif dahin geführt.

Um allen weiteren Erörterungen ein Ziel zu setzen, befahl er, das Frühstück herbeizubringen und ordnete eine Rast an, womit ich, da bei unseren bisherigen Expeditionen das Frühstück schon oft eine sehr günstige Wendung in die Schicksale des Jagdtages gebracht hatte, zufrieden war, besonders weil wir bald wieder aufbrachen, um in ein besseres, gemischtes Dschungel zu gelangen.

Ich hatte eben eine kleine Schlucht passiert und die ganze Linie war in ein sehr hohes Gras- und Schilfdschungel gekommen, als ich Theile eines von einem Tiger frisch gerissenen Rindes im Grase fand. Ich machte die neben mir reitenden Schikârîs und Jagdleiter darauf aufmerksam, welche, nachdem sie den Killplatz genau untersucht, die Häupter schüttelten und mit lebhaften Gesticulationen eine längere Besprechung abhielten, der ich entnahm, dass sich der Tiger nicht weit

befinden dürfte. Daraufhin ließen sie den rechten Flügel, der schon in das Dschungel eingedrungen war, halten und den linken Flügel, der etwas zurückgeblieben war, einschwenken, während ich als Pivot in der Mitte blieb.

Nun kam aber ein Moment, der stets ein dunkler Punkt in der Geschichte meiner Tigerjagden bleiben wird, den aber der heilige Hubertus seinem eifrigen Jünger hoffentlich verzeiht. Da ich wusste, dass die Schwenkung des linken Flügels einige Zeit in Anspruch nehmen würde, saß ich nachlässig, das Schrotgewehr in der Hand, in meiner Hâuda. Plötzlich sehe ich eine lange, gelbe Linie vor mir im Grase auftauchen; aufspringen und schießen war Eins, obgleich ich im selben Augenblicke auch schon erkannt hatte, dass sich ein Tiger vor mir befand. So hatte ich denn in der Aufregung des Augenblickes das Schrotgewehr nicht mit dem Stutzen vertauscht, sondern mit 8er Schrot auf den edlen Tiger geschossen. Ich griff zwar noch rasch nach dem Stutzen, aber es war zu spät; der Tiger wurde auf den Schuss hin flüchtig und verschwand im hohen Grase. Tief beschämt und sehr ärgerlich über diesen Vorfall, der kaum einem noch ganz grünen Jäger nachgesehen werden könnte, stand ich da und schrie aus Leibeskräften, hiedurch meinem Zorn über mich selbst Luft machend, »Bara Bâgh, Bara Bâgh!« um die anderen Herren auf die Anwesenheit eines Tigers aufmerksam zu machen.

Der Tiger war von mir weg in gerader Richtung flüchtig geworden, und ich befürchtete, dass der Kreis nicht mehr rechtzeitig geschlossen werden würde; aber das Einkreisen gieng wieder mit solcher Ordnung und Schnelligkeit vor sich, dass, als der erste Schikârî in die Mitte gedrungen war, das Gebrüll des Tigers uns die freudige Gewissheit verschaffte, dass dieser sich im Kreise befinde. Schon früher, als ich mit abgeschossenem Schrotgewehr dastand, hatte ich wahrnehmen können, dass es ein auffallend großer Tiger war, welchen wir vor uns hatten und der jetzt auch nicht lang auf sich warten ließ, sondern bald, ein schönes Bild von Kraft und Stärke, geradewegs auf Wurmbrand loskam, welcher ihm, als er sich eben zum Sprunge anschickte, einen Schlegelschuss beibrachte. Laut brüllend kehrte der Tiger in das Gras zurück, sprang dann noch einmal gegen die einkreisenden Elephanten und verendete endlich an einem Fangschusse.

Es war der stärkste Tiger, den wir bisher erlegt hatten, ein besonders großes Exemplar mit mächtigem Haupt und langen Fangzähnen, deren einer cariös war, was auf ein sehr hohes Alter schließen

lässt. Beim Aufbrechen fand man im Magen die noch ganz erhaltene Hälfte einer Kuh mit Decke, Kopf, Ohren u. s. w., ebenso beim Abstreifen meine Schrote unter der Decke genau auf dem Blatte sitzen. Ich hob sie mir als trauriges Andenken auf. Bei all dem war ich sehr erfreut, dass gerade Wurmbrand, der bisher noch kein Waidmannsheil gehabt, den Tiger erlegt hatte. Die weitere Fortsetzung des Streifes ergab nicht mehr viel Wild, dafür aber als Vertreter einer für uns neuen Art, zwei Zibethkatzen (*Viverra zibetha*), welche durch intensive und zahlreiche dunkle Flecken und Streifen ausgezeichnet sind.

Gegen Abend, als wir schon ins Lager zurückgekehrt waren, gieng ein heftiges Gewitter nieder, bei dem es ohne Unterbrechung donnerte. Der niederströmende Gussregen war keineswegs danach angethan, die Feuchtigkeit des noch von gestern her nassen Lagers zu vermindern.

Beim Abendessen gab's auf einmal Tigeralarm. Einige ängstliche Kulis stürzten mit der Meldung herbei, ein Tiger habe einen Büffel gerissen und sitze auf ihm. Die um die Thiere besorgten Leute zündeten, um den Tiger zu verscheuchen, allenthalben Feuer an; die Meldung erwies sich jedoch als falsch, so dass es beim bloßen Schrecken blieb.

Katni, 20. März.

Die Eingeborenen und namentlich die leitenden Führer hatten uns schon tags zuvor erklärt, dass bei Andauer des Regenwetters an ein Abbrechen und Fortschaffen des Lagers nicht zu denken sei, da sämtliche Kameele und Wagen im Kothe stecken bleiben müssten und überdies die nassen Zelte beim Verpaeken Schaden leiden würden. Da aber auch zugegeben wurde, dass die Gegend, in der wir uns befanden, keine sonderliche Jagdausbeute, insbesondere keine solche an Tigern erwarten lasse und wir auf Erfolge erst im nächsten Lager rechnen dürften, so drang ich mit allem Nachdrucke darauf, das Lager abzubrechen und unter jeder Bedingung zu versuchen, die nächste Station, Katni, zu erreichen. Nach langen Debatten gelang es, die Jagdleiter zu überreden, und zeitlich morgens schritt man daran, das Lager abzubrechen. Das Fatalste bei der Sache war, dass wir einen langen Marsch von 23 *km* in südöstlicher Richtung vor uns hatten; dafür lugte aber die Sonne hervor und trocknete wenigstens unsere durchnässten Kleider.

Wir ritten mit den Reit- und Jagdelephanten voraus, da ein Tiger in der Nähe des neuen Lagerplatzes gekillt hatte; die Karawane sollte folgen. Im Verlaufe unseres langen Rittes sahen wir aber mit Besorgnis

die Verwüstungen, welche der nachhaltige Regen an den Waldpfaden angerichtet hatte; denn überall gab es Wasserschlachen und Koth, so dass unsere Elephanten allerorts tief einsanken; die sonst trockenen Erdrisse, welche die Wege kreuzen, waren stellenweise meterhoch mit Wasser angefüllt.

Auf dem Lagerplatze von Katni lief bald die Meldung ein, die Karawane sei völlig stecken geblieben, könne nicht vorwärts und werde, da alles umgeladen werden müsse, wohl nicht vor dem nächsten Morgen anlangen. Die Kameele glitten nämlich in dem kothigen Terrain derart aus, dass ein Weitertreiben derselben nicht möglich war, und die schwächlichen, schlecht genährten Ochsen und Büffel waren nicht im Stande, die unpraktisch gebauten, zweiräderigen Karren fortzuschleppen.

Auf Strohbüdeln sitzend harrten wir, während die Schikârîs mit den Elephanten auszogen, um den gemeldeten Tiger zu bestätigen, der Dinge, die da kommen sollten. Nach und nach trafen einige Vorboten des Trains, die Kulis mit ihren Lasten und einzelne Soldaten der Escorte ein. So mochten wir ungefähr fünf Stunden gewartet haben, als die sehr erfreuliche Botschaft kam, es sei den Schikârîs gelungen, den Tiger zu finden und einzukreisen. Im schnellsten Laufe, dessen Elephanten fähig sind, gieng's an den bezeichneten Platz, wo wir ganz durchgerüttelt ankamen, aber zu unserer Befriedigung den Kreis in schönster Ordnung fanden; rasch waren die Plätze vertheilt, und die gewöhnliche Arbeit der Schikârîs nahm ihren Anfang.

Der Jagdplatz war sehr hübsch gelegen, ein dichtes, grünes Grasdschungel, umgeben von hohen Sal-Bäumen und anderen, mir unbekanntem Bäumen, die wohlriechende, rosaroth Schmetterlingsblüten trugen. Der Tiger riss bald vor den Elephanten aus, sehlich einige Zeit in dem Dschungel umher und fuhr dann plötzlich gegen Kinsky, der ihn fehlte, heraus, um sofort wieder im Grasdickichte zu verschwinden; nach einigen Minuten stürzte derselbe mit Gebrüll abermals hervor und nahm meinen Elephanten an. Ich roulierte den Tiger nun zu den Füßen meines tapferen Hâthî, der sich nicht gerührt hatte, worauf der Tiger, der einen Hochblattschuss hatte und auf dem Boden lag, das Haupt gegen mich wendete, brüllend den Rachen öffnete und mir die Zähne wies. Ein prachtvoller Anblick, über dem ich vergaß, dem Tiger noch einen Fangschuss zu geben, so dass das mächtige Thier plötzlich wieder hoch wurde und sich, wenn auch noch von einer zweiten meiner Kugeln getroffen, neuerdings in das Grasdschungel zurückzog.

Nun begann eine sehr aufregende Jagd, da der schwerverwundete Tiger sich auf das energisheste vertheidigte und alles annahm, was ihm in die Nähe kam. Wir durften unsere Stände im Kreise nicht verlassen, weil sonst Lücken entstanden wären, durch welche der Tiger hätte entweichen können; so ritten denn die Schikârîs in das Gras, um ihn herauszutreiben. Der Tiger war jedoch schon zu schwach, um den Platz, auf dem er lag, zu verlassen, und vertheidigte nur mehr in sitzender Stellung sein Leben. Ein besonders tapferer Elephant gieng ihn direct mit dem schrillen Kampfesrufe, welchen diese Thiere bei solchen Gelegenheiten ausstoßen, an, warf sich auf ihn und brachte ihm mit den Stoßzähnen eine tiefe Risswunde am Schlegel bei; doch hatte der Tiger noch hinlängliche Kraft, den Elephanten anzuspringen und sich in einen Vorderfuß desselben zu verbissen, so dass das Blut in Strömen hervorquoll. Nach einigen Attaquen dieser Art hörten das Gebrüll und der Kampf endlich auf; der Tiger war verendet.

Wir konnten bei dieser Scene nur als Zuschauer fungieren und keinen Fangschuss anbringen, da der Elephant mit seinem Mahâut und der Tiger immer knapp aneinander waren und wir befürchten mussten, den Elephanten oder den Mahâut zu treffen. Der Tiger, ein altes Männchen, das über 3 m maß, war der stärkste, den ich bisher erbeutet hatte; erst als er verendet war, konnten wir die klaffende Wunde in der Flanke beobachten, welche ihm der Elephant mit den Stoßzähnen beigebracht; aber auch dieser war schlimm zugerichtet, hob schmerzerfüllt den Fuß empor und sog das strömende Blut mit dem Rüssel auf.

Nachdem der Tiger noch photographiert worden, nahmen wir fröhlich den Weg zum Lager, wo uns abends wieder ein Tigeralarm Stoff zur Unterhaltung bot. Das angebliche Erscheinen eines Tigers hatte unter den Kulis große Aufregung hervorgebracht, bis sich schließlich herausstellte, dass der »Tiger« nur ein seinem Wärter entkommener Büffel war, welcher in der Finsternis mit einem andren Büffel kämpfte.

Katni, 21. März.

Morgens hieß es, ein starker Tiger habe in der Nacht gerissen und sei in einem nicht sehr entlegenen Dschungel ziemlich sicher bestätigt. Entgegen dem Rathe des Residenten, unsere Jäger mit den Häuda-Elephanten vorauszuschicken und erst eine Stunde später selbst nachzufolgen, zogen wir es vor sofort mitzureiten und wurden, auf dem Stelldichein angelangt, vom Oheim des Mahârâdschas mit der Naehricht

empfangen, dass der Tiger noch jung wäre und sich beim geschlagenen Stücke befände. Als die Flügel voreilten, um den Kreis zu formiren, wurde aus dem Tiger ein Panther und, als der Kreis geschlossen war, aus dem Panther — nichts. Ziemlich enttäuscht verließen wir das Dschungel; doch da die Eingeborenen mit Bestimmtheit auf einen Tiger rechneten und uns versicherten, dass ein solcher sich in der Nähe befände, wurde die Linie gebildet und ein Streif in einem ziemlich lichten, benachbarten Dschungel unternommen, wobei aber auf kein anderes Wild als auf Tiger geschossen werden sollte.

Dem hervorragenden Spürsinne der Schikâris widerfuhr glänzende Genugthuung; denn wir mochten ungefähr eine halbe Stunde gestreift haben, als vom linken Flügel her der Ruf «Bara Bâgh» erscholl. Ich befand mich mit Wurmbrand und Kinsky in der Mitte und musste stehen bleiben, während die Flügel von den Schikâris zur Schließung des Kreises beordert wurden. Mein Mahât wies, mir «Bâgh» zurufend, beständig gegen einen ziemlich entfernten Grasbusch hin, ohne dass ich jedoch etwas wahrnehmen konnte, da ich beim Halten der Linie in eine sehr ungünstige Position, in eine von Bäumen umgebene Vertiefung gerathen war. Um die Anordnungen der Eingeborenen nicht zu beirren, verharrte ich auf meinem Posten und sah, als die Flügel bereits anfiengen, den Kreis zu schließen, in beträchtlicher Entfernung von mir einen Tiger zwischen den Bäumen sich im Trolle fortbewegen. In demselben Augenblicke fiel ein Schuss Kinskys, der Tiger stürzte getroffen und that sich bei einem großen Baume nieder. Kurz darauf schoss Wurmbrand links von mir auf einen schwachen Tiger, den ich nicht sehen konnte und der sich, auch getroffen, in einem Grasbusche verbarg. Unmittelbar nachher sah ich, ebenfalls sehr weit von mir, einen dritten Tiger über eine kleine Blöße direct gegen Cam wechseln, der ihn roulierte, worauf das Thier noch bei Kinsky durchzubrechen versuchte, von diesem aber einen Fangschuss erhielt.

Bei dem Einschwenken des linken Flügels zur Schließung des Kreises war eine kleine Verwirrung dadurch entstanden, dass ein vierter Tiger durchbraeh und Fairholme denselben, mit einigen Elephanten besonders einzukreisen versuchte. Stockinger und Prónay wollten die hiedureh eingerissene Lücke verstellen, verloren aber hierbei die Direction, erschienen im Jagdeifer plötzlich mitten im Kreise vor uns und eröffneten hier, auf den von Wurmbrand angeschossenen Tiger stoßend, auf diesen ein wohlgenährtes Schnellfeuer, so dass er zum Schlusse von sieben Kugeln durchbohrt auf die Strecke gebracht wurde.

Da ich sah, dass die Jagd zu Ende war, rief ich Kinsky herbei und zeigte ihm den von ihm angeschossenen Tiger, damit er ihm den Fangschuss gebe. Es war sein erster Tiger, ein starkes Weibchen, die beiden anderen dessen Junge vom Vorjahre. Der vierte Tiger, der hinausgewechselt war, dürfte ein drittes Junges derselben Tigerin gewesen sein.

Bei der heutigen Jagd — einer neuerlichen Probe der Geschicklichkeit, der rasehen Orientierung und des richtigen jagdlichen Sinnes der Nepalesen — hatten wir eine uns noch ungewohnte Methode kennen gelernt, nämlich das Einkreisen von Tigern in einem ganz lichten Dschungel ohne Unterwuchs, während die Tiger bisher stets in dichten Gras- oder Schilfpartien eingekreist worden waren. Leider hatte ich infolge meines ungünstigen Standpunktes von der Jagd wenig gesehen; doch erzählte mir Clam, dass er, durch eine Lichtung blickend, ein seltenes Schauspiel genossen habe. Als nämlich die Tigerin die Anwesenheit der vielen sie einkreisenden Elephanten bemerkt hatte, setzte sie sich, offenbar entschlossen, sich selbst und ihre Nachkommenschaft bis zum äußersten zu vertheidigen, eines ihrer Jungen zur Rechten, das andere zur Linken, auf die Hinterpranten und begann, nach allen Seiten hin die Zähne fletschend, laut zu brüllen.

Bedauerlicherweise wurde auch bei dieser Jagd ein Elephant verletzt, doch nicht durch Tigerbiss, sondern durch eine Prellkugel, die von einem der glatten Baumstämme abgeprallt sein mochte und dem Elephanten gerade über dem Stoßzahn in den Rüssel gedrungen war. Auch ein Elefantführer hatte durch einen wahrscheinlich zufolge eines Schusses abgesplitterten Theil eines Astes eine Verletzung davongetragen, die zum Glücke ganz gering war; einige Rupien Schmerzensgeld wirkten nach der Miene des Verwundeten zu schließen, wie der beste Balsam. Dass solche Verwundungen vorkommen konnten, erklärt sich daraus, dass man stets gezwungen ist, in den Kreis hineinzuschießen und eben an den glatten Teak- und Sal-Bäumen leicht eine Kugel abprallen kann.

Der alte Oheim des Mahârâdschas war sehr ungehalten, dass ich keinen Tiger geschossen, beruhigte sich aber, nachdem ich ihm versicherte, dass es mich nicht minder freue, wenn die Herren meiner Gesellschaft schossen, und ließ die Linie formieren, um mittels eines Generalshootings in das Lager zurückzukehren. Es ist in der Umgebung unseres Lagers von Katni auffallend weniger Wild als in den ersten Lagern, da die Eingeborenen hier viel schießen. Dieselben bedürfen jedoch zur

Erlegung von Tigern besonderer Erlaubnis, welche dann ertheilt wird, wenn ein Tiger unter den Viehherden der benachbarten Ortschaften große Verheerungen anrichtet.

Leider wurde abermals ein Nashornvogel gefehlt; Fairholme erlegte einen Black-buck, den ersten, den wir bisher in Nepal gesehen.

Gegen Ende unseres Streifs, schon ganz nahe am Lager, begannen zwei Elephanten aus unbekannter Ursache miteinander zu kämpfen, wobei der eine derselben mit einem Stoßzahne dem Mahâut des anderen Elephanten eine tiefe Riss- und Quetsehunde in der Kniekehle beibraachte und den Mann hiedurch so schwer verletzte, dass der Bedauernswerte das Bett wohl dureh viele Wochen wird hüten müssen.

Im Lager statteten wir dem armen angeschossenen Elephanten einen Besuch ab und fanden ihn eben unter der Behandlung des Arztes, wobei ich die Klugheit und Geduld des Thieres bewundern konnte. Auf Befehl des Wärters legte sich der Elephant auf die rechte Seite und sah mit den klugen Augen nach dem Arzte, der die Wunde mit der Sonde untersuchte, ohne dass sich hiebei die Kugel gefunden hätte. Empfiend der Elephant Schmerz, so verzog er nur die Lippen, verhielt sich aber im übrigen, ebenso wie bei der noch schmerzvolleren Operation des Auswaschens und Einpinselns der Wunde ganz ruhig, als wüsste er, dass ihm diese Proeedur nützen würde. Die Ruhe des Thieres war um so höher anzusehlen, als nach den Thränen, welche den kleinen Augen entquollen, zu urtheilen, die Schmerzen, welche der arme Hâthî zu ertragen hatte, nicht geringe waren.

Katni, 22. März.

Der heutige Jagdtag war ziemlich missglückt, doch der richtige Jäger muss ja des Sprichwortes stets eingedenk sein: »Es ist alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag.« Das Wetter war so herrlich, wie es in unseren Ländern an besonders schönen Septembertagen zu sein pflegt.

Der Morgenrapport lautete, dass ein starker Tiger auf 11 *km* nördlich vom Lager gerissen habe, weshalb wir sofort nach dem Killplatze aufbrechen sollten. Die Jagd- und Hâuda-Elephanten waren bereits vorausgegangen, wir folgten denselben, einen genussreichen Ritt durch einen grünen Sal-Wald bis zum Jagdplatz unternehmend, der fast unmittelbar am Fuße des Gebirges gelegen war. Dasselbst empfiengen uns die Schikârîs mit dem Ausdrucke der Enttäuschung in ihren Mienen und meldeten, dass sie bereits einen großen Kreis gemacht, den erwarteten

Tiger jedoch nicht gefunden hätten. Die eingeborenen Jagdleiter, sowie der Resident, die mit uns geritten waren, zeigten nicht geringere Enttäuschung und ließen nach langem Kriegsrathe, leider vergeblich, noch an den besten Plätzen der Umgebung nach Tigern spüren.

Ein Frühstück musste die Situation retten. Dann wurde in Ermanglung von Tigern ein General-shooting unternommen, welches eine sehr geringe Strecke lieferte, obwohl wir vier Stunden lang streiften. Die gutmüthigen Eingeborenen waren über den Misserfolg des Tages sehr unglücklich und schickten, da sie sich für den nächsten Tag sicher einen Tiger versprochen, noch nachmittags eine große Anzahl Leute hinaus, um den Tigern vorzulegen.

Katni, 23. März.

Mit Spannung warteten wir auf die Berichte, die erst gegen 9 Uhr morgens einliefen und günstig dahin lauteten, dass ein Tiger bestätigt sei. In der Nähe des Platzes, wo ich am 20. März einen Tiger erlegt hatte, trafen wir in einem von hohen Bäumen umgebenen Grasdshungel den Kreis schon formiert an. Hodek, der sich die Erlaubnis erbeten hatte, mit den Schikârîs voranzureiten, rief uns schon von weitem zu, dass im Kreise ein sehr starker Tiger sei, den er genau gesehen habe, da der Tiger beim Einkreisen auf wenige Schritte vor seinem Elephanten aufgesprungen sei. Kaum auf meinem Stande, sah ich schon, dass sich das Gras vor mir bewegte, ja mein Jäger behauptete sogar, den Tiger genau gesehen zu haben. Leider rief mich plötzlich der Resident in der besten Absicht von meinem Stand ab und postierte mich gerade gegenüber auf eine Stelle, die mir einen weit ungünstigeren Ausschuss bot als die erste.

Einige Secunden später erblickte ich den Tiger vom Gras gedeckt vorwärts schleichen und ließ mich verleiten, zu schießen, worauf er brüllend gegen Wurmbrand flüchtete, von diesem eine Kugel erhielt und, gegen mich zurückstürzend, von mir mit drei Kugeln gestreckt wurde. Nun gieng's gleich an eine genaue Untersuchung, weil Wurmbrand und ich von derselben Seite her geschossen hatten; zu meinem Bedauern wies der Tiger auf dieser Seite nur eine Kugel auf, über welcher meine drei Fangschüsse saßen. Da der Tiger bei Wurmbrand auf dessen Schuss hin gestürzt war, hatte ich offenbar gefehlt und muss gestehen, dass mich diese Thatsache doch mit einem gewissen Schussneid erfüllte, da der Tiger ein besonders starkes, schön gefärbtes Männchen war. Der alte Herr musste schon einmal eine Affaire mitgemacht haben; denn wir

fanden zwischen Hals und Blatt eine ganz eingekapselte Rundkugel größten Calibers, die ihm seinerzeit gewiss viel Unannehmlichkeiten bereitet haben dürfte.

Die Eingeborenen sehienen, da in den Ietzten drei Tagen vier Tiger gefallen waren, ohne dass ich einen derselben erlegt hatte, mit dem Resultate der Jagd nicht einverstanden; sie eilten daher sofort ins Lager, wohin wir ihnen eine Stunde später folgten, zurück, um nachmittags einen Panther aufzusuchen, der in südlicher Richtung vom Lager gerissen hatte. Bei dem Eintreffen im Lager hieß es jedoch, der Panther sei nicht gefunden und als Ersatz für die Jagd auf diesen könne ein General-shooting unternommen werden.

Als wir uns zu diesem rangierten, fiel mir auf, dass hinter der Linie einige Leute Feuer anzündeten, um einen im hohen Dschungel sichtbaren Bau auszuräuhern. Auf mein Befragen wurde mir bedeutet, es handle sich hier nur um eine Spielerei der Leute, worauf wir beruhigt von dannen zogen, eine Ebene am Rande eines größeren Flusslaufes durchstreifend, in der ich wieder eine der schönen Bengal-Trappen mit weißen Flügeln, einen capitalen Schweinshirsch mit hohem, starkem Geweih und zwei Zibethmarder, sowie verschiedenes kleineres Wild erlegte.

Leider entkam uns eine alte starke Hyäne auf eigenthümliche Art. Ich passierte eben ein hohes Grasdickicht, als einige Elephantenführer in meiner Nähe mir auf nepalisch etwas zuriefen und gleich darauf unter Schreien und Gesticulationen ein Stück Wild verfolgten, das sie auch bald eingekreist hatten. Ich frug den neben mir reitenden Residenten, was es sei, worauf mir dieser bedeutete, es sei nur ein Zibethmarder, den man in dem Grase nicht erblicken könne, weshalb ich auch nicht zu der Stelle reiten möge, wo das Thier stehe, da ja doch jedes Bemühen vergeblich sei. Infolge dessen meinen Weg fortsetzend, gerieth ich jedoch in nicht eben freudiges Erstaunen, als ich, zurückblickend, aus dem Dickicht, welehes früher leicht zu erreichen gewesen wäre, eine gewaltig große Hyäne springen und flüchtig werden sah. Ihr eine Kugel nachzusenden, verwehrte mir der Umstand, dass sich zwischen der Hyäne und meinem Standpunkte Leute und Elephanten befanden. Clam und Crawford vermoechten nur auf weite Distanzen einige erfolglose Schüsse abzugeben.

Als die Jagd beendet war, braechten uns Leute zwei junge Hyänen ins Lager, die sie aus dem Baue, den ich schon bei Beginn der Jagd wahrgenommen, ausgeräuhert und erschlagen hatten; somit hatte ich

Ursache, hinterdrein ärgerlich zu sein, über das in jenem Baue steckende Wild die Wahrheit nicht erfahren zu haben, da ich mit großem Interesse dem Ausgraben der jungen Hyänen beigewohnt hätte. Die beim Streif aufgetriebene Hyäne dürfte die Mutter der Jungen gewesen sein, welche bereits die Größe eines ausgewachsenen europäischen Fuchses hatten.

Abends statteten wir noch dem Lager unserer Elephanten einen Besuch ab, um sie bei ihrem Abendessen zu beobachten.

Katni, 24. März.

Die Eingeborenen hatten für heute mit voller Bestimmtheit einen Tiger erwartet, da sie an einem sehr günstigen Platze mehrere Büffel angebunden hatten. Als nun um 9 Uhr morgens berichtet wurde, ein Tiger habe gerissen, gingen alsbald die Hâuda- und Jagd-Elephanten ab, während wir erst eine Stunde später folgten. Trotz des Vorsprunges holten wir die Mahâuts bald ein, die es nicht sehr eilig zu haben schienen, da wir sie mit ihren Elephanten in einem Flusse badend fanden. Nun hieß es warten, bis die Schikârîs mit einer Anzahl von Elephanten in das Dschungel abgegangen waren, in welchem sie den Tiger zu bestätigen hofften.

Eigenthümlicherweise scheinen es die Leute nicht gerne zu sehen, dass wir dem ersten Bestätigen und Einkreisen beiwohnen; wir warteten daher längere Zeit im Schatten hoher Sal-Bäume ab, bis endlich der Ober-Schikârî das Zeichen gab und wir uns in Bewegung setzten, um nach einigen hundert Schritten eine Anzahl Mahâuts zu finden, die rathlos umherstanden und uns erzählten, man suche den Tiger, könne ihn aber in der Nähe des gerissenen Stückes nicht finden. Noch während dieser Erklärung hörten wir in nächster Nähe »Bâgh, Bâgh!« rufen und alsbald schien der ganze Wald Leben zu bekommen; denn aus allen Richtungen kamen Elephanten mit ihren Führern herbeigestürzt, die sich auf der Suche befunden hatten, und auch wir eilten so rasch als unsere Elephanten vermochten, der Stelle zu, wo »Bâgh« gerufen worden war, während die Treiber trotz der scheinbaren Unordnung sich eifrigst bemühten, einen Kreis zu formieren.

Mein Elephant gieng in Riesenschritten durch das dichte Baum-dschungel. Ich war vollauf damit beschäftigt, mich gegen die vielen in die Hâuda schlagenden Äste zu schützen, als ich links von mir großes Geschrei vernahm, und gleich darauf, ziemlich weit, ein Axishirsch und beinahe in seinen Spuren ein starker Panther in voller Flucht

vorbeiwchselten. Seiner Größe wegen hielt ich im ersten Augenblicke den Panther für einen Tiger und schoss, obgleich die Distanz sehr bedeutend war, nachdem ich noch Zeit gefunden, meinem Mahât »Rôk!« zuzurufen. Ich glaubte bestimmt, gefehlt zu haben, da der Panther, ohne zu zeichnen, flüchtig weiter gieng und an den sich nach und nach, glücklicherweise aber noch zu rechter Zeit schließenden Kreis prallte, wo ihn das Geschrei der Elephantenführer zurückscheuchte.

Der Panther kam alsbald unter einem Baume hervor, unter welchem er sich nach Katzenart geduckt hatte, direct auf mich los. Als ich im günstigsten Augenblicke abdrückte, um in rascher Folge beide Schüsse abzugeben, versagte das Gewehr, weil mein Jäger in der Aufregung unterlassen hatte, dasselbe nach dem Abfeuern der beiden zuvor auf den Panther abgegebenen Schüsse, von neuem zu laden. Ich vergass aber meinen Unmuth über diesen Zwischenfall rasch, da der Panther neuerdings eine Wendung machte und zum zweitenmale flüchtig an mir vorbeikam, wobei ich ihn im Feuer roulierte. Mit Recht lassen die Eingeborenen bei jedem größeren, erlegten Stücke Raubwild einige Zeit verstreichen, bevor sie sich ihm nähern. Auch der eben getroffene Panther erhob sich, wiewohl er bereits verendet schien, brüllend aufs neue, als wir an ihn herankamen, so dass ich ihm einen Fangschuss geben musste.

Der Tod dieses Panthers schien den Leuten viele Freude zu machen, da sie behaupteten, dieses auffallend große Männchen habe in den nahe befindlichen Herden sehr viel Schaden angerichtet und sei als furchtbarer Feind wohlbekannt. Der Panther hatte eine besonders schöne, goldgelb gefleckte Decke und schien in der That ein alter, sehr kampflustiger Bursche gewesen zu sein; denn sein ganzer Leib war mit Bisswunden bedeckt und der rechte Reißzahn war ihm, wahrscheinlich von einem Eingeborenen, mit Schrot ausgeschossen worden, deren sich noch einige in der Zahnwurzel fanden. Unter der Decke staken zahlreiche abgebrochene Spitzen von Schweinsstacheln; Stachelschweine sollen eben eine Lieblingsnahrung der Panther bilden, doch geht's dabei nicht ohne Kampf ab, wie die Spuren bei dem erlegten Stücke bewiesen.

Die Schikârîs wollten nun noch einen Streif versuchen, um den Tiger zu finden, da sie behaupteten, dass nicht der Panther das am Morgen gekillte Stück gerissen haben könne, sondern dass ein Tiger der Thäter gewesen sein müsse, weil der Büffel 400 Schritte weit fortgeschleppt worden war und ein Panther dies nicht im Stande sei. Die

Linie wurde somit formiert und ein Walddschungel durchstreift. Einige Flussläufe, sowie mehrere recht schlechte Übergänge wurden durchquert, vom Tiger aber war keine Spur.

So wurde denn General-shooting angeordnet. Unter Leitung des Residenten wendeten wir uns ganz südlich, passierten, einen Fluss überschreitend, sogar die Grenze, jagten eine Weile hindurch in Britisch-Indien und kehrten mit einer Schwenkung wieder auf nepalisches Gebiet zurück. Es kam uns zwar kein Wild neuer Gattungen unter, dafür waren aber zahlreiche Wildschweine und Pfaue, sowie allerlei andere jagdbare Thiere vorhanden; auch erlegten wir wieder mehrere Exemplare des schönen Zibethmarders.

In einer Entfernung von 8 *km* vom Lager wurde nach Sonnenuntergang die Linie aufgelöst und von den Eingeborenen ein sehr komisches Wettrennen sämtlicher 150 Elephanten nach dem Lager arrangiert. Mit erstaunlicher Schnelligkeit bewegten sich die Thiere, von ihren Mahâuts auf das eifrigste angetrieben, vorwärts, und wir unterhielten uns, obwohl erbarmungslos in unseren Hâudas umhergeschleudert, bei diesem seltsamen Rennen dennoch ganz prächtig. Nicht wenig Stolz erfüllte mich, als mein großer Elephante der ersten einer das Ziel erreichte; allerdings hatte ich auch zwei eingeborene Elephanten-Jockeys, einen rechts, den anderen links von mir, die unausgesetzt mit kurzen Holzkeulen auf die dicke Haut des Elephanten droschen, um ihn in seinen besten Trab zu bringen.

Wie wir bei der Ankunft im Lager erfuhren, hatte hier während unserer Abwesenheit eine Leichenfeier stattgefunden, da ein in der vorangegangenen Nacht verstorbener Kuli verbrannt worden war.

Bhanderia, 25. März.

Leider der letzte Jagdtag in Nepal!

Die guten Eingeborenen thaten ihr Möglichstes, um mir zum Abschiede noch einen Tiger zu verschaffen. An verschiedenen Stellen des Dschungels waren Büffel angebunden worden, und am Morgen kam auch thatsächlich die Meldung, dass an zwei Plätzen Stücke gerissen worden seien. Während nun das Lager in Katni abgebrochen wurde, um nach dem 10 *km* entfernten Bhanderia verlegt zu werden, eilten wir zu dem ersten Killplatze, der sich eben dort befand, wo ich gestern den Panther geschossen hatte. Nach Ansicht der Schikârîs war der bestätigte Tiger jener, der tags zuvor ein Stück gerissen und 400 Schritte weit

hinweggeschleppt hatte. Dieser schien ein erfahrener Tiger zu sein, der wohl auch schon eine Jagd mitgemacht hatte; denn als wir am Stelldichein anlangten, meldeten uns die Schikârîs, sie hätten einen Tiger gesehen, ihn aber nicht einkreisen können. Vermuthlich — das wollten sie nicht eingestehen — war ihnen der Tiger auf irgend eine geschickte Weise entschlüpft.

Da wir den Tiger nunmehr in der Richtung, die er genommen, suchen sollten, wurde die Linie gebildet und ein schöner Wald durchstreift. Wie selbstverständlich war die Parole ausgegeben worden, hier auf kein anderes Thier zu schießen. Doch fügte der Zufall, wie fast stets in solchen Fällen, dass uns eben hier eine große Anzahl des interessantesten Wildes zu Gesicht und in beste Schussnähe kam; capitale Axishirsehe, Bellende Hirsehe, selbst scheue Sumpfhirsehe wagten sich nahe an unsere Elephanten heran. Nach langem Streifen gaben endlich die Schikârîs die Hoffnung auf, den Tiger zu finden.

Ein Frühstück sollte nun die nothwendige Berathung versüßen. Schon wollte ich frohlocken; denn kein Frühstück war zur Stelle, da die Leute, denen es anvertraut worden war, sich mit ihren Elephanten in dem Dschungel verirrt hatten; aber kaum eine halbe Stunde später kamen die Provianträger, durch die von Hunger und Durst erpressten Rufe unserer englischen Gefährten auf den rechten Weg gebracht, herbei, so dass eine Stunde lang gefrühstückt werden konnte.

Mittlerweile waren die Schikârîs mit den Jagdelephanten vorausgeeilt, einen anderen Tiger abzuspüren. Wir folgten auf Reitelephanten, kamen an dem verlassenen Lagerplatze von Katni vorbei und fanden die Schikârîs endlich am Ufer eines Flusses in einem hohen Schilfdschungel, wo sie zwar keinen Tiger, wohl aber einen Panther eingekreist hatten. Wir waren kaum in unsere Hâudas geklettert, als sich auch schon das Schilf bewegte und der Panther in voller Flucht an einer der weniger dicht mit Elephanten besetzten Stellen den Ring durchbrach, ohne dass in dem Schilf ein Schuss angebracht werden konnte.

Doeh das brauchte die an derlei schon gewöhnten Schikârîs nicht aus der Fassung — einige Commandorufe, der Kreis öffnete sich, die Flügel liefen neuerdings aus, um sich nach 200 Schritten wieder zu schließen, so dass nach wenigen Minuten der Panther abermals eingekreist war. Er versuchte es von neuem mit dem Durchbrechen, kam aber diesmal an eine dichte Phalanx von Elephanten und wurde in entgegengesetzter Richtung flüchtig, um schließlich von mir rouliert zu werden. Dieser Panther war noch stärker als jener des Vortages.

Auf dem Heimwege von der Pantherjagd, der durch einen dichten Wald genommen wurde, widerfuhr unserem Generalconsul Stoeckinger ein kleines Missgeschick, indem ihn ein herabfallender Baumast so heftig am Kopfe traf, dass die Stirne die blutunterlaufenen Spuren des Schlages zeigte.

Bei klarem Mondscheine wurde das südlich von Katni bei Bhanderia aufgeschlagene Lager bezogen.

Bhanderia—Sohela, 26. März.

Heute hieß es Abschied nehmen von dem schönen Nepal; Abschied nehmen von den nepalischen Eingeborenen, namentlich den Jagdleitern und Shikâris, diesen prächtigen Leuten, die wir während unseres allzukurzen Aufenthaltes so sehr schätzen gelernt hatten; Abschied nehmen von unseren braven Hâthîs, die uns drei Wochen hindurch so fleißig und treu auf manch schwierigen Märschen und Jagden getragen hatten.

Voll der schönsten Erinnerungen an die so gelungene, hochinteressante Jagdzeit, an merkwürdige Erlebnisse und an ein freies, ungebundenes Zeltleben in der Urwaldnatur, verließen wir Nepal. Als wollte uns der Himmel das Scheiden recht schwer machen, war der Tag herrlich und wolkenlos; die blauen Berge und die Gletscherspitzen winkten uns einen Abschiedsgruß zu; das grüne Dschungel mit seinen mächtigen Sal-Bäumen lag so einladend vor uns, als sollten wir neuerdings zur Tigerjagd aufbrechen.

Fast jeder einzelne der wackeren Nepalesen kam heran, um mir sein Bedauern über unser Scheiden auszusprechen. Der Onkel und der Vetter des Mahârâdschas hatten sich in vollen Staat geworfen, um mir ihre Abschiedsaufwartung zu machen; der erstere trug die Uniform eines Obersten, der letztere jene eines Capitâns der nepalischen Garde. Die Uniform bestand aus dunkelblauem, verschnürtem Rock und ebenso verzierten Beinkleidern aus dickem, barchentartigem Stoffe; die Kopfbedeckung wurde lediglich durch einen Goldreif mit goldener Cocarde gebildet, welche, um die Distinction zu markieren, je nach dem Grade der Charge, mehr oder weniger reich mit Edelsteinen geschmückt ist. Ich beschenkte die beiden Herren mit meiner Photographie und mit großen, vergoldeten Hirschfängern, welche, eigentlich wahre Ungethüme, den guten Herren nicht geringe Freude verursachten. Sie schnallten die Waffen sofort über die Uniform und ließen sich in dieser Adjustierung von unserem Photographen aufnehmen.

Dann kamen die Unterbeamten, die Mahâuts, die Soldaten der Escorte, mit einem Worte jedermann aus dem ganzen Völkchen, mit dem wir drei Wochen in angenehmster Weise verlebt hatten, heran, um mir aufzuwarten und mir seinen Selâm zu machen, worauf die Auszahlung der Leute erfolgte. Es war ein hübsches Bild, als sie alle, die Mahâuts auf ihren Elephanten voraus, vorbeidefilirten, Lohn und Trinkgeld in Empfang nahmen und hiebei ihre Danksagungen zum Ausdrucke brachten. Eine komische Figur bot unser einheimischer Postmeister, als er, sofort nach Empfang des ihm gespendeten Geldbetrages, um Ausfertigung eines Certificates bat, des Inhaltes, dass er, der Postmeister, auf rechlichem Weg in den Besitz dieser Summe gelangt sei.

Auch die anderen alle baten dringend um schriftliche »Wohlverhaltens-Zeugnisse«, ein Begehren, dessen Erfüllung uns den ganzen Morgen über in Athem hielt, da das Niederschreiben, Fertigen, Siegeln der Briefe gar kein Ende finden wollte. Eine rechte Freude äußerten die Leute über das Roth-Weiß der Stampiglie meiner Kammervorstehung, da diese Farben die Landesfarben von Nepal bilden.

Endlich war das Lager abgebrochen, alles verpackt; wir winkten all den Freunden noch einen letzten Abschiedsgruß von unseren Elephanten zu; dann setzte sich die Karawane in Bewegung, um die Grenze zu überschreiten und sich in südlicher Richtung gegen Sohela, den letzten Lagerplatz, zu wenden. Wir hatten vorgelobt, während des Marsches auch auf dem indischen Gebiete bis nach Sohela hin zu jagen, da, wie in Nepal, auch hier günstige Dschungel sind, doch die Nepalesen, Onkel und Vetter des Mahârâdschas an der Spitze, waren um keinen Preis zu bewegen, anglo-indisches Gebiet zu betreten.

Wiewohl hiedurch meine Jagdpläne behindert wurden, konnte ich den Nepalesen so starres Festhalten an der Theorie vollkommener Absperrung ihres Landes gegen anglo-indisches Gebiet nicht verübeln. Die stete Besorgnis vor der Annexion ihres Reiches durch England scheint eben, angesichts der Mediatisierung der benachbarten, vormals unabhängigen Fürsten, wohlberechtigt und die systematische Einschränkung des Verkehrs zwischen Nepal und Indien das einzige Mittel zu sein, Nepal wenigstens vorderhand selbständig zu erhalten.

Die freundlichen Beziehungen jedoch, welche uns mit den Nepalesen verbanden, ein Verhältnis, das vielleicht durch die persönliche Übereinkunft der Hirschfänger noch bestärkt worden war, bestimmten die Bevollmächtigten des Mahârâdschas von Nepal mir gegenüber zu besonderen Concessionen. Diese bestanden darin, dass sich die

Nepalesen bereit erklärten, unter dem Commando eines eingebornen Capitäns etwa hundert Elephanten speciell für die von uns geplante Jagd auf anglo-indisches Gebiet übertreten zu lassen; doch wurde hieran die Bedingung geknüpft, diese Leute mit den Elephanten noch am Abende selbst wieder auf nepalisches Gebiet zurückzusenden.

Auf dem indischen Territorium empfingen mich ein englischer Beamter und ein Oberforstmeister, der hier etwa 115.000 *ha* des schönsten Teak- und Sal-Waldes, sonach Bestände kostbarster Art, unter sich hat. In diesen Wäldern herrscht eine Art Plenterbetrieb, das heißt der Bedarf an Holz für die Zwecke der staatlichen Verwaltung wird in der Art gedeckt, dass der Hieb auf der ganzen Waldfläche die schönsten Stämme entnimmt, doch ohne dass dem Hiebe eine Cultur in unserem Sinne folgt. Die Verjüngung geschieht durch Samenschlag; der Nachwuchs bleibt der Natur selbst überlassen.

Angesichts dieses Forstbetriebes beschränkt sich die Thätigkeit des Oberforstmeisters fast ausschließlich auf die Anlage von Straßen zur Ausbringung des Holzes, auf das Schneiden von Holzschwellen für die in diesem District im Bau begriffene Eisenbahn und auf den Waldschutzdienst. Diesem Theile seines Pflichtenkreises entsprechend, trifft der Oberforstmeister alle Anstalten, um Waldbrände zu verhüten. Ja er geht darin so weit, dass er uns im Verlaufe der Jagd eindringlich ersuchte, nicht zu rauchen — eine polizéiliche Beschränkung, welche mit der uns umgebenden freien Natur in auffallender Weise contrastierte.

Zunächst zogen wir eine jüngst durch den Wald gebahnte Straße entlang, bogen dann südlich ab, bildeten die Linie zur Streifjagd und durchquerten ein Gradschungel, das äußerst ergiebig an Haar- und an Federvild war, so dass wir Beltendes, Schwarz- und Sumpfvild schossen, aber das Wild war verhältnismäßig scheu und manche Kugel gieng in dem Grase fehl. Hierauf proponierte uns der Oberforstmeister, ein besonders gutes Dschungel zu nehmen, nämlich einen von Wald umgebenen Wasserlauf, an dessen Rändern hohes Schilf wuchs; doch hatte sich der gute Mann hinsichtlich des Wildreichthums dieses Theiles seines Districtes geirrt; die Elephanten kamen nur mit der größten Schwierigkeit weiter, denn unaufhörlich gab's sumpfige Stellen und umgestürzte Bäume zu überwinden. Abgesehen von einigen Metallstörchen und Cormoranen fanden wir hier kein Wild.

Schließlich baten wir den Oberforstmeister, von weiterem Streifen in diesem Terrain abzusehen, worauf er uns in ein Wasserdschungel führte, in dem unsere Elephanten beinahe zu schwimmen gezwungen

waren und nur erschreckte Wasserrallen aufflogen. Wie es schien, kannte der Oberforstmeister den ihm zugewiesenen District nicht ganz genau, und nur ein besonderes Waidmannsheil führte uns zufällig in ein äußerst günstig gestaltetes Dschungel, in dem wir auch sofort auf Wild, namentlich auf Pfaue trafen.

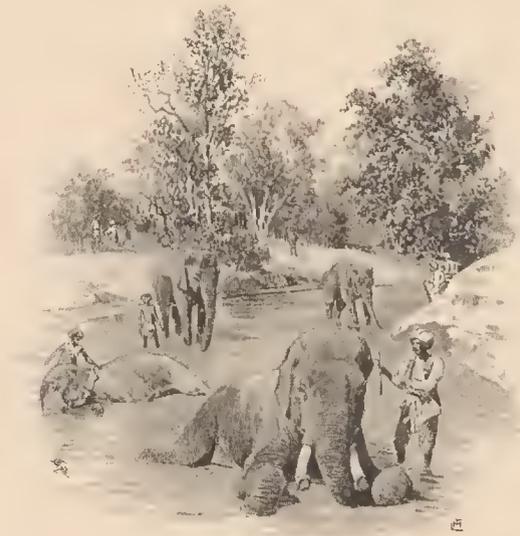
Plötzlich hörte ich links von mir die Pfaue laut schreien und sah ein ganzes Bouquet derselben aufstehen, das sicherste Zeichen, dass sich größeres Raubwild in dem Dschungel befinde. In der That ertönte gleich darauf der willkommene Ruf »Bâgh! Bâgh!« und instinctiv stürmten alle Elephanten concentrisch dem Punkte zu, von dem der Ruf erscholl. Der Kreis ist bald geschlossen, zwei Schikârîs reiten in demselben längere Zeit umher; endlich bewegt sich auch das Gras, die Elephanten trompeten — aber statt des Tigers wechselt ein sehr starker Keiler gegen mich. Ich schieße denselben und frage mich, ob denn die Treiber nur so ins Blaue hinein »Bâgh« gerufen haben sollten? Dies war bei der großen Erfahrung der Nepalesen nicht anzunehmen, schien aber trotzdem auf Wahrheit zu beruhen; denn im Kreise rührte sich nichts mehr und alle Mahâuts kamen mit den Elephanten herbei, um den Keiler zu betrachten.

Da springt zwischen zwei Elephanten ein Panther, der sich bisher im Grase geduckt und nicht gerührt hatte, auf, durchbricht in dem Tumulte, den sein unerwartetes Erscheinen hervorruft, die Linie, und flüchtet, ohne dass geschossen werden kann, in das benachbarte Dschungel. Nun aber zeigten sich die braven Nepalesen wieder in ihrer ganzen Tüchtigkeit; im Nu hatten wir den Panther eingekreist, und ich gab, als ich dann durch eine kleine Lücke ein Stück gefleckter Decke sah, Feuer; der Panther zeichnete, wurde im Grase flüchtig und setzte eben zum Sprunge gegen meinen Elephanten an, als ihn ein Fangschuss des neben mir stehenden Residenten streckte. Der Panther war klein, so dass ihm leider die großcaliberige Kugel des Residenten das ganze Haupt zerschmetterte hatte, während meine Kugel am Stiche saß.

Obgleich sich noch einige sehr einladende Dschungel in der Nähe zeigten, baten die Nepalesen, mit dem größten Theile ihrer Elephanten nach Hause zurückkehren zu dürfen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit heimisches Gebiet zu erreichen. Wir konnten ihnen die Bitte nicht abschlagen, und so ritten wir auf Reitelephanten in unser Lager Sohela, das 16 *km* vom Lager Bhanderia entfernt lag, indes die Nepalesen in langen Linien nordwärts zogen. Wie gerne wären wir den Jagdgenossen gefolgt!

Das Lager stand knapp an einer eben im Baue begriffenen Bahn, die von Mailani aus, einer Station der Rohilkund Kumaon Railway, nördlich über den Sardafluss bis knapp an die nepalische Grenze führen soll. Mit der Herstellung dieser Zweigbahn wird hauptsächlich der Zweck verfolgt, die unermesslichen Wälder zu erschließen, die sich an der Grenze befinden und in ihren Beständen einen sehr bedeutenden, gegenwärtig ertraglosen Capitalswert darstellen.

Den letzten Abend, den wir im Zeltlager verbrachten, widmeten wir der Zusammenstellung der Schussliste über die nepalische Expedition. Welche Fülle von Erinnerungen an frohe und glücklich verlebte Tage wurde hiebei wach!



Sohela — Lucknau — Calcutta — Diamond  
Harbour — Pulu Besar.





**Sohela — Lucknau — Calcutta  
Diamond Harbour — Pulu Besar.**

Sohela — Lucknau, 27. März.

Obwohl die Bahn, wie erwähnt, erst im Baue begriffen und vorerst nur der Unterbau, anseheinend recht flüchtig, hergestellt ist, so wurde doch auf dem provisorischen Geleise ein Zug abgelassen, der uns und unsere Bagage in langsamem Tempo von Sohela bis an den Grenzfluss Sarda zu der Stelle brachte, wo die Eisenbahnbrücke eben ihrer Vollendung entgegenschritt. Hier wurde das Gepäck durch Kulis über eine in der Nähe befindliche Schiffbrücke getragen, während wir in einem von einem Bahningenieur gelenkten Boote das andere Ufer erreichten. Dies war jedoch mit Schwierigkeiten verbunden, da der nicht ganz schiffkundige Mann uns zweimal mitten im Fluss auf Sandbänke führte, so dass wir von Wellen umspült ganz fest saßen, bis uns herbeieitende Kulis aus dieser unerquicklichen Situation befreiten.

Auf dem anderen Ufer harrte ein Extrazug, der uns, nachdem alles verladen war, auf der Linie der Rohilkund Kumaon Railway nach Lucknau brachte. Ein schweres Gewitter stand am Himmel, es donnerte und blitzte, Regentropfen begannen zu fallen, als der Zug sich in Bewegung setzte. Zuerst führte die Bahn durch schöne Dschungel, jenen ähnlich, die wir in Nepal gefunden, durch Teak- und Sal-Wälder; dann nahm die Gegend wieder den monotonen Charakter der indischen

Ebene an. Schlaf und Lecture verkürzten uns die Zeit, bis wir gegen 7 Uhr abends in Lucknau eintrafen. Da wir hier Wagenwechsel hatten und die Umladung des Gepäcks die sofortige Abreise verwehrte, benützten wir die uns gegönnte Rast zu einem Spaziergange in der lauen Nacht, wobei der Mond in schönstem Glanze strahlte.

Um 11 Uhr bestiegen wir den Zug, der uns ohne Unterbrechung zunächst auf der Linie der Oudh and Rohilkund Railway über Dschaunpur (Jaunpur) und Benâres nach Moghal Sarai und von hier auf der Linie der East Indian Railway nach Calcutta bringen sollte.

• Lucknau — Calcutta, 28. März.

Auf bekannter Strecke eilten wir Calcutta zu. Allenthalben waren die Früchte der Felder bereits gereift und überall sah man Menschen emsig beschäftigt, die Ernte einzuheimsen. Die Hitze hatte bedeutend zugenommen und wurde in den Waggonen fast uncrträglich. Drückend schwül lag die Atmosphäre über dem Lande, das melancholisch, grau in Grau, weithin vor unseren Blicken sich dehnte; heißer Wind wirbelte ab und zu dicke Staubwolken auf — so machte die indische Ebene noch zum Abschied einen recht trostlosen Eindruck.

Calcutta — Diamond Harbour, 29. März.

Morgens 7 Uhr trafen wir in Calcutta ein und wurden auf dem Bahnhofe von dem Militärsecretär des Vizekönigs und einem Adjutanten desselben empfangen. Diese Herren gelciteten uns nach dem Government House, wo mich der Vizekönig, sichtlich erfreut über den so befriedigenden Verlauf meiner indischen Reise, begrüßte.

Vormittags war ich vollauf mit den Anordnungen über Verpackung und Absendung der in Indien erworbenen und für die Heimat bestimmten Schätze in Anspruch genommen und begab mich sodann in die Stadt, einige Besorgungen zu machen und namentlich die Sammlung von Photographien der besuchten Punkte zu vervollständigen. Gegen Mittag sprach ich bei Lady Landsdowne vor und nahm mit dem vizeköniglichen Paare das Lunch, worauf ein Photograph unsrer lebenswürdigen Gastfreunde und uns zu einer Gruppe vereinigt aufnahm.

Ich besuchte noch den armen Beresford, der einige Tage zuvor einen bösen Sturz gethan, um ihm Lebewohl zu sagen und nahm dann auf dem Calcuttaer Bahnhofe Abschied von einem lieben Reiscgefährten,

dem Generalconsul Stockinger, der uns während der ganzen Reise durch Indien begleitet hatte und nun in die Heimat zurückkehren sollte. Wir alle haben Stockinger nicht nur als liebenswürdigen, charmanten Gesellschafter, sondern auch als gründlichen Kenner Indiens schätzen gelernt, woselbst er während der zehn Jahre seines amtlichen Aufenthaltes sich die wesentlichsten Verdienste um die Heimat erworben hat, dabei stets lebhaftes und dauerndes Interesse für alle Verhältnisse Indiens an den Tag legend.

Nach zweistündiger Fahrt durch ein von zahlreichen Wasserläufen durchzogenes, stark versumpftes Gebiet langten wir in Diamond Harbour ein, wo mich Schiffscommandant v. Becker empfing, um mich im Galaboote durch einen Seitencanal nach der »Elisabeth« zu geleiten, die in dem Hugli vor Anker lag. Ich war freudig bewegt, nach einer Abwesenheit von dritthalb Monaten unser schönes Schiff wieder zu sehen und ein Stück heimatlichen Bodens zu betreten. Die Volkshymne erklang, die Mannschaft war an den Salutstationen und die Geschütze donnerten, als ich mich einschiffte. An Bord wurde ich von den Herren des Stabes begrüßt, die manch interessantes Erlebnis von der langen Fahrt über Goa, Colombo, Trincomali nach Calcutta, bis wohin die »Elisabeth« gelangt war, zu erzählen wussten.

Erst nach Sonnenuntergang ließ die drückende Schwüle etwas nach, und eine frische Brise gewährte Kühlung, als uns der Abend mit den Herren der englischen Suite zum Abschieds-Diner am Achterdeck vereinigte. Bussatto, der Koch, hatte sein Bestes gethan, die Bordkapelle ließ die schönsten Weisen ertönen, so dass ungeachtet der bevorstehenden Trennung von einigen unserer Reisegefährten in Indien bald eine recht animierte Stimmung herrschte und die allscits ausgesprochene Hoffnung auf baldiges Wiedersehen für das Auseinandergehen einigermaßen trösten konnte. Gleichwohl sahen wir Kinsky, sowie die Herren der englischen Suite, General Protheroe, Captain Fairholme und Mr. Crawford sehr ungern ziehen; denn wir hatten uns im Laufe der gemeinschaftlichen Kreuz- und Querzüge durch Indien, alle Eindrücke und Erlernisse theilend, an das Miteinanderleben gewöhnt und waren in eine einheitliche Reisegesellschaft so sehr zusammengewachsen, dass wir die Auflösung derselben nur als den schmerzenden Riss eines einigenden Bandes empfinden konnten. Die Freunde, von denen wir uns trennen sollten, waren nicht bloß angenehme Begleiter gewesen, sondern hatten sich auch wichtige, den Erfolg der Reise sichernde Verdienste erworben: Kinsky durch die trefflichen Vorbereitungen, die englischen

Herren durch die fürsorgliche, umsichtige Leitung aller Fahrten und Expeditionen, durch das unermüdliche Bestreben, die Reise zu einer wahrhaft genussreichen zu gestalten.

Die vier Sowârs, eingeborene Cavallerie-Unterofficiere der Brigade des Generals Protheroe, welche die ganze Reise mitgemacht und sich durch musterhafte Aufführung, sowie durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, namentlich bei der ihnen übertragenen Obsorge für die Bagage und als Büchsenspanner ausgezeichnet hatten, waren ebenfalls an Bord gekommen. Sie konnten über das prächtige Schiff — sie hatten noch nie ein Kriegsschiff gesehen — nicht genug staunen; die Bordkapelle versetzte sie geradezu in helles Entzücken. Reich beschenkt kehrten sie ans Land zurück.

Als Kinsky, General Protheroe, Captain Fairholme und Crawford nach herzlicher Verabschiedung gegen Mitternacht vom Schiffe abstießen, ließ ich Blickfeuer abbrennen und die englische Hymne spielen. Mit einem dreimaligen Hurrah verschwanden die Reisegefährten im Dunkel der Nacht.

In See nach Singapur, 30. März.

Heiße Nacht umfleng uns in den Cabinen; die Sonne hatte tagsvorher brennend niedergestrahlt und drückende Schwüle lagerte über dem Hugli und den Sümpfen. Trotz mancher Verbesserungen, die in meiner Cabine vorgenommen worden waren, sank die Temperatur nachts nicht unter 30° Celsius und der Schlaf, welcher endlich denn doch die ermüdeten Augen schloss, war nicht erquickend.

Früh morgens lichteten wir die Anker und traten unter Führung eines alten englischen Piloten, dessen Gesichtszüge an die uns geläufige Falstaff-Physiognomie erinnerten, die Fahrt, den Hugli abwärts, an. Das Uferland trug völlig den trübseligen Charakter; welcher den unteren Theilen des Deltas eigen ist, nirgends Grün, überall nur hohe, schwankende, farblose Rohrgewächse von jener Art (*Typha elephantina*), welche in Bengalen »Hugli« heißt und auch dem Flusse seinen Namen gegeben hat.

Der Hugli, der bedeutendste Arm des Ganges-Deltas, hat schon bei Diamond Harbour eine Breite von 3880 *m*, bei der Mündung eine solche von 22.224 *m*. Trotzdem bietet dieser Flussarm der Schifffahrt infolge der sich fortwährend verändernden Barren und Sandbänke bedeutende Schwierigkeiten, so dass die Schiffe oft mehrere Tage brauchen, um die offene See zu erreichen. Selbst die Strandung von

Schiffen im Laufe der Thalfahrt ist keine seltene Erscheinung. Obgleich der Curs, welchen die Schiffe zu nehmen haben, durch Wachtschiffe markiert wird, bedarf es sehr tüchtiger Piloten, um die Fahrzeuge ungefährdet durch das Labyrinth von Hindernissen hindurchzuführen.

Um 3 Uhr nachmittags wird der Lotse auf eine kleine Segelbrigg überschifft; die Ufer sind nur mehr in nebelhafter Ferne, in kaum wahrnehmbaren Umrissen erkenntlich; ein letzter Blick fliegt noch dem indischen Festlande zu — und wir schwimmen in offener See neuen, fernen Reisezielen entgegen.

Indien ist in den Ocean versunken, — Indien, von dem sagen- und märchenumwobene Kunde schon in altersgrauen Zeiten nach dem fernen Westen gedrunken ist, — das aus dem Dunkel der mythenbildenden Zeit allmählich immer mehr in den Vordergrund geschichtlicher Ereignisse hervorgetreten ist, um heute eine der Grundlagen für Englands Machtstellung zu bilden und so als ein die Schicksale Europas beeinflussender Factor zu erscheinen, — das Eroberer und Entdecker angelockt, Gelehrte, Kaufleute und Touristen angezogen hat und anzieht, — das Dichter, Künstler und Schriftsteller begeistert hat. Als Wiege einer vieltausendjährigen autochthonen Cultur, welche in entzückenden Meisterwerken der Kunst blendende Lichtbilder, in düsteren, scheußlichen Gebräuchen Nachtseiten des Menschenthums aufweist, — als der großartige Schauplatz einer stürmisch bewegten, nur zu oft auch grausamen Geschichte, in deren Verlaufe Millionen von Menschen auf dem Schlachtfelde fielen und Ströme von Blut flossen, mächtige Reiche entstanden und blühten, um zugrunde zu gehen, — als Gebiet von schier unerschöpflichem Reichthum an Gütern aller Art, wirkt Indien mächtig ein auf unser Denken und Träumen.

Es ist eine zauberhafte Fernwirkung, welche von diesem Lande ausgeht, und der auch ich unterlegen bin, als ich den Plan gefasst, ostindienwärts zu steuern. Dritthalb Monate habe ich Indien durchreist — eine kurze Frist, und dennoch vermochte ich innerhalb derselben eine Fülle von Eindrücken der mannigfachsten Art in mich aufzunehmen, welche ich als dauernden Gewinn, als bleibende Bereicherung verzeichne. Die umsichtige Fürsorge, welche die Regierung Ihrer Majestät der Kaiserin von Indien meiner Reise zugewandt, die großartige Gastfreundschaft, deren ich mich auf indischem Boden zu erfreuen hatte, haben der Kürze des Aufenthaltes ungeachtet, den vollsten Erfolg der Reise gesichert. Ich habe einen großen Theil dieses Juwels der britischen Krone kennen gelernt, Einblick in das Wesen, Leben und

Treiben der Bevölkerung gewonnen und häufige Gelegenheit gefunden, mir ein Urtheil über die culturellen Verhältnisse und Zustände des Landes zu bilden, sowie dessen politische Lage und vielfach verzweigte Administration zu würdigen.

Wie in einem Wandeldiorama Bild um Bild an dem Beschauer vorüberzieht, so tauchen alle Eindrücke, die ich empfangen, alle Vorstellungen, die jene wachgerufen, vor mir auf. Von der Entfernungen verschlingenden Locomotive gezogen, durchheile ich die weite indische Ebene, klimme ich dort, wo früher wohl nur Saumthiere und Träger unter Lasten seufzend aufwärts geklettert sind, steile Bergesabhänge empor; ich wandle umher in den glänzenden, gewühlerfüllten Straßen Bombays und Calcuttas, mächtiger Emporien des Handels, die in ihrer heutigen Gestaltung einem alten Stamme aufgepfropften, üppige Früchte tragenden Reisern gleichen; all die anderen Städte, die ich besucht, durchwandere ich unter den kriegerischen und den künstlerischen Bauten, den zum Theile schon ruinenhaften Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit; in kostbarem Juwelenschmucke strahlend, erscheinen, geführt vom Nisam von Haidarabad, die Mahârâdschas und Râdschas, an deren Höfen ich geweilt und deren Paläste ich besucht; ferne im Hintergrunde tauchen die großen, historischen Gestalten der Moguln auf, welche der Geschichte Indiens bleibende, mit Staunen und Scheu erfüllende Spuren aufgeprägt, der Nachwelt künstlerische Schätze in wunderbaren Bauwerken überliefert haben; diesen Gewaltmensehen sehe ich ihre Heere, in bunter, farbenprächtiger Gewandung und mit phantastischen Waffen bewehrt, zum blutigen Streite folgen; unter klingendem Spiele marschieren vor mir zur Parade englische und eingeborene Truppen, moderner Nüchternheit entsprechend uniformiert und mit Hinterladern ausgerüstet; festliche Empfänge und Aufzüge, in welchen mit ungeschwächter Kraft die Vorliebe des Orients für Farbenwirkung und prächtige Schaustellung pulsiert, entwickeln sich, umrahmt von malerischer Staffage und fremdartiger Scenerie, rings um mich her; im Kreise der liebgewordenen Gefährten ziehe ich in dem von aller Cultur noch so ferne liegenden Nepal aus zur Jagd; Hochzeits- und Leichenzüge wandeln an mir vorbei; der Rauch verbrannter Hindus steigt zum Himmel empor, während die Fluten des heiligen Ganges eine feierliche Klage über menschlichen Irrwahn rauschen, der Jahrtausende überdauert; in düsteren Tempeln sehe ich Menschen als Opfer fallen und es dünkt mich, als hörte ich den letzten, entsetzlichen Schrei eines armen, dem Flammentode geweihten Weibes. . . .

So fließt, indem ich der in Indien verbrachten Zeit nachsinne, Wahrheit und Dichtung, Gegenwart und Vergangenheit fast unterscheidungslos ineinander.

Indien wird oft genug ein Land der Wunder genannt, ich möchte es vielmehr ein Land der Räthsel heißen und die Berechtigung hiefür in den Gegensätzen erblicken, die allenthalben in reicher Fülle ohne Vermittlung nebeneinander liegen und, sofern sie sich der befriedigenden Erklärung nicht gänzlich entziehen, derselben doch Schwierigkeiten bereiten und jedenfalls von überraschender, befremdender Wirkung sind. Auf den Ankömmling stürmen anfänglich so massenhafte Eindrücke geradezu sinnverwirrend ein, dass er sich versucht fühlt, sich derselben zu erwehren, bis er lernt, sie zu beherrschen und richtig zu beurtheilen. Der oberflächliche Beobachter läuft Gefahr, sich durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten täuschen zu lassen — und doch welch unerschöpflicher Reichthum an Mannigfaltigkeit tritt jenem entgegen, der zu schauen, zu erfassen versteht!

Das Land selbst trägt den Stempel einerseits monotoner und andererseits doch überaus wirksam contrastirender Gestaltung an sich. Weithin, schier endlos dehnen sich Ebenen aus, um ihre Grenzen am Fuße der mächtigsten Bergriesen dieser Erde zu finden. Wo Hügelland die Flucht der Ebenen unterbricht, ragen meist kahle, steinige, von niedrigem Dornengebüsche bedeckte Hänge auf, doch findet sich auch hügeliges Gelände, welches dem Blicke anmuthige, selbst wirklich schöne Bilder darbietet. Heiß, trocken, dürr, den Charakter der Wüste an sich tragend, liegt hier die Landschaft vor uns, dort ist sie von unzähligen Wasseradern, Flüssen und mächtigen Strömen durchzogen, in deren Gebieten sich üppig grünende Vegetation entfaltet und Culturgewächse aller Arten gedeihen. An Gegenden, die nach dem Charakter der Flora die Kraft des tropischen Klimas nicht ahnen lassen, schließen sich Gefilde an, welche im üppigsten tropischen Schmucke prangen; auf ganze Landstriche, die des landschaftlichen Reizes völlig entbehren, folgen solche, welche dem verwöhntesten Naturfreund Bewunderung und Entzücken abringen. In letzterer Hinsicht bezeichne ich als Perle Indiens, soweit ich in der Lage war, mir selbst ein Urtheil zu bilden, das Himälaya-Gebiet, wohin derjenige seine Schritte lenken möge, der im Naturgenusse zu schwelgen gedenkt und der in anderen Theilen des von mir durchreisten Indiens geringe und seltene Befriedigung finden wird.

Weite Strecken Landes scheinen öde und unbewohnt, jeder menschlichen Niederlassung bar, dann drängen sich Ortschaften und Städte auf engbegrenztem Raum. In der Unzahl von Städten, welche in den von unserer Reiseroute durchzogenen Landstrichen gesäet sind, — wir haben dieser Ansiedelungen eine stattliche Anzahl gesehen und dürfen hievon auf andere schließen — ist wohl auch nicht eine, welche nicht der anderen gleiche, aber auch keine, welche nicht durch ein ganz eigenartiges Gepräge von allen anderen scharf abstäche.

In so manchen Gebieten Indiens glaubt man tagelang wandern zu können, ohne auch nur einem Menschen zu begegnen, während an vielen anderen Stellen die Dichtigkeit der Bevölkerung einen geradezu ungläublichen Grad erreicht hat. Nicht weniger schwer ist die zahllose Menge von Bevölkerungselementen begreiflich, welche Indien in dem denkbarsten Kunterbunt des Nebeneinander birgt, und die, in so mancher Beziehung ausgeglichen und nivelliert, doch in vielfacher Hinsicht in scharfem Contraste zueinander stehen. Am auffallendsten war mir der Gegensatz zwischen den eher weich, weniger thatkräftig, unentschlossen erscheinenden anderen Hindus und den Râdschputen, sowie den Gurkas, die — groß, kräftig und schön gebaut — in ihrem ganzen Wesen kriegerische Vergangenheit, soldatischen Sinn und Energie bezeugen.

In verblüffender Untermengung finden sich zahllose Religionen und sectenartige Abzweigungen derselben, so das Christenthum mit seinen verschiedenen Bekenntnissen, der Brahmanismus, der Buddhismus, der Islam und viele andre Lehren. Hart neben den zartesten Blüten, welche religiöses Leben getrieben, erhält sich roher Fetischismus, gedeihen wahrhafte Ausgeburten religiöser Verirrungen, wie die auf offener Straße ihr Unwesen treibenden Fakîre, die ekelerregenden, obscönen Riten und Gebräuche, welche wir in Tempeln geschaut, der helle Wahnwitz, dem wir in Benâres begegnet sind. Großartige Werke und Unternehmungen, welche von tief religiösem Sinne, von wahrer Menschenliebe zeugen, lassen alle edlen Saiten in uns erklingen, während uns ein brutaler Mangel an jeglicher Pietät dort, wo Tode verbrannt und halbverkohlt ins Wasser geworfen werden, schaudern macht und uns unbezwinglicher Widerwille befällt, wenn wir die Räume betreten, in welchen bresthafte und sieche Thiere das Ende ihres Daseins abwarten. Das Erhabene und das Gemeine, das Schöne und das Hässliche, das Ernste und das Lächerliche stoßen in Indiens weiten Gauen überall hart aneinander.

Millionen der Bevölkerung Indiens verbringen ihr Leben in einer Armut und Dürftigkeit, welche jeder Menschenwürde Hohn sprechen, welche das Maß des von uns für möglich Gehaltene weit übertreffen. In jämmerlichen Laubhütten kommen, vegetieren und vergehen Generationen von Menschen, deren Elend umso erasser erscheint, als es sich von den Überresten ehemaliger Pracht und Herrlichkeit, von dem glänzenden, üppigen Reichthum abhebt, der an den Höfen und Sitzen der Mahârâdschas und Râdschas herrscht.

Großbritannien hat im Laufe der Zeiten durch beharrliche Arbeit die Rinnsale gegraben und die Schleusen aufgezo-gen, aus welchen sich die Civilisation des Westens über Indien ergießt; aber diese ist noch wie Öl, das auf dem Wasser schwimmt, nicht in die Tiefe desselben dringt, sich mit diesem nicht mischt. Die große Masse des Volkes in Indien lebt noch ganz auf der Stufe der Cultur, welche es vor Jahrhunderten erklimmen und mit zäher Ausdauer festgehalten hat. Noch heute werden in den Werkstätten der Kunstindustrie jene Erzeugnisse, die auf den Märkten Europas wohlbekannt sind und die Bewunderung der Sachverständigen erwecken, in der primitiven Weise erzeugt, welche den Altvordern vertraut war, und mit dem einfachen, durch eine eiserne Spitze bewehrten Gabelholze, wie es schon in altersgrauen Zeiten als Pflug im Gebrauche gewesen sein mag, wird auch heute noch der Boden durchfurcht, damit indischer Weizen auf dem Weltmarkte dem europäischen, mühsam genug mit dem Dampfpflug erarbeiteten Producte Concurrenz bereite.

Unter all den räthselhaften Erscheinungen in Indien macht wohl keine größeren Eindruck als jene, dass England im Stande ist, die nahezu 300 Millionen zählende Bevölkerung in Botmäßigkeit zu erhalten — und eine Botmäßigkeit ist es, in der ganz Indien England gegenüber erscheint, mögen Indiens einzelne Theile sich einer größeren oder geringeren relativen Selbständigkeit erfreuen oder auch nur in den britischen Interessenkreis einbezogen sein. Diese Erscheinung ist umso frappanter, als ja in Indien Englands Machtgebot nur durch eine geringe Zahl seiner Söhne, durch verschwindende Streitkräfte zum Ausdrucke gebracht wird. Welches Schicksal immer dem heutigen British-Indien beschieden sein mag, so gereicht doch die Thatsache, dass England seine Herrschaft daselbst zu begründen, zu behaupten und auszugestalten vermocht hat, nicht allein dem englischen Nationalcharakter zum Ruhme, sondern liefert auch ein Zeugnis für die Überlegenheit der westlichen Cultur.

Wenn mir manch interessanter Einblick in die politischen Verhältnisse und die Administration Indiens und in das ganze, vielfach verschlungene Gcwirre von Fäden gegönnt war, welche in Alt-Englands ordnender, vertheilender Hand zusammenlaufen, so danke ich dies nicht zum geringsten Theile der Offenheit, mit welcher die Engländer über indische Einrichtungen und Angelegenheiten Fremden gegenüber sprechen, dem Freimuthe, womit sie selbst Mängel ihrer Institutionen rückhaltlos darlegen. Ungeachtet solcher Mängel haben die Engländer in Indien wahrhaft großartige Leistungen aufzuweisen — Staatskunst und Colonialpolitik haben Triumphe gefeiert. Waffen, Geld und diplomatische Künste, welche letztere in der Eifersucht und Zwietracht der einheimischen Fürsten willkommene Objecte fanden, mussten zusammenwirken. Und wenn ab und zu in dem bald gewaltsamen, bald friedlichen Ringen Englands mit widerstrebenden Kräften aller Art jene Feinheit der Empfindung vermisst werden sollte, welche allein ermöglicht, immer sehr streng in der Wahl der Mittel zu sein, wer vermöchte dies zu tadeln?

Indien ist unstreitig eine Zierde der britischen Krone und deshalb muss England um diesen Besitz auch wie um eine Kostbarkeit besorgt sein. Indem es sich Indiens freut, muss England zittern und vorbauen. Mag sein, dass erfahrene Continental- und Colonialpolitiker in dem Gedanken einer Imperial Confederation, eines engeren Zusammenschlusses der britischen Colonien untereinander und mit dem Mutterlande ein nicht zu verwirklichendes Traumgebilde sehen — ich erlaube mir dafürzuhalten, dass hierin nur die Einrenkung der über den Erdball verstreuten Glieder eines Ganzen zu einem Organismus erblickt werden könnte, welcher es England möglich machen würde, seine Machtstellung nachdrücklicher zu behaupten, als es bei dem jetzigen Zustande einer doch nur sehr losen Aggregation der Bestandtheile der Fall ist.

In See nach Singapur, 31. März.

Bei herrlichem Wetter schwimmen wir auf der tiefblauen See Pulu Penang zu, um von hier nach der Insel Singapur zu steuern. Das Meer ist glatt wie ein Binnensee und trotz der verhältnismäßig großen Hitze bringt manchmal eine kühle Brise Labsal. Auf dem Achterdeck ist der Aufenthalt ganz erträglich; schlimmer ist es in den Cabinen und vor allem im Maschinenraume, wo das Thermometer eine fast ständige Temperatur von 70° C. aufweist.

Da wir an einem der Kessel — derselbe hatte zu rinnen begonnen — havariert waren, musste die Fahrt verlangsamt werden, so dass wir nur neun Meilen in der Stunde machten, was übrigens theilweise auch auf den Umstand zu setzen ist, dass die in Indien gewonnene Kohle nicht so viel Heizkraft besitzt, als die englische Schwarzkohle.

Nachmittags hatte ich leider den Verlust eines der Mitglieder meiner Menagerie zu beklagen. Mein Papagei, ein zahmes Thierchen, der sich voller Freiheit auf Deck erfreute, strich, seine Flugkünste versuchend, vom Schiffe aus über die Wellen hin, fiel aber, bevor er das Deck wieder erreicht hatte, ermattet in das Meer und ertrank.

Ein großer Viermaster, der anscheinend Kurs nach Rangun hatte, kam in Sicht.

Des Charfreitags wegen gab es weder Musik noch Glockensignale; die Stunden wurden mittels einer Ratsche angezeigt.

In See nach Singapur, 1. April.

Prächtiges Wetter, spiegelglatte See, empfindlichste Hitze. Wiewohl ich in dem Maschinenraum, in den ich hinabgestiegen war, nur kurze Zeit verweilt hatte, kehrte ich dennoch in Schweiß gebadet auf Deck zurück. Der Heroismus, mit welchem unsere wackeren Heizer, die nur alle vier Stunden abgelöst werden, in dem Glutraum ihrer schweren Arbeit obliegen, ist geradezu bewundernswert.

Wassersäulen, die in großer Entfernung aufstiegen, deuteten auf zwei Pottwale hin.

Nachmittags gegen 4 Uhr kam die kleine Insel Table Island, das nördlichste Eiland der Andamanen, mit ihrem Leuchtturm auf vier Meilen steuerbord in Sicht, während wir den Preparis South Canal passierten. Die Insel ist, so viel ich durch das Fernglas unterscheiden konnte, mit reicher Vegetation, namentlich mit Palmen, bedeckt, und dient, in der Regel unbewohnt, nur zeitweise Fischern zum Aufenthalte.

Des Abends erfreute uns herrlicher Vollmond, der die See sowie unsere schneeweiße »Elisabeth« magisch beleuchtete und sich glitzernd in den leicht gekräuselten Wellen spiegelte. Lange lauschte ich auf der Brücke den Gesängen unserer Mannschaft, die sich auf dem Eisen-decke versammelt hatte.

Spät abends erschien backbord, geisterhaft aus der See empor-tauchend, der 710 *m* hohe Insel-Vulcan Narcondam, ein wertvoller Orientierungspunkt für die Navigation.

In See nach Singapur, 2. April.

Schon um 5 Uhr früh verließ ich die Kajüte und gieng auf die Brücke, mich an dem Schauspiele des untergehenden Vollmondes und des gleichzeitig aufgehenden Tagesgestirnes zu ergötzen. Einige am Firmamente schwebende Wolken verschönerten das Bild durch ihre grotesken Formen und ihre eigenthümlichen Färbungen.

Vormittags war — wir feiern Ostersonntag — Gottesdienst, dessen Abhaltung auf hoher See mir immer tiefen Eindruck hinterlässt: der Altar auf Deck, von unserer Standarte überragt; davor die Handvoll Menschen, ein Spiel der Elemente, allein auf Gott vertrauend; Musik in feierlichen Klängen ertönend; dazu das leise, geheimnisvolle Rauschen des ewigen, unendlichen Meeres.

Nach der kirchlichen Feier widmete ich mich den ganzen Tag hindurch der Arbeit und namentlich den für die Heimat bestimmten Briefen.

In See nach Singapur, 3. April.

Der Himmel ist stark bewölkt, und eine heftige Regenböe geht in schweren Tropfen nieder, die auf Deck prasseln, aber alsbald in der Wärme verdunsten. Der Gottesdienst findet daher in der Batterie statt.

Noch vormittags kommen die Sayer-Inseln, die der Panga-Halbinsel vorgelagerte Insel Salang und nachmittags die Brothers-Inseln in Sicht. Alle diese kleinen Eilande scheinen, nach dem Blicke durch das Fernrohr zu urtheilen, vulcanischen Ursprunges und dicht mit tropischer Vegetation bedeckt zu sein.

Tagsüber beobachteten wir die in der Straße von Malakka so häufigen Tide Rips oder Strom-Kabelungen; es sind dies durch entgegengesetzte Strömungen entstandene Wellenbewegungen, die sich streifenförmig durch die sonst ganz ruhige See ziehen und das Steuern, indem sie das Schiff vom Curs ablenken, wesentlich erschweren. Ich möchte diese Strömungen mit einem im Meere rasch dahinfließenden Gewässer vergleichen, das an seiner Oberfläche schäumende, tanzende Wellen wirft.

In auffallender Zahl tummelten sich hier fliegende Fische, große Scharen von Delphinen, sowie thunfischartige Fische. Die letzteren verfolgten, aus dem Wasser springend, kleinere Fische, während jenen wieder größere scharbenartige Vögel, die ich nicht näher zu erkennen vermochte, nachzogen.

Der Abend war lau und mild, so dass ich, bevor ich mich zur Ruhe begab, noch ein Stündlein auf der Brücke verbrachte, umfächelt von der kühlenden Abendbrise, versunken in den Anblick des südlichen Sternenhimmels, welchen ich übrigens an Mannigfaltigkeit, Schönheit und Glanz der Sternbilder dem nördlichen Firmamente nachstelle.

In See nach Singapur, 4. April.

Wieder herrliches Wetter und ruhige See. Vormittags kam in weiter Ferne die zu den britischen Straits Settlements gehörende Insel Pulu Penang, auch Prince of Wales Island genannt, in Sicht. Ich hatte ursprünglich die Absicht, dieselbe anzulaufen und einen Tag dort zu verweilen, um die Vegetation kennen zu lernen und nach neuen Species der Ornis zu fahnden. Da ich aber die Versicherung erhielt, dass mir die Umgebung von Singapur in beiderlei Hinsicht das Gleiche bieten werde, und da ich danach strebte, den malayischen Archipel und Java baldigst zu erreichen, so gab ich jenes Vorhaben auf und wir behielten den Kurs auf Singapur weiter bei.

Von Zeit zu Zeit erblickten wir die nebelhaften Umrisse der Halbinsel Malakka und die bläulichen Contouren ihrer Bergzüge.

Zum erstenmale begegneten wir einem der kleinen malayischen Segelboote, Praus genannt, welche, den Warentransport vermittelnd oder dem Fischfange dienend, zwischen Sumatra und der malayischen Halbinsel hin und her segeln. Ganz eigenthümlich ist die Bauart dieser plumpen Fahrzeuge und vor allem deren Takelage; die Segel bestehen aus kleinen, länglichen, rothbraunen Strohmatte, welche an Stangen befestigt sind; sollen die Segel gerefft werden, so lassen die Bootsleute dieses Gefüge von Maten zusammenklappen wie eine Ziehharmonika.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam der mitten in der Malakkastraße liegende vulcanische Kegel, der Pulu Dscharak (Jarak) in Sicht, ebenfalls ein guter Orientierungspunkt für die Schiffahrt. Wir fielen, um ihn näher betrachten zu können, etwas backbord ab; derselbe erhebt sich in ganz runder Form bis 152 *m* aus dem Meere und ist bis zum Wasserspiegel hinab mit üppiger, tropischer Vegetation bedeckt. Die Laubkronen der mächtigen Bäume wurden von der untergehenden Sonne effectvoll beleuchtet.

Zahlreiches Treibholz, namentlich Palmenholz, schwamm auf den Wogen — Trophäen, die das Meer in ununterbrochenem Ansturme dem Lande abgerungen hatte.

In See nach Singapur—Pulu Besar, 5. April.

Einige Meilen von der Küste der Halbinsel Malakka entfernt, nahmen wir unseren Cours derart, dass wir unausgesetzt reizende Ausblicke sowohl auf die Küste, die Hügel und Berge der Halbinsel, woselbst der in Dschohor (Johore) gelegene Ophir bis zu 1175 *m* hoch emporragt, als auch auf die kleinen Inselgruppen, die sich längs der Küste vorlagern, genossen. Selbst mit unbewaffnetem Auge war das üppige Pflanzenkleid erkennbar, welches die Halbinsel wie die Inselgruppen ziert.

Zahllose malayische Fischerboote segelten auf der ruhigen See, deren intensiv smaragdgrüne Färbung einen wirkungsvollen Contrast zu dem tiefen Blau des Himmels bildete. Erstaunlich ist die weite Entfernung, auf welche sich die malayischen Fischer mit ihren Canoes in die hohe See wagen, und die Geschicklichkeit, mit der sie bei hohem Seegang arbeiten. Diese Canoes sind fast noch kleiner als unsere Sandolinen oder Seelentränker; je zwei Mann sitzen in den Booten und bewegen dieselben mit Doppelrudern vorwärts; manchmal wird sogar ein kleines Segel beigesetzt. In weitem Umkreise war die See förmlich bedeckt mit solchen Canoes, deren Insassen mit ihren kleinen, stechenden Augen die stolz vorbeifahrende, mächtige »Elisabeth« neugierig anstarrten. Als Kopfbedeckung trugen die Fischer große glockenförmige Strohhüte, während der Rest der Bekleidung, der Hitze und der Beschäftigung entsprechend, sehr mangelhaft war.

Im Verlaufe der letzten Tage hatten wir auffallend wenig Schiffe gesehen, bekamen aber heute mehrere Dampfer in Sicht.

Da ich erst am nächsten Morgen in Singapur einlaufen wollte und uns noch einige Stunden zur Verfügung standen, beschloss ich, eine der vielen, der Küste entlang liegenden Inseln zu besuchen. Die Karte wurde zurathe gezogen und auf derselben bald eine Insel, Besar genannt, zur Gruppe der Water Islands gehörig, südöstlich von der einst so mächtigen Handelsstadt Malakka gefunden, wohin die Expedition gehen sollte. Ich warb Theilnehmer und binnen kurzer Frist hatte sich ein Häuflein von Naturfreunden und Jägern, nebst mir und meinen Herren noch aus Sanchez, Bourguignon, Regner und Mallinarich bestehend, gefunden, die Insel zu durchstreifen.

Die Water Islands bilden eine Gruppe kleiner Inseln, deren größte Besar ist. Sie sind sämmtlich mit reicher Vegetation bedeckt und, nach der Karte zu urtheilen, unbewohnt; nur auf Pulu Undan, der äußersten dieser Inseln, befindet sich ein Leuchtfeuer.

Nachdem die »Elisabeth« eine halbe Meile von der Insel vor Anker gegangen war, stieß das Expeditionscorps in zwei Booten ab und landete in einer kleinen Bucht, die von Korallenriffen erfüllt war und nur in einer schmalen Passage Durchfahrt gestattete.

Auf dem Ufer stellte ich die Herren in einer Linie an, nach je einem Schützen zwei Matrosen einreihend; ich selbst wollte die Mitte der Linie einnehmen, Sanchez und Regner aber sollten die beiden Flügel bilden — in dieser Weise beabsichtigten wir die Insel zu durchqueren. Das war nun sehr schön gedacht; bald aber zeigte sich, dass ein derartiger Streif, so vortrefflich er zweifellos in den heimatischen Rübenfeldern ausgefallen wäre, auf einer Insel in den Tropen nicht durchführbar ist. Kaum waren wir etwas vorgedrungen, so stellten sich uns schon fast unüberwindliche Hindernisse entgegen, da der Pflanzenwuchs in seiner Üppigkeit und Dichtigkeit ein Weiterkommen nahezu ausschloss.

Von dem hier herrschenden wuchernden Wachstume der Bäume, Sträucher, Kräuter und Lianen vermögen demjenigen, welcher die Natur in ihrer zeugenden Urkraft nicht selbst geschaut, bildliche Darstellungen, die ja immer nur einen schwachen Abglanz der Wirklichkeit bieten, kein richtiges Bild zu geben. Allenthalben liegen, auf dem Boden hingestreckt, mächtige, den Elementen, dem Alter und der langsam aber sicher würgenden Thätigkeit der Lianen zum Opfer gefallene Stämme, bedeckt mit Moosen, Farnen und Orchideen; über diesen Zeugen der nie rastenden Zerstörung wölben die verschiedenartigsten Bäume ihr hochragendes Blätterdach; armdicke Lianen verbinden, Schlangen gleich, in todbringender Umarmung einen Baum mit dem anderen; Baumfarne, sowie Bambus, Bananen und Rhododendren bilden einen dicht geschlossenen Unterwuchs, in welchem jeder Schritt mit dem Messer erkämpft werden muss. Ich schwelgte im Anblick und im Genusse dieser Pracht, die mich fesselte und mich wiederholt in der schweren Arbeit, dem Urwald einen Pfad abzuringen, innehalten ließ.

In der That war es keine geringe Mühe vorwärts zu dringen; namentlich bei 45° C. und unter fast senkrecht herniederbrennenden Sonnenstrahlen. In dem Kampf um den Raum, den wir, das Messer in der Hand, führten, troff der Schweiß von der Stirne, als wären wir in einem Dampfbade. Bald war auch die Direction verloren, die Ordnung löste sich auf, die schön ausgerichtete Linie war unterbrochen, die Matrosen giengen nicht mehr zwischen uns, sondern hinter uns drein, und jeder der Gesellschaft bahnte sich seinen Weg so gut wie möglich.

Die Thierwelt war spärlich vertreten; nur einige Vögel waren zu hören, aber selten einer derselben in dem undurchdringlichen Meere von Blättern zu erblicken. Gleichwohl gelang es mir, eine Fruchttaube, deren Gefieder in allen Farben des Regenbogens schillert und einen Schwarzen Kuckuck (*Eudynamis honorata*) zu erlegen, während Regner eine prächtige Nektarine (*Arachnechthra pectoralis*) schoss.

Die Verbindung miteinander immer mehr verlierend, mussten wir uns, um völlige Trennung zu verhindern, gegenseitig fortwährend zurufen und die Rufe beantworten. Endlich waren wir darüber einig, dass weitere Versuche vorwärts zu kommen nutzlos seien, und drangen, um die Insel zu umkreisen, gegen die Küste heraus, wo wir mit Mallinarich zusammentrafen, der sich schon früher von uns getrennt hatte und mit zwei Mann auf den Fang von Krabben, Schwämmen, Mollusken und ähnlichen Vertretern der Meeresfauna ausgezogen war.

Bald fanden wir im Sand eine Fährte, welche, nachdem sämtliche fährtenkundige Waidmänner zusammenberufen worden waren, als jene eines Einhufers, und zwar der Species *Equus caballus* erklärt wurde. Dies deutete, da Pferde hier nicht indigen sind, auf die Nähe menschlicher Wesen, so dass die Insel keineswegs unbewohnt zu sein schien, wie wir nach der Angabe der Karte angenommen hatten. Eine Bestätigung der Richtigkeit dieser, unseren Forschungsdrang herabstimmenden Thatsache ergab sich daraus, dass ich unter einem großen Baum einen — Coeur-Achter fand, welcher den letzten Rest der Illusion, als hätten wir ein noch jungfräuliches Eiland betreten, »ausstach«.

Und in der That, als wir abermals eine Wendung gemacht hatten, standen malayische Fischer vor uns, welche die europäischen Eindringlinge zuerst sehr erstaunt betrachteten, dann aber in freundlichster Weise, uns und unsere Matrosen zu laben, Wasser aus einem tiefen Brunnen schöpften. Einige elende Rohrhütten, an welchen Netze zum Trocknen hiengen, dienten den Fischern als Behausungen, in deren Nähe sich zwei allerliebste Scheck-Ponies tummelten, wodurch die räthselhafte Fährte ihre natürliche Erklärung fand. Rings um die Hütten war von den Insulanern der Urwald niedergebrannt worden, offenbar um Raum für irgend eine Cultur zu gewinnen.

Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als wir, auf einem kleinen Fußsteige fortschreitend, uns auf einmal zwei Buddha-Tempel und einer kleinen, sehr reinlich gehaltenen Ansiedelung von Chinesen gegenüber befanden. Die beiden Tempel, sowie das größte der Wohnhäuser waren

aus himmelblau bemaltem Mauerwerk erbaut; in der Nähe standen mehrere Rohrhütten, nach Gepflogenheit der Malayan auf Pfählen errichtet. Im Schatten großer Bäume gelegen, machte diese Niederlassung einen so überaus einladenden Eindruck auf uns, dass wir, zumal hier Aussicht geboten war, eine Erfrischung zu erhalten, unseren Misserfolg als Erforscher von Besar willig in den Kauf nahmen. Mit freundlicher Miene kamen uns die eingewanderten Kinder des himmlischen Reiches entgegen; eine sehr heitere, geschwätzig, alte Chinesin schien über den unerwarteten Besuch ganz besonders erbaut zu sein.

Die Chinesen wandern bekanntermaßen in großer Menge aus ihrer Heimat aus und überschwemmen, nach Westen und Osten vordringend, aller Herren Länder. Dass wir die bezopften Brüder schon in Calcutta getroffen, war nicht zu verwundern; immerhin musste es aber Befremden erregen, dass selbst dieses abgeschiedene Eiland hinlängliche Anziehungskraft für chinesischen Erwerbssinn bot.

Die Leute brachten Stühle und zur willkommenen Erquickung Zwieback sowie vortrefflichen Thee herbei, und jeder von uns leerte einige Schalen dieses Getränkes, während die wackere Alte, lachend und unermüdlich, immer neue Quantitäten herzutrug. Als wir endlich zum Aufbruche rüsteten und unsere Erkenntlichkeit durch Verabreichung einiger Geldstücke bezeigen wollten, lehnten die Chinesen jeglichen Dank ab und waren trotz allen Drängens nicht zur Annahme einer Bezahlung zu bewegen. Schließlich half Clam aus der Verlegenheit, indem er mit zierlichen Verbeugungen der freundlichen Alten Blumen darbot, welche jene unter einer Lachsalve ins Haar steckte. Sanchez reichte der Inselwirtin seinen farbigen Gürtel dar, worauf wir mit herzlichem Händedruck von unseren Gastfreunden schieden.

Wir zogen nun weiter der Küste entlang. Drei blau und weiß gefärbte Baumlieste (*Haleyon chloris*), sowie mehrere Exemplare einer Art von Zwergreihern (*Butoroïdes javanica*) fielen uns zur Beute. Palmblätter, die ich unterwegs abhieb, sollten zur Ausschmückung unseres Achterdeckes dienen. Bald änderte die Küste ihren Charakter, indem an Stelle des weichen Wellsandes große, rundliche Felsblöcke traten, über die wir springen oder, Equilibristen gleich, hinwegklettern und balancieren mussten. Manche dieser Steine des Anstoßes waren feucht, so dass wir auf denselben gar nicht Fuß fassen, sondern uns daran nur mühsam anklammern konnten. Der Versuch, einen mehr landeinwärts gelegenen Pfad ausfindig zu machen, scheiterte bald an dem Terrain, welches daselbst noch unwegsamer war, und so kletterten,

krochen und glitten wir denn im Gänsemarsche vorwärts; Kleider und Schuhe waren bald in trostlosem Zustande; die Flut stieg immer höher; die Brandung schlug brüllend über die Felsen — und endlich lagen wir bei einem besonders schwierigen Übergange von einem Felsen zu einem andern allesammt im Wasser.

Nach mancherlei Fährlichkeiten waren wir schließlich an der Stelle angelangt, wo die Boote lagen, und befanden uns bald, herzlich müde, in zerrissenen und durchnässten Kleidern, an Bord der »Elisabeth«, wo wir schleunigst unsere Lagerstätten aufsuchten, um erst am späten Abend zum Diner auf Deck zu erscheinen.

Als bald wurde die Fahrt auf Singapur fortgesetzt. Spät abends kam das Feuer von Pulu Pisang in Sicht.



Singapur Dschohor.





Singapur – Dschohor.

Singapur, 6. April.

Gegen 5 Uhr morgens wurde ich durch ein heftiges Gewitter geweckt, das sich mit Vehemenz entlud. Ein Donnerschlag folgte dem andern; der Regen fiel so dicht, dass man selbst auf wenige Schritte keinen Auslug hatte und der Commandant sich bestimmt sah, bei Alligator Island, unter dem Leuchtfeuer von Raffles Island, vor Anker zu gehen. Da unter solchen Umständen an Schlafen nicht mehr zu denken war, stieg ich auf die Brücke und genoss, mitten im strömenden Regen, das elementare Schauspiel. Eine halbe Stunde später ließ die Böe nach und bald schimmerte der blaue Himmel hervor, so dass wir die Fahrt fortsetzen konnten.

In weiter Ferne sah man rechts die Umrise von Sumatra, während uns links die Halbinsel Malakka und kleine Inseln begleiteten. Endlich tauchten im Frühnebel die Signalstation, einige Schiffe und dann nach und nach die größeren Gebäude von Singapur auf. Der Lotse kam an Bord und führte uns auf die Rhede, wo wir ungefähr 1½ Meilen weit vom Land Anker warfen.

Gleich darauf erschien in Vertretung unseres, auf Urlaub befindlichen Consuls der belgische Generaleonsul, M. J. de Bernard de Fauconval, mit der Meldung, dass in Singapur die Cholera ziemlich heftig

aufgetreten sei, dass diese tückische Krankheit sich auch schon unter den Europäern Opfer ausersehen habe und endlich, dass beim Sultan von Dsehoor keine größeren Jagden abgehalten werden könnten, da der Herrscher selbst nach Karlsbad verreist und auch die Saison nicht als günstig zu bezeichnen sei.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, einige Tage in Dsehoor zuzubringen, da mir die Gastfreundschaft und die vorzüglichen Jagdgebiete des Sultans oft gerühmt worden waren, entschloss mich aber angesichts all dieser Hiobsposten nothgedrungen, in Singapur nur so lange zu verweilen, als erforderlich ist, um die Stadt und deren Umgebung kennen zu lernen, um einen Ausflug nach dem nahen Dsehoor zu unternehmen, sowie um Kohlen einzuschiffen, und dann gleich nach Batavia weiterzufahren.

Nun begann eine Reihe von Besuchen. Vor allem kam der Gouverneur der Straits Settlements, Sir Cecil Clementi Smith, und nach ihm der Commandant der siamesischen Yacht »Ubon Burathid«. Diesem gab als Dolmetsch ein Bekannter aus Wien, eine ständige Figur der Ringstraße und der Freudenauer Rennen, der Siamese Nai Glinn, das Geleite, welcher durch längere Zeit als Lieutenant dem 7. Dragonerregimente zugetheilt gewesen und vor kurzem in seine Heimat zurückgekehrt war, um dieselbe, wie er mir sagte, bald wieder mit der Bestimmung als Militär-Attaché nach Berlin zu verlassen. Ich war recht erfreut, Nai Glinn — er bekleidet jetzt den Rang eines Capitäns und führt den Namen Luang Salyooth — wiederzusehen. In voller Parade, als Lieutenant der Lothringen-Dragoner, erschien er, um Bescheid zu holen, wann ich den zu meiner Begrüßung nach Singapur entsandten Halbbruder des Königs von Siam empfangen würde.

Mit dem niederländischen Generalconsul, G. Lavino, setzte ich nach langen Verhandlungen das Programm für den Aufenthalt in Java fest, welches derselbe sofort in telegraphischem Wege nach Batavia bekannt gab.

Unmittelbar darauf empfing ich den Halbbruder des regierenden Königs von Siam, Prinzen Bidyalab Briddhi Dhata, der vor drei Tagen auf der Yacht »Ubon Burathid« eingelaufen war. Der Prinz, welcher sich durch intelligenten Gesichtsausdruck auszeichnet, erschien mit großem Gefolge von Würdenträgern, worunter sich ein Vetter des Königs, Prinz Prabakorn, und nebst Freund Nai Glinn auch Capitän Mom Radschawongse Krob befanden, welcher letzterer vor drei Jahren dem 11. Husarenregimente in Wien als Lieutenant zugetheilt war. In

meiner Kajüte, woselbst mir Prinz Bidyalab ein Schreiben des Königs überreichte, entspann sich eine längere, durch Nai Glinn verdolmetschte Conversation.

Die Sendung des Prinzen verfolgte hauptsächlich den Zweck, mich zu bestimmen, direct von Singapur nach Siam zu kommen und die Reise nach Java, sowie nach Australien einem späteren Zeitpunkte vorzubehalten, da sonst der herannahenden Regenzeit wegen die Jagden und namentlich der Fang von Elephanten in Frage gestellt wären. Zu meinem Leidwesen musste ich mich jedoch darauf beschränken, durch den Prinzen dem Könige meinen Dank, sowie mein Bedauern darüber auszusprechen zu lassen, dass ich die Reiseroute im gegenwärtigen Zeitpunkte nicht zu ändern vermöchte. Der Prinz schien über das Scheitern seiner diplomatischen Mission nicht eben erfreut zu sein und verließ nach Austausch einiger Höflichkeiten unter dem Donner der Geschütze, sowie unter den Klängen der siamesischen Hymne das Schiff.

Ich fuhr sonach an Bord der Yacht des Prinzen, traf aber weder ihn, noch einen der Officiere, sondern nur einen siamesischen Unterofficier an, der nicht verstand, was wir wollten.

Nachmittags setzte mich unsere Barkasse ans Land, um die Stadt Singapur zu besichtigen. Singapur, »die Löwenstadt«, heute eine Großstadt und der Kreuzungspunkt der wichtigsten Schifffahrtslinien des Indischen wie des Stillen Oceans, ist rasch zu der Bedeutung gelangt, welche es als Centrum des Transithandels zwischen Australien, Ostasien, Polynesen, Indien einerseits und Europa andererseits besitzt.

Nach der Rückgabe Javas an die Holländer (1815) wendeten die Engländer, darauf bedacht, einen Ersatz für jenen herrlichen Besitz zu finden, ihre Blicke nach der Südspitze des asiatischen Festlandes, nach dem Fußpunkte der Halbinsel Malakka, welcher von ihnen in strategischer wie commerzieller Hinsicht mit Recht als überaus günstig betrachtet wurde. Zunächst erwirkte Sir Thomas Stamford Raffles, vormals Statthalter der Englisch-ostindischen Compagnie auf Java, im Jahre 1819 von der Regierung des Sultanats Dschohor die Bewilligung, auf der Insel Singapur britische Niederlassungen zu gründen. 1824 gieng die Insel durch Kauf in den Besitz der Englisch-ostindischen Compagnie, 1867 durch einen neuen Vertrag in das Eigenthum der britischen Krone über.

Die Insel Singapur, welche 43 *km* lang und 23 *km* breit ist, und zu deren Bereich noch etwa 70 kleine Eilande gehören, ist von dem Festlande, der das Sultanat Dschohor darstellenden Südspitze der

malayischen Halbinsel, durch eine Wasserstraße, Salat Tabras, getrennt, welche, im Durchschnitte 1 bis 1·5 *km* breit, die nördliche Hälfte des Eilandes in der Form eines Halbkreises von etwa 55 *km* Länge umfängt. Derart dem gegenüberliegenden Festlande ganz nahe, hat die Insel mit diesem auch die geologische Structur gemein. Sandstein und Granit bilden das Gerüste, fruchtbare Alluvien die Decke der Insel. Von Bächen durchzogenes Hügelland wechselt hier mit Flächen ab, welche, einst mit Urwäldern und Sümpfen bedeckt, sich heute zum größten Theile in Culturländereien verwandelt haben. Auf den einstigen Sumpf- und Urwaldböden gedeihen nun, im Schoße üppiger Vegetation, tropische Feld- und Baumfrüchte in solcher Fülle, dass Singapur seinen malayischen Namen »Tamsak«, das ist »Liebesgarten«, mit vollstem Rechte tragen darf.

Aus Sümpfen auch hat sich die Stadt Singapur erhoben, welche die Engländer im Jahre 1819 an der Südostküste der Insel an der Stelle des uralten, im Laufe der Zeiten zum ärmlichen Fischerdorfe herabgesunkenen Singhapura angelegt haben. Zum Freihafen erklärt und rasch bevölkert, blühte die neue Stadt, dank ihren vortrefflichen Ankerplätzen und der unvergleichlichen geographischen, wie commerziellen Lage, rasch empor; um so rascher, als es den an ihren weitausblickenden Bestrebungen beharrlich festhaltenden Engländern gelungen ist, im Laufe der Zeiten und Dinge einen bedeutenden Theil, etwa drei Fünftel der malayischen Halbinsel, theils als Schutzstaaten, theils als unmittelbare Besitzungen, letztere unter dem Namen Straits Settlements, ihrem Machtgebiete einzuverleiben.

Die malayischen Schutzstaaten, zu welchen auch das als souverän anerkannte Sultanat Dschohor gehört, umfassen 86.000 *km*<sup>2</sup> mit 605.000 Einwohnern. Die unmittelbaren Besitzungen, nämlich die Inseln Penang und Singapur, sowie einige auf der malayischen Halbinsel gelegene Gebiete messen 3998 *km*<sup>2</sup> und zählen 512.342 Einwohner. Davon entfallen auf die Insel Singapur allein 555 *km*<sup>2</sup> und 184.554 Einwohner, so dass dieses im Jahre 1819 nur von wenigen Fischerfamilien besiedelte und als Zufluchtsort malayiseher Piraten berüchtigte Eiland heute 333 Einwohner per Quadratkilometer aufweist — gewiss eine großartige Entwicklung!

Die Straits Settlements stehen unter einem Gouverneur, welcher, zugleich Oberbefehlshaber der Truppen und Chef des Admiralitätsgerichtes, auch die Beziehungen Englands zu den Schutzstaaten wahrzunehmen hat. Seine Residenz ist Singapur.

Für die commerzielle Bedeutung Singapurs, dem ja der Löwenantheil des Verkehrs zufällt, sprechen folgende Ziffern: Im Jahre 1891 betrug der Wert der Einfuhr 254,182.631 fl. ö. W., jener der Ausfuhr 226,332.632 fl. ö. W. In demselben Jahre betrug die Anzahl der einlaufenden Hochseeschiffe 4184 mit 3,324.680 *t* und jene der Küstenfahrzeuge 7293 mit 260.672 *t*. In der That herrschte auch bei unserer Ankunft in der alten Rhode, an den Ankerplätzen für kleine wie für große Schiffe, im neuen Hafen mit seinen Docks und Anlegeplätzen, an den Quais und an den Landungsbrücken das regste Leben. Insbesondere bot der Neue Hafen, New Harbour, in dem einerseits von der Insel Singapur, andererseits von den Inseln Blakan-Mati und Ayerbrani gebildeten Canale mit den Etablissements der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company und den Docks, welche eine Wassertiefe bis zu 6 *m* besitzen, unaufhörlich Bilder eifrigster Thätigkeit. Ohne Unterlass liefen große Dampfer ein und aus; überall wurden Waren gelöscht, Kohlen gemacht, eilten die verschiedenartigsten einheimischen Fahrzeuge, große malayische Praus, chinesische Dschunken, die kleinen Canoes der Sundanesen geschäftig hin und her.

Gleich lebhaft ist das Treiben an der langen Landungsbrücke, dem Johnston Pier, sowie in den angrenzenden Straßen des europäischen Viertels, in welchem sich Geschäftshäuser, Kaufläden, öffentliche Gebäude, Hotels und Clubs der Europäer befinden. Hier wogt, die Quais entlang, nächst den Docks, rings um die Magazine, ein vielfarbiger, aus Vertretern der verschiedensten Völker und Racen gebildeter Menschenstrom.

Noch origineller ist das Bild, welches der südlichere Theil der Stadt, die eigentliche Geschäftsstadt sowie der Wohnsitz der Eingeborenen und der Chinesen, bietet. Malabaren drawidischen Stammes, doch malayischer Zunge; Tamilen, hier Kalinga (Klings) genannt, Hindus von der Südostküste Vorderindiens; Malayen, die Ureinwohner von Singapur; Chinesen, welche heute schon mehr als die Hälfte sämtlicher Bewohner der Insel bilden: jede dieser Gruppen ist in Singapur angesiedelt und in besonderen Vierteln sesshaft.

Den Hauptbestandtheil der nichteuropäischen Bevölkerung der Stadt stellen die Chinesen dar; diese haben sich hier von der Gründung Singapurs an festgesetzt und bewohnen im südwestlichen Theile der Stadt jenseits des Singapurflusses ein besonderes Viertel, welches durch seine himmelblau bemalten Häuser, die zahlreichen chinesischen Schriftzeichen an deren Fronten und anderes mehr sofort kenntlich ist.

Da herrscht allenthalben das Gewühl, die Geschäftigkeit, der Bienenfleiß, welche den Söhnen des Reiches der Mitte eigen sind. Keinen Augenblick stehen sie müßig; unaufhörlich wird gearbeitet, gehandelt und gefeilscht. Mitten im Drange der Geschäfte suehen sie dann wieder Erholung in den zwischen den Kaufläden angebrachten Thee- und Opiumbuden oder in den nahebei aufgeschlagenen offenen Theatern, wo es den ganzen Tag über Vorstellungen gibt.

Unweit von dem Chinesen-Viertel liegen die von Indern und Malayen bewohnten Stadttheile. Rings um die Landseite der Stadt erstrecken sich ehinesische und malayische Niederlassungen und am nordöstlichen Ende Singapurs ein malayisches Dorf, dessen kleine Hütten als Pfahlbauten das Ufer des Rohore River beleben. Während die ehinesische Bevölkerung von Tag zu Tag an Zahl, Reichthum und Macht zunimmt und die übrigen asiatischen Elemente unwiderstehlich verdrängt, schwindet die Menge der Malayen, infolge deren Indolenz, zusehends, umsomehr, als zahlreiche Einwanderer aus Süd-China sich mit Malayinnen verbinden und deren Nachkommenschaft ehinesisches Gepräge annimmt.

Das europäische Viertel, am linken Ufer des Singapurflusses erbaut, bedeckt eine beiläufig halbkreisförmige Fläche, deren mehrere Kilometer langer Durchmesser durch den Quai der Rhede gebildet wird. Dieser Quai sowie die benachbarten Straßen dienen vornehmlich der geschäftlichen Thätigkeit der Europäer. Landeinwärts ziehen sich die übrigen Theile des europäischen Viertels bis zu den drei Hügeln hin, welche sich im Westen der Stadt erheben. Auf einem dieser Hügel, dem Government Hill, ist das Palais des Gouverneurs erbaut; auf dem südlich davon, knapp oberhalb des Singapurflusses gelegenen Peel Hill steht das Fort Canning, welches seinen Namen zu Ehren des verstorbenen Vieekönigs von Indien erhielt und den die Ankunft der Schiffe meldenden Signalmast trägt.

Von zahlreichen üppigen Gärten durchsetzt, bietet dieses Viertel mit seinen netten Häusern, den zahlreichen Thürmen und Steildächern der Kirehen und der öffentlichen Gebäude von der Rhede aus ein freundliches Stadtbild. Englisches Gepräge ist hier den Bauten, wie den Gartenanlagen aufgedrückt. Auf der Esplanade, einem am Ufer des Meeres gelegenen, ausgedehnten Rasenplatze, welcher mit dem Standbilde Stamford Raffles', des Gründers von Singapur, geziert ist, sind zahlreiche Tennis- und Cricketgrounds angelegt. Schmucke, mit wohlgepflegten Gärten ausgestattete, meist einstöckige Häuser umgeben

diese Esplanade, an welcher sich auch das elegante Gymkhana-Clubhaus erhebt. Die Kathedrale und die Regierungsgebäude verleugnen ebenfalls den Stil ihrer Erbauer nicht.

Das Raffles-Museum, welchem mein erster Besuch galt, sobald ich das Land betreten hatte, enttäuschte mich einigermaßen, da die Sammlungen weder quantitativ, noch qualitativ meinen Erwartungen entsprachen. Die zoologische Abtheilung ist ziemlich lückenhaft, nur einige mir unbekanntere Vertreter der Ornithologie von Malakka und ein auffallend großes Krokodil, das in der Nähe von Singapur erlegt worden, erregten hier meine Aufmerksamkeit. Die ethnographische Abtheilung befindet sich in ziemlich verwahrlostem Zustande.

Das Government House, ungefähr 45 *km* vom Centrum der Stadt entfernt, liegt, von den reizendsten Gärten umgeben, auf dem bereits genannten Government Hill. Hier einen schönen Garten anzulegen, bietet wenig Schwierigkeit: das nächste beste Dschungel wird gelichtet, mit Wegen durchzogen, die üppig wuchernde Natur sich selbst überlassen und der prächtigste Garten ist fertig.

Der Gouverneur, der mir, wie gesagt, schon morgens seinen Besuch an Bord abgestattet hatte, empfing mich in dem elegant eingerichteten Palais mit der Nachricht, dass er noch am selben Tage nach Pulu Penang abreisen müsse. Diese Mittheilung schien den mich begleitenden belgischen Generalconsul zu befremden, und auch ich war erstaunt, den Gouverneur unmittelbar nach meinem Eintreffen abreisen zu sehen. Vermuthlich stand diese plötzliche Reise mit unaufschiebbaren Regierungsgeschäften anlässlich des Ausbruches der Cholera in Zusammenhang.

Die Fahrt in das Bungalow des belgischen Generalconsuls gewährte mir einen Überblick über die Lage Singapurs und verschaffte mir Gelegenheit, einen Theil der Landsitze in Augenschein zu nehmen, welche in einem weiten Bogen westlich von Singapur die Stadt umgeben. Diese Bungalows, fast ausnahmslos auf Hügeln errichtet, deren Abhänge mit reizenden Gärten geschmückt sind, bieten ihren allabendlich aus dem Amts- und Geschäftsviertel Singapurs heimkehrenden Bewohnern erquickenden Aufenthalt. In beträchtlicher Höhe über dem Meere gelegen, gewährt ein derartiges Bungalow herrliche Aussicht über die Stadt hin nach der von Schiffen belebten See, frische, reine Luft und den Reiz tropischer Vegetation rings um das wohnliche Gebäude. Grüne, von weißschimmernden Bungalows gekrönte Hügel reihen sich hier aneinander und meilenweit dehnt sich diese Villenstadt aus.

Auf den vortrefflichen, diese Ansiedelung durchziehenden Straßen rollen zahllose kleine, geschlossene, je mit einem Pony bespannte Wagen lustig einher; in der Stadt selbst werden vorwiegend die sogenannten Dschin-Rickschas, in der Regel kurzweg Rickschas genannt — das ist »Mann-Kraft-Wagen« — benützt, zweiräderige, bunt bemalte Wägelchen, jenen ähnlich, welche wir in Colombo gesehen. Chinesische Kulis ziehen das Gefährte. In den Straßen Singapurs eilen unaufhörlich solche Rickschas, deren es hier 2200 gibt, auf und nieder, und es ist staunenswert, wie rasch und auf wie weite Distanzen hin die armen Kulis diese bequemen Gefährte fortzubewegen vermögen. Freilich fällt die Mehrzahl der Kulis binnen wenigen Jahren diesem beschwerlichen Transportdienste zum Opfer, weil die damit verbundene Anstrengung die Lunge der bedauernswerten menschlichen »Gespanne« in hohem Grade angreift.

Beim belgischen Generalconsul nahmen wir mit Vergnügen die Erfrischungen an, welche der liebenswürdige Herr des Hauses uns anbot; denn die starke Hitze hatte uns nach solch willkommener Kühlung lechzen gemacht. Neugestärkt nahmen wir sodann eine reichhaltige und interessante Collection malayischer Kopfbedeckungen näher in Augenschein, welche uns der Generalconsul, der bei all seinen vielfachen Arbeiten auch noch Muße findet, praktische Ethnographie zu treiben, fachkundig erläuterte. M. de Bernard, der ein Allerweltsconsul zu sein scheint — augenblicklich vertritt er nicht weniger als vier Staaten — wusste uns allerlei interessante Details über Singapur zu berichten. Unter anderem wies er auf die Feuchtigkeit des Klimas hin, — Regen gibt es hier fast tagtäglich — welchem Umstände die Insel ihre herrliche Vegetation verdankt, die Bewohner aber mancherlei Ungemach zuschreiben. Ein weiterer Übelstand ist das massenhafte Auftreten von Termiten, welche fälschlich, wenn auch allgemein, weiße Ameisen genannt werden; denselben fällt oft fast der ganze Hausrath zum Opfer. Thatsächlich wies das Mobiliar in dem Bungalow bedeutende Spuren der verderblichen Thätigkeit dieser Insecten auf, und so hat denn auch dieses paradisische Eiland wie alles hienieden seine Schattenseiten.

Der hierauf beschene, nahegelegene botanische Garten von Singapur ist eine sinnreich disponierte, aber noch junge Anlage. Ihre Baumreihen und Anpflanzungen versprechen, diese der Wissenschaft gewidmete Stätte binnen weniger Jahre in einen schattigen Garten zu verwandeln, der nicht nur Belehrung, sondern auch Erholung bieten wird. In systematischer Anordnung sind hier neben dem Labyrinth der

Gehwege Gruppen gebildet, welche die Vegetation der malayisehen, tropisch-immergrünen Region, insbesondere fast alle Gattungen Palmen dieser Zone, in verschiedenen Exemplaren darstellen.

Mit dem botanischen Garten ist auch ein kleiner Thiergarten verbunden, welcher Vertreter weniger, dafür aber seltener Arten der Fauna der indo-malayischen Subregion birgt; so einen gefleckten Tapir (*Tapirus indicus*), ein zahmes Thier, welches, an einer Schnur lose befestigt, mitten im Wege lag und jeden Besueher freundlich beschnüffelte; dann einen gewaltigen Orang-Utan von Borneo; mehrere tigerartig gezeichnete Katzen, die mir völlig neu waren; malayische Honigbären; schöne Nashornvögel; ein in Sumatra indigenes, kleines Dschungelhuhn mit violetter Kamme; Reiher, Kasuare u. s. w.

Unweit von hier liegt der Park und der Palast des Sultans von Dschohor, welchen dieser prachtliebende Fürst, ein Freund der Baukunst, hier in jüngster Zeit — der Palast war erst zwei Monate zuvor fertiggestellt worden — hatte errichten lassen. Der Palast erhebt sich mitten im Park auf einem dominierenden Hügel, der eine schöne Rundschau auf die zahlreichen Gärten, Parks und Bungalows, auf den ganzen Kranz der Villenstadt von Singapur bietet. Das große viereckige, in »gemischtem Stile« gehaltene Gebäude verdankt einem malayischen Architekten seine Entstehung; es ist mit fürstlicher Raumverschwendung angelegt, mit elektrischer Beleuchtung ausgestattet und durchwegs in höchst luxuriöser Weise eingerichtet.

Die zuweilen unvermittelte Vermengung der europäischen mit der orientalischen Geschmacksrichtung ist auf einen besonderen Umstand zurückzuführen. Sultan Abu Bekr, welcher bekanntlich alljährlich den Sommer in England oder auf dem Continente zubringt und insbesondere zu wiederholtenmalen mehrere Monate hindurch in unserem weltberühmten Karlsbad verweilt hat, pflegt nämlich von seinen Reisen zahlreiche Gegenstände heimzubringen, mit welchen er seine Paläste schmückt. Diese Objekte nun, so kostbar und schön sie auch sonst sein mögen, stehen mit dem orientalischen Schmucke der Palastgemäuer nicht völlig im Einklange. Originell sind hingegen die zahlreichen verzierten Elephantenzähne, die in all den Gemäuern auf dem Boden liegen.

Auch in Abwesenheit des Sultans äußerte sich dessen Zuvorkommenheit, indem uns in dem Palaste in prachtvollen goldenen Gefäßen Champagner und Kaffee serviert wurde, worauf wir an den Bungalows der verheirateten englischen Officiere vorbei, deren jeder mit seiner

Familie ein eigenes, nettes, in einer parkähnlichen Anlage situiertes Heim bewohnt, nach Singapur zurückkehrten. Als wir uns der Stadt näherten, war es bereits so dunkel, dass die Fahrt durch das Chinesenviertel sich nun noch anziehender und interessanter gestaltete als bei Tage. Zwar pulsierte dasselbe Leben, dieselbe fieberhafte Thätigkeit in Straße und Haus, doch boten die unzähligen bunt schimmernden, hell funkelnden Lampions und Lämpchen, die taghell beleuchteten Verkaufsläden, die Buddha-Tempel, Theater und Restaurants, in welchen die Menge wogte, ein neues, ebenso fesselndes als fremdartiges Bild. Ein besonderes Merkmal ist in diesem Viertel die Nettigkeit, welche trotz der zahlreichen Werkstätten und der vielen Buden, in denen Fische und allerlei andere Producte der See und des Landes von Garköchern und Händlern feilgeboten werden, allenthalben herrscht. Mag diese Sauberkeit vielleicht auch nur an der Oberfläche sitzen, so bildet sie doch ein angenehmes Widerspiel zu dem entsetzlichen Schmutz all der Native-Viertel in den Städten Indiens. Die Geruchsnerve des Europäers werden allerdings hier wie dort in ebenso seltsamer als wenig erfreulicher Weise afficiert.

In der Stadt besuchte ich noch zwei große Kaufläden, in welchen viele von den malayischen Inseln stammende, ethnographische Artikel feilgehalten wurden, konnte aber mit den Händlern angesichts der geforderten, übertrieben hohen Preise nicht handelseins werden, so dass ich mich unverrichteter Dinge an Bord zurückbegab.

Dschohor — Singapur, 7. April.

Heute sollte Dschohor, die von Sultan Abu Bekr im Jahre 1859 gegründete Haupt- und Residenzstadt des Sultanates Dschohor, mit einem Besuche bedacht werden. In Abwesenheit des Sultans hatte mich der Thronfolger eingeladen, das interessante Reich der souveränen malayischen Sultane von Dschohor zu betreten und am Nachmittage nach Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in der Nähe der Stadt zu jagen.

Vom belgischen Generalconsul, meiner Suite und mehreren Herren vom Stabe der »Elisabeth« begleitet, startete ich früh morgens zu Wagen von Singapur, eine Fahrt, die sich, da die Hitze noch nicht zu drückend war, äußerst angenehm gestaltete. Auf einer vorzüglichen Straße durchquerten wir die ganze Insel Singapur, zuerst die zahlreichen Parks der Villenstadt entlang, dann durch Dschungel und Urwälder fahrend.

Staunend und entzückt bleibt das Auge an den Wundern haften, welche die Natur in den Kindern Florens hervorzaubert. Während ich für Ceylon das Vorherrschen der Palme und des Banian-Baumes als charakteristisch bezeichnen möchte, zeigt sich hier bunt wechselnde Mannigfaltigkeit der Bilder. Bambus, Mango- und Durianbäume säumen die Straße ein; dahinter stehen Kaffee- und Pfefferbäume; Urwald, aus dessen unentwirrbarem Dickichte die Sago- und Arekapalme, sowie die Baumfarne aufragen, schließt sich an. Zahlreiche kleine Ansiedelungen von Malayan und Chinesen bringen belebende Farbtöne in das saftige Grün der Landschaft.

Zwei Stunden etwa waren wir gefahren, als wir endlich an das Ende der Insel gelangten und, nur durch die schmale Wasserstraße Salat Tabras getrennt, die Stadt Dschohor vor uns liegen sahen. Der erste Anblick von Dschohor ist ein äußerst lieblicher. Aus der tiefblauen See erheben sich, links vom Sungei (Bach) Tschat durchströmt, grüne Hügel, parkähnlich geschmückt und von Bungalows gekrönt; in der Mitte die Istana Laut, das Palais des Sultans; rechts davon die Regierungsgebäude und das ehemalige Serâi des Sultans; links die kleine blühende Stadt mit lichtrothen Ziegeldächern; dazwischen Gruppen von Bäumen und grüne Rasenplätze. Wahrlich, wenn wir nicht wüssten, dass eine Meeresstraße vor uns liegt, könnten wir uns an das freundliche Gestade eines Binnensees versetzt wähen.

An der diesseitigen Landungsbrücke von zwei Neffen des Sultans empfangen, wurde ich auf einer schmucken Barkasse an das Dschohorer Ufer geleitet, wo sich der erste Minister, sowie die sämtlichen Würdenträger und hier weilenden Europäer versammelt hatten. Eine hübsche Dampf-Yacht des Sultans lag vor Anker. Zu Fuße gieng's in das Palais, in welchem mich der Thronfolger, ein hochgewachsener 18jähriger Jüngling von sehr sympathischem Wesen, sowie ein jüngerer Bruder des Sultans begrüßten. Der Palast ist ein langes, zweistöckiges Gebäude, dessen Äußeres sich schmucklos präsentiert, während das Innere geschmackvoller und wohnlicher eingerichtet ist als jenes des Palastes in Singapur. An Gastzimmern herrscht kein Mangel; denn der Sultan übt Gastfreundschaft in großartiger Weise und jeder Europäer, der nach Singapur kommt, besonders aber jeder Seeofficier ist bei ihm gerne gesehen.

In einer Vorhalle der Istana wurde Thee genommen und das Programm für den Tag besprochen, wobei die maßgebenden Persönlichkeiten offenbar nicht ganz einig waren. Am Hofe des Sultans scheinen

mehrere Europäer, die zum Theile ein ziemlich bewegtes Leben hinter sich haben dürften und nicht im besten Einvernehmen miteinander leben, sondern divergierenden Ansichten huldigen, sowie persönliche Interessen verfolgen, nach entscheidendem Einflusse auf den Sultan zu trachten. Unter anderen lebt hier ein Schweizer, der jetzt eine Kaffee- pflanzung des Sultans in Pacht genommen hat und am Hofe während unseres Aufenthaltes als Arrangeur und Dolmetsch fungierte; ferner, neben anderen Briten, ein Schotte, der als Ingenieur nach Dschohor gekommen und jetzt Besitzer einer großen Dampfsäge ist.

Der Thronfolger scheint dem Einflusse dieser Fremden, obgleich er sonst einen entschiedenen Charakter zur Schau trägt, ziemlich unterworfen zu sein; er bekleidet eben erst seit kurzem die Würde eines Thronfolgers, da der Sultan früher einen anderen seiner Verwandten in England zu dieser Würde heranbilden ließ, denselben jedoch, als er nicht nach seinem Wunsche gerieth, dieses Ranges ohne viel Umschweife bald wieder verlustig erklärte und zum Chef der Polizei ernannte, worauf der jetzige Thronfolger zum Erben des Reiches von Dschohor designirt wurde.

Nach Beendigung der Discussion über das Tagesprogramm wurde eine Fahrt mit dem Dampfboote unternommen und zwar in dem Meeresarme, der die Insel Singapur von dem Festlande trennt. Zuerst fuhr unser Schiff längs des kleinen Städtehens, dann an mehreren Pflanzungen vorbei und schließlich steuerten wir zwischen Urwald dahin, der an beiden Ufern bis an den Strand reicht, eine entzückende Umrahmung der Meeresstraße bildend.

Dann folgte ein opulentes Frühstück, wobei ich Gelegenheit hatte, die goldenen Tafelaufsätze und das goldene Service zu bewundern — verschwenderisch ausgestattete Prachtwerke der Goldschmiedekunst, welche der Sultan in England hatte anfertigen lassen. Der Haushalt in Dschohor ist überhaupt mit größtem Luxus eingerichtet, was allerdings und namentlich in Verbindung mit sonstigen kostspieligen Neigungen des Sultans Abu Bekr häufig eine Überlastung der Civilliste dieses Herrschers zur Folge haben soll. In kluger Berechnung des eigenen Vortheiles weiß jedoch — so wird behauptet — das mächtige England seinem Schützlinge stets wieder aus seinen finanziellen Nöthen zu helfen.

Das Reich Dschohor umfasst  $24.850 \text{ km}^2$  mit circa 300.000 Einwohnern, worunter 210.000 Chinesen, und ist dank der Mitwirkung Englands sehr gut verwaltet. Die Haupteinkünfte des Staates stammen

vornehmlich aus den auf die Einfuhr von Opium und von Spirituosen, sowie auf die Ausfuhr von Gambir, Pfeffer und anderen Bodenproducten gelegten Zöllen, welche übrigens die einzige Auflage bilden, mit welcher die Bevölkerung von Dschohor besteuert ist.

Das Innere Dschohors, ob Sumpfland, welliges Terrain oder bergig, ist durchwegs mit dichtem, tropischem Dschungel bedeckt, wie denn überhaupt unter dem Einflusse der fast täglich erfolgenden Regen, der starken Thaufälle und der großen Luftfeuchtigkeit hier überall immergrüne Vegetation zu finden ist.

Palmen, wie die zuckerreiche Cabongpalme, die Cocos-, die Sago- und die Arekapalme, Guttaperchabäume (*Isonandra gutta*), Kampferbäume (*Camphora officinalis*) und vortreffliches Bauholz liefernde Hochstämme des jungfräulichen Waldes charakterisieren die Baumzone; Harze, Öle und Gifte liefernde Sträucher bilden den Unterwuchs der Dschungel. Das Culturland ist insbesondere der Production von Reis, Mais, namentlich aber von Pfeffer und Katechu, des gerbstoffhaltigen Extractes aus den Zweigen des Gambirstrauches (*Uncaria Gambir*), einer Rubiacee, gewidmet.

Die starke Cultur von Pfeffer und Gambir-Katechu, welche vorzugsweise in der Nordwestprovinz Muar und fast durchwegs von Chinesen betrieben wird, kommt auch in der Ausfuhr Dschohors zum Ausdrucke, da die beiden genannten Producte die wichtigsten Exportartikel bilden. Die Einfuhr begreift vor allem Reis, das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Bevölkerung.

Bisher sind relativ nur wenig Ländereien in Culturboden umgewandelt; die Waldungen werden an vielen Stellen des Reiches gar nicht, im übrigen nur irrationell ausgebeutet, woher es denn kommt, dass die Dschungel Dschohors noch zahlreiche Affen der Gattung Gibbon (*Hylobates*), dann *Semnopithecus obscurus* u. s. w., vereinzelt auch Elephanten, Rhinocerosse, Tapire, Bisons (Gaur), Bären, ja den Malayischen Tiger, ferner Sambarhirsche und die kleineren Kidschangs (*Cervus muntjac*), dann Krokodile, Schlangen, endlich mancherlei Vögel bergen.

Die Mineralschätze Dschohors sind bis auf Zinn, woran ja die ganze malayische Halbinsel außerordentlich reich ist, und Gold so ziemlich unerschlossen. Letzteres findet sich insbesondere im Umkreise des Ophir (Gunong Ledang), des höchsten Berges im Gebiete von Dschohor, dessen jäh aufsteigende Spitze wir schon am 5. April von der See aus erblickt hatten.

Alles in allem gewährt das Reich Dschohor, das in die Geschichte als einer der Lehensstaaten des einst so mächtigen Sultanates Malakka eingetreten ist, späterhin aber seine Unabhängigkeit zu erobern und bis heute seine Souveränität zu bewahren gewusst hat, den Aufgaben zeitgemäßer Cultur unzweifelhaft ein überaus günstiges Terrain. Unter Abu Bekr haben die Verwaltung, die Cultur und die Handelsthätigkeit Dschohors entschiedene Fortschritte auf jenem Wege gemacht, welcher allein dem kleinen, aber reich ausgestatteten und günstig gelegenen Lande dauernde Blüte zu sichern vermag.

Eine Jagd auf Hirsche und Wildschweine war geplant, und so fuhren wir, nachdem wir noch den Dschohorer eulinarischen Genüssen gefröhnt hatten, auf einer trefflichen Straße landeinwärts, durch eine landschaftlich anmuthige Gegend, an zahlreichen nettgehaltenen Ansiedelungen von Malayen vorbei, in deren Gärten der Crotonstrauch (*Croton tiglium*) die hauptsächlichste Zierde bildet. Wir fuhren bequem und raseh; die Wagen, namentlich aber deren Bespannungen waren vorzüglich, da der Sultan Liebhaber von Pferden ist und unter anderen auch ein Paar trefflicher Pferde aus unserer Vaterlande importiert hat. Bei einer Polizeistation, wo uns das unter dem Befehle des Bruders des Sultans, eines wohlbeleibten Herrn, sowie des abgesetzten Thronerben — zweier angeblich tüchtiger Jäger — stehende Jagdfolge erwartete, machten wir Halt.

Nach längerem Parlamentieren wurde bestimmt, dass wir in einem Dschungel in entwickelter Linie Stellung nehmen sollten, während die schon postierten Treiber mit den Hunden das Dschungel gegen uns zu durchtreiben würden. Hinter uns war aus Bastschlingen eine Art Netz gespannt, in dem sich jedes gefehlte oder angeschossene und ausbrechende Stück Wild fangen musste. So standen wir denn in Zwischenräumen von je 50 Schritten, mitten in hohem Gras und in dichten Farnen, mit wenig Ausschuss, der Dinge harrend, die kommen sollten. Aber Stunde um Stunde verrann und es kam nichts als ein gewaltiger — Platzregen, der, unter Donner und Blitz niedergehend, die Aussicht bis auf einige Schritte benahm und uns in wenigen Minuten völlig durchnässte.

Der gegenwärtige und der ehemalige Thronfolger, sowie des Sultans Bruder standen tiefend hinter mir und erklärten endlich, dass sich nun kaum mehr ein Stück Wild in unsere Nähe verirren dürfte und daher die Heimkehr wohl angezeigt sei. Dieser Ansicht pflichteten wir schleunigst bei und befanden uns bald darauf in der

Polizeistation, wo die Arrangeure das Misslingen der Jagd damit entschuldigten, dass ihnen die Zeit zu besseren, Erfolg versprechenden Vorbereitungen gemangelt hätte. Obschon nämlich die Nachricht, dass meine Ankunft bevorstehe, in Singapur und in Dschohor bereits fünf Wochen früher bekannt geworden war, soll der belgische Generalconsul, vielleicht durch die gleichzeitige Vertretung von vier Staaten zu sehr in Anspruch genommen, den Hof von Dschohor von meinem Eintreffen doch erst kürzlich verständigt haben. Der Generaleonsul hatte auch an der Jagd nicht theilgenommen, sondern mich ersucht, die Zeit zur Besichtigung des Staatsgefängnisses benützen zu können, so dass er seines Antheiles an dem Sturzbade, das wir abbekommen hatten, verlustig gieng.

Während der Rückfahrt genoss ich die Gesellschaft des Prinzen-Thronfolgers, welcher mit Entzücken von Wien, das er vor kurzem besucht, und von Frankfurt am Main, wo er ein halbes Jahr geweilt hatte, sprach. Der Sultan hat große Neigung für abendländische Cultur und pflegt seine Verwandten zur Ausbildung nach Europa zu senden.

An einem Gala-Diner im Palais nahmen wir mit dem Prinzen, einer größeren Anzahl von Würdenträgern und dem von den Engländern abgesetzten Fürsten von Pahang theil. Dieser, vormals der selbständige Fürst eines 25.900  $km^2$  umfassenden, an der Nordgrenze Dschohors gelegenen Reiches, war von den Engländern wegen angeblicher Unruhen in seinem Lande einfach depossediert worden und hatte sich grollend und schmollend nach Dschohor zurückgezogen, wo demnächst eine Verbindung seiner Tochter mit unserem Gastgeber stattfinden soll, und zwar auf besonderen Wunsch des Sultans von Dschohor; doch scheint der Prinz mit diesem Plane nicht ganz einverstanden zu sein und sich vorläufig noch ablehnend zu verhalten. Beim Diner war neben mich der Premierminister zu sitzen gekommen, ein freundlicher und verständiger alter Herr, mit dem ich mich durch Vermittlung eines Dolmetsches lebhaft unterhielt. Er wusste viel von unserer Heimat und von allen Officieren der Missionsschiffe unserer Marine, die hier zu Gäste gewesen, zu erzählen. In Abwesenheit des Herrschers führt er die Regierung und genießt den Ruf, ein sehr geschäftskundiger, thätiger Mann zu sein.

Die goldenen Aufsätze, welche die Tafel schmückten, waren, wenn irgend möglich, noch kostbarer und prachtvoller als jene, die wir des Morgens bewundert hatten. Ein recht gutes Privat-Orchester des Sultans besorgte die Tafelmusik und gleich nach dem Diner die Begleitung zu einem malayischen Tanze, bei dem sich als Mädchen gekleidete

Knaben im Reigen drehen; das weibliche Geschlecht ist nach der hier geltenden Anschauung von der Theilnahme an öffentlichen Tänzen ausgeschlossen. Die Vorstellung war übrigens ziemlich interesselos, obgleich die armen Bursche ihr Möglichstes thaten.

Nachdem ich von dem Prinzen und den Herren in Dsechor herzlichen Abschied genommen, besuchte ich noch eine chinesische Spielbank, die, früher in Singapur etabliert, nun hier, mehr geduldet als gestattet, ihr Heim aufgeschlagen hat. Die Chinesen fröhnen dem Spiele mit wahrer Leidenschaft, ihm den Erwerb mühsamer Arbeit opfernd, und ziehen an jedem Feiertage in ganzen Karawanen aus Singapur in die Spielbank von Dsechor. Der Spielsaal ist recht sauber eingerichtet. Nebenan befindet sich ein Restaurant und eine Opiumhöhle. Das Spiel ist ein sehr einfaches Hazardspiel, da hiebei auf vier Nummern gesetzt und durch Drehung eines Würfels die Entscheidung herbeigeführt wird.

Als abgesetzter Feind des Hazardspieles, das mir — nebenbei bemerkt — weder Unterhaltung noch Interesse bietet, empfing ich in dieser Spielhöhle einen geradezu widerlichen Eindruck. Gleichwohl versuchten wir, um auch dies mitgemacht zu haben, unser Glück und kehrten um einige Dollars erleichtert, in herrlicher, lauer Tropennacht dahinfahrend, auf dem heute morgens eingeschlagenen Wege an Bord der »Elisabeth« zurück, wo wir spät am Abend einlangten.

Singapur, 8. April.

Zunächst unterzog ich vormittags eine Sammlung ethnographischer Gegenstände aus Neu-Guinea, Sumatra, Nias und Bornco, die ein ehemaliger Capitän der Handelsmarine im Laufe der Zeiten zusammengestellt hatte, einer eingehenden Besichtigung, welche nach langem Handeln mit dem Ankaufe der ganzen Sammlung endete. Dieselbe enthält interessante Gegenstände von großem ethnographischen Werte, besonders Waffen primitivster Art, ohne Verwendung von Eisen oder sonstigen Metallen angefertigt; ferner Schmucksachen, Dolehe und Messer aus Menschenknochen; Reihen von geschnitzten Ahnenbildern, die auf Nias zur Umfriedung geheiligter Orte verwendet werden; eine Unzahl von Fetischen, Haus-, Fischerei- und Jagdgeräthen u. dgl. m.

Während Wurmbrand und Clam die Verpackung der Gegenstände besorgten, machte ich noch mehrere andere Einkäufe, in einem raschen Rickscha von Laden zu Laden fahrend; auch vermehrte ich die Bordmenagerie durch zwei allerliebste Affen und einige Papageien.

Die Verrichtung von Geschäften in der heißen Zone vermag auch einen sehr ruhigen Temperamentes sich erfreuenden Europäer in gelinde Verzweiflung zu versetzen. Das unvermeidliche, endlose Handeln und Feilschen bedingt eine erschreckliche Zeitvergeudung. Der Ankauf eines Hutes oder eines Paares Schuhe wird daher zu einer sehr ernstern Angelegenheit, die unter zwei Stunden kaum zu erledigen ist. Meine Einkäufe erforderten den ganzen Vormittag, namentlich da ich der Mitwirkung des Generalconsuls, der nicht Bescheid wusste, ent-rathen musste, so dass ich schließlich den Lloydagenten zu Hilfe rief.

Zu Mittag an Bord zurückgekehrt, entsandte ich einige Boote, um die ethnographische Sammlung noch rechtzeitig einschiffen zu können. Der Rest des Tages war dem Abschiednehmen und Vorbereitungen für die Fahrt nach Java und für die Expeditionen daselbst gewidmet.





Tandjong Priok—Batavia—Buitenzorg—  
Garut—Tjiandjur.





Tandjong Priok — Batavia — Buitenzorg — Garut —  
Tjiandjur.

In See nach Java, 9. April.

Bei Morgengrauen lichteten wir die Anker, um den Hafen von Singapur zu verlassen. Für's erste wurde der Kurs durch die zwischen den Inseln Batam und Bintang führende Riostraße genommen. Allenthalben wurden lachende Eilande sichtbar, als führen wir auf einem überaus breiten Strome dahin; in der Ferne zeigte sich die Küste Sumatras, tauchten hohe Berge empor. Die Annehmlichkeit der Fahrt wurde dadurch erhöht, dass die See ganz glatt und ruhig und die Hitze, ausgenommen in den Cabinen, nicht übermäßig war. So schön aber die Fahrt für den Reisenden erschien, so schwierig war sie in Hinsicht der Navigation; denn in den engeren Meeresstraßen unseres Courses befanden sich an allen Stellen nicht nur Strömungen, die zuweilen recht heftig waren, sondern auch Sandbänke und Untiefen, welche sorgfältig vermieden werden mussten. Doch unter der bewährten Leitung unseres Commandanten und jener des Linienschiffs-Lieutenants Gratzl, eines vortrefflichen Navigationsofficiers, zweier Herren, die ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit Tag und Nacht fast unausgesetzt und in eifrigster Erfüllung ihrer Pflicht auf der Brücke weilten, konnten wir getrost die schwierigsten Passagen durchfahren.

Nach Beendigung des Gottesdienstes befand ich mich eben mit dem Stabe auf dem Achterdecke, als, wie es schien, von außenbord her der laute Ruf »Schiff ahoi« erklang, der vom Commandanten mit »Kaiserin Elisabeth« beantwortet wurde. Darauf trat ein Pilot Neptuns auf Deck, schritt auf uns zu, frug nach dem Commandanten des Schiffes und machte diesem die Mittheilung, dass die »Elisabeth« im Reiche des Meergottes angelangt sei, sowie dass nachmittags beim Passieren des Äquators Neptun selbst an Bord kommen werde, um an allen Neulingen die Seemannstaufe zu vollziehen. Dann ließ der Pilot unseren Navigationsofficier herbeirufen, verglich dessen Karte mit seiner eigenen und wies ihm den Punkt, an welchem Neptun das Schiff erwarten werde. Der Pilot, in dem wir erst als er sprach, unseren würdigen Bootsmann Zamberlin erkannten, sah recht unheimlich aus; er trug schwarze Kleidung, einen großen Südwester auf dem Haupt und eine mit langem Barte gezierte Larve vor dem Antlitze. Der Pilot besprach sich noch mit dem Navigationsofficier, verschwand aber dann ebenso rasch, als er gekommen war, in der Richtung des Schiffsbuges.

Im Laufe des Vormittags wurde zwischen den Booten vor dem Achterdeck eine mit Flaggen geschmückte Tribüne errichtet, auf welcher ich in Gesellschaft des Commandanten und der Herren meiner Suite Platz nahm, indessen der gesammte Stab sich unter der Tribüne aufstellte. Schon nach 3 Uhr nachmittags hatte das Signal »Alle Mann auf Deck« ertönt. Genau um 3 Uhr und 30 Minuten schnitt die »Kaiserin Elisabeth« unter  $105^{\circ} 3' 30''$  östlicher Länge die Linie.

In diesem Augenblicke stoppte die Maschine; die Mannschaft bildete Spalier; der Einzug des Meergottes begann und zwar vom Untercastell aus gegen die Tribüne hin, auf welcher wir standen. Voran schritt die Musikkapelle, deren Mitglieder allerlei Volkstrachten zur Schau trugen. Da marschierten Indianer, Neger, Hochschotten, ja selbst ein typischer böhmischer Musikant vor dem Festwagen einher, welchen vier Meeresungeheuer zogen.

Auf dem Wagen, einer prächtig geschmückten Geschützlafette, thronte im Purpurmantel, mit Krone und Dreizack, der Beherrscher der Meere; an Neptuns Seite saß dessen züchtig erröthende Gemahlin, die Meergöttin Amphitrite. Den Meergott stellte, wie sich von selbst verstand, unser Bootsmann dar; eine mächtige Gestalt, sah dieser, mit den Attributen Neptuns geschmückt und das Antlitz mit einem schnee-weißen — aus Werg hergestellten — Schnurr- und Vollbarte geziert, gar achtungsgebietend aus. Eine reizende Figur war Amphitrite. Diese Rolle

spielte, nach Wahl der Arrangeure des Festes, ein kleiner Tiroler, dessen paßbackiges Gesicht mit den großen, blauen Augen im Vereine mit der blonden Perrücke, dem decolletierten Gewande und allerlei Bänder-schmuck und Geschmeide, die Illusion hervorrief, Amphitrite werde von einem jungen, anmuthigen Mädchen dargestellt. Eine baumlange Amme schleppte in ihren Armen mühsam den schon ziemlich erwachsenen Sprössling des Götterpaares, der recht ungeberdig unaufhörlich schrie und weinte. Diese drollige, den natürlichen Humor unserer Mannschaft bezeugende Gruppe, erregte unsere Lachlust auf das lebhafteste. Die Gestaltung der Gruppe that aufs Neue in bewundernswerter Weise dar, wie wohl unsere Matrosen, sobald man ihrer angeborenen Lustigkeit die Zügel schießen lässt, es verstehen, mit den allerbescheidensten Hilfsmitteln komische Wirkungen hervorzubringen.

Hinter dem Festwagen kam das Gefolge Neptuns einher; der Astronom, der Leibarzt, der Barbier, rabenschwarze Wilde und ihre Ehegesponsinnen, Tritonen u. a. m. Nun verlässt Neptun den Festwagen, besteigt mit Amphitrite eine kleine Tribüne, gebietet Ruhe und stellt an den Commandanten die üblichen Fragen: Woher er komme, wer ihn abgesandt und wer der Eigenthümer des Schiffes sei. Dann befiehlt Neptun dem Leibarzt und dem Astronomen ihres Amtes zu walten. Ersterer ruft den Chefarzt des Schiffes, vergewissert sich, ob das Schiff einen Gesundheitspass habe und ob nicht ansteckende Krankheiten an Bord seien, während letzterer die astronomischen Messungen und Peilungen in komischer Weise carikiert, was allgemeine Heiterkeit hervorruft; alle astronomischen Instrumente sind aus Holz täuschend nachgebildet. Zum Schlusse zieht der Sterndeuter, der sogar englisch kann, ein Riesenfernrohr aus der Tasche und meldet dem Gotte, dass der Äquator bereits zu sehen sei und wir uns in seiner nächsten Nähe befänden. Nun sendet Neptun seine Gattin zu mir auf die Tribüne. Mit tiefem Knix und einigen huldigenden Worten überreicht mir Amphitrite einen aus Werg sehr kunstvoll construierten Meerespudel, während die schwarzen Gemahlinnen der Wilden mir kniend in Muscheln die verschiedensten Früchte darbieten.

Hierauf wendet sich Vater Neptun an mich und hält, nachdem er zuerst sein unausgesetzt schreiendes Kind durch einige derbe Seemannsflüche beruhigt, eine Anrede, in der er hervorhebt, wie glücklich er sei und wie sehr es ihn freue, im Verlaufe von einigen Jahrzehnten die Äquatorialtaufe an dem vierten Mitgliede des Kaiserhauses vollziehen zu können. Dann wünschte er dem Schiffe eine gute Fahrt und sprach

die Überzeugung aus, dass die scheußlichen Ungeheuer Monsunia und Taifunia, die in seinem Gefolge ebenfalls durch Masken dargestellt waren, der »Elisabeth« nichts anhaben könnten. Der Gott schloss seine Rede mit dem Befehl an die Tritonen und den Barbier, den Taufact zu vollziehen.

Alsogleich stürzen dieselben auf einige jüngere Mitglieder des Stabes, insbesondere auf Cadetten zu, setzen diese auf Bretter, welche Wasserbottiche verdeeken, seifen die Neulinge mit diekem Mehlbrei ein und beginnen ihnen mittels großer, hölzerner Messer den Bart abzunehmen. Im geeigneten Augenblicke wird unter den dem Barbier Preisgegebenen das Sitzbrett hinweggezogen; der Täufling verschwindet in dem Gefäße, während sich zu gleicher Zeit aus Wassereimern wahre Fluten über ihn ergießen.

Nun ergriff auch Neptun ein großes Wassergefäß und überschüttete mit dessen Inhalt den Commandanten, und das war das Signal zur allgemeinen Taufe. Sofort öffneten sich alle Schleusen, alle Pumpenschläuche; die beiden Dampfspritzen wurden bemannt und die große Wasser-schlaucht gieng los. Alles, was nur an Pütsen, Eimern und Gefäßen aufzutreiben war, kam in Action und Täuflinge wie Täufer kämpften den hartnäckigsten Kampf. Die komischen Scenen, die sich da entwickelten, spotten jeder Beschreibung. Da hörte jeder Rang, jede Etikette, jede Rücksicht auf; jedermann war nur darauf bedacht, so schnell wie möglich seine Eimer mit Wasser zu füllen und das nächste Opfer damit zu übergießen oder ihm gar den Eimer als Hut auf den Kopf zu stülpen.

Mit furchtbarer Gewalt arbeiteten die Dampfspritzen und wer von deren Strahl erfasst ward, den schleuderte die Kraft des Anpralls weithin, als sei der Mann selbst zu Wasser geworden. Vater Neptun lenkte den Schlauch der einen Dampfspritze und hatte es hauptsächlich auf mich und den Commandanten abgesehen, so dass wir oft in ein arges Kreuzfeuer kamen, besonders da auch Officiere und Mannschaft mit ihren Eimern redlich mithalfen. Bald schwamm alles auf Deck wie nach einer starken Regengöe.

Mitten im Sturzbade schlug ich die Augen auf, um ja keines der Bilder zu versäumen, die sich auf Deck abspielten. Hier entfleucht die holde Amphitrite, in der einen Hand die gefährdete Perrücke bergend, in der anderen Hand die letzten Fragmente ihres hochgeschürzten Prunkgewandes haltend; das Kind hat Haube und Sauglappchen verloren und sich wieder durch die Kraft des Wassers zu einem k. und k. Matrosen verwandelt; der Bombardonbläser hat sein Instrument mit Wasser

vollgefüllt gefunden und gießt den Inhalt einem ahnungslosen Kameraden über den Kopf; ein rabenschwarzer Wilder ist zu einem Schecken geworden, da die eine Seite seines Körpers von der Dampfspritze behandelt worden war, indessen die andere Seite noch schwarz glänzt; alles läuft, eilt und spritzt durcheinander.

Doch auch hier, inmitten dieser übermüthigen Scherze, gedachten wir als treue Söhne des Vaterlandes unseres allergnädigsten Herrn. Plötzlich gebot Neptun Ruhe und der Commandant brachte auf Seine Majestät den Kaiser ein Hoch aus, welches unter den hehren Klängen der Volkshymne in einem hundertstimmigen, begeisterten, donnernden, dreifachen Hurrah von uns allen Wiederhall fand. Dann betrat Neptun seine jetzt ganz durchnässte Tribüne und übergab mir mit weihevoller Anrede ein reizendes Diplom, in welchem der Meergott mir bestätigt, dass ich den Äquator passiert hatte; dieses künstlerisch ausgeführte Diplom war von Ramberg gezeichnet und mit sinnigen Emblemen und Ornamenten geschmückt.

Neuerdings wüthete hierauf die Wasserschlacht, die sich jetzt, da schon viele der Officiere sich in ihre Cabinen zurückgezogen hatten, um die Kleider zu weecheln, hauptsächlich unter der Mannschaft abspielte. Es hatten sich nämlich ungefähr 30 Mann versteckt, um sich so der Taufe zu entziehen; das aber ließen die Kameraden der Ausreißer nicht zu; das ganze Schiff, jeder seiner Winkel wurden durchsucht, endlich die Opfer aus ihren Verstecken geholt und zur Strafe minutenlang mit dem Kopfe direct unter die Pumpe gehalten. Einzelne wurden in den Booten, andere unter den Geschützen oder zwischen Kisten und Bagage verborgen im Schiffsraum aufgefunden. So oft Freudengeschrei kundgab, dass einer der Flüchtlinge entdeckt worden war, drang sofort ein ganzer Schwarm auf ihn ein, um den Taufact zu vollziehen. Einer der Matrosen war gar bis zur höchsten Spitze des Großmastes geklettert, doch auch dieser Flüchtling wurde unverzüglich von dreien seiner Kameraden herabgeholt, eine Scene, die von Deck aus betrachtet umso possierlicher erschien, als sich unter den Verfolgern eines der Negerweiber befand.

Ich stand eben bei einer Gruppe von Matrosen, als plötzlich die Losung ausgegeben wurde: »Jetzt holen wir den Hofkoch!« Diese Idee fand auch meinen Beifall, und ich freute mich schon zum voraus, den dieken Bussatto unter die Pumpe gehalten zu sehen; aber bald kamen die Leute mit der Meldung herauf, dass sich der schlaue Italiener in seiner Cabine eingesperrt habe. Der wohlgemeinte Rath, die Thüre derselben

einzubrechen, wurde mit Jubel begrüßt und nach einigen Augenblicken erschien Bussatto widerstrebend, halb geschoben, halb gehoben auf der Treppe. Doch in welchem Zustande! Sein schneeweißes Gewand zeigte die nicht zu verkennenden Spuren eines ganzen Menus. Bedeckt mit den verschiedensten Farbflecken kam der Koch unter die Pumpe, wo er von den Matrosen mit besonderer Genugthuung getauft und angepumpt wurde. Die Schäden an seiner Gewandung erklärten sich, wie ich später erfuhr, daraus, dass Bussatto, als die Matrosen endlich die Thüre seiner Cabine eingestoßen hatten und ihn fangen wollten, eine malerische Pose angenommen, ein großes Küchenmesser ergriffen und eine Flut von Schimpfworten über seine Häseher ergossen hatte; diese aber, nicht faul, hatten der langen Rede ein Ende gemacht, indem sie Bussatto den ganzen Kübel mit Marilleneis, das schon zum Diner bereit stand, über den Kopf stülpten, mehrere Saucen folgen ließen und dann den Koch auf Deck trugen.

Schließlich stellte ein Hornsignal das lustige Treiben ein. Erst spät abends konnte Bussatto uns ein Diner fertigstellen, da er rundweg erklärte, alle die bereits vollendeten Gerichte seien theilweise an seiner Person, theilweise durch Salzwasser zugrunde gerichtet worden. In der That gab es auch kein Fleckchen auf dem Schiffe, das nicht nass geworden wäre; sogar die präparierten Bälge hatten durch das Schlüsselloch ihren Theil erhalten.

Lange saßen wir mit den Herren des Stabes, deren einige bei mir speisten, auf dem Eisendecke beisammen und besprachen die heiteren Erlebnisse des Tages.

In See nach Java, 10. April.

Morgens um 2 $\frac{1}{4}$  Uhr liefen wir in die Bankasträße ein. Schweres im Südwesten aufsteigendes Gewölk ließ eine Böe mit starkem Regen befürchten; doch zog das Unwetter vorbei, so dass wir die Fahrt unbehindert fortsetzen konnten.

Um 10 Uhr vormittags passierte die »Elisabeth« die Timbaga Rocks. Das Wrack eines Vollschiffes, welches mit einer Kohlenladung gestrandet war, bezeugte die Gefahren, welche hier den Seefahrer bedräuen.

Gegen 2 Uhr nachmittags befand sich die »Elisabeth« am südlichen Ausgangspunkte der Bankasträße. Von da aus führte unser Curs acht Meilen östlich von North Watcher und von hier mit Umschiffung der Nassau Rocks gegen das Edam-Leuchtfuer.

Batavia, 11. April.

Nach 6 Uhr morgens ließ ich mich wecken und gieng sofort auf die Brücke, da wir in einer halben Stunde in Batavia landen sollten. Der Himmel war stark bewölkt und die Temperatur auf Deck sehr behaglich. Wie bisher, war ich auch hier insofern angenehm enttäuscht, als ich befürchtet hatte, dass wir in den Tropen, insbesondere aber in den äquatorialen Regionen, von Hitze viel zu leiden haben würden; doch fand ich es ganz leidlich, die Bleikammern, das heißt die Cabinen, ausgenommen, in welchen die Temperatur namentlich zur Nachtzeit fast unerträglich zu nennen war.

Das erste, was wir von Java erblickten, waren die beiden hohen, erloschenen Vulkane Salak (2215 *m*) und Gede (2962 *m*), die gerade oberhalb Batavia oder, besser gesagt, südlich davon oberhalb Buitenzorg liegen. Nach und nach erkannte man auch die grüne Küste und den schönen Hafen Tandjong Priok, in welchem die Masten vieler Schiffe sichtbar wurden. Der Lotse kam an Bord und führte uns in den Innenhafen, in welchem Momente die hier liegenden Handelsschiffe die große Flaggengala hissten.

Nach dem Anker leisten wir den Territorialsalut, der alsbald von einer Landbatterie erwidert wurde. Ganz nahe von uns lagen drei holländische Kriegsschiffe und zwar das Hafenvachtschiff »Gede«, der Kreuzer »Atjeh« und die Panzerdeck-Corvette »Sumatra«, alle Officiere und die Mannschaften standen auf Deck, um unser Einlaufen zu sehen und aus mancher Stückpforte lugten auch Damenköpfe, mit Gläsern und Guckern bewehrt, hervor.

Zunächst kam unser Consul Dirk Fock und gleich darauf, vom Generalgouverneur gesendet, Oberstlieutenant Nepveu an Bord, um mich zu begrüßen und mir das Programm für den Aufenthalt in Java vorzulegen. Die Besprechung dieses Programmes that mir dar, welche Fülle von Sehenswürdigkeiten die schöne Insel birgt und welche große Anzahl herrlicher Streifzüge auf derselben ausgeführt werden können. Allein da ich auf meiner Reise um die Welt noch an so vielen anderen Punkten zu verweilen vor hatte, sah ich mich genöthigt, das Programm für meinen Aufenthalt in Java der kurzen Frist von 14 Tagen anzupassen. Nach langen Verhandlungen gelang es festzustellen, was innerhalb dieser Spanne Zeit ausführbar sei, wobei das Interessanteste wiederholt hinter das Sehenswürdige und zugleich leicht Erreichbare zurücktreten musste.

Doch nun hieß es in einer Stunde flott sein, die ganze Bagage einpacken, alle Anordnungen treffen, da der Extrazug zur Fahrt nach Batavia schon um 10 Uhr vormittags abgehen sollte. Merkwürdigerweise gelang alles. Um  $\frac{3}{4}$  10 Uhr dampften wir schon an die Eisenbahnstation Priok, wo sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte, zumeist Chinesen und Malayen, sowie einige Europäer. Als Spalier stand eine Polizeiwache da, die in Batavia und in dessen Umgebung den Wachdienst versieht; eine recht komische Gesellschaft, meist ältere Malayen, die eine Art Circusuniform und Kopftücher trugen und mit Hackmessern und Lanzen bewaffnet waren. Als Zeichen des Grußes hielten sie die Lanzen hoch vor das Gesicht und schnitten greuliche Gelegenheitsgrimassen.

Die Bahnen auf Java besitzen erfreulicherweise offene Aussichtswaggons; in einem solchen Waggon nahmen wir Platz und langten nach halbstündiger Fahrt durch freundliches Land, an vielen Canälen vorbei, in Batavia an, wo auf dem Bahnhofe der Generalgouverneur von Niederländisch-Ostindien, Dr. C. Pynacker Hordijk, ferner der Resident der Provinz Batavia, Jonkheer van Schmidt auf Altstadt, und die mir zugetheilten Herren Oberst der Artillerie De Moulin und Capitän Fabius anwesend waren.

Zur Fahrt in die Stadt benützte ich die vierspännige Kutsehe des Gouverneurs, in welcher ich neben diesem Platz nahm. Der Kutseher des eigenthümlichen Gefährtes, ein kaffeebrauner Malaye, trug eine weiß-rothe, mit Goldtressen gezierte Livree. Die Kopfbedeckung des Kutschers verlieh diesem ein äußerst drolliges Aussehen; denn er hatte einen großmächtigen, lackierten Cylinderhut, unter dessen Krämpe die abstehenden Zipfel des nach Landessitte um den Kopf geschlungenen Tuches weit hervorsahen. Hinter uns standen auf dem rückwärtigen Trittbrette der Kutsehe zwei Diener in ähnlicher Livree, die an einer langen Stange einen goldenen Sonnenschirm über unseren Häuptern hielten.

War schon der erste Eindruck, den Batavia in mir hervorgerufen hatte, ein freundlicher gewesen, da wir mitten durch Gärten und Palmenhaine fahren, in welchen sich fast allenthalben reinliche, von Malayen bewohnte Ansiedelungen zeigten, so gefiel mir die Stadt selbst noch besser. Von dem Bahnhofe aus liegen zur rechten und zur linken Hand der Straße von Gärten umrahmte, nette, ebenerdige Häuser, die von Europäern bewohnt werden, den Ansprüchen des Klimas gemäß luftig gebaut sind und den Charakter der Wohnlichkeit tragen.

Unserem Einzuge wohnte vor den Häusern und in den Straßen eine große Menge von Chincsen, Malayen, Javanen und Europäern bei, die, bunt durcheinandergewürfelt, in lebhafter Weise ihr Interesse für uns an den Tag legten. Ich hatte hier zum erstenmale Gelegenheit, das luftige Costüm zu sehen, dessen sich die Europäerinnen, wie man mir sagt, auf ganz Java bedienen; als Kleid dient der Sarong, ein großes Stück Tuch, das malerisch um die Lenden festgeknüpft, rockartig herabfällt; den Oberkörper verhüllt eine mit Ausschnitt versehene Jacke aus Leinwand. Diese sehr einfache, den Temperaturs- und sonstigen klimatischen Verhältnissen angepasste Toilette, welche die Trägerinnen namentlich in jüngeren Jahren reizend kleidet, ist bei allen weiblichen Mitgliedern europäischer Familien üblich und wird auch in den höheren Gesellschaftsclassen tagsüber bis zur Stunde, da für das Diner Toilette gemacht wird, getragen. Bis zu ihrem 12. oder 13. Jahre begnügen sich Mädchen mit einem Hemdchen à la baby. Da die körperliche Entwicklung der Kinder in den Tropen rascher vor sich geht, als in den Ländern der gemäßigten Zone, macht es auf den Ankömmling einen befremdenden Eindruck, Mädchen, die schon ganz erwachsen scheinen, in dieser Tracht zu begegnen.

Vor dem Hause, welches von der Regierung gemietet worden war, um mir als Absteigequartier zu dienen, erhob sich ein großer, aus Bambussen und blühenden Palmenzweigen kunstvoll gefügter, mit unseren Farben und der niederländischen Tricolore geschmückter Triumphbogen.

Das Haus — ebenerdig, wie fast alle Gebäude auf Java, da diese Insel von Erdbeben heimgesucht ist — liegt in einem kleinen Garten an einer der lebhaftesten Straßen Batavias. Geräuschvoll und schleifend saust vom Morgen bis zum Abend die Dampftramway an dem Hause vorbei, auf dem nahe gelegenen Canale schaukeln sich melancholisch kleine Bambusflöße. Auch das Innere des Hauses trägt das Gepräge der javanischen Bauten; hinter der großen, gedeckten Veranda ist ein weitläufiger Raum, der, als Speisesaal und Salon zugleich dienend, die Eingänge in die verschiedenen Wohngemächer enthält. Die Fenster und die Thüren pflegen hier selbst bei Nacht fast niemals geschlossen zu werden; deren Stelle vertreten zumeist spanische Wände. Die Räume sind durchwegs hoch und luftig, die Fußböden mit Strohmatte bedeckt, die Himmelbetten, welche das Lager bilden, zwar geräumig, lang und breit, jedoch so hart, dass sie lebhaft an die Pritschen in unseren Gebirgshütten mahnen. Offenbar legen die Erfahrungen der localen

Hygiene den Holländern, welchen ja im allgemeinen nichts über häusliche Bequemlichkeit geht, den Zwang auf, die Nacht über nur harte Lagerstätten zu benützen.

Der Himmel war bewölkt, die Temperatur drückend schwül, ja tropisch. Eine Stunde nach unserer Ankunft brach ein Gewitter mit sündflutartigem Regen los, doch ohne Abkühlung zu bringen; er vermehrte nur die Feuchtigkeit der Luft, so dass wir die Unannehmlichkeit feuchter Wärme unisomehr empfanden.

Wir besprachen mit dem Residenten sowie mit den mir zugeheilten Herren das Programm für die nächsten Tage und nahmen dann ein Frühstück ein, das sich durch seine lange Dauer auszeichnete; denn wiewohl uns nicht weniger als 16 alte malayische Diener, welche mit den landesüblichen, langohrigen Kopftüchern geschmückt waren, umschwirrten, wollte die Tafel, bei der Langsamkeit, mit welcher serviert wurde, kein Ende nehmen.

Hierauf kam Herr E. J. Kerkhoven, der Besitzer großer Theeplantagen zu Sinagar in der Residentschaft der Preanger Landschaften, mit welchem — einem vortrefflichen Jäger, an den ich schon von der Heimat aus gewiesen worden war — wir eine mehrere Tage umfassende Jagdexpedition in das Innere Javas unternehmen sollten. Doch zu Beginn unserer Unterredung mit Herrn Kerkhoven hatte es den Anschein, als müsste dieser Plan von unserem Programm abgesetzt werden; denn gleich dem Generalgouverneur hob Herr Kerkhoven, wiewohl ein passionierter Jagdfreund, die Schwierigkeiten hervor, die auch seiner Ansicht nach mit diesem Ausfluge verbunden waren und führte allerlei Gründe dawider ins Treffen: mangelhafte Communication, bedeutende physische Anstrengungen, Cholera, Malaria, sowie andere in dieser Gebirgslandschaft endemische Krankheiten u. a. m. Unser Wunsch, die wildreichen Jagdgebiete der Preanger Landschaften zu besuchen, lag, wie mir schien, einigermaßen im Widerstreite mit dem Programme, welches der Generalgouverneur im vorhincin entworfen hatte. Ich konnte den verschiedenen Strömungen, welche im Laufe der Erörterung pro et contra zutage traten, nicht völlig auf den Grund sehen; doch war so viel klar, dass jeden der Herren ein anderes Motiv leitete, mir die Eventualitäten dieser Jagdexpedition in den schwärzesten Farben auszumalen.

Schließlich gelang es mir, von dem Generalsecretär Sweerts de Landas, einem sehr gewandten und expeditiven Mann, unterstützt, alle Bedenken zu überwinden, nachdem ich den Herren insbesondere

dargelegt hatte, dass ich ja gern auf jeden Comfort, jede Bequemlichkeit verziehte, wo es sich um Jagd handelt. So wurde denn endlich eine Expedition in der Dauer von zehn Tagen in den südlichen Theil der Preanger Landschaften zum Beschluss erhoben. Nur erbat sich Herr Kerkhoven eine Frist von fünf Tagen, um die nothwendigen Anstalten zu treffen, Jäger und Träger zu bestellen u. s. w. Diese Frist wurde gewährt und beschlossen, dieselbe zum Besuche Buitenzorgs und anderer interessanter Punkte Javas zu verwenden.

Doeh konnte ich schon heute dem Jagdvergnügen huldigen, da der liebenswürdige Resident von Batavia für den Nachmittag eine Krokodiljagd anberaumt hatte, zu der wir, sobald der Regen einigermaßen nachgelassen hatte, aufbraehen. In der Vorstadt Weltevreden passierten wir eine lange Straße, welche auf beiden Seiten ausschließlich von Chinesen bewohnt ist. Auch hier in Batavia macht sich der »Gelbe Strom« schon sehr stark bemerkbar; es zählt unter 114.864 Einwohnern 27.279 Chinesen. Auf Gelderwerb erpieht, wie kaum ein anderes Volk, mit subtilem Handelsgeist und erstaunlicher Genügsamkeit ausgestattet, haben diese echten Mongolen nicht bloß in Batavia, sondern auch in allen anderen javanischen Handelsplätzen festen Fuß gefasst, so dass auf Java überhaupt unter einer Bevölkerung von 22,754.749 Seelen — die Armee und die Besatzung der Flotte nicht inbegriffen — neben 46.631 Europäern, 13.995 Arabern, 2843 anderen Orientalen und 22,449.553 Eingeborenen 241.727 Chinesen gezählt wurden.

Der misstrauische und hinterlistige Charakter der Chinesen, ihr sich in erassem Egoismus verzerrendes Wesen und andere ihrer Eigenschaften maehen mir dieses schon äußerlich unsympathische Volk widerlich, so wenig ich leugne, dass es auch Vorzüge besitzt. Ungemein rührig und erfindsam in gewerblicher Thätigkeit, voll Geschick in technischen Fertigkeiten, intelligente Acker- und Gartenbauer und, wo es der Betrieb der Urproduction erfordert oder wo der Vortheil loekt, selbst die schwerste Arbeit nicht scheuend, streben die Chinesen vor allem dahin, im Wettbewerbe des Güteraustausches und bei Geldgeschäften auf welche Art immer Gewinn zu erzielen. Die meisten treiben Handel, theils als Hausierer (Klontongs), Krämer, Ladenbesitzer, Agenten, theils als Commissionäre, Detaillisten, Gouvernementspäechter, Geldwueherer, Banquiers. Die übrigen Chinesen erwerben als Handwerker, Hausdiener, Schreiber, Kutseher, Köche ihren Unterhalt, bis auch sie, von kleinauf, zunächst mit ereditierter Ware beginnend, als Händler ihre mercantile Findigkeit verwerten können.

Im Lande verachtet und als Feinde angesehen, wie die blutigen Verfolgungen im vorigen Jahrhunderte beweisen, — an einem Tage, am 9. October 1740, wurden unter der Regierung des Generalgouverneurs Valkenier von der empörten Bevölkerung bei 10.000 Chinesen niedergemetzelt — haben sich die Chinesen gleichwohl mit der ihnen eigenthümlichen Zähigkeit auf Java zu behaupten und immer mehr auszubreiten verstanden. Die Regierung leistet ihnen keinerlei Vorschub, sondern trifft sie mit einer besonderen Auflage, der Zopfsteuer, Bea Kondoh, zwingt sie, in abgesonderten Stadtvierteln zu wohnen und kehrt andere Maßregeln vor, um das Chinesenthum auf Java nicht allzu üppig emporwachsen zu lassen. Doeh sind trotz alledem die Söhne des himmlischen Reiches, theils als Einwanderer, theils als Eingeborene — letztere Peranakan-Chinesen genannt — insbesondere im Norden der Insel und selbst im Innern des Landes eingewurzelt.

Dureh schmale Gässehen weiter fahrend, standen wir endlich vor dem Kasteel (Fort), das heute, von der Regierung in seiner alten Form erhalten, nur mehr historischen Wert besitzt; es ist von der Ostindischen Compagnie zu Beginn des 17. Jahrhunderts errichtet und späterhin mit Bastionen, Vorwerken, Erdwällen und Fortificationsgräben ausgestattet worden, die jetzt gesehleift oder versehüttet sind.

Einen wesentlichen Schutz des Kasteels haben zu der Zeit, als es noch die Citadelle Batavias darstellte, die Canäle des Fortificationsrayons gebildet. Denn, dem Vorbilde des Mutterlandes getreu, haben die Holländer Batavia, welches von einem Flusse, dem Tji Liwung (Liwong) mitten durchschnitten wird, mit Wasseradern durehzogen, theils um die Stadt zu entsumpfen, theils um hier ein dichtes Netz von Schifffahrtswegen zu schaffen. So bietet denn Batavia mit seinen schifffbaren Graechten und Gräben, seinen Uferbauten und den Fahrzeugen, welche in den von Baumalleen eingesäumten Canälen schwimmen, das Bild einer Stadt, in weleher die Wasserstraße die größte Bedeutung besitzt.

Auf einem der Canäle, weleher vom Fort bis in das Meer geht, stand eine kleine Flotille von Booten bereit, weleche, von einer Dampfbarkasse gezogen, uns zu der Krokodiljagd bringen sollte. Wir nahmen in den mit Blumen und Fahnen auf das schönste gesehmückten Fahrzeugen Platz, die Barkasse, weleche von einem hohen Regierungsbeamten persönlich gelenkt wurde, setzte sich in Bewegung und wir glitten auf dem Canale dahin, angenehm gewiegt, erfrischt durch ein Glas eingekühlten Champagners, den livrierte Diener servierten, und angeregt durch den Blick auf die vorübereilende Uferlandschaft.

Eine bunte Menge, auf beiden Ufern dichtgedrängt, folgte neugierig unserer Fahrt. Weiterhin erschienen kleine Ansiedelungen, ab und zu eine malayische Dorfschaft, dann wurden Pflanzungen von Arrowroot (*Maranta arundinacea*), welche das bekannte Nährmehl liefern, sichtbar. Zwischen diesen Pflanzungen und niedrigem Buschwerke dahinschwimmend, legten wir endlich an der Mündung eines schmalen, natürlichen Seitengrabens an, welcher, in der Art eines Dschungels verwachsen, mitten durch dichtes Tamarisken- und Myrtengebüsch führte.

Es waren hier, wie mir schien, allzu viele Anstalten in der Absicht getroffen worden, die Jagd auf die in diesem Graben zahlreich vorhandenen Krokodile zu begünstigen. Das Gebüsch war gelichtet worden, damit es uns den Ausblick nicht benehme; den Canal entlang waren, um das Auswechselln der Krokodile zu verhindern, Verhaue gemacht und zu denselben aufwärts wie abwärts Wächter postiert.

Gleich bei der Ankunft an dem Canale hatte ich kleine, aus dem Wasser hervorragende Punkte, die Lichter und die Nasenspitzen einiger Krokodile wahrgenommen, doch waren diese rasch untergetaucht und erst einige Zeit später kam ein sehr starkes Exemplar wieder zum Vorschein. Ich erlegte das Thier mittels eines Kopfschusses; in den letzten Zuckungen schlug es mächtig umher, Wasser und Schlamm weithin emporschleudernd, bis es endlich mehrere Minuten lang ein Rad schlug, um dann leblos hinzusinken. Nun warfen die eingeborenen Jäger dem Reptil eine Tauschlinge um den Hals und zogen es an das Land.

Hierauf schritt ich längs des Ufers auf und nieder und entdeckte bald ein zweites Krokodil, welches sich, durch den von mir abgegebenen Schuss erschreckt, in den weichen Schlamm so tief eingegraben hatte, dass ich nur wahrnehmen konnte, wie sich hier das Erdreich abwechselnd hob und senkte. Ich schoss auf gut Glück nach der Stelle hin, an welcher ich das Haupt des Thieres vermuthete und alsbald bewies eine Schweißspur, sowie das Umherschlagen des aus dem Schlamm auftauchenden, gezackten Schweifes, dass ich das Krokodil getroffen hatte. Fortan blieb jedoch alles ruhig, da sich die Reptilien nicht mehr blicken ließen; sie hatten sich unter Wasser im tiefen Schlamme verkrochen und erst, als mehrere Leute mittels langer Bambusstangen auf das Wasser schlugen und das Erdreich auf dem Grunde des Canals durchstocherten, kam wieder Leben in den Canal. Die Krokodile nahmen diese Operationen sehr übel auf und fuhren schnappend und beißend auf die Stangen los. So oft sich ein Kopf zeigte, gab ich auf die Lichter oder auf den Halswirbel, die einzig verwundbaren Stellen der Krokodile,

Feuer und vermochte auf diese Art noch sechs starke Exemplare zu erlegen, so dass meine Strecke acht Krokodile betrug, deren jedes über 2 *m* maß.

Die Färbung der einzelnen Exemplare war sehr verschieden; sie variierte zwischen schwarz oder grünlichgrau und hellgelb mit schwarzen Rändern. Welch dicke, undurchdringliche Haut und welche harte Schädelknochen das Krokodil besitzt, konnte ich an einem Stücke beobachten, welches, in einer Entfernung von etwa 25 Schritten auftauchend, nur das Haupt hatte sichtbar werden lassen. Ich schoss mit meinem Express, Caliber 500, dreimal hintereinander auf die Schädeldecke des Thieres zwischen dessen Lichter; allein nach jedem Schusse tauchte das Krokodil, ohne das geringste Schusszeichen zu geben, unter, um alsbald an die Oberfläche zurückzukehren; erst der vierte Schuss traf knapp oberhalb des Lichtes, worauf das Thier sich überschlug und verendete. Nachdem das Krokodil ans Land gezogen worden war, fand ich bei genauer Untersuchung, dass die drei ersten Kugeln nicht eingedrungen, sondern an der Schädeldecke zwischen den Lichtern wie von einer Panzerplatte abgeprallt waren, ohne dort, wo sie aufgeschlagen hatten, mehr als kaum wahrnehmbare Flecke zu hinterlassen.

Die erlegten Krokodile wurden in ein Boot verladen, dieses von unserer Flotille ins Schlepptau genommen und nun kehrten wir auf demselben Wege, den wir schon vorher gesteuert, mitten durch das jetzt hell erleuchtete und sich daher äußerst malerisch präsentierende Chinesen-Viertel heim, um uns zu dem beim Generalgouverneur angesagten Diner umzukleiden.

Der Generalgouverneur Dr. C. Pynacker Hordijk, dessen Residenz sich in Buitenzorg befindet, besitzt in Batavia, dem Sitze der Regierung, ein schönes, ebenerdiges Palais, in welchem er und seine Gemahlin mich erwarteten. In dem großen Speisesaal, der mit den Wappen und Emblemen der Heimat geschmückt war, herrschte leider während des nun folgenden Diners drückende Schwüle. Ich saß zwischen der Frau vom Hause und dem Viceadmiral Jonkheer J. A. Roëll. Dieser, eine liebenswürdige Persönlichkeit, erzählte mir allerlei Interessantes über die seit dem Jahre 1873 währenden kriegerischen Expeditionen der Niederländer gegen das ihrer Macht widerstrebende, immer noch unabhängige Reich Atschin (Atjeh) auf Sumatra. An dem Diner, während dessen eine Militärkapelle ihre Weisen erklingen ließ, nahmen auch der Commandant der niederländisch-ostindischen Armee Generallieutenant

A. R. W. Gey van Pittius, der Generalsecretär Sweerts de Landas und andere Würdenträger, darunter mehrere Mitglieder des Rathes von Indien (Raad van Indie) theil.

Die Tafel, welche sich durch Fehlen der Toaste und des Cercles auszeichnete, war bald aufgehoben und so konnte ich in meiner Wohnung mit unserem Schiffseommandanten noch die Fortsetzung der Reise besprechen.

Batavia — Buitenzorg, 12. April.

Der Wunsch, das Museum von Batavia und andere Sehenswürdigkeiten dieser Stadt in Augenschein zu nehmen, hatte mich veranlasst, die Fahrt nach Buitenzorg, welche dem Programme gemäß schon für den gestrigen Abend anberaumt gewesen war, auf den Nachmittag des heutigen Tages zu verschieben, um vorher eine Rundfahrt durch Batavia und dessen Vorstädte antreten zu können, zu welcher wir schon früh morgens aufbrachen.

Die Gründung von Batavia ist auf das Jahr 1614 zurückzuführen. Zu jener Zeit errichtete der holländische Generalgouverneur Pieter Both auf einem kleinen, auf dem Ostufer des Tji Liwung gelegenen Grundstück, welches er im Jahre 1611 für 3000 holländische Gulden von dem Häuptling von Dja-Karta, einem Vasallen des Reiches Bantam, erkauft hatte, eine befestigte Factorie, »Nassau« genannt. Diese Factorie der Holländisch-ostindischen Compagnie, jener mercantil wie politisch mächtigen Handelsgesellschaft, welche, 1602 gegründet, nach vielen Jahrzehnten des Glanzes mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erloseh, bildet den Ausgangspunkt Batavias.

Von dem Kasteel beschützt, von ebenso emsigen, als klugen Bürgern besiedelt, entstand hier unter der Verwaltung fernblickender Behörden im Laufe weniger Jahrzehnte ein zukunftsreiches städtisches Gemeinwesen. Seit 1619 officiell den Namen Batavia führend, hat sich die Hauptstadt Holländisch-Indiens so rasch entwickelt, dass sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts unbestritten der bedeutendste Hafenplatz Südostasiens war. Seit dem Aufschwunge Singapurs hat Batavia in seiner commerziellen Thätigkeit einen starken Rückschlag erlitten, doch ist es, dank der reformatorischen Fürsorge der niederländischen Regierung, auch heute noch unleugbar ein sehr bedeutendes Handelscentrum für allerlei Colonialproducte. Außer den schon früher erwähnten 27.279 Chinesen zählt Batavia 8613 Europäer, 2622 Araber, 104 andere Orientalen und 76.246 Eingeborene.

Der Hafen Tandjong Priok weist freilich eine weit geringere Zahl von Handelsschiffen auf, als andre Emporien des Welthandels; allein die dichte Bevölkerung Javas, die intensive Cultur des überaus fruchtbaren, kostbare Producte liefernden Bodens, der Ausbau der Verkehrswege, vor allem aber die finanzielle Weisheit der Holländer sichern dieser blühenden Ackerbaucolonie, der schönsten aller malayischen Inseln, auch fernerhin volles Gedeihen.

Der Verkehr und das städtische Leben in Batavia sind eigenartig. In den europäischen Vierteln herrscht nach außenhin eine gewisse Somnolenz; unter der schlummernden Oberfläche jedoch bethätigt sich zielbewusst, zähe und emsig der Nationalcharakter der Niederländer. Die Europäer bewohnen die südlichen Vorstädte Noordwijk und Rijswijk, sowie das von diesen südöstlich gelegene Weltevreden; die höheren, südlichen Theile der Stadt sind die gesündesten; die in der Nähe der See gelegenen Geschäftsviertel haben von dem feuchten Klima Batavias am meisten zu leiden. Die Heimstätten der Europäer tragen hier durchwegs das Gepräge der Nettigkeit, Reinlichkeit und Wohnlichkeit. Zwischen wohlgepflegten Gärten mit reichem Blumenflor erheben sich die ebenerdigen Häuser, welche vermöge ihrer sozusagen durchsichtigen Bauart der Luft freien Durchzug gewähren. Auf der Veranda, ohne welche hier ein Haus kaum denkbar ist, spielt sich fast das gesammte häusliche Leben ab; hier, zwischen den mit Bildern und blühenden Orchideen geschmückten Wänden, halten auf Ottomane oder Lehnstühle die Familienmitglieder, welche der geschäftliche Beruf nicht an die Altstadt fesselt, während der heißen Tagesstunden die durch das Klima bedingte, wohlthuende Siesta. Die Männer hingegen fahren früh morgens in die Altstadt, den Mittelpunkt der Geschäftswelt, um hier bis 4 oder 5 Uhr nachmittags ihren Angelegenheiten zu obliegen. Zu dieser Zeit kehren sie nach wohlgethener Arbeit in ihre von frischerer Luft umwehten Villen zurück und verbringen, da der Holländer viel Sinn für gemüthliche Häuslichkeit hat, den Abend meist im Familienkreise. Da sieht man dann all die traulichen Veranden hell erleuchtet und freundlich spicgeln sich die vielen Lichter in den kleinen Canälen der Stadt.

Die beiden Hauptplätze Weltevredens sind der »Waterloo-Plein« und der »Konings-Plein«. Auf dem ersten befindet sich das Regierungspalais, ein mächtiges, zweistöckiges Gebäude, das Militärcasino Concordia und die Statue des Generalgouverneurs Jan Pieterszoon Koen, welcher irrthümlich als Stifter Batavias gilt.

Der Konings-Plein ist ein ausgedehnter, 4 *ha* großer, viereckiger Rasenplatz, welchen Tamarindenalleen begrenzen. An den Außenseiten dieser Alleen sehen wir das neue Palais des Generalgouverneurs, dann jenes des Residenten, Kirchen, das Museum, die Bahnstation Konings-Plein und andere öffentliche Gebäude. So schön die Umrahmung des Platzes auch ist, so wenig bietet der baumlose, mit schlechtem Grase bewachsene Konings-Plein selbst. In dem angenehmen Schatten der Alleen tummelt sich gegen Abend die ganze Gesellschaft Batavias, in den verschiedenartigsten Equipagen frische Luft schöpfend; auch wimmelt es hier von Fußgängern, selbst einzelne Reiter wagen sich hervor.

Bei meiner Fahrt durch Weltevreden begegnete ich einrückenden niederländischen Truppen und zwar einem Bataillon Infanterie und einer Escadron Cavallerie, letztere durchwegs mit ganz kleinen, javanischen Ponies beritten; die Reiter haben eine wenig kleidsame blau-gelbe Uniform, sitzen mit ungemein kurz geschnallten Bügeln im Sattel und tragen den Carabiner derart, dass er, am Sattel befestigt, über dem rechten Schenkel liegt — eine Tragweise, die ich nicht praktisch finden kann.

Während die von Europäern bewohnten Stadttheile durch verhältnismäßige Ruhe ausgezeichnet sind, herrscht um so regeres Treiben in dem Chinesen-Viertel. Da wird unablässig gefeilscht und gearbeitet; kein Garten unterbricht die lange Reihe der Häuser; da hier alles nur auf das Praktische und auf Gewinn basiert ist, wäre ein Ziergarten überflüssiger Luxus. Die bezopften Leute sitzen vor ihren Werkstätten, entwickeln eine beinahe fiberhafte Thätigkeit und tragen, sobald sie etwas erworben haben, einen Theil des Gewinnes in die Opiumhöhlen oder Spielhäuser. Meine Rundfahrt brachte mich von den lebenden Chinesen auch zu den todten. Die Ruhestätten dieser liegen im Osten der Stadt, hauptsächlich in den Pagansan und Sentiong benannten Stadttheilen; daselbst schlafen unter Palmen und Bananen auch die im vorigen Jahrhunderte dem Hasse der Bevölkerung zum Opfer gefallenen Söhne des himmlischen Reiches. Die Gräber springen durch ihre eigenthümliche Bauart ins Auge; gar manche derselben sind schon verfallen und über ihnen wuchern üppige Schlinggewächse oder ziehen sich Felder und Palmenpflanzungen hin.

In der Nähe dieser Begräbnisstätten findet man neben der alten Kirche der Altstadt das Haus Pieter Elberfelds, des Verräthers von Batavia, der im Jahre 1722 hingerichtet worden ist; eine Steinplatte, oberhalb deren sich ein aus Stein gemeißelter, von einer Lanze durch-

stochener Todtenkopf erhebt, trägt eine Inschrift mit der Darstellung der That und mit dem Befehle, dass an dieser Stelle bis in die Ewigkeit nicht mehr gebaut werden dürfe.

Die Viertel, welche von den Eingeborenen Javas bewohnt werden, nehmen einen großen Raum ein und tragen den Charakter von Dörfern, die oft ganz unter Palmen und Bananen versteckt erscheinen. Auch diese Ansiedelungen, Kampongs oder Dessas genannt, tragen den Stempel der Reinlichkeit und Nettigkeit an sich; ein gar wohlthuender Unterschied zwischen den Behausungen der Javanen und den schmutzigen, übelriechenden, verwahrlosten Wohnungen der Hindus in Britisch-Indien ist hier bemerkbar. Die einzelnen Hütten sind zumeist aus Bambus gefertigt; das Dach und die Seitenwände bestehen entweder aus Bambusflechtwerk, Alanggrasgeflecht oder einfach aus trockenen Palmblättern, welche durch ihre Größe und ihre ziemliche Widerstandsfähigkeit ein gutes und billiges Baumaterial bilden. Sehr häufig stehen die Hütten auch auf Pfählen. Die Dächer, meistens sowohl nach vorne wie nach rückwärts hin verlängert, beschatten kleine Gallerien oder Veranden.

Die innere Einrichtung dieser Hütten ist eine sehr einfache; denn die ganze Familie wohnt in einem großen Raum. Als Bettstellen dienen Bambusbänke, die mit Strohmatten belegt werden, von anderen Möbeln finden wir einen groben Tisch und allenfalls einige Bambuschemel; doch sitzt der Eingeborene zumeist mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Die Küchengeräthschaften sind nicht minder einfacher Natur und meistentheils aus Bambus hergestellt. Obsehon die Behausungen bei dem reichen Kindersegen, welcher die Eingeborenen meist beglückt, in der Regel zahlreich bevölkert sind, herrscht daselbst doch die größte Sauberkeit und Ordnung.

Die Javanen besitzen eine besondere Vorliebe für Thiere; daher hängen an der Wand fast jedes Hauses geflochtene Käfige mit Vögeln, gewöhnlich Tauben. Die Hausthiere werden gut gehalten, Rinder und Büffel sind wohlgenährt und sorgsam gepflegt; aus jeder Hütte springen dem Besucher allerliebste Zwergziegen meckernd entgegen, und vor den Thüren scharren große Hühner.

Rund um die meisten Häuser sind kleine Nutzgärten angelegt, umgeben von zierlich geflochtenen Bambuszäunen, in denen Pisang, Pfeffer, Gemüse und Früchte gepflanzt werden; übcrall sieht man die Cocospalme, die besonders in der Nähe von Batavia einen bedeutenden Nutzen abwirft, da hier ein starker Baum wohl ein jährliches Erträgnis

im Werte von etwa 10 fl. ö. W. liefert. Wie mir der Resident versicherte, benützen die Leute häufig zum Sammeln der Cocosnüsse abgerichtete Affen, welche die glatten, hohen Stämme emporklettern und die reifen Früchte herabwerfen. Will der Affe eine noch unreife Frucht pflücken, so erhält er mittels einer Schnur einen Ruck, worauf er alsbald davon ablässt und eine reife Frucht auswählt. Ein zu solchem Dienste gut abgerichteter Affe soll für seinen Eigenthümer eine große Einnahmsquelle bilden, da dieser das Thier vielfach an Besitzer von Cocospalmenplantagen vermietet.

Nebst der Reinlichkeit berührt den von Britisch-Indien kommenden Reisenden auf Java noch ein zweites Moment aufs angenehmste — die große Ruhe, mit welcher die Malayen alles vollbringen, so dass man wohl öfters an einem von Bäumen umhüllten Kampong vorüberschreiten würde, ohne seiner Existenz gewahr zu werden, wäre das Auge nicht, welches die Hütten zwischen dem Baumgrün hervorstulpen sieht. Das Ohr, zumal wenn es von dem Lande der Hindus her durch deren ohrenzerreißenden, betäubenden Lärm, ihr eigenthümliches Geschrei und Geheul einigermaßen an Empfindlichkeit für Geräusche verloren hat, vermag selbst in der Nähe der Kampongs nichts Auffallendes wahrzunehmen.

Von dem malayischen Viertel, wo die Natürlichkeit noch ziemlich ungetrübt waltet, thaten wir, bildlich gesprochen, einen gewaltigen Sprung, indem wir den Platz besahen, auf welchem im Herbste 1893 eine Weltausstellung en miniature ihre Schätze ausbreiten soll. So hat denn das Expositionsfieber auch die ruhigen Bewohner Javas ergriffen! Nicht ohne Stolz wies der Resident auf die allerdings noch im Anfangsstadium begriffenen Vorbereitungen hin; einige Gerüste ließen einstweilen die künftige Pracht noch nicht ahnen. Immerhin ist der gewaltige Gegensatz fühlbar: dort im Kampong Volksleben, das Jahrtausende lang in gleichförmiger Weise zum Ausdrucke kommt; hier Zurüstungen für die Verwirklichung einer jener Ideen, in welchen das Culturleben der Völker in der allermodernsten Fassung zur Darstellung gelangt!

In der Folge hatte ich auch Gelegenheit, die javanischen Ponies zu beobachten, kleine, höchstens 12 Faust hohe Thiere, welche die unschönen, landesüblichen Wagen im schärfsten Trabe durch die Straßen ziehen. Diese Ponies stammen zumeist von den Sunda-Inseln Sumbawa und Sumba (Sandelhout) her. Nebst den Producten der einheimischen Pferdezucht, unter welchen insbesondere jene der

Residentschaften Kedu und der Preanger Landschaften als vorzüglich gelten, verwendet man auf Java eben auch Pferde von den Sunda-Inseln sowie australische Carrossiers.

Das nunmehr der Besichtigung unterzogene Museum gehört einer Privatgesellschaft, — der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften — welche von der Regierung subventioniert wird. Auch ist die Regierung unausgesetzt bestrebt, die ethnographische Collection dieses Museums durch Objecte zu vervollständigen, welche den Sunda-Inseln entstammen.

Ein Elephant aus Bronze, das Geschenk des Königs von Siam, der Java im Jahre 1870 besucht hat, steht vor dem großen Gebäude. In der Vorhalle liegen alterthümliche Steinfiguren, sowie mehrere Kanonen und geschnitzte Wandschirme aus der Zeit der Ostindischen Compagnie, links davon ist die numismatische Sammlung angeordnet, die reiches Material aus aller Herren Ländern enthält, unter anderem auch eine Collection von Papiergeldzichen und Münzen österreichischer Währung; die wertvollste Münze heimatlichen Ursprunges dürfte ein Sigismund-Ducaten aus dem Jahre 1388 sein.

Die sich anschließende archäologische Sammlung ist erst in neuerer Zeit entstanden, da man in früheren Jahren in Java wenig Interesse für Alterthümer an den Tag gelegt hat. Einzelne Gelehrte haben sich in höchst verdienstvoller Weise der Erforschung der alten Denkmäler der Insel zugewandt, wobei festgestellt wurde, dass der Stil der javanischen Tempelbauten, ungeachtet einiger Abweichungen, lebhaft an jenen Vorderindiens erinnert. Diese Erscheinung findet ihre natürliche Erklärung darin, dass in früheren Zeiten der Brahmanismus im malayischen Archipel verbreitet war, bis er daselbst im 13. Jahrhundert von dem immer weiter um sich greifenden Islam fast völlig verdrängt wurde. Von geringen Ausnahmen abgerechnet, bekennen sich alle Javanen zum mohammedanischen Glauben, während die Religion der Bergvölker noch im Ahnen- und Geistercultus gipfelt.

Die Richtigkeit jener Constatierung, welcher zufolge man füglich von einem Java-Hindu-Stile sprechen kann, wurde durch eine Anzahl photographischer Abbildungen von Tempeln aus Mitteljava augenscheinlich gemacht. Diese Tempelbauten stellen, was die Reichhaltigkeit der architektonischen und ornamentalen Motive und insbesondere die künstlerische Ausschmückung durch Statuen und Reliefs anbelangt, die vorderindischen Bauten in den Hintergrund. Unter den Statuen und Reliefs fanden wir allerlei uns schon von Indien her wohlbekannte

Darstellungen, so solche Schiwas, der Dreieinigkei Brahma, Wischnu und Schiwa, des heiligen Stieres Nandi, jene der Göttinnen Lakschmi und Kâli sowie des Elephantengottes Ganescha in allen möglichen Stellungen; ferner waren mehrere Lingams, Urnen der verschiedensten Größen, Säulenpedestale u. a. m. zu sehen.

Eine Sammlung aufgefundener oder ausgegrabener Metallgegenstände ist sehr bemerkenswert; auch hier begegneten wir den verschiedenen Gottheiten der brahmanischen Theogonie, in Bronze, Silber oder Gold gestaltet, — einzelne dieser Nachbildungen zeigen künstlerische Vollendung — ferner mannigfaltigen Tempelgeräthschaften, besonders Glocken, Gongs, Opferkesseln, sowie Lämpchen und Schmuckgegenständen.

Den Hauptanziehungspunkt und zugleich den wertvollsten Theil des Museums bildet die in langen, großen Sälen untergebrachte ethnographische Sammlung, welche nicht allein Java, sondern auch die ganze Inselwelt des asiatischen und des australischen Archipels umfasst und sich durch ihre ungewöhnliche Reichhaltigkeit auszeichnet. Die genauere Besichtigung all der Objecte, welche die verschiedenen Culturstufen der malayischen Völker, von den Kannibalen angefangen bis hinauf zu den schon ziemlich hoch entwickelten Javancn, darstellen, würde Tage, ja Wochen in Anspruch nehmen.

Da sieht man zunächst Modelle verschiedener Behausungen, höhlenartiger Bambushütten von Bornco und schön geflochtener Häuser von Java, ferner alle Geräthschaften, deren sich die verschiedenen Völkerstämme bei der Jagd und der Fischerei bedienen. Eine Unzahl der merkwürdigsten Waffen ist an den Wänden angebracht. Nicht bei allen Völkerstämmen, deren Erzeugnisse hier für oder gegen sie sprechen, ist die Steinzeit schon durch die Eisenzeit verdrängt; daher sind denn vielfach Speer- und Lanzenspitzen, sowie Beile noch aus sehr hartem Gestein oder aus Holz angefertigt; manche der Waffen sind mit schnellwirkenden Giften imprägniert. Aus dem Lande der Dajaks auf Borneo stammen Blasrohre mit vergifteten Pfeilen.

Mit großem Fleiße sind alle Arten von Kleidungsstücken, deren sich die Inselvölker bedienen, zusammengetragen. Die Schaustellung der Garderobe mancher dieser Inselstämme hat wenig Mühe und Schwierigkeit verursacht; die Tracht ist mitunter sehr nothdürftig und von unseren Stammeltern im Paradiese ziemlich getreu überkommen. Hingegen finden sich aus Java Tanzcostüme, Brautkleider und Proben von Kains, gewebten Kleidern, die einen ziemlich bedeutenden Wert

repräsentieren. Daneben stehen Pajungs (Distinctionsschirme) und in großer Zahl Masken zu dem Topeng-Tanze, sowie Wajang-Figuren und Musikinstrumente der abenteuerlichsten Formen für den Gamelang, das javanische Orchester, hierunter riesige Gongs, cymbalähnliche Instrumente und ein höchst eigenthümlich gestaltetes Instrument, Anklong genannt, bestehend aus gestimmten Bambusrohren, welche durch Schütteln zum Tönen gebracht werden.

Der originellste Theil der hier aufgestapelten Schätze besteht in der großen Menge von Fetischen und Götzen, sowie von Schmuckgegenständen der Kannibalen, vor allem der Papuas, der Dajaks und der Battas. Diese Fetische und Götzen stellen sich als sehr realistisch aufgefasste, scheußliche Fratzen dar; einige sind bemalt und mit Haaren geschmückt oder mit Muscheln ausgelegt.

Die Schmucksachen sind in phantastischer Weise aus Vogelfedern, Muscheln und Knochen oder Zähnen von Thieren, mitunter aber auch aus Überresten menschlicher Körper hergestellt; so sah man hier Schädel, einzelne Knochen oder Haarbüschel, ähnlich den Indianer-Scalps, und als Halszierat Colliers aus aufgefädelten Zähnen von Menschen. Das Material, wenn ich mich so ausdrücken darf, zur Herstellung all dieser Schmucksachen liefern den Kannibalen die Leichname der von ihnen erschlagenen Feinde. Herrscht ja doch auf Borneo, Sumatra u. s. w. die greuliche Sitte, dass ein Jüngling von den Ältesten des Stammes erst dann für mannbar erklärt wird, sobald er eine gewisse Anzahl Schädel erschlagener Menschen vorzuweisen vermag — eine Anforderung, welche an die Jünglinge auch bei der Wahl einer Braut, bei gewissen Festen und bei dem Tode eines Häuptlings gestellt wird. Die Roheit, welche in dieser unser Gefühl auf das tiefste verletzenden Sitte zum Ausdrucke gelangt, lässt darauf schließen, dass bei derartigen Kopffjagden Schädel wohl nicht nur im Kampfe, sondern auch durch Meuchelmord erbeutet werden.

Ein besonderer Raum, die Goldkammer, welche durch Panzerplatten gegen etwaige Einbrüche gesichert ist, birgt die wertvollsten Gegenstände; so mit Gold und Silber eingelegte Waffen und Schmuckgegenstände, die Reichskleinodien aus dem Nachlasse des Sultanats Bandjermasing und kostbare Objecte holländischer Provenienz, die noch aus der Zeit der Ostindischen Compagnie datieren.

Mehrere Stunden hatte ich der Besichtigung des Museums gewidmet und besorgte sodann bis zur Abfahrt nach Buitenzorg, die um 4 Uhr nachmittags erfolgte, noch einige Bestellungen und Einkäufe.

Der Weg von Batavia nach Buitenzorg, den wir in anderthalbstündiger Fahrt zurücklegten, führt zumeist durch cultiviertes Land, insbesondere durch Reisfelder. Er bietet landschaftliche Reize in Fülle, da er unausgesetzt schöne Ausblicke auf den Nordabhang des den Hintergrund dieser Stadt bildenden Gebirges und auf das tropische Vegetationsbild des Vorlandes gewährt.

In Buitenzorg, das wesentlich höher gelegen ist als Batavia, wehte uns angenehme, durch eines der täglichen Gewitter abgekühlte Luft entgegen. Das Sanssouci von Batavia — Buitenzorg bedeutet »Außer Sorge« — ist die Gesundheitsstation der javanischen Hauptstadt und die Lieblingsvilleggiatur der reicheren Stände Batavias. Der erste Eindruck, den wir hievon empfingen, war ein äußerst angenehmer, und wir begriffen sehr wohl, wie reizend ein längeres Verweilen in der lieblichen, am Fuße des Gebirges gelegenen, von immergrüner, üppiger Vegetation umgebenen Niederlassung sein müsse.

Wie in Batavia finden wir auch hier ein europäisches Villenviertel sowie malayische und chinesische Kampongs, nur mit dem Unterschiede, dass die Europäer hier noch mehr als dort den Ton angeben. Auch hier dieselbe Reinlichkeit und Nettigkeit, derselbe gemüthliche Ton, dieselben Sitten und Gewohnheiten. Ich kam gegen Abend an, als die Bewohner Buitenzorgs eben bei den Klängen einer Militärkapelle unter den großen Bäumen der Hauptstraße lustwandelten, und hatte hier Gelegenheit, viele auffallend hübsche Holländerinnen zu bewundern. Eurasier, das sind Mischlinge von Europäern und Eingeborenen, die sich europäisch kleiden, deren Gesichtsfarbe und Typus aber doch immer vorwiegend malayische Merkmale zeigen, waren in großer Zahl zu sehen.

Das Leben und Treiben in den Straßen Buitenzorgs ist des Morgens und am Abend ein sehr buntes, da die Stadt an der Hauptstraße nach den Preanger Landschaften liegt. Neben schweren, mit Ochsen bespannten Karren, sind es leichtere, von kleinen, schnellen Ponies gezogene Gefährte, die den Wagenverkehr vermitteln; ganze Karawanen halbnackter Kulis, welche auf ihren Schultern Producte des Landes tragen, ziehen einher; da sieht man Kulis, die mit Reishalmen, mit Paketen von Palmenzucker, mit andern Lebensmitteln oder mit frischem Grase für Viehfutter schwer beladen sind. Alles das ist ungemein geschickt und sauber verpackt. Die Verpackung, mag sie in der Form von Stäben, Fasern oder Körben erscheinen, ist unänderlich aus Bambus hergestellt; denn diese Pflanze spielt auf Java

geradezu die Rolle des Universalhilfsmateriales, das von den Eingeborenen einfach zu allem verwendet wird; selbst Wasser wird in ausgehöhlten Bambusstöcken getragen.

Das größte und ansehnlichste Gebäude ist die Residenz des Generalgouverneurs, welche in einem weitläufigen Parke liegt, der durch seine schönen Baumgruppen, seine Weihcr und Wiesenplätze auffällt. Hier stehen ganze Rudel halbzahmen Axiswildes, das sich durch fahrende Wagen und selbst durch Fußgänger nicht im geringsten scheu machen lässt. Die im Parke auf Wache stehenden Soldaten vertreiben sich während des langen einförmigen Dienstes die Zeit, indem sie jene Thiere heranlocken und mit Brot füttern.

Bei Herrn und Frau Pynaeker fand abends ein geraume Zeit währendes Diner statt, welehem eine sehr interessante Production, ein Wajang, folgte. Der Wajang kann als das eigentliche javanische Theater bezeichnet werden. Man unterscheidet vier Arten des Wajang: den Wajang Wong, in dem maskierte Schauspieler auftreten; den Wajang Kulit (Koelit), in welchem Marionetten aus Leder verwendet werden; den Wajang Karutjil (Karoetjil), worin die Darstellung durch Marionctten erfolgt, welche Costüme tragen, und endlich den Wajang Beber, in welehem die Rolle der Marionctten durch lange, mit verschiedenen bildlichen Darstellungen bemalte Papierstreifen vertreten wird, die man auf- und abwickelt, um auf diese Weise die dem Gange der theatralischen Handlung entsprechende Scene zur Ansehauung zu bringen. Im Wajang Beber wird der musikalische Theil der Production durch eine Violine besorgt, während in den anderen Wajangs das javanische Orchester, der Gamelang, ertönt; all diese Aufführungen sind choreographisch-dramatischen Charakters. Die im Wajang Wong agierenden Schauspieler sprechen nicht, sondern begnügen sich mit den durch ihre Rollen vorgeschriebenen Gesten. Die meist in Verse gebrachten, die Pantomime erläuternden Worte werden selbst im Wajang Wong von einem den Zuschauern verborgenen Schauspielmeister, dem Dalang, gesprochen. Sowohl Schauspieler als Marionetten treten in eadenziertem oder tanzendem Schritte, dem Tandak, auf, da hiedurch für das javanische Publicum der feierliche Eindruck der Handlung erhöht wird. Die Stoffe der »Lelakon« genannten, etwa zweihundert an der Zahl betragenden Stücke für die Wajangs sind theils indischen Dichtungen, dem Mahâbhârata und dem Râmâyana, wovon die javanische Literatur einige stark gekürzte Übertragungen besitzt, theils alten javanischen, romantischen Erzählungen entnommen.

Der Handlung dieser Lelakons liegt beinahe immer dasselbe, den verschiedenen Fällen angepasste Thema zugrunde: ein König will die Hand seiner Tochter einem Prinzen gewähren unter der Bedingung, dass dieser eine besonders schwierige und kühne That vollbringe; diese gelingt dem Prinzen nicht; nun unternimmt sie ein aus einer feindlichen Dynastie stammender kühner und glücklicher Rivale; inzwischen wird die Prinzessin von einem Riesen geraubt, aber alsogleich von dem Rivalen wieder befreit; der erste Werber fordert sodann den zweiten zum Zweikampf heraus, unterliegt jedoch, und der glückliche Held führt, von dem Segen des Vaters begleitet, die Königstochter heim. Diese romantische Handlung ist je nach den Erfordernissen des einzelnen Falles variiert und ausgeschmückt. Die Aufführungen ziehen sich oft durch die halbe Nacht hin; ja im Wajang Wong am Hofe zu Surakarta (Soerakarta) dauern sie nicht selten mehrere Tage lang.

Der uns zu Ehren aufgeführte, für den Wajang Wong vor etwa fünf Jahren verfasste Lelakon ist ein offenbar modernisiertes Product, das nur durch indische Namen an die alten Sagen erinnert. Die Schauspieler traten in bunten, phantastischen Costümen mit Masken auf; den Königen folgten tanzende Slavinnen. Die Vorstellung muthete uns, besonders da uns die begleitenden Worte unverständlich waren, recht komisch, aber ihrer Fremdartigkeit halber auch fesselnd an. In den Bewegungen und namentlich in den Schritten der Schauspieler war eine gewisse Anmuth nicht zu verkennen; insbesondere die Tänzerinnen ersetzen, was ihnen an körperlichen Reizen fehlte, durch Grazie.

Buitenzorg—Garut, 13. April.

Da der Extrazug, der uns an einige interessante Punkte im Innern des Landes zu bringen hatte, bereits um halb 7 Uhr früh abgehen sollte, trat ich schon früh morgens eine Rundfahrt durch Buitenzorg an. Es begann eben erst zu grauen; viele der geflügelten Sängler waren erwacht und schmetterten ihr Lied in den Wipfeln des botanischen Gartens. In dem Chinesen-Viertel schickten sich die fleißigen Bewohner gerade an, ihre tägliche Arbeit zu beginnen. Durch einen prächtigen Wald, in dem sich zahlreiche Malayen-Ansiedelungen befanden, und weiterhin durch Reisfelder eilend, betraten wir in einem tief gelegenen Thale den Badeplatz Sukaradja (Soekaradja), der von einer Unzahl badender Männlein und Weiblein bevölkert war, welche da ihre rituellen Wasehungen vornahmen.

Die europäischen Häuser in diesem Thale bilden ein eigenes Viertel, das sich, wie das europäische Viertel in Batavia, durch Nettigkeit, Wohnlichkeit und den Schmuck zahlreicher Gärten auszeichnet. Von der Kaserne und dem Obelisk, der hier einem Gouverneur zu Ehren gesetzt ist, zieht sich bis zur Bahnstation Buitenzorg eine Allee von schlank gewachsenen, sehr hohen Bäumen — ich schätzte sie auf mindestens 14 *m* bis 18 *m* — hin, die, wie ich zu meinem größten Erstaunen erfuhr, binnen vier Jahren diese Höhe erreicht haben sollen. Das dürften wohl die schnellwüchsigsten Bäume der Welt sein!

Bald setzte sich unser Train nach Garut (Garoet) in Bewegung. Die Strecke dieser Bahn läuft von Buitenzorg ab in südlicher Richtung und tritt nächst der Station Tjitjurug (Tjitjoeroeg) in das Gebiet der Residentenschaft der Prcanger Landschaften ein, sich von da gegen Osten wendend.

Die Fahrt bis zu unserer Endstation Garut ist ungemein anziehend. Die Landschaft trägt einen lieblichen Charakter; der Reisende wähnt sich in einem Parke mit tropischer Vegetation, von welchem aus sich reizende Ausblicke auf Berge und Höhenzüge, besonders aber auf die spitzen Kegel vieler Vulcane darbieten, an denen ganz Java so reich ist. In tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten mit fast senkrecht abfallenden Ufern rauschen Flüsse oder Bäche, die wir erst entdeckten, wenn wir hart am Uferrande angelangt waren. Der Eisenbahn-Director, welcher mich begleitete, gab mir als zuvorkommendster Cicerone alle gewünschten Aufklärungen und zeigte sich nicht wenig stolz auf seine Bergbahn, die sich in häufigen Windungen durch das Land zieht, Thäler und Schluchten mit ihren Gewässern auf kühnen Brücken übersetzend, deren höchste über den Tji Tarum (Taroem) führt.

Gleich hinter Buitenzorg beginnt in den Thälern und an den Bergabhängen längs der ganzen Eisenbahnstrecke intensive Cultur. Gebaut wird hier Zuckerrohr, Kaffee, Thee, Chinarinde, insbesondere aber Reis, welcher die Hauptnahrung der eingeborenen Bevölkerung bildet. Die Reisfelder tragen infolge der Monotonie des Eindruckes, den sie hervorrufen, nicht eben zur Verschönerung und Belebung des landschaftlichen Bildes bei. Es verdient beobachtet zu werden, wie geschickt die Javanen die zur Irrigation der Felder nothwendige Terrassirung des Bodens durchzuführen verstehen; das Land scheint, wie auf einem plastischen Plan, in übereinanderliegenden Schichten aufgebaut zu sein.

Wo zu große Entfernung der Ortschaften oder die Beschaffenheit des Bodens die Anlage von Feldern verwehrt haben, braust der Zug durch vollkommen tropischen Urwald oder über weite Flächen, die nur

mit dem schilfähnlichen Alang-Alang bewachsen sind, welches keine andere Pflanze aufkommen lässt und so dicht steht, dass es für den Menschen kaum durchdringbar ist.

Wer anders, denn ein Fachmann, welcher die Flora von Java erforscht hat, vermöchte die Üppigkeit und Schönheit, die Formenfülle und die Eigenart der Pflanzenbilder nach Gebür zu schildern, welche uns die aus dem Ocean emportauchende, durch gleichmäßige Wärme und durch Regenfall begünstigte Insel in ihrem tropischen Tieflande, in ihren subtropischen, jungfräulichen Bergwäldern und in den auch mit zahlreichen europäischen Pflanzenformen bekleideten Höhenregionen der vulcanischen Gebirgszüge bietet!

Tropisch immergrüner Wald, Palmen, — darunter die Nipapalme (*Nipa fruticans*), deren Blätter zur Herstellung von Cigaretten (*Rokos*) dienen, während der Saft braunen Zucker und Palmwein liefert — Bambus, Pandanen schmücken das von Alang-Savannen durchsetzte Tiefland; eibenähnliche Nadelhölzer, Eichen- und Tcak-Bäume, blütenreiche Zingiberaccen, breitblättrige Musaceen, ferner hochstämmige Farnbäume, bedeckt mit Orchideen und Lycopodien, überwuchert von Moosen und Farnen, füllen die Urwälder und Schluchten der mittleren Höhen; Schachtelhalme, Brombeerarten, an Cypressen erinnernde Nadelhölzer, Sträucher und Kräuter einer gemäßigten Zone steigen bis an die grünen Abhänge der Krater empor, an deren Rändern eine eigenartige Flora gedeiht.

So bietet schon das autochthone Pflanzenkleid Javas in Tausenden von Arten, von welchen erst gegen 7000 botanisch bestimmt sind, eine Fülle von Gewächsen, welche Nahrungsmittel, Gewürze, Hölzer, Flechtmaterial, Arzneimittel, allerlei Früchte, Säfte und Harze liefern und allen Bedürfnissen der Eingeborenen wie der Pflanzer und Kaufleute zu genügen scheinen. Und dennoch hat der nimmermehr ruhende, weitblickende, immer wieder nach Neuerungen strebende Geschäftssinn der Europäer die javanischen Fluren mit Handelsgewächsen besiedelt, die, wiewohl Einwanderer, heute mit Fug und Recht in der allerersten Reihe der pflanzlichen Culturproducte Javas stehen. Afrika hat den Kaffeebaum, Südasien das Zuckerrohr, den Thee, die Baumwolle, den Zimmt, China den Reis, Amerika den Cacao, die Cinchona, die Vanille, den Tabak gesendet — Pflanzen, welche die wichtigsten Exportartikel Javas liefern.

Auf dem Bahnhofe des Städtchens Tjiandjur (Tjiandjoer), dem Sitze eines eingeborenen Regenten, erwartete mich dieser sowie der niederländische Resident der Preanger Landschaften, der mich auf der

weiteren Tour begleiten sollte. Eine einheimische Musikkapelle, nach Landessitte auf dem Boden kauern, spielte auf dem Gamelang die Volkshymne, welche in den weichen Accorden der gestimmten Cymbals und kesselartigen Instrumente recht angenehm erklang. Da es ruchbar geworden, dass ich ornithologische Objecte sammle, brachten die Eingeborenen eine große Anzahl lebender Vögel herbei, deren ich einige auswählte.

Nach einem Aufenthalte von zehn Minuten gieng es weiter und erst in Bandung (Bandoeng) hielt der Zug wieder. Hier, am Sitze der Residentschaft der Preanger Landschaften, wurde mir von dem Residenten ein Frühstück in seinem Palais angeboten, eine Einladung, der ich gerne Folge leistete. Eine große Menschenmenge, die größtentheils aus Eingeborenen, doch auch aus Europäern bestand, hatte sich auf dem Bahnhofe eingefunden. Ein vierspänniger, sehier antediluvianischer Wagen brachte uns in das Regierungsgebäude, welches, im Stile aller javanischen Häuser gehalten, ebenerdig gebaut ist und in einem sauber gepflegten Garten liegt.

Äußerst drollig nahm sich eine javanische Escorte aus, die vor dem Wagen und hinter demselben einherstürmte. Einheimische Bürgermeister und Stadträthe waren es, welche, angethan mit einem Mixtum compositum von holländischer und einheimischer Kleidung, mit ganz kleinen, javanischen Ponies beritten, uns das Ehrengeläute gaben. Die Reiter hatten gelblackierte, breite Hüte; holländische, blaue, mit goldenen oder silbernen Tressen gezierte Gehröcke — jenen, welche unsere Hofkapellensänger tragen, ähnlich und wohl schon manches Jahr im Besitz ihrer Herren; einen kurzen Sarong; einen krummen Polizeisäbel an bandoulière und weiße Hosen. Die Reiter waren barfüßig und hielten mit der großen Zehe die Steigbügel krampfhaft fest. Das Sattel- und Riemenzeug bestand zum Theile nur aus Stricken. Da die kleinen Ponies sich oft störrisch zeigten, kam mancher der Stadtväter in sehr kritische Situationen, die meine Lachmuskeln auf das lebhafteste erregten, doch genierte oder kränkte das die ehrenwerten Mitglieder des Banderiums nicht im geringsten; denn sie selbst brachen in solchen Fällen in homerisches Gelächter aus, so dass die Fahrt unter allgemeiner Heiterkeit endete.

In den Straßen standen die Eingeborenen, nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus der Umgebung, dichtgedrängt und bezeigten bei der Annäherung des Wagens ihre Ehrfurcht, indem sie sich in hockende Stellung niederkauerten und den Blick zu Boden senkten. Die

Eingeborenen sehen bei dieser merkwürdigen, allgemein üblichen Art des Grußes jenem, welchem ihr Gruß gilt, nie ins Gesicht; ja manehmal wenden sie sich von dem Begrüßten sogar ganz ab und höhergestellte Javanen, besonders Regenten und Beamte, vervollständigen noch den Gruß, indem sie die Hände oberhalb der Stirne zusammenschlagen. Ich beobachtete häufig, dass javanische Regenten und selbst eingeborene Fürsten, wenn sie von dem Generalgouverneur oder von einem der Residenten angesprochen wurden, sich diesem nur in kriechender Weise näherten und dann vor dem Würdenträger mit gesenkten Blicken hockend oder knieend verweilten. Da es in den Gegenden, die wir durchzogen, bekannt war, dass ich mich des Extrazuges bediene, und da überdies die Locomotive Fahnen schmückte, so kauerte sich auch, während der Zug vorbeiflog, die gesammte Landbevölkerung in den Feldern oder bei den Ortsehaften wie auf Commando nieder, was einen äußerst befremdlichen Eindruck machte.

Zwischen Bandung und Garut, welche letzterem wir uns nun näherten, bot die Eisenbahnfahrt einen besonderen Reiz durch den Ausblick auf das Thal von Garut. Der Zug war noch höher zum Gebirge emporgeklettert, bis wir nach Passirung einiger hoher Brücken und Viaducte, aus einer Biegung der Strecke hervorsausend, plötzlich das üppige, wasserreiche, von mächtigen Bergspitzen und Vulkankegeln umschlossene Thal von Garut erblickten. Allüberall sehlängelten sich, im Scheine der Abendsonne glänzend, Flüsse und Bäche gleich silbernen Fäden durch das herrliche Grün. Dieses, wie ganz Java, von reichen Wasseradern getränkte Thal bot ein entzückendes Landschaftsbild dar.

In Garut war der Empfang ähnlich gestaltet, wie in Bandung: der antediluvianische Wagen mit dem dunkelfarbigem, in rothem, betrestem Rock und in lackiertem Cylinder prangenden Kutscher, der mich unwillkürlich an einen Aeteur aus der Affenkomödie erinnerte; das Banderium, die Menschenmenge und — selbst hier ein Schnellphotograph!

Ich stieg in einem sehr reinlichen und bequem eingerichteten, aus mehreren Pavillons bestehenden Hotel ab, welches inmitten eines Gartens gelegen war, in dessen Büschen und Bäumen morgens und abends zahlreiche Singvögel lustig concertierten.

Nachdem ich noch ein wenig in dem Städtchen auf- und niedergegangen war und eine Menge fliegender Hunde beobachtet hatte, die alle in der gleichen Richtung ihren Schlafstätten zueilten, wurde gespeist. Dann gab es im Hause des Regenten abermals einen Wajang.

Die Regenten sind Eingeborene, meist Abkömmlinge der früheren Fürsten und somit von adeliger Geburt, welche den Titel Raden Adipatti (Oberstlieutenantsrang) oder Raden (Mas) Tomenggung (Majorsrang) führen. Diesen Regenten, welchen ein ganzes Heer von Beamten untersteht, obliegt zunächst die politische Verwaltung und die Steuererhebung in ihrem Gebiete, der Regentschaft; sie unterstehen den niederländischen Residenten, deren Wünsche und Befehle sie in der Regel auf das willfährigste befolgen. Die Regentenwürde ist nicht erblich; die Regenten werden vielmehr von Fall zu Fall von der Regierung ernannt, eine Einrichtung, die sich als sehr praktisch erwiesen hat, da der Regent, falls er ausnahmsweise den Wünschen der Regierung nicht vollkommen entspricht, seiner Würde einfach entkleidet und diese einem anderen Adeligen des Landes übertragen wird. Von den 22 Residentchaften, in welche ganz Java eingetheilt ist, zerfallen 19 in Regentchaften, diese in Districte u. s. w. Zwei der Residentchaften sind die zu Scheinreichen herabgesunkenen Vasallenstaaten Surakarta (Kaiserreich Solo) und Djokjakarta (Sultanat). Diese und die Residentchaft Batavia sind nicht in Regentchaften getheilt.

Als äußeres Zeichen der Würde trägt jeder Regent einen reichbetressten, holländischen Rock, einen goldenen Kriss mit dem Namenszuge des Beherrschers der Niederlande und endlich einen reichvergoldeten Sonnenschirm, Pajung, der auf Schritt und Tritt von einem Diener nachgetragen wird. In ganz Java bildet dieser an einem langen Stoeke befestigte Sonnenschirm das vornehmlichste Abzeichen der Würde. Ein solcher Schirm folgt ebenso dem Generalgouverneur wie jedem der Residenten und höheren Beamten nach, ja auch ich wurde nicht damit verschont; denn bei jeder Gelegenheit stand ein Bursche, als sei er mein Schatten, hinter mir und hielt das goldene Dach über mein Haupt. Der Grad des Ranges wird durch die größere oder geringere Menge des Goldes sowie durch Farbenunterschiede auf dem Schirm angedeutet.

Die Wajang-Aufführung, welche der Regent von Garut uns zu Ehren hatte veranstalten lassen, glich dem tags zuvor in Buitenzorg gesehenen Schauspiele völlig, mit dem einzigen Unterschiede, dass die Pas und Gesten der Tänzer noch grotesker waren und die Handlung sich länger hinauszog, so dass die unglückliche Königstochter erst nach zwei Stunden in den Besitz eines Ehemannes gelangte.

Ganz neu war aber ein Tanz, den zum Schlusse der Festvorstellung der Regent in höchsteigener Person executierte und wobei ich meine ganze moralische Kraft zusammennehmen musste, um nicht hell laut

aufzulachen. Der Regent, ein ziemlich bejahrter Mann, hatte um seine Staatsuniform ein langes, himmelblaues Band geschlungen, dessen Enden er graziös in den Händen hielt. Er erschien in Begleitung einer jungen, seinem Hofstaat angehörenden Malayin, deren eigentliche sociale Stellung ich aber nicht zu ergründen vermochte. Dieses Hoffräulein hatte eine dem heißen Klima entsprechend luftige Kleidung angelegt und begann den Tanz, indem sie zunächst die Strophen eines Liedes im gewagtesten Discant sang und sich dann rhythmisch um ihre eigene Achse drehte. Nun entwickelte auch der Regent mit züchtig gesenkten Augen seine choreographische Thätigkeit, indem er sich in den drolligsten Wendungen um seine Partnerin drehte und einen Grotesktanz aufführte, der die Mitte hielt zwischen dem Pas einer Prima Ballerina und dem Benehmen des Birkhahnes, wenn er sich in voller Balz befindet. So oft sich der Tänzer seiner Dame mit zierlichen Sprüngen näherte, markierte dieselbe ein fluchtartiges Entzinnen, so dass aus dem Tanz eigentlich ein getanztes »Fangspiel« wurde, das an Komik und Originalität nichts zu wünschen übrig ließ.

Als endlich die Kräfte des alten Herrn zu versagen anfiengen, kam ein Unterbeamter in feierlichem Schritte herangehüpft und credenzte dem müden Künstler perlenden Champagner. Der Regent umtanzte noch eine Weile hindurch den schäumenden Becher und ergriff ihn schließlich, um ihn mit sichtlichem Behagen zu leeren, während das Hoffräulein, das leer ausgegangen war, sich mit einem Zipfel ihres ätherischen Gewandes den Schweiß auf der Stirne trocknete.

Nach diesem köstlichen Feste kehrte ich in mein Hotel zurück. Zwischen den Palmen des Gartens schwirrten Hunderte von Leuchtkäfern durch die laue Tropennacht.

Garut, 14. April.

In Java, dem typischen Vulcanlande reisend, konnte ich dem Reiz, einen noch thätigen Vulcan zu besteigen, umsoweniger widerstehen, als der bekannte Papandajan, einer der Gipfel des südöstlichen Hochgebirges der Preanger Landschaften, von Garut aus leicht zu erreichen ist. So brachen wir denn mit dem Frühesten auf und gelangten in etwa dreistündiger Fahrt zu dem Fuße des Papandajan. Der Weg dahin ist ein schwieriger; er ist ungemein steil, führt unausgesetzt bergauf, bergab, worin er allen Straßen Javas gleicht. Diese sind zwar an und für sich sehr gut, haben einen festen Unterbau, gute Einrichtungen für die Ableitung des Wassers, feste Brücken und ähnliches; die Art ihrer

Führung ist jedoch eine recht primitive, weil meist die *linea recta* über Berg und Thal gewählt wird und Serpentinaen sowie ähnliche technische Anlagen zur Überwindung von Höhen den Erbauern der Straßen Javas unbekante oder von ihnen wenigstens nicht angewandte Hilfsmittel sind.

Unserem Wagen waren vier javanische Ponies vorgespannt, die ein rasendes Tempo giengen. Sie wurden von dem Kutscher und außerdem noch von zwei mit langen Peitschen bewehrten Burschen angetrieben, welche auf der Hinterachse des Wagens standen und von Zeit zu Zeit absprangen, um vorzulaufen und die Pferde aufs neue anzufeuern. Alle Steigungen wurden in voller *Carrière* genommen; die drei Leute hieben vereint auf den Viererzug ein, und im Nu war die Höhe erreicht; mussten jedoch Steigungen genommen werden, die gar zu bedeutend waren oder zu lange währten, so spannte man vor den Wagen noch zwei starke Büffel, so dass wir mit einem Sechserzuge fuhren. Da Wagenbremse oder Radschuh hier unbekante Dinge sind, wissen sich die Javanen bei Fahrten im Bergland auf ganz primitive Art zu behelfen, um an steil bergabführenden Stellen des Weges das allzu-rasche Abrollen des Wagens zu verhindern. In solchen Fällen werden an dem Wagen Stricke befestigt, an welche sich etwa zwanzig Kulis hängen, deren Aufgabe es nun ist, durch ihr Körpergewicht das Rollen des bergab eilenden Gefährtes zu verlangsamen.

Auf der ganzen Tour zum Papandajan befanden wir uns unter dem Schutze von Escorten, in denen Wedanas oder Demangs (Districts-Chefs) und Djaros (Dessa-Häuptlinge, Ortsvorstände) nebst einer Anzahl von Dorfältesten und anderen angesehenen Einwohnern mitritten. Diese Escorten boten, wenn möglich, noch komischere Bilder als die Reiter-scharen von Bandung und Garut. Das rasche Tempo unserer Fahrt schien den Herren unbedingt ungewohnt und jedenfalls zu scharf zu sein; denn alle Augenblicke trennte sich irgend ein Würdenträger von seinem Gaul oder wurde von diesem beim Passieren von Ortschaften nolens volens in den nächstbesten Stall getragen.

Wir passierten zahlreiche Kampongs oder Dessas, wie die Dörfer der Eingeborenen heißen, welche letztere die Behausungen verlassen und an der Straße Aufstellung genommen hatten, um uns zu begrüßen. Die gesitteten, sesshaften Javanen zeichnen sich durch Sanftmuth, Ruhe und Ordnungsliebe aus; ihre Hauptbeschäftigung bildet der Ackerbau, dem sie mit mehr Fleiß obliegen, als die Bewohner Vorderindiens. Der zahlreichste Stamm der malayischen Race, sind die Javanen im

allgemeinen schlank und wohlgebaut, von kleiner Statur, mit hellbrauner, bronzearziger Hautfarbe; der Bartwuchs ist sehr spärlich; das lange Haupthaar wird in einem verschlungenen, das Hinterhaupt bedeckenden Knoten getragen. Die Weiber, bedeutend kleiner als die Männer, erfreuen sich ebenfalls wohlproportionierten Körperwuchses.

Die Kleidung ist eine sehr einfache: die Männer tragen zumeist eine bis zur Hüfte hinreichende Jaeke (Badju) aus Kattun und eine Art Frauenrock, Bebed genannt, auf dem Kopf ein turbanartig geknüpftes Tuch, dessen Enden bei den Westjavanen vom Haupte abstehend getragen werden; die Frauen tragen den Sarong (Kain), der um die Taille festgeschlungen wird, dann ein Brusttuch, welches, etwa in der Art des schottischen Plaids geknüpft, den Oberleib bedeckt, und darüber eine Jacke (Kabaya) aus Kattun. Die Kulis sind oft nur mit einem Lendentuche bekleidet, während die Kinder zumeist völlig unbekleidet umhergehen.

Von Schmueksachen sieht man im Volke nur wenig; dagegen prangt im Gürtel jedes Mannes die Lieblingswaffe, der Kriss oder Duwong, ein dolehartiges, scharf geschliffenes Messer, dessen Scheide je nach den Vermögensverhältnissen des Besitzers mehr oder weniger reich geschmückt ist.

Der arme Javane lebt meist nur mit einer einzigen Frau beisammen; der Reiche jedoch richtet seinen Hausstand, den Satzungen des Islams gemäß, polygamisch ein. In allen Fällen nehmen die Frauen, auf deren Schultern die Hauptlast der Arbeit ruht, eine vollkommen untergeordnete Stellung ein. Eigenthümlich ist die Art, in welcher die javanische Mutter ihren Säugling trägt; dieser sitzt, in ein Tuch eingeschlagen, oberhalb der Hüfte seiner Trägerin.

Der Gesamteindruck, den ich von den Javanen empfieng, war ein recht günstiger. Zu diesem Urtheile veranlassten mich insbesondere zwei Momente: die wohlthuende Reinlichkeit der Behausungen der Javanen, sowie deren respectvolle und zugleich freundliche Art, den Fremden zu begegnen.

Am Fuße des Vuleans harrten unser nächst dem Haus eines Regierungsbeamten Reitponies, welche uns nach einer kurzen Rast den steilen Pfad emportragen sollten.

Auf dem freien Platze vor dem Regierungshause waren mehrere Gamelangs postiert, die durch ihr Zusammenspiel einen betäubenden Lärm verursachten. Hier konnte ich die verschiedenen Instrumente, deren sich die javanischen Musiker bedienen, genau besichtigen: vor allem den

mit zwei Metallsaiten bezogenen Rebab, eine Art schmaler Violine mit gekrümmtem Streichstocke; dann den Gendeer, einen Complex aufrecht stehender Bambusrohre, die mit kleinen Hämmerchen geschlagen werden und entsprechend ihrer verschiedenen Größe auch in verschiedenen Tönen erklingen; ferners den Gambang kaju, ein Instrument, welches, unserem Xylophon ähnlich, aus einer Kiste besteht, auf welcher Holz- oder Metallplatten liegen, die mit hölzernen Klöppeln geschlagen werden; die verschiedenartigen Bonongs, Metallbecken, die zwischen Bambuslatten hängen, sowie große Gongs, Pauken und trömmelartige Instrumente, welche den Gamelang completieren.

Endlich war alles besehen; wir saßen auf und nun gieng es, anfangs im Trab, dem Gipfel des Papandajan zu. Der Weg zog sich durch Gärten, Kaffee- und Cinchona-Plantagen; dann kamen wir auf freie, mit Alang bewachsene Stellen und endlich in noch jungfräulichen Urwald, der uns fast bis zu dem Krater hin begleitete. Der Ritt inmitten des tropischen, üppig schönen Waldes, den unzählige klare Bäche und Quellen durchrauschten, war herrlich. Der Pfad stieg allmählich immer schärfer an und war im Dunkel des Waldes so glatt, dass unsere kleinen Pferde nur mit der größten Anstrengung weiterklettern konnten.

Auf 1 *km* vom Krater ändert sich der Charakter der Landschaft, die großen Bäume, die Baumfarne und Palmen treten zurück und machen strauchartigem Myrtengebüsch Platz. Längs des Weges findet man bereits Lava und Schwefelstücke; die aus dem Boden brechenden Quellen sind heiß und stark eisen- oder schwefelhaltig; die Atmosphäre lässt bereits die Nähe des Kraters ahnen. Bei einer Biegung des Pfades hört wie mit einem Schlage alle Vegetation auf; wir befinden uns in einem Steinmeere; weißes, von Schwefeladern durchzogenes Gestein umgibt uns. Große, nackte Felsblöcke liegen wild durcheinander; nackt schimmert auch das Gestein der beiden diese Wüste begrenzenden Bergwände; kein Vogel, kein Schmetterling, kein Insect; alles ist todt und einförmig. In einiger Entfernung sieht man bereits die nebelartigen Dämpfe des Kraters emporsteigen, wir sind an der Stelle, wo die letzte Eruption für ewige Zeiten ein kahles Trümmerfeld geschaffen und so unauslöschliche Spuren hinterlassen hat.

Einst ragte der Vulcan Papandajan bis zu der Höhe von nahezu 3000 *m* auf; doch erfolgte vor etwa 50 Jahren ein außergewöhnlich heftiger Ausbruch, infolge dessen der Berg eine gewaltige Steinmasse verderbenbringend in die Thäler sandte, so dass der eigentliche Krater jetzt nur mehr 2634 *m* über dem Meere liegt.

Noch gab es ein sehr steiles Stück zu überwinden; unsere Pferde kletterten wie Ziegen über das Gestein, dann standen wir am Rande des Kraters. Der Papandajan ist einer der wenigen Vulcane, deren Krater bestiegen werden kann, und gestattet sonach aus nächster Nähe einen Einblick in das Walten unterirdischer Kräfte.

Der Krater hat die Form eines Kegels, der über und über mit verbranntem, bimssteinartigem Gesteine, sowie mit gelbleuchtenden Schwefelkrystallen und Schwefelstücken absonderlichster Form bedeckt ist. Diese Schwefelprodukte entstehen aus dem Niederschlage der allmählich sich abkühlenden Dämpfe, welche übelriechend und die Atmosphäre mit Stickluft füllend, unter zischendem Brausen aus zahlreichen kleinen Öffnungen dringen. Auch kochendes Wasser stößt der Vulcan aus und vielen Löchern und Rissen entquellen heiße Sprudel. Wir stachen mittels Stangen, die wir mitführten, in diese Öffnungen, und warfen in dieselben Steine, die alsbald in heißem Zustande wieder ausgeworfen wurden; auch versuchten wir an mehreren Stellen den Boden aufzugraben; kaum waren wir einige Centimeter tief eingedrungen, so spritzte schon kochendes Wasser hervor oder flogen, von Schwefelgasen getrieben, unter pfeifendem Gesurre Steinstücke empor. Der Kegel des Kraters ist durchwegs hohl; überall tönt und hallt es; an manchen Stellen ist es sogar gefährlich zu gehen, da die brüchige Rinde sich nur allzuleicht spaltet und einstürzt. Erst vor kurzem war ein Malaye in einer solchen Spalte versunken und auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Das Brausen, Zischen und Sausen, die stechenden und brennenden Dämpfe betäubten uns fast, so dass wir erst viele Hundert Schritte vom Krater entfernt wieder frisch aufathmeten; leider machten wir zugleich die unangenehme Bemerkung, dass alle aus Gold bestehenden Gegenstände, die wir bei uns trugen, schwarz geworden waren.

Noch im Bereiche des Kraters hatte die Regierung aus Anlass meines bevorstehenden Besuehes eine große Bambushütte erbauen lassen, in der uns ein opulentes Frühstück serviert wurde; doch muss ich gestehen, dass mir andere Gastmahle schon besser gemundet haben, da in dieser Atmosphäre alle Gerichte mit Ingredienzien der Hexenküche versetzt zu sein schienen. Auch Musik gab es hier oben; unablässig ertönten, während wir auf dem Gipfel des Vulcans weilten, die monotonen Klänge der einheimischen Bambusinstrumente.

Nachdem ich noch einige Gesteinsproben aufgelesen, verließ ich nach allzu kurzem Aufenthalte den Gipfel des merkwürdigen Vulcans, der uns grollend einen letzten Gruß naehsandte.

An der Stelle, wo die Wagen bereit standen, veranstalteten die Eingeborenen einen Widderkampf, welcher von den Thieren mit größter Erbitterung geführt wurde. Dieses Schauspiel unterschied sich von ähnlichen, die wir in Indien gesehen hatten, dadurch, dass die Leute hier die Widder auskämpfen ließen, bis der eine der beiden Streiter den Kampf aufgab und als geschlagen den Platz räumte.

Der Regent, der von meiner Sammelpassion gehört hatte, war so freundlich, nach unserer Rückkehr auf dem Platze vor seinem Palais in Garut eine förmliche ethnographische Ausstellung zu arrangieren, aus welcher ich die für meine Zwecke passenden Gegenstände wählen konnte. Da gab es allerlei Geräthschaften, deren sich die Eingeborenen bei Bebauung des Bodens sowie in ihren Wohnungen bedienen; ferners Werkzeuge für Handwerker, als Schmiede, Töpfer u. dgl.; einzelne Musikinstrumente und vollständige Gamelangs; Waffen, zumeist Pfeile, Bogen und Krisse.

Abends genossen wir abermals die Aufführung eines Wajangs und zwar diesmal eines Wajangs Kulit, bei dem aus Leder geschnittene und bunt bemalte Marionetten als Schattenfiguren hinter einer weißen Papierwand bewegt wurden. Wie bei anderen Wajangs erklang Musik und ertönte aus dem Hintergrund eine näselnde, die Handlung erläuternde Stimme, welche eher eine einsehlfäfernde Wirkung hervorbringt.

Am Schlusse der Vorstellung erfreute uns das holde Paar, der Regent mit seinem Hoffräulein, abermals durch einen Tanz. Dieser wurde, offenbar im Hinblick auf die Erfolge der Tänzer am verflossenen Abende, noeh weit feuriger executiert und endete mit einer gesteigerten Nuance, indem diesmal nicht bloß ein Ganymed erschien, sondern eine ganze Trias von Wedanas Champagner eredenzte.

Garut--Tjiandjur, 15. April.

Eine mit Alang dicht bewachsene Hügelkette in der Nähe von Garut, eine Stunde Weges von hier, birgt zahlreiches Schwarzwild. Der Regent, ein eifriger Freund der Jagd, hatte, meinen Intentionen zuvorkommend, Anstalten für eine Saujagd in jener Hügelkette getroffen. Dem festgesetzten Programme gemäß sollte hier ein Trieb gemacht werden.

So fuhren wir denn mit dem Frühesten, so rasch unser Pony-Viergespann nur laufen konnte, zu der Stelle, an welcher die Reitperde bereit standen, die uns zu dem Jagdplatze bringen sollten. Auch hier

fanden wir stark coupiertes Terrain, so dass abermals Kulis die Wagen an steilen Stellen schieben oder hemmen mussten, um unseren so wacker galoppierenden Pferdchen das Ziehen der Gefährte zu erleichtern. In einem ziemlich tief eingeschnittenen Thal angelangt, bemerkte ich mit Erstaunen viele Hunderte von Menschen, die sämmtlich mit Kind und Kegel herbeigekommen waren und in malerischer Gruppierung alle umliegenden Höhen besetzt hatten, um dem Schauspiel einer fürstlichen Jagd beizuwohnen.

Alles war im Festgewande, den landesüblichen Hut auf dem Haupte, erschienen; schlaue Händler hatten hier rasch einen ganzen Bazar aufgeschlagen, in welchem sie dem Volke Esswaren und Erfrischungen feilboten. Auf der einen Lehne des Thales war aus Bambus ein Haus errichtet, welches mit Fahnen in unseren und den niederländischen Farben, sowie mit Blumen und Guirlanden reich geschmückt war. Auf der im ersten Stockwerke gelegenen Estrade sollte ich in einem mit grünem Sammet ausgeschlagenen Fauteuil Platz nehmen und von hier aus meine Geschosse auf die Schweine schleudern, als sei ich ein altrömischer Imperator, den die Lust angewandelt, auch einmal und zwar in allerbequemster Weise zu jagen. Den Eindruck, dass es sich hier um ein cäsarisches Jagdfest handle, verstärkte die Ausschmückung der Zufahrtsstraße zu dem Hause; denn diese war als Via triumphalis mit Ehrenpforten, Flaggenstangen und Blumengruppen auf das prächtigste ausgeschmückt. In einem der Nebenräume des Hauses walteten Mundschenken ihres Amtes, nur floss hier nicht Falerner, sondern schäumender Wein aus der Champagne in Strömen. Eine unseren Blicken entzogene Musikkapelle brachte während der Jagd rastlos und fortissimo die Volkshymne zum Vortrage.

Das Thal und die uns gegenüberliegende Lehne waren zum Theil abgeholzt und mit einem dichten Bambusgitter umgeben, welches bis an das Haus heranreichte, so dass sich das Treiben auf Schweine offenbar auf ein eingestelltes Jagen beschränken sollte und das Ganze somit kein waidmännisches Unternehmen, sondern vielmehr eine Art Volksfest war, das mich durch seine komischen Vorbereitungen und die Ansprüche, die es auf den Titel Jagd machte, höchlichst amüsierte.

Treiber in großer Zahl, geführt von eingeborenen Würdenträgern, warteten auf der jenseitigen Thallehne das Zeichen zum Beginne des Triebes ab und drangen, sobald dieses gegeben worden war, mit infernalischem Geschrei und Geheul in die Grasdickung ein, wobei sie eine Meute von ungefähr vierzig Kötern aller Arten losließen. Sofort hub der

Spektakel an, da die Hunde die Schweine bald gefunden hatten und Hals gebend in dem Unterwuchs umherjagten. Dieser war trotz der erfolgten Lichtung an den noch mit hohem Grase, Bambusbüschen und Farnen bedeckten Stellen so dicht, dass uns selbst starke Schweine nur auf Augenblicke zu Gesicht kamen. Jeden Moment stellte sich ein Stück, worauf es dann viele geschlagene Hunde gab, die klagend zu ihren Herren zurückkehrten.

Das erste Opfer meiner Büchse war ein kecker Frischling, den ich auf der jenseitigen Lehne eräugte und wie eine Gemse herabschoss. Überhaupt waren die Schüsse an und für sich interessant und keineswegs leicht, da das Wild sehr flüchtig kam und an der steilen Lehne oder in der tiefen Thalsohle immer nur auf Momente sichtbar wurde. Frischlinge, die nicht größer waren als Hasen, boten in der Entfernung von 100 Schritten Gelegenheit zu schönen Schüssen.

Äußerst unterhaltend war die unbeschreibliche Angst der Treiber und ihrer Führer vor den sehr harmlosen Schweinen. Kam ein Schwein in die Nähe der Helden oder versuchte es, von Hunden gehetzt, die Linie zu durchbrechen, so waren die Treiber wie die Würdenträger alsbald auf den Bäumen. Es war ein Anblick von überwältigend komischer Wirkung, wenn so ein Würdenträger, mit den blinkenden und gleißenden Insignien der amtlichen Stellung angethan, vor einem schreienden Frischlinge flüchtend, in seiner schon an und für sich die Lachlust erregenden Uniform mit affenartiger Geschwindigkeit eine schlanke Palme hinauskletterte, so dass diese sich unter der ungewohnten Last niederbog. Drohte keine Gefahr, so giengen die Treiber in echt orientalischer Weise ohne Ordnung planlos im Trieb umher; die Würdenträger folgten ihnen mit gezüickten Schwertern; die Hunde vergnügten sich in irgend einer Ecke damit, Frischlinge zu fangen und natürlich anzuschneiden, so dass von vielen derselben nur mehr einzelne Überreste zur Strecke gebracht wurden.

Ich schoss im ganzen 21 Stücke, darunter aber nur einen guten Keiler. Die Schweine zeigen hier einen ganz anderen Typus als unserc; sie sind kleiner, haben eine beinahe nackte Schwarte, nur am Wurf über dem Gebrech eine Art Backenbart von dichten Nadeln, ferner sehr ausgesprochene Backenknochen und viel längeren, spitz zulaufenden Wurf; die Waffen sind der ganzen Statur des Schweines entsprechend auch geringer. Die Eingeborenen unterscheiden zwei Arten: das Feld- und das Waldschwein (*Sus verrucosus* und *Sus vittatus*); doch konnte ich keine wesentlich verschiedenen Merkmale herausfinden.

Ein Frischling wurde lebend in einem großen Reisighaufen gefangen; wir banden dem Thier die Läufe zusammen und sandten es, in einem Rucksacke verwahrt, direct nach dem Hafen von Tandjong Priok aufs Schiff, wo es sich wahrscheinlich durch seine besondere Wildheit auszeichnen und daher den Zähmungskünsten meines Thierwärters Biaggio eine harte Aufgabe stellen dürfte.

Die Jagd war beendet, das Volk brach in ein unarticuliertes Freudengeheul aus und in einer Art Triumphzug verließ ich den Schauplatz der lustigen Saujagd. Bei der Rückfahrt nach Garut genoss ich — der zu Beginn der Jagd trübe Himmel hatte sich völlig aufgeheitert — einen prächtigen Blick auf den rauchenden Krater des Papandajan.

Nachmittags hatten wir uns von dem freundlichen Garut verabschiedet und waren noch am selben Abend in Tjiandjur, wo mich der Regent, ein sehr lebenswürdiger Mann, welcher den Titel und Namen Raden Adipatti Pravira dij redja trug, in seinem Hause gastlich aufnahm. Das Palais erstrahlte in festlicher Beleuchtung. Als Illuminationskörper dienten hier Stöcke des unvermeidlichen Bambus, die, in Bündeln gruppiert, die Triumphpforten und Façaden effectvoll schmückten. Die ausgehöhlten Bambusstöcke waren mit Öl gefüllt, in dem ein brennender Docht schwamm; solch ein Stock vermag stundenlang zu leuchten.

Der Regent scheint gleichfalls ein passionierter Jäger zu sein, denn mit Stolz zeigte er mir seine Gewehre, sowie Häupter von erlegten Hirschen (*Cervus hippelaphus*), von Bantengs, dem wilden Rinde der indischen Inseln, und von Rhinocerosen. Als lebendes Beutestück von einer Banteng-Jagd erfreut sich hier seines Daseins ein sehr zahmer, als kleines Kalb gefangener Banteng-Stier, welcher der besondere Liebling des Regenten ist und täglich von ihm eigenhändig gefüttert wird.

Eine zweite Leidenschaft dieses Würdenträgers ist die Malerei; doch sind seine Erfolge auf diesem Gebiete nicht sehr hervorragend und die Erzeugnisse seiner Kunst derart, dass selbst eine Jury des Salon des refusés in — Tjiandjur ihr Haupt dazu schütteln müsste. Dessenungeachtet hat der hochgeborene Meister von Tjiandjur die Ausstellung zu Chicago beschiedt.

Die Weltausstellung am Michigansee scheint den guten Javanen überhaupt sehr in den Kopf gestiegen zu sein; denn allüberall hört man, dass dies oder jenes in das ferne Amerika gesandt worden sei; ja Herr Kerkhoven hat dahin gar ein ganzes javanisches Dorf entsendet, in welchem graziöse, javanische Mädchen Thee aus den Plantagen ihres Herrn verkaufen sollen.

Zum schwarzen Kaffee nach dem Diner erschien ein ganzes Rudel von Tänzerinnen, eine garstiger als die andere, die sämmtlich eifrig Betel kauten und uns durch ihre langweiligen, rhythmischen Tänze in so schläfrige Stimmung versetzten, dass wir schleunig unser Lager aufsuchten.

Tjiandjur, 16. April.

Auch dieser Regent wollte mir ein Jagdvergnügen verschaffen. Er lud mich daher zu einer Hirschjagd in seinem Privat-Lieblingsrevier Panumbangan (Panoembangan) ein. Tjiandjur lag noch im Schlaf, als wir das Städtchen verließen; nur hie und da wurde ein Chinese sichtbar, der sich anschickte, seinen Kaufladen zu öffnen. Doeh die unermüdliche Esorte war schon auf dem Platz und begleitete uns in flottem Galoppe, weleher nun allerdings wieder manchem der Herren schlecht anschlug; denn nach den ersten paar Paals (Pfahl; 1 Paal = 1506,9 m) hatte sich die früher bedeutende Anzahl der Reiter auf ein Minimum reduciert, da sich einige von ihren Rossen getrennt hatten, andere aber ihre Gäule absolut nicht an den am Wege liegenden Häusern vorbeizusteuern vermochten.

Wir benützten diesmal nicht wie bei früheren Gelegenheiten eine große Staatscarosse, sondern einen ganz leichten, mit einem Dache versehenen Jagdwagen, der zwar raseher von der Stelle kam, dagegen aber den großen Nachtheil hatte, dass er nur für die kurzen Beine der Eingeborenen berechnet war und wir daher äußerst unbequem saßen.

Zuerst gieng's in der Ebene durch ein mit vielen Ortschaften besiedeltes Thal fort, in dem zahlreiche Reisfelder sichtbar waren; dann bogen wir in nordöstlicher Richtung ab und erreichten ein gebirgiges Terrain, das neben vereinzelt Plantagen zumeist Alang-Savannen und Waldungen aufwies.

In dem gebirgigen Terrain kamen wir natürlich, obsehon unsere Ponies eifrig aussritten, weit langsamer vorwärts als zuvor in der Ebene; manche Steigung konnte nur mit Hilfe einer ganzen Heerschar von Kulis überwunden werden, die sich, während die Kutscher schrieten und mit den Peitschen knallten, hinter jedem Wagen schiebend, stoßend, zerrend drängten.

Eigenthümlich waren die vielen Bambusbrücken der durchfahrenen Strecke. Flüchtig besehen, machen diese filigranartigen Bauten einen keineswegs sehr vertrauenerweckenden Eindruck; denn die Unterlagsbalken bestehen nur aus etwa 30 cm starken Bambusstöcken, während

die Querbalken noch weit dünner sind. Pfeiler gibt es nicht; stets schwebt die Brücke frei über dem Thal oder über dem Fluss an Bambusstricken, die auf beiden Ufern an Bäumen befestigt sind; solide Brückenstreue fehlt ebenfalls; sie wird durch ein Geflecht aus Bambusfasern ersetzt, das einer Matte ähnelt. Fährt nun ein Wagen über eine solche Brücke, so schwingt und knarrt das ganze Machwerk sehr bedenklich, obschon dem elastischen Materiale große Tragkraft nachgerühmt wird. Der niederländische Resident schien allerdings anderer Meinung zu sein und den Brücken in seiner Residentenschaft kein allzugroßes Vertrauen entgegenzubringen; denn er bewog uns wiederholt, den Wagen zu verlassen und Brücken zu Fuß zu passieren. Sehr naiv benahmen sich in solchen Fällen die Kulis; in der Meinung, hiedurch die Belastung der Brücke zu vermindern, trugen etwa 50 solcher Bursche den Wagen hinüber.

Nach dreistündiger Fahrt kamen wir endlich mit unseren ganz erschöpften Pferden bei dem zierlich aus Bambus gebauten Jagdhaus des Regenten an. Der freundliche Hausherr bot uns zunächst einen Imbiss an, um während der Zeit, welche die Mahlzeit in Anspruch nahm, noch die letzten Vorbereitungen mit den Jägern besprechen zu können.

Auf einer Berglehne erblickten wir eine unzählbare Treiberschar, die, schön ausgerichtet, vom Thal an bis zu der Höhe des Berges empor aufgestellt war. Die Jagdgelegenheit zeigte sich diesmal als eine baumlose, mit hohem, dichtem Alanggrase völlig bewachsene Hügelkette, welche gegen uns zu durchgetrieben werden sollte. Längs eines Fußweges, der sich die Lehne hinanzog, wurden uns die durchwegs aus Bambus gefügten Hochstände angewiesen, welche Ausschuss in das Grasdchungel boten. Die guten Leute hatten meinen Hochstand mit gekreuzten schwarz-gelben und roth-weißen Flaggen geschmückt. So sehr ich über diese Aufmerksamkeit gerührt war, bat ich doch, die Fahnen zu entfernen, da sie das Wild wohl verscheucht hätten.

Ich nahm den äußersten Stand am rechten Flügel ein; an mich anschließend waren die anderen Herren der Begleitung vertheilt. Auf ein Zeichen des Regenten hin begann nun der Trieb mit einem furchtbaren Lärm der Treiber, welche von allen Hügeln concentrisch gegen unsere Stände vorzugehen hatten und hiebei auf Klappern aus Bambus lustig loshieben, was sich wie ein Pelotonfeuer in der ganzen Linie fortpflanzte. Merkwürdigerweise gieng der Trieb, obwohl sehr langsam, doch in Ordnung vor sich.

Gleich zu Anfang des Triebes sah ich ein Thier und ein Kalb in großer Entfernung vorüberwechseln; nach kurzer Zeit kamen sie, etwas näher, in voller Flucht zurück, wobei es mir gelang, das Thier zu erlegen. Als die Treiber sich auf ungefähr 800 Schritte genähert hatten, zeigten sich ein starkes Thier und ein Spießer, die auf meine Schüsse nach einigen Fluchten verendend zusammenbrachen. Endlich — die Treiber waren schon knapp beim Stande — wurde aus einem kleinen Rohrdickicht ein guter Hirsch flüchtig, der gerade die Richtung auf mich zu nahm und von mir getroffen im Feuer roulierte.

Von den anderen Schützen war leider nichts erlegt worden; Wurmbrand hatte vergeblich auf weite Distanz nach einem Thiere geschossen, während bei einem anderen der Herren Wild schon aus dem Triebe flüchtig wurde, als der Schütze eben bei seinem Stande anlangte.

Das Seehsergeweih des von mir erlegten Hirsches war leider noch im Baste. Die Hirsche in Java sowie jene in Indien scheinen keine bestimmte Abwurfzeit zu haben; denn zu gleicher Zeit kommen Hirsche mit ganz verschlagenem Geweihe, Hirsche im Bast und solche mit abgeworfenen Stangen vor.

Über die Ursachen des geringen Ergebnisses der Jagd befragt, erklärten die eingeborenen Jäger den gegenwärtigen Zeitpunkt als einen für die Hirschjagd besonders ungünstigen, da jetzt des reichlich gefallenen Regens halber das Gras noch viel zu hoch stehe, was das Abspüren des Wildes und das Jagen wesentlich erschwere.

Übrigens ist das größere Wild in ganz Java schon stark abgeschossen; die Jagd ist frei, die vornehmen Javanen sind eifrige Jäger und allenthalben wird unbarmherzig alles beschossen, dessen man ansichtig wird. Für die Menge Wildes, welche die Insel einst besessen hat, spreche das Folgende: als vor 25 Jahren ein neuer niederländischer Resident in eine der Provinzen Mitteljavas gekommen war, gab ihm der eingeborene Regent eine Jagd, bei welcher an einem Tage 1200 Stück Hochwild zur Streeke kamen. Dieses Factum wurde mir von einem Augenzeugen berichtet, der mir nebstbei erzählte, dass jene Gegend wochenlang ganz verpestet gewesen sei, da aus Mangel an Arbeitskräften das erlegte Wild nicht weggeschafft werden konnte, sondern an Ort und Stelle liegen gelassen werden musste.

Nach Beschluss der Jagd kam die ganze, über 2000 Mann zählende Treibersehar zu meinem Stande geströmt und brach auf ein Zeichen des Oberjägers, eines kleinen, alten Mannes, in ein betäubendes Freudenheul aus, das schier die Luft erzittern machte. Die vier erlegten

Stücke wurden neben dem Stande gestreckt, und alsbald stand ich in einem förmlichen Platzregen von Hüten, da die ganze mich dicht umdrängende Schaar, um ihren Beifall neuerdings kundzugeben, ihre riesigen Stroh- und Bambushüte in die Luft warf.

Noch origineller gestaltete sich der Zug zum Jagdhause hin. Dieser wurde von den uniformierten Unterbeamten eröffnet, die, wie einst König David vor der Bundeslade, vor dem auf Stangen getragenen Wild einen Freudentanz aufführten; dann kamen die 2000 Treiber, in deren Mitte ich sozusagen eingekeilt war, alle schreiend, heulend und mit den Bambusklaftern lärmend. Ein Unbetheiligter, dem dieser Zug begegnet wäre, hätte glauben müssen, eine Legion Tollhäusler sei ihren Asylen entsprungen und genieße in tobender Weise die wiedererrungene Freiheit. Beim Jagdhause legte sich zum Glücke die Begeisterung.





Jagdlager in Tjipandak – Buitenzorg –  
Batavia – Tandjong Priok.





### Jagdlager in Tjipandak — Buitenzorg — Batavia — Tandjong Priok.

Tjiandjur — Tanggeng, 17. April.

Mit dem heutigen Tage begann die Jagdexpedition nach Tjipandak, welche uns durch die Urwälder der Preanger Landschaften führen sollte. Schon vor 5 Uhr morgens wurde Reveille geblasen, und bald darauf gieng der Extrazug ab, der uns binnen einer halben Stunde nach Tjibeber brachte. Hier hieß es von unseren bisherigen Begleitern und dem Residenten Abschied nehmen und uns der Führung Herrn Kerkhovens sowie des Barons van Heeckeren van Walien, der beiden Hauptarrangeure der Jagden, anvertrauen, welche uns mit den Pferden erwarteten, deren wir uns von hier aus bedienen sollten. Nachdem Sattelung und Zäumung untersucht worden waren, setzte sich die Karawane in Bewegung; das nöthige Gepäek war schon tags zuvor durch Kulis vorausgeschickt worden.

Unsre Cavalcade war recht eigenthümlich zusammengestellt und hätte wohl manchem europäischen Besehauer ein Lächeln entlockt. An der Spitze des Zuges ritt ein einheimischer Beamter mit zwei Dorfräthen auf ganz kleinen Ponies; dann kam ich mit den Herren der Begleitung,

wir alle in den »tropischesten« Costümen auf vorzüglichen, von den beiden Pflanzern beigeestellten Pferden; die Queue der Colonne bildeten unsere Diener, deren mehrere heute zum erstenmale zu Pferde saßen und sich auf ihren zappelnden Sandelhout-Ponies recht komisch ausnahmen, ferner Hodek und sein Gehilfe, sowie eine große Schar von Dorfräthen mit goldverzierten Hüten und in halb holländischer, halb javanischer Adjustierung.

Bei sehr schönem, verhältnismäßig nicht warmem Wetter gieng's im Gänsemarsche dem Gebirge zu. Da wir anfangs eine kleine Ebene durchritten, hätte ich gerne einen Trab angeschlagen; doch wies Herr Kerkhoven darauf hin, dass das coupierte Terrain, in dessen Bereich wir demnächst gelangen sollten, den ganzen Tag hindurch nur Reiten im Schritte gestatte. Diese Perspective entzückte mich umsoweniger, als wir einen langen Marsch von 47 *km* zurückzulegen hatten. In der That begann nach kurzer Zeit der Weg steil bergan zu gehen; die Straße wurde steinig und für unsere Pferde recht schwierig.

Im Laufe des Tages fanden wir für das unausgesetzte Reiten im Schritt in der Pracht der Gegend, welche wir durchzogen, reichliche Entschädigung. Die einförmigen Reisfelder der Ebene hatten ein Ende genommen und eine Vegetation ganz anderen Charakters umfieng uns. Wo sich nicht Kaffee- oder Chinabaum-Plantagen befanden, ragte herrlicher Urwald auf. Hinter uns lag die Cultur, vor uns die Natur! Da standen zu beiden Seiten der Straße himmelhohe Rasamala-Bäume (*Altingia excelsa*, zur Familie der Hamamelideen gehörig), deren bis zu 45 *m* emporwachsende Stämme nächst dem Teak-Baume das beste Zimmerholz liefern; Palmen aller Arten; Bananen und Banianen; Urostigma-Arten (*Urostigma religiosum*, *altissimum*); allerlei niedere Urwaldbäume, wie *Ficus valida*, *obovata*, *javanica* und *Myristica*-Arten; dichte Gruppen von *Bambusaceen* u. s. w. Dazwischen wuchern auf das üppigste kraut- oder baumartig alle erdenklichen Farne und in reichster Blütenpracht und in hunderterlei Formen Orchideen, malayisch Angrek genannt. Hier sah ich zum erstenmale solche Pflanzen im Freien blühen und schwelgte in dem Anblicke der fast überreichen Fülle zauberhaft schöner Blüten.

Der Weg schlängelt sich unablässig bald über Höhen, Kämme, Sättel hinab in grüne Thäler, bald steil empor zu schroffen Bergen: die Straße scheint trotz ihrer Breite nie von Wagen befahren, sondern nur von Reitern und Fußgängern benützt zu werden. Die Erhaltung der Straße ist wegen der bedeutenden Steigungen und der starken Regen-

güsse dieser Zone eine außerordentlich schwierige; alle 4 *m* bis 5 *m* steht ein mit einer Nummer versehener Stein, der je die Streeke bezeichnet, welche partieweise von den Bewohnern der nächstgelegenen Dörfer zu erhalten ist.

Von Zeit zu Zeit erblickt man, insbesondere wo Plantagen nahe sind, kleinere Ansiedlungen, die, ganz aus Bambus gebaut, einen netten, freundlichen Eindruck machen und der vielen Regen halber fast ausnahmslos auf Pfählen angelegt sind. Trotz der Wildnis, in der wir uns befanden, waren Ausläufer der Cultur auch schon in diese Dörfer gedrungen; Beweis dessen, dass ich in einem der Häuser eine Singer-Nähmaschine vorfand!

Die Bevölkerung dieses Gebietes scheint noch devoter zu sein als jene im nördlichen Theile; denn schon in großer Entfernung von uns nahmen hier alle, ihre Ehrfurcht zu bezeigen, die übliche hockende Stellung ein, wobei Kopf und Blick gesenkt gehalten wurden, als sei niemand würdig, uns in das Antlitz zu sehen.

Ich ritt auf dieser Tour einen alten, aus Australien importierten Schimmel Namens »Ratu«, der mich trotz seines hohen Alters in einer Art Schnellschritt in 4 $\frac{1}{2}$  Stunden zu den Cinchona-Plantagen in Sukanagara (Soekanagara) brachte. Hier lud uns der Administrator Herr Vlooten ein, in seinem sehr nett eingerichteten, ebenerdigen Hause bei einem Frühstücke zu rasten. Mit großem Vergnügen nahm ich das freundliche Anerbieten an und verweilte eine halbe Stunde in dem Herrenhause zu Sukanagara, in dem ich zu meinem Erstaunen auch einen Ofen vorfand. Auf mein Befragen erklärte mir Herr Vlooten, es sei hier in 877 *m* Höhe über dem Meere besonders des Morgens im August zuweilen so kühl, dass er sich gezwungen sehe, zu heizen. So nahe am Äquator hatte ich dies nicht für möglich gehalten!

Wieder im Sattel, traten wir, die ausschließlich mit Cinchona bebaute, ziemlich ausgedehnte Plantage hinter uns lassend, in den Urwald ein. Wir hatten in Sukanagara Pferde gewechselt und ich ritt nun eine zierliche, von Baron van Heeckeren gezogene Vollblutstute, die früher auf der Rennbahn manchen Preis davongetragen hatte.

Kaum im Walde, wurden wir an die noch herrschende Regenzeit durch einen heftigen Guss erinnert; zuerst fielen schwere Tropfen und endlich gieng ein tüchtiges Gewitter nieder, welches durch seine Wucht im Verlauf einer halben Stunde alle Rinnsale, Bäche und Flüsse so anschwellen ließ, dass wir nur mit aller Mühe zwei sonst ganz harmlose Flösschen zu passieren vermochten. Das erste Wässerchen, der

Tji Djampang, konnte eben noch durchritten werden, obgleich die hochgehenden Wellen beinahe über uns und den Pferden zusammenschlugen; beim zweiten, dem Tji Lumut, war an ein Durchreiten nicht mehr zu denken; wir mussten uns auf einem Bambusfloß übersetzen lassen, während die Pferde, am Zügel gezogen, die Strömung durchschwammen.

Ich bemerkte hier zwei große schwarze Affen von der Art, welche die Javanen Budeng nennen (*Semnopithecus maurus*), in dem Geäst eines hohen Baumes, woselbst die langschwänzigen Vierhänder Schutz vor dem Wetter gesucht hatten.

Die Regenströme weichten den Weg auf, der lehmige Boden wurde äußerst glatt und für die Pferde schwierig, so dass wir nur langsam fort kamen. Der Urwald hatte nun stellenweise aufgehört und holzfreien Lehnen und Bergabhängen Platz gemacht, die mit Alang dicht bewachsen waren.

Gegen Abend passierten wir noch auf einer hohen, gedeckten Brücke den Tji Buni (Boeni), der wie einer unserer heimatlichen Gebirgsflüsse schäumend über die Felsen toste und sich endlich in einer engen Klause unseren Blicken entzog. An dem jenseitigen Ufer winkte mitten aus dem Grünen das Dörfchen Tanggeng entgegen, wo uns das Gouvernements-Bungalow, malayisch Passang Rahal, eine Herberge für Regierungsbeamte, die Nacht über aufnehmen sollte. Gamelang-Musik ertönte am Eingange des Ortes, während eine Schar von Dorfschönen der Freude über unsere Ankunft dadurch Ausdruck gab, dass sie lachend und singend mit Bambusstäben auf einen hohlen Holzklotz loshie, demselben auf diese Art brummende Weisen entlockend.

Dieses Rasthaus ist ebenfalls nur aus Bambus gebaut und hatte gerade Raum genug für unser sechs — mich, Wurmbrand, Prónay, Clam, Kerkhoven und Heeckeren — während das Gefolge auf der Veranda übernachten musste; hinter dem Hause sind einfache Stallungen für Pferde angebracht.

Wir vertauschten unsere völlig durchnässte Kleidung mit trockenen Gewändern, nahmen ein frugales Mahl und saßen rauchend noch durch kurze Zeit auf der Veranda, während aus der Ferne die an unsere südslavische Musik erinnernden Töne des Gamelang erklangen. Dann gieng es, da wir einen starken Marsch hinter uns hatten, zu Bette. Das eintönige Zirpen einer großen javanischen Heuschrecke und das leise Summen einer Unzahl von Käfern, Schmetterlingen und anderen Insecten, die alle im Hause Schutz vor dem Regen gesucht hatten, wiegten uns in erquickenden, wohlverdienten Schlummer.

Tanggeng—Sindangbarang, 18. April.

Auf den heutigen Tag, den ersten des Monates Sawal nach dem Ende des Fastenmonates Ramelan (Ramasân) oder Pasa, fiel das Idul-Fitr-Fest der Javanen. Dieser Tag, — Garebeg Puwasa-Tag — welcher von den Eingeborenen als Neujahrstag betrachtet wird, wurde uns im Laufe des heutigen Rittes dadurch ersichtlich, dass allenthalben in den kleinen Ansiedelungen, die wir zu passieren hatten, Musik ertönte und Feststimmung vorherrschte.

Nach langem, erquickenden Schläfe brachen wir auf, um zunächst einen Berg auf einem Wege zu erklimmen, dessen Steilheit jener unserer Gebirgspfade nicht nachstand. Der Himmel hatte sich völlig geklärt, die Sonne stand hoch und wir genossen während des Aufstieges eine wunderbare Aussicht empor zu unzähligen Bergspitzen und Vulcanen, niederwärts zu den Hügelketten und Thälern des Umkreises; ein großer Theil der Residentschaft der Preanger Landschaften, ein herrliches Stück Westjavas lag uns vor Augen und zu Füßen.

An dem vollen Genusse dieses entzückenden Panoramas behinderte uns allerdings zuweilen die Sorgfalt, die wir auf dem schwierigen Terrain unseren Pferden zuwenden mussten; denn der Regen des verflossenen Tages hatte die an den steilsten Wegstellen in die Berglehne geschlagenen Stufen so überaus glatt und schlüpfrig gemacht, dass unsere Pferde nur mit der äußersten Anstrengung hinaufklettern konnten. Endlich waren wir mit Mühe auf dem Kamm angelangt, der die Grenzseide der Districte Djampang wetan und Tjidamar bildet, und wurden hier von dem Chef des Districtes Tjidamar mit vielen Bücklingen begrüßt.

Unsere sehr ermüdeten Pferde bedurften kurzer Rast, worauf es auf einem verhältnismäßig guten Wege bergab, bergauf weiter gieng. Das Landschaftsbild übertraf an Schönheit selbst jenes, welches tags-zuvor unser Entzücken wachgerufen hatte. Das war echter tropischer Urwald, in dem ein malerisches Bild das andere verdrängte; ein jedes aber war reizend und eigenartig. Hier säumen hohe Baumriesen den mit dichtem Rasen bekleideten Pfad ein; dort schießt wucherndes Unterholz auf einer Rodung empor; dann umfängt uns wieder dichter, viele Meilen Landes bedeckender Hochwald, in seinem Schoße dem Wilde Schlupfwinkel bietend, welche für den Jäger unerreichbar sind. Ob Baum, ob Strauch, Kraut oder Moos, hier war jede Pflanze üppig und schön, die Mannigfaltigkeit der den Boden schmückenden Gewächse

unerschöpflich. So bildete allein der Stamm eines abgestorbenen Baumes den Keimboden und Wurzelgrund für zwanzig der verschiedensten Pflanzenarten. Wir waren sämmtlich darin einig, dass die Vegetation auf Java selbst das herrliche Pflanzenkleid Ceylons, geschweige andere Florenreiche Indiens, in jeder Hinsicht weitaus übertrifft.

Die Armut der Vogelwelt fiel uns auf, denn außer einigen Columbiden sowie einzelnen ganz kleinen Nektarinen sah ich nur noch einen großen Nashornvogel.

Von einer Ansiedelung an, bei welcher die Pferde gewechselt wurden, fiel der Weg ziemlich scharf gegen die Südküste Javas sowie gegen das nahe dem Meeresstrande gelegene Sindangbarang ab, und nun sahen wir zwischen den Bäumen tief unter uns das weite, blaue Meer schimmern und konnten deutlich die weiße Linie der starken Brandung unterscheiden.

Der Abstieg erfolgte meistentheils zu Fuß, wobei wir die Pferde am Zügel nachführten. Dann übersetzten wir den tiefen Fluss Sadea, was sehr rasch vor sich gieng, obgleich in den kleinen Bambuskähnen, die wir hier benützten, stets nur je ein Pferd Platz fand.

Noch 7.5 *km* in ebenem Terrain, dem Ufer des Flusses entlang, und wir hatten ein kleines Rasthaus im Districtsorte Sindangbarang errichtet, das, umgeben von einer Ansiedelung, im Schatten mächtiger Bäume lag und bestimmt war, uns nach den Mühen des langen Rittes ersuchte Herberge zu bieten. Auch unseren Pferden schien die Rast willkommen zu sein; hatten sie doch 28 *km* in so ermüdendem Terrain zurückgelegt, dass sie zu Ende des Rittes angetrieben werden mussten und unaufhörlich gestolpert waren.

Obgleich Sindangbarang noch ungefähr 20 Minuten von der Seeküste entfernt ist, hörte man doch im Rasthause das Brausen der brandenden Sec. Gegen Abend gieng ich mit den Herren meiner Suite in der Absicht, etwa ornithologische Beute zu machen, bis an den Strand, wo wir uns an dem Anblicke der mächtigen Brandung, die wie bei Ostende oder Helgoland über ganz flachen Sand hinschäumt, erfreuten. Doch genügte uns auf die Dauer die Betrachtung der Salzflut nicht und so liefen Clam und ich ohneweiters in die mannshohen Wellen und nahmen ein erquickendes, herrliches Douchebad. Die anderen Herren folgten bald unserem Beispiele und nun standen wir alle in den verschiedensten Costümen auf dem Strande, um uns von den schäumenden Wellen überspülen zu lassen, was nach der Hitze des Tages außerordentlich angenehm war. Unsere Gewänder, die wir nicht

abgelegt, hatten freilich bedeutenden Schaden erlitten, so dass wir unter allgemeiner Heiterkeit und allerlei Kurzweil in ziemlich mangelhafter Bekleidung in das Rasthaus zurückkehrten.

Dem großen Ramelanfeste zu Ehren war abends im Dorf allgemeiner Speetakel, so dass ich, um meine Kenntnisse der Sitten und Gebräuche auf Java zu vermehren, noch einen längeren Rundgang machte; doch bot dieser nicht viel Neues oder Bemerkenswertes. Einige eingeborene Damen bearbeiteten wieder, im Tacte singend oder eigentlich heulend, mit Bambusstäben einen ausgehöhlten Baumstamm, während sich in der Nähe große Menschengruppen um ein Wajang drängten. Dieses Wajang, welches mich lebhaft an ein ins Javanische übertragenes »Wursteltheater« erinnerte, war dem Schattenspiele, das wir in Garut gesehen hatten, ziemlich ähnlich.

Noch bis spät in die Nacht hörte man die eintönigen Schläge des Gong und die melancholische Musik des Gamelang ertönen, was nicht zur Beförderung des allen so nothwendigen Schlafes beitrug und uns weniger Äußerungen des Beifalles als solche des Unmuthes entrang.

#### Sindangbarang — Tjipandak, 19. April.

Eine Folge des uns wenig willkommenen Ramelanfestes war leider, dass wir am Morgen unsere Pferde absolut nicht bekommen konnten und weder Pferdewärter, noch Kulis, noch Dorfälteste zu finden waren; alles ergab sich nach den Freuden des gestrigen Tages noch der Ruhe und wir wurden, obgleich um  $1\frac{1}{2}$  Uhr morgens bereit, doch erst gegen 6 Uhr in Sindangbarang flott. Schlaftrunken bewegte sich die Karawane dem Meere zu.

Der Ritt in dem weichen Sande der Düne war dadurch reizvoll, dass uns die vorgeschriebene Route beinahe unausgesetzt längs der Küste führte, und wir so das weite, blaue Meer mit seinen mächtigen, ans Ufer anprallenden Wogen zur Rechten, die grünen Hügel der Küste zur Linken hatten. Der Morgen war vor Sonnenaufgang angenehm kühl, und zudem erfrischte uns und unsere Pferde der feine Wasserstaub, den die Brandung aufwarf; nach zwei Stunden nahm die Flut immer mehr zu und oft schlugen die Ausläufer der Wellen unter den Füßen unserer Pferde durch. Die gewaltige Brandung an der Südküste Javas, an die sich die riesigen Wogen der offenen See heranwälzen, um sich hier an einem unüberwindlichen Walle schäumend zu brechen, ist eines jener erhabenen Naturbilder, welche das Auge nicht müde wird

zu schauen, welche das Gedächtnis auf immerdar bewahrt. Gewaltig, unermesslich, heilig ist die Maecht der Elemente; wie schwach und klein dagegen der Mensch!

Tausende von Krabben liefen auf dem warmen Sande hin und her, auf dem wir große Stücke porösen Bimssteines fanden, welche von der See ausgeworfen, vom Ausbruche des Krakatau im Jahre 1883 herrühren sollen.

Bei dem Cadaver eines gefallenen Pferdes beobaechtete ich einen Seeadler mit ganz weißer Brust und gleichfarbigem Kopfe; später sah ich ein zweites Exemplar auf einer dürren Palme sitzen.

An einer Stelle verwehrten Felsen den Pfad an dem Strande, so dass wir mit einem Umwege tiefer ins Uferland zogen; doch auch hier stellte sich uns noch manehes Hindernis entgegen, vor allem der ziemlich breite Tji Udjong (Oedjong), der sich in solchen Windungen fortbewegte, dass wir ihn auf einer ganz kurzen Strecke dreimal überqueren mussten; das erstemal mittels einer improvisirten Fähre, auf welcher auch die Pferde einzeln verladen wurden; die beiden anderenmale watend, wobei wir ziemlich tief ins Wasser kamen. Ein besonders störrisches Pony sprang von der Fähre in den Strom, schwamm aber lustig an das andere Ufer, so dass dieses Intermezzo keinen anderen Naehtheil hatte, als dass der Reiter des Pony sich in einen von Wasser tiefenden Sattel setzen musste.

Das Durchwaten des Flusses bot zumal bei der Tiefe des Wassers ein hübsches Bild: als erster ritt stets der ortskundige Führer hindurch; dann folgte ich auf meiner Schimmelstute, die sich übrigens im Wasser sehr vernünftig benahm, hierauf kamen die anderen Herren und zum Schlusse der Jägertross auf den Ponies, die sich theils schwimmend, theils strampelnd fortbewegten und manehmal nur mehr den Kopf außer Wasser hatten.

Wir wurden zwar bei jedem derartigen Übergange ganz durchnässt, betrachteten dies jedoch als angenehmes Bad, da große Hitze herrschte; die Sonne mcinte es recht gut, senkrecht sandte sie ihre sengenden Strahlen auf uns herab. Das war heute einmal eine der äquatorialen Zone würdige Temperatur!

Abermals am Gestade des Meeres, bogen wir endlich nach einem Ritte von 20 *km* nach Norden und standen dann binnen kurzem vor dem Camp in Tjipandak, das uns die nächsten Tage über beherbergen sollte. Etwas Wohnlicheres und Gemüthlicheres konnte man nicht finden, und mit lauten Ausrufen der Freude und des Entzückens begrüßten

wir Herrn Borrel, einen Freund Kerkhovens, der einige Tage vor uns hiehergeeilte war, um dieses Lager zu schaffen. An dem Ufer des blau schimmernden Tji Pandak, der einem Gebirgsstrom ähnlich rauscht, lagen zwischen grünen Bäumen die Hütten, welche aufs luftigste ganz aus Bambus gebaut waren, während Palmenblätter die Wände und das Daeh bildeten. In der Mitte des Camp stand auf Pfählen unter einem Palmendach eine Art Plattform, die uns als Speiseraum dienen sollte, rechts davon befand sich meine Behausung, links jene der Herren meiner Suite; im Hintergrunde lagen Hütten, welche für Hodek und die Diener bestimmt waren. Für die Pferde war durch offene Ställe vorgesorgt. Vor dem Camp erhob sich im Wasser eine kleine Hütte, um das Baden auch im Sonnenbrande zu ermöglichen, ohne dass man Gefahr lief, vom Sonnenstiche getroffen zu werden.

Das war alles, aber auch das Richtige für ein Lager im Urwald. Herr Borrel hatte mit vollem Verständnis für die Sachlage den klimatischen und localen Verhältnissen Rechnung getragen und jeden unnöthigen Comfort bei Seite gelassen; man konnte hier eigentlich ganz im Freien leben, war aber gegen die Sonne doch geschützt und genoss in der Nacht, insbesondere dank der Nähe des Flusses, angenehme Erfrischung.

So gedenken wir denn in unserem kleinen Thale, von der Welt abgeschnitten, in wahrhaft idyllischer Weise zu leben; die Stunden, die nicht der Jagd gewidmet sind, wollen wir plaudernd und ruhend in der Speisehütte verbringen, um ab und zu in die Fluten des Gebirgsflusses zu tauchen, der mit seinem klaren, kühlen Wasser ein köstliches Bad spenden und uns laben soll; da soll uns keine Post, kein Telegraph, keine sehnaubende Locomotive die wohlthuende Ruhe stören. Sei mir gegrüßt, jungfräuliche Natur, die du uns hier lieblich umfängst!

Heute noch sollte gejagt werden. Das Ziel meiner Wünsche war nämlich, einen Banteng zu erlegen und dessen prachtvoll gehörnten Kopf als Trophäe heimzuführen. Stellt doch der auf den indischen Inseln, dann in Siam und Birma in Herden lebende Banteng (*Bos sondaicus*) die größte aller Arten des wilden Rindes der Jetztzeit dar.

Herr Borrel meldete, dass alles bereit sei und stellte sich auf einem Sandelhout-Pony als Führer an die Spitze des Zuges. In der Nähe des Lagers waren ganz frische Fährten von Bantengs gefunden worden, und so sollten denn dort zwei Triebe gemacht werden. Der Weg zum Platze war für die Pferde abermals sehr anstrengend, da wir sehr steile Lehnen zu passieren hatten und den Fluss an drei Stellen

durchwaten mussten; die ersten beiden Übergänge giengen ganz gut vonstatten; beim letzten aber kamen wir so tief in das reißende Wasser, dass die kleinen Pferde nur mit Mühe hindureh kamen.

Die Gegend, in der wir jagen wollten, trug einen anderen Charakter als jene, die wir bisher durchzogen hatten. Die Formation war allerdings dieselbe; doch war hier das von Thälern durchschnitten und von Schluchten erfüllte Höhenland nicht mehr gleichförmig mit Wald bedeckt, sondern wies zwischen vereinzelt Waldstreifen ausgedehnte, mit Alanggras bewachsene, grüne Flächen auf; offenbar hatten hier vor Zeiten große Waldbrände gewüthet und den Boden an zahlreichen Stellen freigelegt.

Dieser Landstrich bildet den Lieblingsaufenthalt der Bantengs, welche tagsüber in den Dickungen der Wälder weilen, gegen Abend jedoch auf jene Stellen hinausziehen, wo das Alanggras junge Triebe zur Äsung bietet. Die einzig mögliche Art, hier auf Bantengs zu jagen, ist das Treiben, da an ein Pürsehen in den undurchdringlichen Dickungen nicht zu denken ist. Nach Ablauf der Regenzeit, also anfangs Mai, zünden die Eingeborenen all die trockenen Alangflächen an, so dass dann das Wild in einer Waldparelle leicht abzuspüren und zu bestätigen ist, und Triebe sofort unternommen werden können. Leider fiel meine Anwesenheit auf Java noch in die Regenzeit, weshalb denn das Jagen zu dieser Zeit überall durch den hohen Stand des noch grünenden Alanggrases ungemein erschwert war. Das Abspüren von Wild war fast unmöglich und selbst Wild, welches aus der Dickung hervorbraeh, in dem hohen, dichten Grase nur in der Entfernung weniger Schritte sichtbar — stand doch das Alanggras an vielen Stellen so hoch, dass in ihm nicht einmal ein Pferd gesehen werden konnte, ja die Spitzen der Grashalme mitunter sogar über den Kopf des Reiters hinaus emporragten.

Die Triebe auf Bantengs werden in der gegenwärtigen Epoche auf folgende Weise durchgeführt: die Treiber umstellen eine Dickung und bilden eigentlich nur Abwehren, indem sie nach dem Hebschusse mit ihren Bambusklappern kolossalen Lärm verursachen, während einzelne Jäger auf den Wecheln eindringen und, sobald sie eine Fährte gefunden haben, die Hunde lösen, worauf diese alsbald Laut geben und das Wild auftreiben. Ist nun diese Methode nicht von Erfolg begleitet, so werden, soweit möglich, auch die Wehren zum Vorgehen beordert, was jedoch bei der in den südlichen Gegenden allüblichen Art zu jagen, mit wenig Erfolg geschieht.

Unordnung, Lässigkeit und Zeitversplitterung seitens der Treiber machten sich leider auch heute recht bemerkbar; bei systematischem, correctem Treiben müsste es meiner Ansicht nach nicht allzuschwer fallen, Bantengs zu erbeuten. Allerdings würde dann diese seltene Species bald ausgestorben sein; denn offenbar ist es nur der Mangelhaftigkeit des Jagdbetriebes zu verdanken, dass heute so mächtige wilde Rinder überhaupt noch nicht völlig ausgerottet sind.

Als oberster Leiter unserer Jagden fungierte ein mohammedanischer Priester (Hâdschi), der hier als der tüchtigste Sachkundige in Jagdangelegenheiten gilt und sich auch nach Kräften der Sache angenommen hatte.

Der erste Trieb war zu Ende gegangen und völlig resultatlos verlaufen. Ursprünglich bestand die Absicht, dem ersten Triebe einen zweiten folgen zu lassen, doch glaubte Herr Kerkhoven davon absehen zu sollen, da in dem Triebe Wild bereits flüchtig gespürt worden war, so dass keine Hoffnung bestand, bei einem neuerlichen Versuche besseren Erfolg zu erzielen. So kehrten wir denn, den Fluss wieder dreimal überquerend, in unsere Palmenhütten heim, wo unser ein von einem javanischen Kochkünstler vorbereitetes Mahl wartete, nach dessen Beendigung wir zu früher Nachtstunde unser Lager aufsuchten.

Ich schlief bereits fest, als ich plötzlich durch lautes Geräusch geweckt wurde, da in unmittelbarer Nähe meines Lagers eine Thierstimme ertönte. Aufspringend wurde ich des Thieres, dessen Laute mich so jäh geweckt hatten, alsbald gewahr. Es war ein Gecko, eine jener großen Eidechsen, deren brüllender Ruf dem Neuling wohl den Glauben beibringen kann, es schreie ein großes Thier. Der Feuerchein einiger Zündhölzchen, die ich rasch in Brand gesetzt hatte, verschuchte den Störefried, welcher in dieser Nacht nicht wieder zum Vorscheine kam.

Tjipandak, 20. April.

Der Schauplatz der heutigen Jagd auf Bantengs lag von dem Camp bedeutend weiter ab, als jener des gestrigen Triebes; denn erst nach etwa dreistündigem Marsch erreichten wir unser Ziel. Der Ritt, in dessen Verlaufe wir, wie am Vortage, mehreremale den Fluss zu überschreiten hatten, führte, ohne dass wir andere besondere Terrainschwierigkeiten zu überwinden gehabt hätten, fast unausgesetzt durch Alanggras. Nur einmal war eine ungemein steile Schlucht zu passieren, welche für Pferde unübersteigbar schien, von unseren einheimischen

Kleppern jedoch in wahrhaft bewundernswerter Weise genommen wurde, da jene rutschend, gleitend, auf den Hinterbeinen sitzend ohne Unfall die Schlucht hinab- und fast aufrecht kletternd aus der Tiefe wieder emporgelangten, indessen wir zu Fuße nur mühsam über die Steinplatten und den glatten Lehmgrund der Schlucht hinwegkamen.

Während des Rittes sah ich auf einem der Hügel von fernem das Haupt eines Hirsches aus dem hohen Grase ragen; der Versuch, mich an das scheue Wild anzupürschen, blieb jedoch erfolglos.

Auch diesmal wurde in thalwärts gelegenen Wäldern getrieben, die Stände aber wurden längs eines Hügelkammes eingenommen. Herr Kerkhoven stellte mich zu unterst auf und hatte die Absicht, oberhalb meines Standes, in der nächsten Nähe desselben, einen meiner Herren zu postieren. Durch ein Missverständnis des Eingeborenen, den Herr Kerkhoven mit dem auf dieses Arrangement bezüglichen Befehle zurückgesandt hatte, kam jedoch nicht einer meiner Herren, sondern Herr Borrel neben mir zu stehen. Ich saß unter einem Baume und hatte, da dieser fast gar keinen Schatten spendete, während des drei Stunden andauernden Triebes von Hitze viel zu leiden, umso mehr, als es im Interesse der Jagd geboten erschien, sich ganz ruhig zu verhalten. So konnte ich denn nur still sitzen bleiben und die Legion von Ameisen beneiden, welche, der Hitze ungeachtet, munter um mich her ab- und zuliefen. Der Ausschuss rings um den Stand war ein ziemlich beschränkter.

Nach dem Hebschusse hörte ich vor mir sehr starkes Brechen, das nur von einem mächtigen Wilde herrühren konnte, doch war bald wieder alles still. Einige Zeit später fiel bei meinem Nachbar ein Schuss, dann sah und hörte ich nichts mehr wie das einförmige Geklapper der Treiber in der Wehre.

Endlich, am Schlusse des Triebes, kam Herr Borrel zu mir und entschuldigte sich lebhaft, dass er einen Banteng-Stier erlegt habe, davon überzeugt, dass das Stück mir nicht mehr zum Schusse kommen würde. Inwieweit das seine Richtigkeit hatte, kann ich nicht beurtheilen; jedenfalls war ich nicht sehr erfreut, dass weder ich noch einer meiner Herren dieses Waidmannsheil gehabt hatte und betrachtete mit einem starken Gefühle von Schussneid den capitalen Stier, welcher sich durch seine auffallende Größe und Stärke auszeichnete.

Weit größer als unsere stärksten Rinder, steht der Banteng auf hohen Läufen; sein mächtiges Haupt ist mit aufwärts gekrümmten Hörnern geziert, die Decke ist glänzend schwarz; die Extremitäten sind

vom Knie abwärts schneeweiß. Zieht Bantengwild durch die Dichtung, so hört man schon von weitem das Brechen und Prasseln der Stöcke, welche von den Thieren niedergetreten werden. In den Wäldern, die wir heute durchstreiften, fanden wir allenthalben große Mengen von Bambusstöcken gebrochen und verdorrt — offenbare Spuren der wuchtigen Bantengs.

Herr Kerkhoven, der einigermaßen missvergnügt darüber schien, dass der Stier nicht von mir, sondern von Herrn Borrel erlegt worden war, hatte in der Ferne eine Banteng-Kuh gesehen; ebenso hatte Wurmbrand drei Stücke erblickt, die auf weite Distanzen vorbeigewechselt hatten.

Obgleich die Zeit noch gestattet haben würde, die Jagd fortzusetzen, wurde zum Rückzuge geblasen, weil am Horizont ein schweres Gewitter drohte und unser Jagdleiter befürchtete, dass ein heftiger Regenguss den Fluss gänzlich unpassierbar machen würde. Doch verzog sich das Gewitter und wir bekamen nur einzelne Regentropfen zu spüren.

Da sich Jäger, Treiber und Hunde bereits verlaufen hatten und es daher mit dem Jagdsport für heute zu Ende war, so wollten wir, ins Camp zurückgekehrt, den Rest der Zeit noch dazu verwenden, im Flusse dem Fischfange zu obliegen. Es war nicht eben eine schöne Art des Fischereisports, die wir hier ausübten. Wir wendeten nämlich Dynamit an, was jeder unserer rationellen Fischer mit Recht perhorresciert haben würde, allein uns handelte es sich vorzugsweise darum, zu ergründen, ob sich überhaupt Fische im Flusse befänden und, wenn dies der Fall, welche Arten. Auch hatten die Eingeborenen berichtet, der Fluss enthalte Krokodile. So war denn Dynamit das schnellste und sicherste Mittel, über diese Fragen klar zu werden.

Der Fluss wurde auf einige hundert Schritte stromabwärts mit einem Netz abgesperrt; dann giengen die holländischen Herren daran, die Dynamitpatronen zu adjustieren, wobei ihnen mein Jäger als ehemaliger Unterofficier des Geniecorps mit Rath und That beistehen musste. Mit der größten Seelenruhe hantierten sie mitten unter uns in der Speisehütte mit Dynamit und Zündschnüren, und nachdem sie, ohne dass die mit Recht gefürchtete Explosion eingetreten wäre, alles vorbereitet hatten, wurden die Patronen nach Entzündung der Schnur in den Fluss geschleudert. Die Explosion erfolgte alsbald, aber vorläufig ohne den gewünschten Erfolg; denn an der Oberfläche des Wassers erschien kein Fisch.

Wir, ich und einige Herren, hatten uns mittlerweile auf ein Fahrzeug verfügt, welches aus zwei durch Bambus verbundenen Canoes hergestellt war, und erwarteten, auf Fische zu stoßen. Indem wir uns vermaßen, das Fahrzeug mit Hilfe von Bambusstöcken selbst zu lenken, spielten wir eine klägliche Rolle, da unser Doppelboot entweder in drehende Bewegung gerieth oder mit lautem Krach an das Ufer anfuhr, so dass wir die allgemeine Heiterkeit der auf dem Lande zurückgebliebenen Eingeborenen erregten. Fische fiengen wir nicht, dafür aber fiel Clam mitten im eifrigsten Rudern an einer sehr tiefen Stelle kopfüber ins Wasser und kam mit dem Haupt unter ein Canoe, wurde aber mit vereinten Kräften dem Strome wieder entrissen.

Nach diesem Intermezzo hielten wir es für rathsamer, unsere nautischen Fähigkeiten nicht länger zu erproben, sondern schifften uns aus, um die weiteren Effecte des Sprengmittels vom Lande aus zu beobachten. Da längere Zeit hindurch kein Wasserthier im Flusse sichtbar geworden war, kehrten wir endlich heim. Eine halbe Stunde später brachte uns ein Eingeborener einen Korb voll todter Fische und erzählte, es seien viele Hunderte Fische den Fluss hinabgeschwemmt worden, ohne dass man ihrer hätte habhaft werden können, da die mit dem Netze versehenen Leute sich bereits entfernt hatten. Meine Kenntnisse auf dem Gebiete der Ichthyologie genügten leider nicht, um die dem Dynamit zum Opfer gefallenen Exemplare näher zu bezeichnen. Einer der Fische von auffallend rother Färbung der Schuppen schien mir möglicherweise als Barbe classificiert werden zu können.

Tjipandak, 21. April.

Die Aussichten, Bantengs zu erbeuten, waren keine sehr günstigen; Herr Kerkhoven fühlte sich morgens unwohl und beschloss, das Haus zu hüten; unser Oberjäger, der mohammedanische Hadschi, aber hatte die Nachricht erhalten, dass in der Nacht seine Tochter nach nur neunstündiger Krankheit am Fieber gestorben war, weshalb der arme Mann sich unverzüglich auf den Weg in sein entlegenes Heimatsdorf machte, um der Bestattung des verblichenen Kindes beizuwohnen.

So ritten wir unter Leitung Baron van Heeckerens in das Revier, in welchem wir am Tage vorher gejagt hatten, und wo heute die unseren gestrigen Ständen gegenüberliegende Lehne abgetrieben werden sollte. Der Trieb währte abermals drei Stunden lang. Ich hatte einen sehr schönen Stand mit gutem Ausschusse; vor mir eröffnete sich ein Thal,

das sehr einladend aussah, aber leider kam nichts; ich glaubte zwar einmal brechen zu hören; auch behaupteten die Treiber, einen Banteng gesehen zu haben; doch dürfte, da keiner der Schützen etwas bemerkt hatte, dieser Stier nur ein mythischer gewesen sein.

Die Hitze war, wenn auch empfindlich, doch nicht so drückend als tags zuvor, so dass auf mein Drängen noch ein Trieb improvisiert wurde. Die Treiber zündeten an allen Seiten das Gras an und drangen eine Strecke weit in den Wald ein, traten aber auch alsbald wieder aus der Dickung heraus. Infolge der Müdigkeit der Treiber und ihrer Unlust verlief auch dieser Trieb ohne Erfolg.

Nach dem üblichen Bade bei Durchwatung des Flusses waren wir schon gegen 4 Uhr im Camp, wo wir Herrn Kerkhoven nicht vorfanden, weil er sich auf die Pfauenpürsche begeben hatte; ein gutes Zeichen für seine Genesung.

Es erschien uns noch zu früh, um zu Hause zu bleiben, wir ergriffen daher die Schrotgewehre und streiften in den Dickungen neben unserem Lager umher, um die ornithologische Sammlung zu vervollständigen. Obwohl das Fortkommen in den Dschungeln und dem fast undurchdringlichen Alanggrase sehr schwierig war, so dass wir uns beinahe jeden Schritt erkämpfen mussten, erlegten wir in der relativ kurzen Zeit doch recht ansehnliche Mengen von Vögeln und darunter solche interessanter Arten, so die vielfarbige javanische Papageitaube (*Osmotreron vernans*); dann Fruchttauben (*Carpophaga aenea*); ferner braune Schweiftauben (*Macropygia emiliana*); Bartvögel (*Cyanops lineata*), rothe Mennigvögel; Reisvögel (*Munia oryzivora*) und mehrere Exemplare eines glänzend dunkelgrünen Singstares (*Calornis chalybea*), sowie Schwalben verschiedener Arten. Am Abende kehrte Herr Kerkhoven mit einer sehr schönen javanischen Pfauenhenne von seinem Jagdzuge heim.

Als wir im Lager versammelt waren, stellte sich starker Gussregen ein, der sogar die Dächer unserer Hütten durchbrach; gleichwohl vertrieben wir uns die Zeit in sehr gemüthlicher Weise, indem unsere Jäger jodelten und Hodek ganz famose Gedichte Stielers in obererennsischer Mundart vortrug.

Kein Wunder, dass mich eine leise Mahnung von Heimweh überkam, dass mitten aus dieser herrlichen Tropenwelt die Gedanken in die Heimat flogen, dass mancherlei Erinnerungen an schöne, in Oberösterreich verbrachte Tage wach wurden — gerade jetzt wach wurden, da in der Heimat der Frühling ins Land zieht, die Natur nach winterlicher

Ruhe neu zu erblühen beginnt, die Fluren mit jungem Grün sich schmücken und der Auerhahn hoch oben im Gebirg auf dem Aste einer alten Wettertanne sein Liebeslied ertönen lässt, bis ihn die Kugel des Jägers herabwirft, der Schuss sich dann donnernd in den Wänden bricht und der freudige Juchezer in das nebelverhüllte Thal dringt.

In den Tropen entschleiert die Natur dem staunenden Auge die üppige Praecht ihrer Wunder, berauscht die Sinne, wenn wir in sengender Schwüle uns von dem Zauber des Urwaldes umfassen fühlen — in den heimatlichen Bergen aber tritt uns die Natur von poetischem Reize verklärt entgegen, spricht zum Herzen, wenn wir aus dem dunklen Nadelwalde zu den Firnen emporblicken, die, in rosigem Hauche gebadet, den Anbruch des Tages verkünden.

Tjipandak, 22. April.

Regen, nichts als Regen. Schon die ganze Nacht hindurch hatte schwerer Regen auf die Palmdächer unserer Hütten geprasselt, durch deren Decke es hie und da tropfte, so dass unsere ohnehin schon sehr feuchten Effecten gänzlich durchnässt wurden. Schwarze Wolken hingen tief herab, und es war, als hätte der Himmel alle Schleusen geöffnet; denn kaum hatte der Regen einen Augenblick etwas nachgelassen, so folgte alsbald ein neuer Guss von einer Heftigkeit, welche man in unseren Breiten nicht kennt. Unter solchen Umständen konnte an eine Jagd nicht gedacht werden, da der Fluss so angeschwollen war, dass es unmöglich schien, ihn zu passieren; auch wären die Treiber und die Jäger absolut nicht zu bewegen gewesen, in eine Dichtung einzudringen. So mussten wir uns in Geduld fassen und verbrachten den ganzen Tag mit Wetterbeobachtungen, die aber nur ein höchst bedauerliches Resultat lieferten. Wie es schon in solchen Fällen geht, wurde zum Zeitvertreib in kurzen Reprisen gegessen und weidlich über das Wetter und die leidige Regenzeit geschimpft. Das Wasser im Flusse stieg so stark und nebstbei machte sich auch die Rückwirkung der Meeresbrandung in den Wellen des Flusses so bemerkbar, dass wir für unsere Badehütte Besorgnis hegten und dieselbe schützen mussten.

Wie zu erwarten stand, blieben auch ernstere Consequenzen der Witterung nicht aus; denn einer unserer Diener hat infolge der steten Nässe, in der wir leben, einen starken Fieberanfall zu bestehen und wir müssen noch weitere Erkrankungen besorgen.

Erst nach 5 Uhr abends ließ der Regen etwas nach, worauf wir uns trotz der großen Feuchtigkeit entschlossen, noch einen kleinen Pürschgang in der Nähe des Lagers zu versuchen. Ich erstieg die Höhe oberhalb der Hütten, wo sich zwischen Alangflächen Palmenhaine ausbreiteten. Mehrere Tauben, darunter insbesondere Fruchttauben, fielen mir zur Beute; von weitem sah ich auch zwei Affen und einen schönen, aber leider sehr scheuen javanischen Pfau auf einer dürren Palme aufgebaut. Der Versuch, mich anzupürschen, misslang, da die Dickung, die mich von ihm trennte, ganz undurchdringlich war. Überhaupt ist das Anpürschen an irgend ein Wild in diesen Gegenden schon wegen des Lärmes, den man beim Anschleichen unwillkürlich verursacht, nahezu unmöglich. Ebenso konnte ich keinen der javanischen Nashornvögel erbeuten, deren im Laufe des Tages mehrere hoch über die Bäume hinweggezogen waren.

Von der Höhe streifte ich an den Meeresstrand hinab, traf dort mit anderen Herren zusammen und kehrte erst bei vollkommener Dunkelheit nach dem Camp zurück.

Tjipandak, 23. April.

Da der Regen — offenbar dem Umstande zu Ehren, dass wir den letzten Tag in Tjipandak verbrachten — aufgehört hatte, verließ ich, obwohl es bei Anbeginn des Tages noch sehr drohend aussah, mit dem Frühesten das Lager, um auf dem Wege zur Banteng-Jagd noch auf Pfauen zu pürschen. Doch konnte ich keinen Pfau zu Gesicht bekommen und schoss bloß einen javanischen Dschungelhahn. Fatal war mir auf der Pürsche, dass ich mich auf den Versuch beschränken musste, meinem malayischen Führer nur durch Geberden verständlich zu werden, was aber nicht von Erfolg begleitet war; denn jener führte mich unter fortwährenden Bezeugungen seiner Ehrfurcht, das heißt indem er der Landessitte gemäß sich immer wieder niederhockte und dabei die Hände emporhob, unaufhörlich im Kreise umher und verscheuchte durch seine Gesten alles Wild.

Mit den Herren meiner Gesellschaft wieder vereinigt, ritten wir einen neuen Weg, der an Schwierigkeit und schlechten Passagen den an den vorangegangenen Jagdtagen zurückgelegten nichts nachgab; nur ersparten wir uns das Durchwaten des Flusses. Es gieng wieder bergauf und bergab und als man uns endlich erklärte, dass wir auf den Ständen angelangt seien, bemerkten wir, dass derselbe Trieb genommen werden sollte, in welchem drei Tage vorher Herr Borrel einen Banteng

erlegt hatte. Doch wurde diesmal in umgekehrter Weise getrieben, wahrscheinlich um uns durch eine kleine Kriegslist zu täuschen. So hatte ich denn von vornherein wenig Hoffnung auf Erfolg.

Da die Sonne glühend brannte, ließ ich mir aus Palmenblättern einen Schirm bauen, hinter dem ich mich mit einem ganzen Arsenal von Gewehren niederließ und mit Hodek der Conversation pflog. Der im Grunde ein nur kleines Gebiet umfassende Trieb währte drei volle Stunden lang, was mich annehmen ließ, dass auch die Treiber einige Zeit »im Schatten kühler Denkmgsart« verbrachten. Gegen Mittag gieng wieder schwerer Regen nieder, der uns innerhalb weniger Minuten völlig durchnässte.

Nach langem Warten kamen endlich die Jäger und Treiber einzeln herangeschlichen und erzählten von frischen Fährten, ohne jedoch bestimmte Angaben machen zu können. Die Expedition war somit in Bezug auf großes Wild und besonders auf Bantengs ganz resultatlos verlaufen. Die einheimischen Jäger pflegen eben weit später zu jagen, denn in der gegenwärtigen Jahreszeit ist offenbar nicht mit Sicherheit auf Beute zu rechnen. Überdies erzählte uns zu guterletzt Herr Kerkhoven, dass in diesem Jagdgebiete allenthalben Spuren von Wilddieben gefunden worden seien, Hütten, Fährten u. a. m.

Trotz des Misslingens der Jagd — unseres eigentlichen Zweckes — werde ich diese Expedition nie bereuen; denn ich habe durch dieselbe Einblick in von der Cultur noch unberührte Gegenden Javas gewonnen, mich an den Herrlichkeiten des tropischen Urwaldes ergötzt und einige angenehme Tage in unserem gemüthlichen Hüttenlager am Ufer des schönen Tji Pandak verlebt.

Abends machte Hodek noch einige photographische Aufnahmen; dann streiften wir bis zum Einbruche der Dunkelheit umher und brachten einige Stücke für die ornithologische Sammlung heim. Leider hatten wir zwei Marode zu verzeichnen; Wurmbbrand litt an den Folgen einer heftigen Erkältung, so dass er die letzte Jagd nicht hatte mitmachen können, während abermals einer unserer Leute von einem starken Fieberanfälle heimgesucht worden war.

Tjipandak—Sindangbarang, 24. April.

Schon um 5 Uhr morgens wurde unsere Ruhe durch die Kulis gestört, welche beizeiten ans Werk giengen, um die Bagage nach der nächsten Marschstation — Sindangbarang — zu schaffen. Später

verließen wir das hübsche, gemüthliche uns so lieb gewordene Jagdlager in Tjipandak und folgten dem Trosse zu Pferd auf demselben Wege, den wir bei dem Marsche zum Lager eingeschlagen hatten. Anfänglich gedachten wir unterwegs auf Pfauen zu pürschen, ließen aber dann dieses Project fallen und ritten ohne Aufenthalt bis Sindangbarang, wo wir gegen Mittag anlangten.

Einige der Pferde, welche in Folge der anstrengenden Ritte der letzten Tage kleine Schäden erlitten hatten, mußten in der Karawane an den Zügeln geführt werden.

So lange sich der Weg längs der Meeresküste hingezogen hatte, war die Temperatur dank der starken Brandung noch leidlich gewesen; je mehr wir uns aber von der Küste entfernten, umso empfindlicher wurde die Hitze. Die Atmosphäre war von drückender Schwüle erfüllt, die sich nachmittags in einem starken Gewitter entlud. Unsere Thätigkeit zu Sindangbarang war nicht eben eine bedeutende zu nennen; denn den ganzen Nachmittag hindurch huldigten wir dem Schläfe, während die Abendstunden mit der Erledigung der Post ausgefüllt wurden.

Sindangbarang — Tanggeng, 25. April.

Bei leidlichem Wetter starteten wir in üblicher Art von Sindangbarang. Gleichwohl boten die Wege bis Tanggeng, welche durch die fortwährenden Regengüsse gründlich verdorben waren, unseren Pferden bedeutende Schwierigkeiten. Einen Theil des Weges — jenen so steilen Abstieg vom letzten Höhenrücken — mußten wir zu Fuß zurücklegen, da die Pferde nur unbelastet hinabzuklettern vermochten.

Die Beschwerlichkeiten des Rittes wurden reichlich aufgewogen durch den Genuss, welchen wir in der abermaligen Betrachtung der prachtvollen landschaftlichen Scenerie fanden.

An der Grenze der Districte Tjidamar und Djampang wetan nahmen wir von dem Chef des ersteren Districtes herzlichen Abschied; das Gebiet dieses Würdenträgers hatte uns zwar bei Tjipandak in jagdlicher Hinsicht sehr wenig geboten, doch war er selbst höchst zuvorkommend gewesen und hatte sich namentlich um die Durchführung der Expedition viele Verdienste erworben.

Bei unserem Einreiten in Tanggeng hatte sich der Himmel drohend umzogen und bald öffnete er alle seine Schleusen; ein Wolkenbruch gieng nieder, der an Heftigkeit alles bisher Gesehene übertraf. Nicht mehr in Tropfen, sondern in dicken Strahlen ergoss sich die Flut

über die Erde; in einem Nu stand alles unter Wasser; um unser Haus bildete sich ein tiefer See; die Bäche und Flüsse schwellen in kurzer Zeit gewaltig an.

Als das Unwetter begann, waren die Kulis, welche wir mit der Bagage vorausgesandt, bereits über Tanggeng hinausmarschiert, und jammernd dachten wir nun daran, dass wohl sämtliche Effecten, alle Gewehre und Patronen vollkommen durchnässt werden würden. Überdies sprach Herr Kerkhoven die Befürchtung aus, dass die Träger die beiden Flüsse, deren Passierung uns schon auf dem Ritte zur Küste Schwierigkeiten bereitet hatte, wohl kaum würden durchwaten können. In der That kehrte auch gegen Abend — der Regen hatte noch immer nicht nachgelassen — ein Theil der Kulis mit ganz durchnässter Bagage nach Tanggeng zurück; die Träger erklärten, der erste zu durchquerende Fluss sei so angeschwollen, dass ein Passieren desselben ganz unmöglich wäre. Der andere Theil der Kulis, welcher früher ausmarschiert war, hatte diesen Fluss noch zu übersetzen vermocht.

Jetzt war guter Rath theuer; denn unter solchen Verhältnissen konnten auch wir Reiter den Fluss nicht übersetzen. Längeres Verweilen in Tanggeng aber hätte das ganze weitere Programm arg gestört; denn am nächsten Tage sollte der Extrazug auf der Station Tjibeber warten, ein Diner bei dem Generalgouverneur stattfinden und die »Elisabeth« im Hafen von Tandjong Priok dampfklar sein. Keinem der Beteiligten aber, weder dem Eisenbahn-Director, noch dem Gouverneur, noch auch dem Schiffcommandanten konnten wir die Meldung zugehen lassen, dass wir von Tjibeber und damit von Buitenzorg und Batavia abgeschnitten seien. Da auf den Bahnen Javas jeder Verkehr mit Eintritt der Dunkelheit unbedingt eingestellt wird, — Nachtzüge sind hier überhaupt nicht eingeführt — so wäre die dritte Nachmittagsstunde des morgigen Tages der äußerste Termin für die Abfahrt des Extrazuges von Tjibeber gewesen. Um nun aber vor dieser Stunde in Tjibeber einzutreffen, hätten wir, da von Tanggeng bis zu der eben genannten Station 47 km zu Pferde zurückzulegen sind, in der Lage sein müssen, um 3 Uhr morgens von Tanggeng aufzubrechen, was vorläufig ganz unmöglich schien.

So saßen wir denn in sehr gedrückter Stimmung den ganzen Abend auf der Veranda unserer Herberge und stellten unablässig Wetterbeobachtungen an, die aber immer wieder zu dem Ergebnisse führten, dass es gleichmäßig stark schüttete und das Brausen des nahegelegenen Flusses immer mehr zunahm.

Unsere Stimmung wurde eine um so trübere, als Herr Kerkhoven erklärte, dass selbst in dem Falle, als es uns Reitern gelingen sollte, am nächsten Tage bis Tjibeber vorzudringen, die Bagage nicht rechtzeitig die Bahnstation erreichen könne.

Schließlich wurden wir der Wetterbeobachtungen müde und legten uns zur Ruhe.

Tanggeng—Buitenzorg, 26. April.

Um 1 Uhr nachts hatte der Regen endlich ein wenig nachgelassen. Kurze Zeit darauf war die erfreuliche Botschaft eingelaufen, dass es doch möglich sein werde, den Fluss zu passieren, da es im Gebirge weniger stark geregnet zu haben scheine und das Wasser rasch falle. Diese Nachricht wurde selbstverständlich mit großer Freude aufgenommen. Um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr morgens waren wir schon zum Aufsitzen bereit, allein da die Eingeborenen offenbar keine besonderen Freunde des Frühaufstehens sind, so währte es noch einige Zeit, bis sich unsere nächtliche Karawane in Bewegung setzte; denn die Pferde mussten erst gesattelt, die Führer geweckt werden und zum Schlusse fehlten die Laternen und Fackeln, ohne welche es unmöglich war, in der stockfinsternen Nacht von der Stelle zu kommen. Energische, mitunter nicht ganz salonfähige Worte brachten schließlich die verschlafenen Leute auf den Platz, und etwas nach 4 Uhr morgens ritten wir im Gänsemarsche, zwischen je vier oder fünf Reitern einen Fackelträger, von Tanggeng ab. Der Ausdruck Fackelträger ist insofern ein euphemistischer, als die Fackeln lediglich in brennenden Holzspänen — natürlich wieder einmal Bambus! — bestanden.

Der stark angeschwollene Tji Buni wurde auf einer Brücke passiert; dann gieng es ins Gebirge, wo wir aber oft absitzen mussten, da die Pferde unter der Last des Reiters auf dem glatt gewaschenen, steilen Pfade nicht recht von der Stelle kamen. So rückten wir leidlich vorwärts und als wir bei der durch den nächsten Fluss führenden Furt anlangten, deren Übergang als besonders gefährlich hingestellt worden war, graute bereits der Morgen, so dass wir sofort mit aufrichtiger Freude wahrnehmen konnten, wie sehr das Wasser inzwischen gesunken war. Der Übergang vollzog sich sonach ohne besondere Schwierigkeit; die Pferde kamen zwar tief ins Wasser, erreichten aber dennoch anstandslos das andere Ufer. So raseh, ja plötzlich solche Gebirgswässer auf Java gießbachartig anschwellen, ebenso raseh fließt das Wasser ab, so dass der Fluss bald wieder seinen gewöhnlichen

Lauf annimmt. Die nächste und auch die letzte Furt waren merkwürdigerweise eher sichter als zu der Zeit, da wir sie das erstemal durchritten hatten.

Nachdem wir somit eine Reihe von Flüssen, nämlich den Tji Buni, den Tji Lumut und den Tji Djampang glücklich überschritten hatten, geriethen wir in um so bessere Stimmung, als nun der schönste Theil des Rittes, nämlich der Weg vom Tji Djampang bis zu den Plantagen in Sukanagara vor uns lag.

Eben eine Höhe erkletternd, entdeckte ich auf einem hohen, mit allerlei Schlingpflanzen dicht bewachsenen Baume mehrere Affen, deren ich ein Exemplar erbeutete. Dieses hatte ein selten schönes, langhaariges, graues Fell, etwa wie jenes eines Seidenpinschers, schwarzes Gesicht und schwarze Extremitäten. Nachdem ich den erlegten Affen einem Kuli übergeben hatte und wir eine Strecke weitergeritten waren, vernahm ich in einer ebenfalls sehr hohen Baumgruppe Affenstimmen und gewahrte einen Trupp der großen schwarzen Budengs, die ruhig im Geäste saßen. Ungeachtet der Höhe, in welcher sich die Thiere befanden, schoss ich und erbeutete mit vier Schüssen einen der Affen, ein auffallend großes Männchen, welches der Führer des Rudels zu sein schien. Der Affe war kaum mit schwerem Falle von einem Ast in die Tiefe herabgestürzt, als die ganze Gesellschaft in die lebhafteste Aufregung und Bewegung kam. Die Affen hüpfen in dem Gezweig umher und eilten von Baum zu Baum, indem sie theils die Lianen, welche die Stämme verbanden, als Brücke benützten, theils weite Sprünge zu den nächststehenden Bäumen wagten, an deren Stamm sie sich festklammerten, um dann augenblicklich wieder weiterzuhuschen. Doch schienen die Affen nach dem Verlust ihres Führers nicht recht zu wissen, wohin sich flüchten, und sprangen planlos umher, so dass es mir gelang, noch sechs schöne Exemplare zu erlegen.

In Sukanagara nahm uns für kurze Zeit Herr Vlooten wieder gastlich auf, und noch vor 3 Uhr nachmittags waren wir glücklich an der Eisenbahnstation Tjibeber angelangt. Unsere Pferde hatten sich wacker gehalten, denn sie zu schonen war unmöglich gewesen, ja, um zur rechten Zeit einzutreffen, hatten wir uns genöthigt gesehen, sie den langen, schlechten Weg über fortwährend gehörig anzutreiben.

Jener Theil der Bagage, welcher bereits an Ort und Stelle war, wurde rasch einwaggoniert. Der Rest des Gepäcks hatte Tjibeber noch nicht erreicht und sollte uns am nächsten Tage nachgeschickt werden. Zur festgesetzten Stunde entführte uns der Zug nach Buitenzorg.

Auf halbem Wege hatten die Herren Kerkhoven, Baron van Heeckeren und Herr Borrel den Zug verlassen, um auf ihre Plantagen zurückzukehren. Die drei Herren waren dank ihrem natürlichen und gemüthlichen Wesen die ganze Dauer der Expedition hindurch angenehme Jagdgenossen gewesen, die ich sehr schätzen gelernt hatte, so dass sich der Abschied recht herzlich gestaltete.

In Buitenzorg, dessen Hauptstraße wir noch von zahlreichen Spaziergängern belebt fanden, verfügte ich mich in das Palais des Generalgouverneurs, bei welchem ich das durch Schilderungen des Aufenthaltes im Lager zu Tjipandak gewürzte Diner einnahm.

#### Buitenzorg—Batavia—Tandjong Priok, 27. April.

Die Spanne Zeit, die mir in Buitenzorg noch gegönnt war, bevor ich Java verließ, benützte ich, um zwei Objecte in Augenschein zu nehmen: ein Werk friedlicher Thätigkeit, den botanischen Garten, und eine militärische Anstalt, die Kaserne.

Der weltberühmte botanische Garten ('s lands plantentuin), welcher im Jahre 1818 unter Generalgouverneur Baron van der Capellen von einem Deutschen, dem Landbaudirector Professor Reinwardt, geschaffen ward, dient zur Cultur von Pflanzen für wissenschaftliche und Unterrichtszwecke und enthält selbstverständlich nur solche Gewächse, welche in dem tropischen Klima Buitenzorgs gedeihen. Um Pflanzen kühlerer Zonen cultivieren zu können, hat man eine Anzahl botanischer Höhenstationen auf verschiedenen Stufen des Gede-Gebirges, an dessen Fuße Buitenzorg gelegen ist, sowie auf dem Gipfel des Pangrango errichtet. Dort werden von der Leitung des Buitenzorger Gartens jene Gewächse gezogen, welche eine Höhenlage von 985 *m* aufwärts bis zu 2700 *m* erfordern.

Dieser Garten, welcher etwa 60 *ha* umfasst und gegen Norden in den zum Palais des Generalgouverneurs gehörigen Park übergeht, zeichnet sich beim ersten Anblicke vor allem durch die Schönheit seiner Lage aus. Nach Süden hin erheben sich die grandiosen Gipfel der »blauen Berge«, das ist der erloschenen Vulcane Salak und Pangrango. Von dem diese beiden Gipfel verbindenden Sattel senkt sich wellenförmiges Terrain nach Buitenzorg nieder. Der Palaisgarten selbst ist sanft abgedacht, im Osten vom Tji Liwung begrenzt, mit schönen Laubbäumen, Palmenalleen, Bambusgebüsch, Rascnflächen und Wasserbecken geschmückt.

Im ganzen werden hier etwa 9300 Pflanzenarten (300 Familien, 2500 Geschlechter) cultiviert. Ich hatte von diesem Garten viel reden gehört und war von vielen Seiten auf seine Pracht aufmerksam gemacht worden, so dass ich ihn mit Erwartungen betrat, welche allerdings nicht vollauf in Erfüllung giengen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus besitzt dieser mit einer Fachbibliothek und einem »Landbau-Museum« ausgestattete Garten unzweifelhaft einen außerordentlich hohen Wert; alljährlich kommen Gelehrte aus Europa nach Buitenzorg, um hier Studien zu obliegen und Forschungen anzustellen. Allein das Bestreben, auf einem immerhin beschränkten Raum eine wahre Unzahl der verschiedenartigsten Gewächse der tropischen Region aller Welttheile und speciell der malayischen Zone unterzubringen, führt dazu, dass hier Vieles allzu dicht gedrängt nebeneinander steht, manches nicht zu völlig freier Entwicklung gelangt, anderes doch nicht alle jene Bedingungen vorfindet, welche Boden und Klima den Pflanzen auf ihrem natürlichen Standort oder bei vollkommener Acclimatisation bieten.

Die Anordnung des Gartens ist eine streng wissenschaftliche, so dass der Fachkundige unverzüglich orientiert ist. In einem Theile des Gartens sind zum Beispiel ausschließlich Palmen der verschiedensten Arten, in einer anderen Partie nur Eichen oder Coniferen gepflanzt, weshalb denn in jeder Abtheilung eine gewisse Eintönigkeit der Formen vorwaltet. Diese Anordnung ist allerdings den Zwecken der Beobachtung äußerst dienlich. Der Laie aber blickt auch in derlei Anlagen vorzugsweise nach dem Schönen oder Originellen, nach malayischen Gruppen, üppigen oder curiosen Solitärbäumen, nach dem Reizenden oder dem Merkwürdigen aus. Er folgt, um es kurz zu sagen, entweder den Pfaden der Ästhetik oder der Heerstraße der Neugier. Daher wird mancher nichtprofessionelle Besucher jene Vertheilung und Mischung der Gewächse vermissen, vermöge deren die feinfühlige Hand des Kunstgärtners Gruppenbilder aus dem Florenreiche zu gestalten weiß. Alles in allem ist somit das botanische Institut zu Buitenzorg ein praktisches Compendium der Pflanzenkunde, ein den Forderungen strenger Wissenschaftlichkeit gemäß gestaltetes, regelrechtes Bild, dem nur auch eine größere Schönheit der Anlage umsomehr zu gönnen wäre, als der Rahmen dieses starren Gemäldes von der Natur auf das üppigste und reizendste gestaltet erscheint.

Doch, dem Zwecke dieser Anlage Rechnung tragend, füge ich gerne bei, dass der Garten auf Schritt und Tritt von bewundernswertem Fleiß und unermüdlicher Sorgfalt Zeugnis gibt und schöne, sowie seltene

Exemplare, einzeln oder in Gruppen, interessantester Pflanzenfamilien und Pflanzenarten enthält. Unter anderem fallen insbesondere auf: eine aus riesigen Canarienbäumen (*Canarium altissimum*) gebildete Allee, in welcher jeder Stamm mit einer anderen Gattung Orchideen bedeckt ist; in den verschiedenen Wasserbecken, welche der Garten enthält, prächtige Exemplare von Nymphaeaceen, wie die südamerikanische *Victoria regia*, die *Nymphaca lotus*, die *Nymphaca pubescens* (javanisch: Taratte ketjil), die *Nymphaea stellata* (Taratte biru); dann Exemplare von *Nelumbium speciosum* (Taratte gede) u. s. w.

Der Besuch der Kaserne gab mir erwünschte Veranlassung, mich über die actuellen Land- und Seestreitkräfte Niederländisch-Ostindiens näher zu informieren.

Die niederländisch-ostindische Armee besitzt gegenwärtig eine Stärke von 33.339 Mann mit 1360 Officieren, darunter 26.536 Mann (697 Officiere) Infanterie; 3120 Mann (83 Officiere) Artillerie; 832 Mann (29 Officiere) Cavallerie; 646 Mann (12 Officiere) Genie, und 2205 Mann (539 Officiere) andere Truppen, als Stäbe u. s. w. Diese Armee ergänzt sich ausschließlich durch Anwerbung sowohl aus Europa, insbesondere aus dem Deutschen Reiche, wie aus den Colonien. Von den Mannschaften sind 13.847 Europäer, 19.437 Eingeborene, 55 Afrikaner.

Als Commandant der ostindischen Landmacht fungiert Generalleutenant A. R. W. Gey van Pittius, welcher in dieser Function dem Generalleutenant T. J. A. van Zyll de Jong am 4. April 1893 nachgefolgt war.

Die indische Flotte gliedert sich in die Kriegs-Marine, welche in die indische Militär-Marine und das Auxiliar-Geschwader zerfällt, und in die Gouvernements-Marine. Die Militär-Marine zählt 25 Fahrzeuge — darunter 2 Segelschiffe — mit 5273 Netto-Tonnengehalt, 14.913,5 indicierten Pferdckräften, 87 Geschützen und einem Bemannungsset von 1340 Europäern und 643 Eingeborenen. Zu der Militär-Marine gehören noch 2 Wachtschiffe mit 10 Geschützen, sowie mit 557 Europäern und 313 Eingeborenen an Bemannung. Das Auxiliar-Geschwader umfasst 4 Fahrzeuge mit 4040 Netto-Tonnengehalt, 11.932 indicierten Pferdekräften, 58 Geschützen und einem Bemannungsset von 832 Europäern und 282 Eingeborenen. Der Gesamtstand der Schiffsbemannungen beträgt sonach 2729 Europäer (281 Officiere), hiervon 519 Mann (50 Officiere) Marine-Infanterie, und 1238 Eingeborene. Die Gouvernements-Marine besteht aus 17 See-Dampfbooten, 5 Fluss-Dampfbooten und 10 kleinen Segelfahrzeugen (Avisos). Die Dampfboote haben

111 Geschütze und 1100 indiierte Pferdekräfte, sowie eine Bemannung von 132 Europäern und 636 Eingeborenen. Die Avisos sind mit je 11 Eingeborenen bemannt und mit 2 Kanonen bewaffnet.

An der Spitze der Flotte steht gegenwärtig der Viceadmiral Jonkheer J. A. Roëll.

Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht von Niederländisch-Ostindien ist der Generalgouverneur.

Neben der regulären Armee zählt Niederländisch-Ostindien eine Reihe halb militärischer Streitkräfte, welche verpflichtet sind, in Friedenszeiten an der Aufrechterhaltung der Ordnung mitzuhelfen, im Kriege aber die Armee zu unterstützen. Alle diese Kräfte zusammen weisen einen Stand von 8228 Mann auf und gliedern sich wie folgt: In die Bürgerwehren (Schutterijen) mit 3790 Mann (130 Officieren), welche in den größeren Städten unter dem Befehle der Residenten organisiert sind und die Mehrzahl der ansässigen Europäer und Indo-Europäer umfassen sollen. Ferner in Polizei-Corps, die Pradjurits (Pradjoerits), welche, in der Stärke von 2073 Mann, aus Eingeborenen gebildet, in 56 Detachements unter Befehl europäischer Unterofficiere zerfallen und in den kleinen Städtchen kaserniert sind; dann in die Hilfstruppen der Insel Madura, die Barisans, welche aus 1356 Eingeborenen unter 38 eingeborenen Officieren bestehen und in drei Detachements unter je einem Oberstlieutenant oder Major zerfallen. Jedem dieser Detachements ist ein Hauptmann der Armee behufs Überwachung der Übungen beigegeben. Zu den irregulären Streitkräften sind weiters noch die aus Europäern reerutierten Garde-Drögonerabtheilungen von je 96 Mann (2 Officieren) des Susuhunan (Soesoehoenan, Kaisers) von Surakarta und des Sultans von Djokjakarta, sowie die aus 817 Eingeborenen bestehende Legion des Kaisers von Surakarta zu rechnen. Die Legion des Prinzen Paku (Pakoe) Alam, des Kronprinzen Djokjakartas, wurde im Monate August 1892 aufgelöst.

Die Kaserne zu Buitenzorg, welche an der Straße nach Tjiluwar (Tjiloewar) liegt, bietet Raum für ein Infanteriebataillon, doch ohne die Officiere, welche in dem gegen den Bahnhof hin erbauten Villenviertel domicilieren. Nach dem neuen System besteht die Kaserne aus Pavillons, in welchen die Mannschaftsräume und Unterofficierswohnungen, die Schule, die Küchen, Magazine, Fecht- und Turnsäle, Messen etc. vertheilt sind. Am Eingange des Campements empfing mich der Bataillonscommandant und geleitete mich durch die verschiedenen Räume. Die Compagnien waren auf dem Exerzierplatz und nur die Tages-Chargen in

der Kaserne anwesend. Zunächst wurden die Wachlocale und Arreste besichtigt; dann führte mich der Commandant in die Mannschaftszimmer, in welchen Europäer und Eingeborene, compagnieweise getrennt, ihre Unterkünfte haben; diese unterscheiden sich nur in den Lagerstätten, indem die Europäer eiserne Betten benützen, während die Eingeborenen auf hohen, hölzernen Pritschen schlafen. In den durchwegs überaus geräumigen Zimmern herrschte peinliche Ordnung und Sauberkeit.

Was mich hier befremdete, war, in einem unter tropischem Himmel errichteten Gebäude eine so große Menge Eisen verwendet zu sehen; denn die Zimmer waren mit Wellblech gedeckt und zwischen je zwanzig Lagerstätten dicke Eisenwände angebracht, an welchen die Leute ihre Effecten zu befestigen haben. Meiner Ansicht nach würde Bambus hier denselben Dienst leisten wie Eisen, welches ja doch nothwendigerweise dazu beiträgt, die Hitze in den Räumlichkeiten wesentlich zu erhöhen.

Ebensowenig halte ich die Uniform — das schwere blaue Tuch und den kleinen Tuchhelm, welcher den Kopf und vor allem den Nacken gar nicht schützt — für praktisch. Sehr reichlich ist die Mannschaft mit Schuhwerk versehen, indem jeder Mann pro Jahr drei Paar ganz neuer Schuhe ausfasst; trotzdem gehen die Eingeborenen-Compagnien beinahe immer barfuß.

Als Waffe ist das Berdan-Gewehr eingeführt; doch sind jetzt schon unsere Mannlicher in Erprobung; als Seitengewehr dient ein Mittelding zwischen Haubajonett und Handschar. Dieses Messer ist insbesondere zum »Buschkappen«, das ist Abhauen von Ästen, Lianen und vor allem von Bambus in den Dickungen des tropischen Urwaldes bestimmt. Den Rückentheil der Messer, welche die Unterofficiere führen, bildet eine Säge.

Sehr groß und schön sind die Unterofficierszimmer sowie die Kanzleien. Nebstbei haben die Unterofficiere eine Messe und eine Art Casino, das sich wohl mit mancher europäischen Officiersmesse vergleichen ließe. In der Messe, deren Wände mit zahlreichen Bildern und militärischen Emblemen geschmückt sind, ist schönes Geschirr und Besteck im Gebrauche, während im Casino, einer luftigen Halle, für den Zeitvertreib durch allerlei Spiele, für die Erquickung der Besucher aber durch ein Buffet vorgesorgt ist, an welchem ein besonderer Kantinewirt Getränke ausschenkt. Die Sanitätsofficiere nehmen Einfluss darauf, dass der Genuss von »sterken drank« (Liqueuren) die für das Klima Javas normalen Grenzen einhalte. Übermäßiger Genuss von Spirituosen

ist ja hier nicht nur an und für sich schädlich, sondern stört auch noch insbesondere den Acclimatisationsprocess, welchen jeder Europäer bei längerem Verweilen auf der Insel durchzumachen hat.

Auch die Mannschaft der europäischen Compagnien hat eine ähnliche Reereationshalle wie die Unterofficiere.

Eine ganz eigenthümliche Einführung ist, dass sämmtlichen Soldaten, Europäern wie Eingeborenen, gestattet ist, in der Kaserne Frauen bei sich zu haben, die ihnen als Wäscherinnen, Näherinnen und Esswarenverkäuferinnen Dienste leisten. Auch ins Feld geht, wie zur Zeit der deutschen Landsknechte im 15. und 16. Jahrhunderte, der ganze Tross von Weibern mit. Diese werden dann sämmtlich in regelrechte Compagnien zusammengestellt, in welchen die Frauen der Unterofficiere das Commando führen, während ein Officier, wie bei den Landsknechten der »Weibel«, mit der Aufsicht über das ganze Amazonencorps betraut ist. In den Vormittagsstunden werden, wenn die Mannschaften außerhalb der Kaserne sind, alle diese Damen in einem großen Raume vereinigt, wo sie ihren häuslichen Verrichtungen nachkommen und nebstbei auch für ihre ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft die Mahlzeit bereiten. Hier geht es dann oft recht lebhaft zu und mag es gar nicht leicht sein, diese große Anzahl »ärarischer Damen« mindester Kategorie immer im Zaume zu halten. Ich besuchte auch das besagte Zimmer, in dem sich eben etwa hundert Weiber befanden und in welchem entsetzliche Unordnung herrschte. Die Frauen der Eingeborenen müssen in der Nacht unter den Pritschen auf nacktem Boden schlafen. Für die Kinder sorgt theilweise die Regierung, da die meisten europäischen Soldaten, wenn sie nach vollendeter Dienstzeit in die Heimat zurückkehren, ihre Familien einfach zurücklassen und dieselben sonst dem Elende preisgegeben wären.

Beim Besuche der Küchen setzte mich die im Vergleiche zu der Verpflegung unserer Soldaten so reichhaltige Kost der Mannschaft in Erstaunen. Morgens erhält jeder Mann Kaffee, sowie Eier und Butter oder Schinken; um 11 Uhr Suppe, eine sehr große Portion Fleisch und eine ausgiebige Ration Gemüse; um 4 Uhr wieder Fleisch und Reis.

Nun wurde ich noch in den Turnsaal, den Schulsaal, die Werkstätten und Magazine geführt. Letztere sind zum Unterschiede von unseren Magazinen sehr dürftig ausgestattet und enthalten bloß ein ganz geringes Quantum von Vorräthen, da stets alle Lieferungen sofort an die Truppen ausgegeben werden, und die nöthige Ergänzung direct durch das Haupt-Verpflegsmagazin in Batavia geschieht.

Obschon die niederländische Regierung und namentlich das Kriegs-Departement die letzten Jahre her eifrig bemüht waren, die militärischen Einrichtungen zu verbessern und in jeder Beziehung für das Wohl der Armee zu sorgen, so bleibt denn doch noch viel zu thun übrig, wie dies unter anderem auch mancher Misserfolg im Kriege mit Atschin auf Sumatra gezeigt hat. Welche Umstände in diesem Kriege von schier endloser Dauer zu Ungunsten der Niederländer mitgespielt haben, und ob hieraus auf ein Zurücktreten des militärischen Geistes des holländischen Volkes vor dessen bedeutendem Colonisationstalent und dessen hoch entwickelten commerziellen Fähigkeiten geschlossen werden dürfe, ist wohl schwer zu entscheiden.

Dass die Niederländer ihre kriegerischen Occupationen in Ostindien durch eine angemessene Colonialpolitik zu fördern verstehen, scheint unzweifelhaft. Die Verwaltung der Colonien ruft den Eindruck hervor, als sei sie eine vortreffliche. Überall zeigt sich Wohlstand, tritt bei den Europäern sowohl als auch bei den Eingebornen Zufriedenheit mit der Regierung in weit höherem Maße zutage, als dies in anderen Colonialreichen der Fall ist.

Vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, sind mir jedenfalls die Holländer auf Java als gastfreundliche und gemüthliche Leute erschienen, die mir durch offenes, herzliches Entgegenkommen sowie dadurch in bestem Angedenken bleiben werden, dass sie ihre Einrichtungen und Eigenschaften nicht überschätzen — ein Vorzug, dem man nicht überall beggnet.

Auf dem Bahnhofe von Buitenzorg nahm ich vom Generalgouverneur und von allen anderen holländischen Herren Abschied, um nach Batavia zurückzukehren, wo ich von unserem Consul Fock zum Frühstück geladen war. Frau Fock, eine imposante Erscheinung, machte in dem sehr nett eingerichteten Hause in liebenswürdigster Weise die Honneurs.

So manches in dem Speisezimmer brachte uns die Heimat in freudige und anheimelnde Erinnerung. Da standen die Bilder Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin; der Tisch war mit Blumen und Bändern in unseren Farben geschmückt; selbst die Menus trugen Photographien mit Ansichten aus den geliebten Gebirgsländern Österreichs und aus dem schönen Wien.

Ein Extrazug brachte uns nach Tandjong Priok, wo ich mich wieder an Bord der »Elisabeth« einschiffte. Die Handelsschiffe im Hafen hatten bei meinem Eintreffen Flaggengala angelegt.

Die Herren meiner holländischen Suite besichtigten die »Elisabeth« eingehend, deren artillristische Armierung und sonstige moderne Einrichtungen besonders den Obersten De Moulin lebhaft interessierte; er ließ sich unter anderem die sämtlichen Geschütze bis in jedes Detail demonstrieren.

Endlich verabschiedeten wir uns auf das herzlichste von den Herren der holländischen Suite; die Anker wurden gelichtet und unter den Klängen der holländischen Nationalhymne verließen wir mit Curs gegen Australien das schöne Java.



Port Kennedy auf Thursday Island —  
In See nach Sydney.





## Port Kennedy auf Thursday Island — In See nach Sydney.

In See nach Port Kennedy, 28. April.

Das gewohnte Bordleben ist wieder in seine Rechte getreten. Eine sechzehntägige Fahrt steht uns bis Sydney bevor. Wir beginnen die lange Muße auszufüllen, indem wir uns der Verpackung und Stauung der von der Landexpedition mitgebrachten Gegenstände und der Vervollständigung der vernachlässigten Tagebücher widmen. Jäger und Diener haben eifrig Hand anzulegen, um alle die Schäden wieder gut zu machen, die an unseren Gewehren und Jagdutensilien infolge der steten Regengüsse eingetreten sind.

Die Regenzeit, welche heuer in diesen Breiten abnorm lange dauert, macht sich noch sehr fühlbar. Häufig genug trübt sich der klare Himmel binnen wenigen Minuten und fegen Gewitterböen mit tropischen Güssen über das Schiff hinweg.

Gegen 2 Uhr nachts passierten wir die Boompjes-Eilande; mittags hatten wir backbord die Karimon Djawa-Eilande, steuerbord die sehr bergige Küste von Java mit dem Cap Mandelika.

Im Laufe des Tages zeigen sich einige holländische Segelschiffe, die wahrscheinlich Tandjong Priok zusteuern, und ganz kleine Fischerboote, die sich, da die See ruhig ist, sehr weit ins Meer hinauswagen und in der Nacht die Navigation erschweren, weil sie keine Lichter aussetzen und man deshalb oft Gefahr läuft, eines dieser Boote, dessen man erst im letzten Augenblicke gewahr wird, zu überrennen.

Der bei der Saujagd in Garut erbeutete Frischling gibt durch lautes Schreien seine Existenz kund, und eine in Java erworbene junge Wildkatze erweist sich sehr bösartig. Leider gehen infolge des feuchten und unbeständigen Wetters viele der Papageien ein. Dafür erfreuen uns unsere beiden Affen »Fips« und »Mucki«, die auf dem Achterdeck untergebracht sind, durch ihre gute Laune und ihre heiteren Sprünge; namentlich während des Diners sind sie recht possierlich und treiben manchen Schabernack.

Von der Brücke aus beobachtete ich im Laufe des Tages mehreremale große Züge von Fischen — eine Art Makrelen, die, weil sie wahrscheinlich im Laichen begriffen waren, unablässig aus dem Wasser sprangen; Schwärme von Möven begleiteten die ziehenden Fische. Häufig wurde ich fliegender Fische gewahr, deren wir zwei, die sogar bis in die Batterie geflogen waren, fiengen.

In See nach Port Kennedy, 29. April.

In der Nacht gegen 1 Uhr gieng ein starkes Gewitter nieder, welches durch seine heftigen Donnerschläge alle Schläfer weckte. Da der Regen, von einer frischen Brise gepeitscht, durch die Lucken in die Räume drang, ertönte das Commando: »Lucken schließen«. Gegen Morgen lachte blauer Himmel auf uns nieder — eine Stunde später sandte er aus einem Wolkenmeere Regengüsse herab. Die See blieb bei dieser schwankenden Witterung stets ruhig.

Gegen Mittag befanden wir uns in der Sapudi-Straße zwischen Madura und der Insel Sapudi. In der Ferne erblickt man den 1290 *m* hohen Vulcan Baluran (Baloeran) an der Ostküste Javas, im District Panarukan der Regentschaft Besuki gelegen; diesem Feuerberge galt der letzte Gruß, den wir Java zusandten; denn nun nahmen wir Curs gegen die Insel Lombok.

Während der Fahrt wurden in hoher See viele Schlangen sichtbar; zum erstenmale ersah ich auch »Seeschlangen«, und zwar ein meterlanges, ganz weißes Exemplar, sowie ein kleineres schwarz und gelb gestreiftes.

Die Aussicht gegen Lombok und die westlich von diesem gelegene Insel Bali, beide zur Timor-Gruppe gehörig, war leider durch Dunst und Wolken getrübt; doch kamen Bali und der Berg Agung (Agoeng, 3200 *m*) immerhin, wenn auch nur für Momente, zum Vorschein. Abends erfreute uns endlich wieder herrlicher Mondschein, so dass das Bild

überaus wirkungsvoll war, als wir uns der Insel Lombok näherten. Der Vulcan Rindjani, welcher die bedeutende Höhe von 3800 *m* erreicht, steigt beinahe senkrecht aus der See empor und gewährt einen imposanten Anblick; anfangs war seine Spitze durch dichtetes Gewölk verhüllt, doch plötzlich theilte sich der Schleier und vom Monde silberhell beleuchtet lag der Bergkoloss vor uns. Da wir nur wenige Meilen von der Küste entfernt fuhren, so konnte man die Contouren des Berges selbst mit unbewaffnetem Auge genau wahrnehmen.

Die Inseln Bali und Lombok bilden eine selbständige Residentenschaft. Die Pacificierung Lomboks, dessen rohe, zum Theil am Brahmanismus hängende, zum Theil mohammedanische Bevölkerung unter der Führung des Râdschas, eines Balinesen, den Holländern großen Widerstand leistet, macht bedeutenden Aufwand an Geld und Truppen seitens der Niederländer nothwendig. Für die Hartnäckigkeit des Widerstandes zeugt, dass, wie uns kurz vor der Abfahrt von Java berichtet wurde, wenige Tage zuvor auf Lombok ein Gefecht stattgefunden hatte, in welchem ein Officier und eine Anzahl Soldaten der Colonialtruppen gefallen sind, während auf dem bei dieser Action betheiligten Kanonenboot einer der Seeofficiere schwere Verwundungen davongetragen hat.

In See nach Port Kennedy, 30. April.

Noch nachts wurde in der Hundswache zwischen den Pateroster-Inseln und der Bank Maria Reigersbergen Medang passiert. Morgens kam die unter dem Oberbefehl des Gouverneurs von Celebes stehende Insel Sumbawa mit dem 2756 *m* hohen Vulcane Tambora in Sicht. Für alle diese verhältnismäßig kleinen Inseln sind die Berge charakteristisch, welche sich direct aus der See steil emporheben und zu bedeutenden Höhen aufragen. So viel mit dem Fernglase zu unterscheiden war, tragen sie auch reiche, tropische Baumvegetation, welche hie und da von lichterem, wie es scheint mit Gras bewachsenen Stellen unterbrochen ist.

Gegen Mittag sahen wir noch die Insel Sangeang, die eigentlich nur aus dem Vulcane (Gunung, Goenoeng) Api, einem 1884 *m* hohen Kegelberge besteht, dessen letzte starke Eruption im Jahre 1820 stattgefunden hat. Späterhin erschien die Insel Flores, deren westlicher Theil dem Gouverneur von Celebes untersteht, während das übrige Inselland zur Residentenschaft der im Osten von Sumba liegenden Insel Timor gehört — und nun befanden wir uns in der Flores-See.

Zum erstenmale beobachtete ich mehrere Fregattenvögel (*Tachypetes aquilus*), welche unser Schiff umschwärmten; ich schoss auch einigemale; doch war die Distanz eine zu bedeutende, als dass ich mein Ziel erreicht haben würde.

Der vielen Regenböen halber, die wieder niedergegangen waren, hatte der Gottesdienst heute in der Batterie stattgefunden. Endlich hellte sich der Himmel auf und blieb das Wetter bis zum Abende constant, so dass wir wieder einmal einen herrlichen Sonnenuntergang mit jenen schönen, intensiven Färbungen genossen, welche nur tropischen Gebieten eigen sind; hiebei strahlte der Himmel in den verschiedensten Tinten vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Violett und diese ganze Farbenpracht spiegelte sich in der ruhigen, wie mit Feuer übergossenen See.

In See nach Port Kennedy, 1. Mai.

Ein Tag, an welchem wir lebhaft der Heimat gedachten. Der 1. Mai! Sonst habe ich diesen Tag, der ja bei uns als offizieller Beginn des Frühlings gilt, entweder im schönen Prater oder in den Bergen Oberösterreichs, an einem der lieblichsten Punkte dieses unvergleichlichen Landes, in Brunnwald, auf der Hahnenjagd verbracht. Auch hier in den Tropen wollte sich der 1. Mai als ein schöner, freudespender Tag zeigen; denn als mich morgens die Musikkapelle mit einer Tagreveille und einem Ständchen weckte, bot sich mir ein entzückendes Bild dar: der Himmel war ganz klar, die See spiegelglatt und lichtblau gefärbt. Die Temperatur war nicht zu intensiv.

Wir fuhren zwischen den Ausläufern der Insel Flores mit dem ganz erloschenen Vulcane Lobetobi (2170 *m*) und der nur aus einem rauchenden Vulcan bestehenden Insel Komba durch; beide Inseln waren von der See bis beinahe zur Spitze der Berge mit dichtem Baumwuchse bedeckt und boten ein prächtiges Bild. Späterhin passierten wir die Inseln Andonare oder Sabrao, Lomblen oder Kvella, Pandai oder Pantar und Allor oder Ombaai, auf welchen sich zum Unterschiede von den anderen Eilanden auch kahle Steinhügel, wahrscheinlich gleichfalls vulcanischen Ursprungs, zeigten.

Nachmittags fand als Maifeier an Bord eine kleine, vom Stab arrangierte Unterhaltung statt. Zuerst gab es am Eisendeck ein Revolverschießen, bei welchem auf eine von unserem »Bordkünstler« sehr schön bemalte Scheibe, sowie auf Flaschen geschossen wurde. Einige der Herren zeigten sich als vortreffliche Schützen, während ich,

im Revolversehießen ohne jede Übung, die Flaschen häufig fehlte. Dem Scheibenschießen folgte ein sehr heiteres Matrosenfest mit den verschiedenartigsten Spielen: den ersten Theil des Festprogramms bildete das bekannte Sacklaufen, bei welchem Leute in Säcke völlig eingnäht wurden und sich die komischesten Stürze und Unfälle ergaben; dann kam ein Tauziehen, in welchem zumeist die riesenhaft starken Heizer Sieger blieben; ferner ein Wettlauf zwischen paarweise an den Füßen aneinander gefesselten Matrosen. Die Hauptnummer des Programms aber bestand aus einem Tauchen nach Geldstücken in einer meterhoch mit Wasser gefüllten Balje. In diese wurde ein Dollar versenkt; dann band man den Tauchern die Hände auf dem Rücken zusammen, worauf die Leute den Dollar mit dem Munde herausholen sollten. Natürlich gelang dies nur nach wiederholten Versuchen. So mancher versank ganz in der Balje und musste herausgehoben werden, oder kam nach einiger Zeit ohne Resultat aus dem Wasser hervor, was die Zuseher stets mit wahren Lachsalven begleiteten. Die Unterofficiere ertheilten ihren Schützlingen gute Rathschläge. Brachte einer der Taucher endlich das Geldstück ans Tageslicht, so wurde er von den Kamraden mit lautem Jubel empfangen. Die Leute amüsierten sich prächtig, und wir freuten uns der Unterhaltung, welche ihnen dieses Spiel gewährte. Den Beschluss machte noch eine sehr schwierige Übung, nämlich das Erklettern eines ungefähr 5 *m* langen dicken Taues, das über und über mit Talg beschmiert und daher glatt war wie die Haut eines Aales. Viele versuchten vergebens das Kopfende des Taues zu erreichen; meist mussten sie schon auf halbem Wege wieder von ihrem Vorhaben absteigen, da sie die Kraft verlassen hatte. Man sah, wie die Kletterer sich anstregten und selbst mit den Zähnen nachhelfen; doch alle Bemühung blieb vergeblich. Da trat ein kleiner schwächlicher Mann vor, von dem alle glaubten, er würde nicht 2 *m* emporkommen; allein, behende wie ein Affe, hatte er mit einigen Rucken das Tau erklettert, wofür ihm lauter Beifall und ein schöner Preis zutheil wurde. Nachdem noch zwei anderen Matrosen das schwierige Kunststück gelungen war, beschloss ein Tanz der Mannschaft das improvisierte Maifest.

Die sinkende Sonne beleuchtete den Horizont und die See auf das intensivste; zu gleicher Zeit aber wälzte sich von weitem schon ein schwerer Regen heran, der sich über uns ergoss, als wir eben zwischen 6 und 7 Uhr die von den Inseln Kambing und Wetter flankierte Wetterstraße passierten.

### In See nach Port Kennedy, 2. Mai.

Am Morgen sahen wir in der Ferne die Inseln Timor und Kisser, erstere steuerbord, letztere backbord. Beim Nordostende von Timor nördlich vom Eilande (Nusa, Noesa) Besi liefen wir in die Arafura-See ein, südlich der Eilande Letti, Moa und Leikor steuernd. Gegen Mittag kam noch die Insel Sermata in Sicht; dann waren wir in ganz offener See und nahmen direct Curs auf die den Indischen mit dem Stillen Occan verbindende Torresstraße.

Der Tag war schön und klar. Südlich von Sermata stellte sich leichter Ostmonsun ein, welcher allmählich auffrischte, doch nie die Stärke 4 der Windscala überschritt. Die See war nur mäßig bewegt.

Während des Tages fiel nichts Bemerkenswertes vor; das Leben an Bord gieng seinen gewöhnlichen Lauf. Wir beschäftigten uns hauptsächlich mit Lectüre von Reisewerken und Studium von Karten, auf diese Weise unsere Kenntnisse über Australien bereichernd, das wir ja demnächst betreten sollen.

Manchmal zogen große Möven, Fregattenvögel, sowie kleine schwarze Sturmvögel vorbei. Als ich auf einen sehr hoch über dem Schiffe streichenden Fregattenvogel geschossen hatte, ließ derselbe, anscheinend getroffen, aus dem Schnabel einen fliegenden Fisch auf Deck fallen, der alsbald in Spiritus wanderte. Im Contre-Carré fiengen die Cadetten einen fliegenden Fisch neuer Art mit schönen, intensiv schwarzgelb gefärbten Brustflossen, welcher durch ein Seitenlicht hereingeflogen war.

Abends wieder schöner Mondschein.

### In See nach Port Kennedy, 3. Mai.

Beide Tage kein Land in Sicht. Wir steuern mit südöstlichem Curse Thursday Island zu, und ruhig durchschneidet die »Elisabeth« die blaue See. Das Wetter ist sehr schön; in den Cabinen sinkt die Temperatur.

In der Java- und Flores-See waren die Strömungen sehr unregelmäßig, in der Wetterpassage südwestlich und südöstlich; in der Arafura-See kommen sie aus keiner durchgreifend ausgesprochenen Richtung. Die Stromversetzungen übersteigen in 24 Stunden nie 14 Seemeilen. Die See ist in der Richtung unseres Curses nicht tief; wir sind constant in 28 Faden.

In See nach Port Kennedy, 4. Mai.

Der heutige Tag ist ein trauriger Gedenktag für mich und so schwieg auch die Bordmusik, die uns sonst zweimal des Tages durch ihre heiteren Weisen erfreut.

Am Morgen sahen mehrere Herren eine Strecke der See mit einer großen Menge gelber Blüten bedeckt, die wahrscheinlich ein Sturm von der australischen Küste hergewirbelt hatte.

Der Abend vereinigte wie gewöhnlich die Mitglieder des Stabes auf dem Eisendeck und auch ich gesellte mich zu den Herren. Einige derselben gaben interessante Erzählungen von ihren weiten Reisen zum besten. Die lange Seefahrt, das stete Beisammensein auf dem Schiffe bringt einander immer näher; das kameradschaftliche Leben befestigt sich und bildet die einzige, aber willkommene Erholung. Hat man das Glück, einen so angenehmen Kreis von Officieren um sich zu haben, wie jenen, der auf der »Elisabeth« eingeschifft ist, so fühlt man sich bald als Mitglied einer großen Familie, die Freud und Leid theilt.

Spät abends zwischen 10 und 11 Uhr frischt der Wind auf; der Mond blickt klar auf uns herab. Diese Zeit bietet die angenehmsten Momente des ganzen Tages, und auf der Brücke stehend, erquicken wir dann, die erfrischende Kühle einathmend, Leib und Seele.

Port Kennedy, 5. Mai.

In einer gewissen Aufregung eilte ich heute morgens zu der Brücke empor. Erblickten wir ja doch um die achte Stunde einen neuen, den zuletzt entdeckten und, wie die Wissenschaft behauptet, den allerältesten Welttheil, Australien. Vorerst blieb uns allerdings der insulare Continent noch verborgen; dagegen kam uns aber ein, wenn auch kleines Stück Oceaniens zu Gesicht: die der Nordspitze des australischen Festlandes, dem Cap York vorliegende Prince of Wales-Insel und das Booby Island mit seinem weithin sichtbaren Leuchthurme, den wir von Südwesten anliefen, um in den Normanby-Sund zu steuern.

Allmählich waren die Contouren dieser Inseln bestimmter hervorgetreten. Dann tauchten aus der blauen See immer wieder neue, grüne Eilande empor, bis wir endlich die Einfahrt zwischen der Goode-Insel und Friday Island deutlich wahrnehmen konnten. Nördlich von Goode Island starteten uns die traurigen Überreste eines zugrunde gegangenen

Schiffes, des deutschen Vollschiffes »Olga«, entgegen; obgleich seit der Katastrophe drei Jahre vergangen sind, ist das Wraek doch noch gut erhalten und ragen die drei Masten, sowie die Raaen hoch aus der brandenden See.

Wie hier, legt längs der ganzen Torresstraße, eines etwa 90 *km* breiten Canals mit reißender Strömung, manches Wraek Zeugnis dafür ab, wie verhängnisvoll dieses von zahllosen, oft ganz verborgenen Korallenriffen, Granitklippen und Sandbänken erfüllte, von Luis Vaz de Torres im Jahre 1606 zum erstenmale durchquerte Fahrwasser den Schiffen werden kann. In den dunkeln Tiefen der Straße schlummern die Trümmer so mancher verschwundener Schiffe, die mit Mann und Maus in stürmischen Zeiten hier hinabgezogen worden sind in die gurgelnden Schlünde der See.

Zugleich mit uns lief ein zweiter großer Dampfer ein. Bei Goode Island erschien in einem kleinen Boote der Lotse. Dieser erwies sich an Bord als ein Sohn Albions, welchem wohl der nationale Whisky die Nase gar so roth gefärbt und »in ein unverlöschbares Leuchtfeuer verwandelt« hatte.

Bei der Einfahrt von Schiffen nach Port Kennedy auf Thursday Island besteht die Sitte, die Fahrzeuge unterhalb der Signalstation von Goode Island so lange warten zu lassen, bis von Port Kennedy aus die Erlaubnis zur Weiterfahrt in den eigentlichen Hafen signalisiert worden ist. Dieser Gepflogenheit mussten auch wir uns fügen und so standen wir, indes ein mächtiger Seeadler uns umkreiste, mit gestoppter Maschine still und warteten das Signal ab, das uns nach längerem Harren endlich zukam. Obgleich größere Kriegsschiffe sich in der Regel im Außenhafen verankern müssen, führte der Lotse uns doch durch eine sehr schmale Passage in den Innenhafen, wo wir vor der Stadt in unbedeutender Tiefe vor Anker giengen.

Der erste Anblick des Hafens ist ein freundlicher, da ihn ein Kranz grüner Inseln umgibt, welche mit Baumwuchs bedeckt sind, doch ist hier die Vegetation, obwohl noch der Äquatorialzone angehörend, nicht mehr so üppig wie auf den Inseln des malayischen Archipels. Der australischen Vegetation mangelt der Reichthum, die Mannigfaltigkeit der Formen, das bunte Durcheinander der Gewächse; eintönige Ruhe ist ihr Kennzeichen.

Vor uns liegt die Insel Horn; zur Rechten das größte Eiland dieses Archipels, die Prince of Wales-Insel; zur Linken die kleine Insel Thursday mit Port Kennedy. Die einzelnen Inseln aus der Reihe, deren Glied

das letztgenannte Eiland bildet, tragen, vielleicht zum Gedächtnisse der Tage, an welchen sie entdeckt wurden, vorwiegend Namen der Wochentage; so finden wir von Osten her in rascher Folge die Inseln: Tuesday, Wednesday, Thursday, Friday.

Port Kennedy bietet uns sofort ein Beispiel für den echt britisch-australischen Unternehmungsgeist und Eifer, welcher an den Küsten des Continents, dem wir uns nähern, in überraschend kurzer Zeit verhältnismäßig Bedeutendes zu schaffen gewusst hat.

Im Jahre 1878 ist die Ansiedelung Somerset von Cap York, wo sie sich bis dahin befunden hatte, auf die Thursday-Insel verlegt worden. Vor acht Jahren, wie die Segelhandbücher besagen, nur fünf Häuser zählend, ist Port Kennedy seither zu einem ziemlich ansehnlichen Gemeinwesen emporgeblüht, welches, wie der Lotse mit Stolz erzählte, ein Regierungsgebäude, fünf Hotels und 36 — Billards besitzt. Diese lapidare Statistik des alten Seebären sei durch die Mittheilung ergänzt, dass gegenwärtig auf Thursday Island Fortificationen erbaut werden; schon erheben sich Militärbaracken und die Grundfesten eines Forts. Dieses ist zwar vorläufig noch mit alten Geschützen bestückt; aber schon der nächste englische Dampfer soll moderne Kanonen und die zukünftige Garnison, 30 Artilleristen, hier ans Land setzen.

Seine rasche Entwicklung verdankt Port Kennedy einerseits dem Umstande, dass die Insel den die Torresstraße passierenden Schiffen viel bequemer liegt als Cap York; andererseits jenem, dass sie den Mittelpunkt der in diesem Gebiete sehr bedeutenden Perlmutterfischerei darstellt.

Der Hafen wird von vielen Dampfern angelaufen, theils um hier die Kohlenvorräthe zu ergänzen, theils um Passagiere für die Linie Singapur—Hongkong aufzunehmen.

Der erste, der, sobald wir Anker geworfen hatten, an Bord erschien, war der britische Resident Mr. Douglas, ein sehr alter Herr, welcher den größten Theil seines Lebens in Australien und auf Neu-Guinea verbracht hatte. Wir bestürmten ihn alsbald mit Fragen, wie es in der Umgebung von Port Kennedy mit der Jagd aussähe und wie wir Perlmuscheln und Korallen zu erwerben vermöchten, doch zeigte er sich auf diesem Gebiete gar nicht versiert und sprach nur von einem Afternoon tea, den er mir zu Ehren veranstalten wolle. So beschloss ich denn, am Nachmittage auf eigene Faust eine Expedition nach der Insel Horn auszurüsten, welche auf unserer Karte irrigerweise als unbewohnt bezeichnet war.

Mehrere Herren schlossen sich mir an und in einem Boote, von der Dampfbarkasse geschleppt, stießen wir von Bord ab; der Sicherheit halber hatten wir auch noch für seichtes Wasser die Putzjolle mitgenommen. Anfänglich mussten wir zwei langgestreckte Korallenriffe, deren Vorhandensein sich durch die lichte Färbung der See deutlich zu erkennen gab, umfahren. Dann bereitete uns das Land große Schwierigkeiten; denn die Ebbe war eingetreten und lange Schlamm-bänke zogen sich längs der Küste hin; auch verwehrt dichte Streifen von Mangrovebäumen mit ihrem Labyrinth von Luftwurzeln die Passage. Nachdem wir dreimal vergebens versucht hatten, ans Land zu kommen, saßen wir endlich mit dem Boot im Schlamme fest und mussten von der Barkasse wieder flott gemacht werden; doch zum Glücke fanden wir endlich in der Nähe einer kleinen Ansiedelung in dem Schlamm eine Art Treppelweg, auf dem wir mit Hilfe der Putzjolle die Landung bewerkstelligen konnten.

Mit großem Erstaunen sahen die Bewohner der am Ufer gelegenen Hütten unserem Beginnen zu. Es waren Austral-Neger, die ersten, welche wir zu Gesichte bekamen; ganz merkwürdige Menschen mit ihren entsetzlich hässlichen Gesichtszügen, ihren wulstigen, aufgeworfenen Lippen und dem nicht wolligen, aber krausen Haare. Diese Leute schienen schon einiges von der Civilisation angenommen zu haben; denn sie waren nicht, wie die meisten ihres Stammes, bemalt und trugen auch schon einzelne Stücke europäischer Kleidung, so grellfarbige Jacken und die unglaublichsten Kopfbedeckungen — schwarze, spitze Filzhüte, Eisenbahnkappen u. dgl. Die Weiber und Kinder zogen sich, sobald wir das Land betreten hatten, scheu in die Hütten zurück.

Diese Hütten waren wohl die sonderbarsten Wohnungen, die ich bisher gesehen; sie bestanden eigentlich nur aus Gabelästen, die mit Stücken von Baumrinde bedeckt waren und gegen Witterungseinflüsse beinahe gar keinen Schutz boten. Nur in kriechender Stellung konnten sich die Leute darin fortbewegen. Und so eine Hütte, die kaum 2 m Länge, 1 m Höhe hat, ist mit Menschen, Hunden, Katzen, Schweinen vollgefüllt — alles das lebt in demselben beschränkten Raum in trauer Gemeinschaft. In den Hütten werden auch die Fische gedörrt und die Schildkröten getrocknet, welche den Mundvorrath der menschlichen Insassen bilden und den Innenraum der Behausungen durch ihren abscheulichen Geruch verpesten. Unzählige Fliegen surren darin umher. Als Schmuck der Außenwände waren leere Petroleumkisten, Flaschen,

Blechbüchsen u. dgl. m. angebracht. Die Unordnung und Bizarrerie eines Zigeunerlagers reicht nicht im entferntesten an das Chaos und die excentrische Gestaltung solch einer Negrito-Ansiedelung heran.

Die Leute arbeiten fast gar nicht, ihr einziger Lebenserwerb ist die Fischerei, bei welcher ihnen merkwürdig construirte und mit bunten Lappen geschmückte Boote als Fahrzeuge dienen. Mit diesen Canoes schiffen sie oft viele Meilen weit zwischen den Riffen und Sandbänken der Torresstraße umher, hauptsächlich auf den Fang von Riesenschildkröten bedacht, die zur Nachtzeit die Bänke besuchen, um dort ihre Eier zu legen.

Ein großer, dunkelfarbiger Kerl, wie es schien der Häuptling der Ansiedelung, kam uns entgegen und unterhielt sich mit uns in gebrochenem Englisch. Wir baten ihn, uns eine Stelle zu zeigen, wo wir einen breiten Wasserarm, der sich auf hundert Schritte von der Küste im Lande hinzog, passieren könnten; er zeigte sich bereit und unter seiner Leitung wurde zunächst der Wasserarm übersetzt, worauf wir, in einer langen Linie vertheilt, in das Innere der Insel eindringen. Hier war es nun freilich leichter vorwärts zu kommen, als in dem tropischen Urwalde von Pulu Besar, wo wir ja auch eine ähnliche Inselexpedition unternommen hatten; denn der Wald der Insel Horn hatte bereits völlig das den meisten nördlichen Territorien des australischen Festlandes eigenthümliche Gepräge: niedrigere, weit von einander abstehende Bäume mit starren, lederartigen, von den Achsen abgewendeten Blättern; die Bäume selbst unschön; ihre Stämme des tropischen Schmuckes, der Lianen, entbehrend; die Färbung kein intensives Grün, sondern graublau oder blaugrün; wenige Blüten; der Boden ohne wuchernden Unterwuchs, mit kümmerlicher Humusschichte und gelblichem Riedgrase bedeckt oder kahl und sandig. Überall Schattenlosigkeit, leblose Starrheit, Einförmigkeit in Form und Farbe.

Von Waldbäumen bemerkte ich hier namentlich die traurigen, schachtelhalmartigen Casuarinen, Myrtengewächse und Eucalypten.

Dem trübseligen Charakter dieses Waldes entsprach hier auch die Thierwelt. Säugethiere fanden wir nicht, Vögel in geringer Anzahl. Am Strande beobachteten wir einige Uferläufer; weiterhin Bienenfresser, eine Drongo-Art (*Chibia bracteata*) und einige kleine Sänger. Vertreter zweier Species fielen uns besonders auf: jene der einen sahen wie kleine Nashornvögel aus, gehörten jedoch in die für Australien charakteristische, überaus formenreiche Familie der Honigfresser

(Meliphagiden) und wurden als *Philemon argenticeps* bestimmt; die Angehörigen der anderen Species waren australische Riesenfischer oder Jägerlieste (*Dacelo leachii*), welche eine Höhe von über 50 *cm* erreichen und zu den größten aller bekannten Fischer zählen. Der australische Riesenfischer führt auch den Namen »Laughing Jaekass« (lachender Hans), da ihn sein lautes Geschrei im Walde schon aus weiter Ferne verräth.

Wir waren ungefähr 3 *km* in das Innere der Insel vorgedrungen, der schwarze »Bürgermeister« aber sowie ein Jäger, den er uns im Verlaufe der Wanderung als Führer beigezelt hatte, bereits seit einiger Zeit verschwunden, als unversehens ein Platzregen, der schon längst drohend am Himmel gestanden, niederging und uns in wenigen Minuten ganz durchnässte. Solche plötzliche, wolkenbruchartige Güsse hat ein Theil Australiens mit sämtlichen Äquatorialgegenden gemeinsam. Mit einer Heftigkeit, die wir in Europa kaum zu ahnen vermögen, stürzt das Ungewitter nieder und im Nu ist alles unter Wasser; überall bilden sich Bäche und Wasserläufe, da der Boden trotz seiner außerordentlichen Durchlässigkeit nicht vermag, so ungeheuere, jäh niederfallende Wassermengen aufzunehmen. Nun hieß es an die Rückkehr denken, denn es war schon hoch an der Zeit; wir wateten also an den Strand zurück, wo inzwischen Mallinarich eine hübsche Collection von Muscheln und Korbthieren gesammelt hatte.

Auch als wir uns wieder auf unserem Schiffe befanden, dauerte der Regen noch immer an, so dass wir nicht einmal wie gewöhnlich auf dem Achterdecke speisen konnten. Erst gegen 10 Uhr ließ das Unwetter nach, und mühsam genug brach sich der Mond Bahn durch die dichten Wolkenschichten.

Port Kennedy, 6. Mai.

Der Resident, welcher doch auch zur Bereicherung meiner Sammlung von Vogelbälgen behilflich sein wollte, hatte uns für den heutigen, zum Kohleneinsehiffen auf der »Elisabeth« bestimmten Tag eine Fahrt an das australische Festland proponiert und hiezu in sehr freundlicher Weise den Regierungsdampfer »Albatross«, eine kleine Yacht, zur Verfügung gestellt. Beizeiten holte uns der Resident selbst mit dem genannten Dampfer ab, und wir traten in Begleitung mehrerer Herren die Fahrt an, die sich um das Cap York herum bis in die Somerset Bay ausdehnen sollte. Als Gäste nahmen drei Herren an dem Ausfluge theil: ein französischer Missionär, der eben aus Neu-Guinea gekommen war, wo er,

wie seine Erzählungen bewiesen, genaue Kenntnis des Landes und seiner Leute gewonnen hatte; ferner der Capitän eines englischen Kriegsschiffes, der seinen längeren Urlaub dazu benützte, um im Norden des australischen Continents und in Neu-Guinea Schmetterlinge zu fangen, endlich ein Botaniker, dessen Ausrüstung aber auf nichts weniger denn auf seine friedlichen Zwecke hindeutete, da er statt der gewöhnlichen Berufsutensilien, als da sind: Botanisierbüchse, Schaufeln und dergleichen, nur eine Menge von Revolverpatronen umgesehnallt trug und überhaupt das Aussehen eines echten Squatters hatte.

Der Morgen war schön, nur wehte ein ziemlich frischer Ost, der unseren etwas altersschwachen »Albatross«, als wir nach Passierung der Nordküste von Horn-Island in die Flinders-Passage gekommen waren, derart umherwarf, dass wir nach und nach beinahe alle von dem bösen Übel der Seekrankheit befallen wurden. Überdies war uns die starke Strömung entgegen, so dass die See sehr kurz gieng, was ein bedeutendes Stampfen des Schiffes zur Folge hatte. Nach etwa vierstündiger Fahrt erst liefen wir in den Albany-Pass ein und giengen gegenüber der Insel Albany in der Somerset Bay vor Anker.

Für die etwas stürmische Fahrt und deren bedauerliche Folgen entschädigte uns zweierlei: das Bewusstsein, nun endlich das australische Festland zu betreten, und die schöne landschaftliche Seenerie der Bai. Auf der einen Seite erhebt sich die Insel Albany, auf der anderen Seite das Festland mit seinen bewaldeten Hügeln, deren einer ein großes Gebäude trägt, das, weißschimmernd weithin sichtbar ist und, von den grünen Bäumen des Hintergrundes sich wirksam abhebend, die Bai dominiert. Die Bai von Somerset hätte ursprünglich das werden sollen, was jetzt Port Kennedy ist, nämlich Hafen- und Kohlenstation für die Dampfer, welche die Torresstraße passieren, doch erwies sich späterhin der Somerset-Hafen als minder günstig gelegen, zu klein und zu seicht, so dass Thursday gewählt wurde.

Wir bestiegen den Hügel und betraten das schon vom Schiff aus wahrgenommene Gebäude. Ursprünglich, zu der Zeit nämlich, als Somerset zum Haupthafen der Torresstraße ausersehen war, zum Sitze der Localbehörden bestimmt, dient das umfangreiche, ringsum mit Drahtzäunen umgebene Bauwerk gegenwärtig einem reichen »Pächter« und den Seinen als Wohnhaus. Ich nenne ihn hier »Pächter«; doch konnten wir nicht recht feststellen, wer und was er eigentlich sei. Die einen nannten ihn einen Sportsman, die anderen bezeichneten ihn als Squatter und betonten, dass er große Viehherden besitze. Den Mann

selbst bekamen wir nicht zu Gesicht, da er, wiewohl von unserem Besuche im vorhinein verständigt, es vorgezogen hatte, den Tag außer Hause zu verbringen.

Durch das Räthselhafte, welches über der Person dieses »Pächters« waltete, neugierig geworden, befragten wir seine beiden Söhne, welche uns der Resident schon an Bord des »Albatross« vorgestellt hatte, und die Frau des geheimnisvollen Mannes, welche uns in dem Hause aufs freundlichste empfing. Diese, Jardine mit Namen, in Farbe und Gesichtsbildung eine typische Südsee-Insulanerin, steigerte nur unsere Neugier, indem sie erklärte, sie sei die »Nichte des Königs Malietoa von Samoa«. Die beiden Knaben aber berichteten, ihr Vater sei vormals lange Jahre hindurch auf dem Meere gewesen und habe viele Schiffe besessen; jetzt aber habe er das Seefahren aufgegeben und nenne nun ungeheuerer Viehherden sein eigen.

Dieser Hinweis auf den früheren Beruf und auf den Reichthum des »Pächters«; der Umstand, dass dieser unserem Besuche ausgewichen war; die Beziehungen zu Samoa durch seine Verbindung mit einer Häuptlingstochter; endlich verschiedene auffallendere Schiffsbestandtheile, die wir in seinem Hause bemerkten: alles dies zusammen genommen wäre geeignet gewesen, den Glauben zu erwecken, dass der »Pächter« vor Zeiten in den Gewässern zwischen Samoa und dem Korallenmeere kühne Schiffahrtsunternehmungen betrieben habe. Weit zurückliegende Reminiscenzen aus Cooper und aus Walter Scott, Gestalten wie »der rothe Freibeuter« und »der Pirat« tauchten vor mir auf; ein Eindruck, der aufs neue lebendig wurde, als wir, gegen Abend von der Jagd zurückkehrend, den »Pächter« in einem kleinen Kutter segeln und dann mit großem Geschicke pfeilschnell die Bai hereinflavieren sahen. Das mystische Dunkel, welches diese Existenz, gleich mancher anderen in Australien, umhüllt, wurde auch späterhin nicht erhellt, und um so romantischer steht die Figur des »Pächters von Somerset« in meiner Erinnerung da. . . . .

Als Leiter der Jagd, auf die wir nun auszogen, das heißt als Führer auf derselben, hatte der Resident die beiden Söhne des »Pächters« bestimmt. Das jugendliche Alter der beiden, von welchen der eine zwölf, der andere gar nur acht Jahre zählte, hatte mir anfangs wenig Vertrauen eingeflößt, doch wurde ich im Verlaufe der Streifung durch den Wald anderer Meinung, da die beiden kleinen Halb-Samoaner, die offenbar den größten Theil des Tages in Wald und Busch zu verbringen pflegen, hier vortrefflich Bescheid wussten.

Sobald wir den Jungen erklärt hatten, dass wir jagen und Vögel schießen wollten, führten sie uns an die besten Stellen, machten uns auf Fährten und Scharrplätze von Känguruhs aufmerksam, zeigten uns seltene Blumen und andere Pflanzen — alles gleich echten Kindern des Waldes. Der ältere äußerte schon eine bedeutende Energie, commandierte und traf mit Bestimmtheit seine Anordnungen; der kleinere war ein reechter Schlingel, der uns auf die Frage, ob er die Schule besuche, mit einem gewissen Pathos antwortete: »Früher pflegte ich in die Schule zu gehen, jetzt aber habe ich es aufgegeben.« Und dabei war er erst acht Jahre alt!

Wir trennten uns in verschiedenen Partien zu je zwei Herren und ich drang mit Regner unter Führung des älteren Knaben in den Wald, der im allgemeinen ähnlichen Charakter trug wie jener, den ich tags zuvor auf Horn Island besucht hatte. Nur erschien im Walde von Somerset an Stellen, wo mehr Feuchtigkeit vorhanden war oder kleine Bäche rieselten, die Vegetation reicher, üppiger; ja zuweilen erinnerte sie an tropischen Wald. Da fanden sich hohe, schöne Bäume, dazwischen Palmen und farnartige Kräuter; selbst Orchideen und rankende Lianen fehlten nicht. Ich erlegte Exemplare verschiedener Arten der australischen Vogelwelt, doch konnte ich leider weder Kakadus, noch Papageien zu Gesicht bekommen. Der Tag war ziemlich heiß; brennend sandte die australische Sonne ihre Strahlen auf uns herab. Endlich kam ich an einen größeren Bach, der zu meiner Freude einen heimatlich klingenden Namen: Pola River trägt und ganz dunkelbraunes, eisenhaltiges Wasser, gleich jenem unserer Hochmoorbäche führt. Hier war die Vegetation besonders reich zu nennen und die schönsten buntfarbigen Schmetterlinge, darunter manche von erstaunlicher Größe, flatterten umher.

Am Ufer des Pola River fortsehreitend, kam ich mit Wurmbrand und Clam zusammen, von denen letzterer das Waidmannsheil gehabt hatte, das erste Känguruh zu erlegen — ein Zwergkänguruh aus der Gattung der Hasenspringer, das aber immerhin von der Nase bis zum Schwanzende 1.75 *m* maß. Der kleine Führer der beiden Herren hatte zwei Haushunde in den Wald mitgenommen; diese gaben plötzlich Laut, worauf das Beutethier bei Clam in voller Flucht vorbeikam, so dass er es mit einem Kugelhussie strecken konnte.

Im Schatten der hohen Bäume hielten wir einen Augenblick Rast, wellehe Ramberg benützte, um mehrere photographische Aufnahmen zu machen. Dann gieng's wieder quer durch den Wald und an mehreren

Gräbern von Eingeborenen vorbei nach Somerset zurück, wo wir bereits Prónay und Bourguignon vorfanden. Letzterem war ein Unfall zugestoßen, welcher leicht von den übelsten Folgen hätte begleitet sein können. Bourguignon hatte nämlich, da seine Patronen durch den gestrigen Regenguss feucht geworden waren, mit weißem Pulver geladene Patronen Prónays benützt, denen jedoch das Gewehr nicht gewachsen war. Nach einigen Schüssen platzte die Kammer und es bildete sich eine Öffnung von mindestens 10 *cm* Länge, wobei das infolge der Explosion wegspringende Stück des Laufes den Schützen ziemlich bedeutend am Arme verletzte. Hätte Bourguignon das Gewehr in etwas gencigterer Lage gehalten, so wäre eine sehr bedenkliche Verwundung unvermeidlich gewesen. Er war nach Somerset zurückgeeeilt, wo die Frau des »Pächters« seine Wunde auf das beste verband.

Überhaupt erfüllte die »Nichte des Königs von Samoa« ihre Pflichten als Hausfrau in der allerfreundlichsten Weise; denn sie beschenkte mich mit Orchideen und Citronen aus ihrem Garten und gestattete uns auch, die Wohnräume des Hauses zu besichtigen, in welchem alles in malerischer Unordnung und vernachlässigt durcheinanderlag; nur ein wahres Arsenal von Gewehren und Revolvern machte hievon eine Ausnahme. Diese Waffen waren sämtlich in vorzüglichem Stande, doch konnte man sehen, dass sie häufig in Gebrauch genommen worden waren. Darob befragt, erklärte unsere Wirtin, die Gegend von Somerset sei in früheren Jahren so unsicher gewesen, dass die Bewohner der Ansiedelung jeden Augenblick eines Überfalles seitens der Eingeborenen gewärtig sein und stets Waffen zur Hand haben mussten. Sogar der achtjährige Schlingel nannte zwei Gewehre sein eigen; das eine, fügte er bei, diene zum Erlegen von Vögeln, das andere im Kampfe wider Menschen. Selbst Geschütze fehlten in diesem wohlarmierten Hause nicht; denn ein Paar alter Schiffskanonen lag in einem der Zimmer unter dem hier aufgestellten Billard, ein zweites Paar vor der gedeckten Veranda des Hauses.

Uns von den Bewohnern dieses seltsamen Heimwesens verabschiedend, nahmen wir vor dem Einschiffen am Meeresstrande einen Imbiss ein und steuerten dann nach Thursday Island zurück.

Wir hatten nun die Strömung mit uns; auch hatte sich der Wind gelegt, so dass der »Albatross« ziemlich ruhig gieng und die Fahrt in der Abendkühle sehr angenehm verlief. Im Vorbeifahren zeigte mir der Resident die Stelle, auf welcher im Jahre 1862 über Befehl Bowens, des Gouverneurs von Queensland, zum Zeichen der Besitzergreifung

dieses Gebietes im Namen der Königin, das erstmal die britische Flagge gehisst worden war. Die Matrosen hatten trotz der verhältnismäßig schnellen Fahrt eine Schleppangel ausgehängt; plötzlich hieß es die Maschine stoppen, ein großer Fisch hatte angebissen und mit vereinten Kräften zogen der Capitän und seine Leute einen mehr denn 1 *m* langen Fisch an Bord, der in seinem Aussehen an einen Thunfisch erinnert und hierlands King fish genannt wird.

An Bord der »Elisabeth« war noch alles mit dem Einschiffen der Kohle beschäftigt, was in Port Kennedy keine Kleinigkeit war; denn sonderbarerweise besitzt dieser Hafen hiefür weder Lichterboote, noch sonstige praktische Hilfsmittel. Der Commandant war sonach gezwungen gewesen, die »Elisabeth« an einen kohlenführenden Hulk, der mitten im Hafen verankert war, anzulegen und die ganze Kohle über Deck einzuschiffen — eine langwierige und äußerst schmutzige Arbeit. Auch war das Anlegen an das altersschwache und bereits ganz morsche Kohlenschiff bei Seegang und Strömung keine Kleinigkeit; denn ohne die allergrößte Vorsicht hätte unser Eisenkoloss mit seinen hinausragenden Thürmen die Bordwand des Hulks nur allzuleicht unversehens eindrücken können.

Port Kennedy, 7. Mai.

Einer der Herren, die tags zuvor ans Land gegangen waren, um die Stadt zu besehen, hatte einen Jagdkundigen ausfindig gemacht. Dieser, wie es hieß, der beste Jäger von Thursday Island, wollte uns an eine gute Stelle führen, wo wir reiche Ausbeute an Flugwild finden sollten. Das Ziel unserer Expedition, die früh morgens von Bord abstieß, war diesmal Prince of Wales Island, auf welches die Dampfbarkasse mit Booten im Schlepptau zusteuerte. Wir suchten an der Insel einen Anlegeplatz, den wir endlich in einer Bucht fanden; das Wasser war zwar auf eine weite Strecke hin sehr seicht, die Barkasse musste bald stoppen, aber mit Hilfe des kleinen Jollbootes und der Putzjolle konnten wir landen.

Das erste, was wir da fanden, war ein verlassener Lagerplatz der Eingeborenen, auf welchem Überreste von Fischen und Schildkröten, zerbrochene Flaschen und Feuerstellen sichtbar waren. Unser Führer berichtete, dass die Wilden hier vor wenigen Monaten ein großes Fest und einen Schmaus abgehalten hätten, an dem auch er theilgenommen habe. Das Auffallendste auf diesem Platze war aber das Grab eines Häuptlings, ein Hügel, weithin kenntlich durch drei in

einer Reihe stehende abgestutzte, gabelförmige Baumstrünke, deren Zahl auf einen hohen Rang des Todten zu deuten schien; denn derartige rudimentäre Zierate pflegen in diesem Gebiete von den Eingeborenen nur auf Gräbern angebracht zu werden, welche Leichen Vornehmer bergen. Der Grabhügel, den wir besichtigten, war sonderbarerweise mit einer Menge von Flaschen, bunten Glasstücken, Blechbüchsen und anderen glänzenden Gegenständen bedeckt. Offenbar leitet die Eingeborenen das Bestreben, die Grabstätten ihrer Vornehmen so reich als möglich auszuschnücken, wozu jeder beliebige Gegenstand verwendet wird, vorausgesetzt, dass er bunt oder glänzend ist.

Unter Führung des Jagdkundigen drangen wir, in gewohnter Weise in Linie vertheilt, in den Wald ein, der sich längs einer Hügelkette hinzog. Im Anfange zeigten sich Vögel verschiedener Arten. Ich schoss hier eine selten schön gefärbte Papageitaube; Prónay eine enorm große Nachtschwalbe. Allmählich jedoch wurden auch die Vertreter der Vogelwelt seltener und schließlich, als die Bäume sich enger aneinanderschlossen und wir in einer hübschen, von einem Bache durchrieselten Thalschlucht standen, schien die Jagd zu Ende zu sein.

Der Jagdkundige zeigte sich sehr erstaunt und versprach uns zu einer Lagune zu führen, die viel Wasserwild enthalte und uns bessere Jagdgelegenheit bieten werde, weshalb wir eine ziemlich weite Strecke in der angegebenen Richtung vorwärtsgingen. Einige Riesenfischer flogen schreind von Baum zu Baum; einer der Herren sah auch Kakadus. Jeden Augenblick versicherte uns der Führer, die Lagune mit dem vielen Wasserwilde könne nur mehr wenige Schritte entfernt sein, bis wir endlich, nach einer weiteren halben Stunde, den Menschen in ein scharfes Verhör nahmen, wobei er dann gestand, er sei einige Zeit zuvor hier gewesen, da habe die Lagune existiert, nun aber sei sie wohl eingetrocknet.

Vielleicht hatte der »Führer« bei jenem großen Schmause der Eingeborenen unter dem Einflusse der hiebei genossenen Spirituosen die gute Jagdgelegenheit an der unsichtbar gewordenen Lagune wahrgenommen, welche er uns so zu rühmen gewusst hatte. Wie dem auch sein mochte, heute hatte uns der Biedermann jedenfalls ganz vergeblich kreuz und quer umhergeführt, und es waren nicht eben Schmeicheleien, die wir ihm zuriefen, als wir den Heimweg antraten.

Wir hatten im Sonnenbrande noch gegen 2 *km* Weges zurückzulegen, bevor wir, ohne einen Schuss gethan zu haben, den Landungsplatz wieder erreichten. Hier nun erwartete uns eine neue Überraschung.

Die Ebbe war eingetreten; da diese hier ungemein stark ist, fanden wir die Stelle, an welcher wir am Morgen gelandet waren, jetzt durch eine über 600 Schritte lange Strecke tiefen Schlammes von den Wellen der See getrennt. Unsere Boote lagen, ein trübseliger Anblick, schief am Landungsplatze; die Barkasse aber, welche der Ebbe weichend, weiter ins Meer hinausgefahren war, erschien nur noch als ein kleiner, dunkler Punkt am Horizonte.

So beschlossen wir, uns ins Unvermeidliche fügend, das Wiedereintreten der Flut abzuwarten.

Unsere Matrosen hatten inzwischen unter einem Mangrovebaum aus Riemen und Sonnenplachen ein nettes Zelt construiert, worin wir während der heißesten Stunden Rast hielten, die mitgebrachten Mundvorräthe verzehrend. Als wahre Landplage erwiesen sich hier die Myriaden von Fliegen, die uns in Schwärmen nachzogen und jeden Versuch zu ruhen oder zu schlafen vollkommen illusorisch machten; mit wahren Ingrimme stürzten sie sich auf ihre Opfer, so dass wir uns ihrer unablässig zu erwehren hatten.

Späterhin untersuchten wir das Grab des Häuptlings. Nur mit Hirschfängern und Messern versehen, giengen einige Herren daran, den Hügel zu eröffnen, in dem wir Schmucksachen oder doch wenigstens den Schädel des Todten zu finden hofften. Allein weder die ethnographische, noch die anthropologische Sammlung an Bord der «Elisabeth» erfuhr durch die hier angestellten Ausgrabungen irgendwelche Bereicherung; denn, als die vielen Flaschen und Conservenbüchsen hinweggeräumt waren und wir nicht ohne Mühe bis zum Innern des Grabes vorgedrungen waren, fanden sich nur wenige verkohlte Knochenüberreste und ein großer Stein, welchen wir seines Gewichtes ungeachtet als Andenken mitnahmen.

Da die Zeit vorgerückt war, mussten wir endlich doch daran denken, die Barkasse zu erreichen. Noch immer zeigten sich die ersehnten Flutwellen nicht, obgleich seit unserer Rückkehr von der Jagd mehrere Stunden verflossen waren. So blieb denn nichts andres übrig, als uns der Schuhe zu entledigen und, auf die Überfahrt mit den Booten verzichtend, den Weg zu der Barkasse zu Fuße zurückzulegen. Das war bei der zu durchmessenden bedeutenden Distanz kein leichtes Beginnen; wir versanken bei jedem Schritte bis über die Knie in dem tiefen Schlamm und zerschnitten uns die bloßen Füße an scharfen Muscheln und Korallenstückchen. Nach geraumer Zeit, ganz durchnässt, schmutzig und mit blutenden Füßen erreichten wir endlich

die Dampfbarkasse. Einen Theil der Mannschaft hatten wir bei den trocknen liegenden Booten zurückgelassen; erst nach 7 Uhr abends wurde die Flut so hoch, dass unsere Fahrzeuge wieder flott wurden und zurückkehren konnten.

Ich benützte den Rest des Nachmittages, um Port Kennedy zu besichtigen, das von weitem, das heißt vom Hafen aus gesehen, einen ganz freundlichen Eindruck macht; in der Nähe betrachtet aber verweist sich dieser. Da steht man einer im Verlaufe der kürzesten Zeit wie aus dem Boden gewachsenen Stadt gegenüber, welche überall den Stempel des Unfertigen, der Überhastung an sich trägt. Als einziges Baumaterial ist hier Wellblech verwendet; Dächer, Wände, Thüren, alles besteht aus diesem Materiale, das freilich rasch ein Haus erstehen lässt. Die Umgebung dieser steifen, kahlen Blechhäuser bietet den Anblick arger Verwahrlosung; da ist kein Garten, kein Baum zu sehen, überall wuehert Unkraut; die Straßen und Wege sind nur markiert und der Kehricht thürmt sich in großen Haufen vor den Fenstern auf.

Auffallend ist hier bei einer Einwohnerzahl von nur ungefähr 2000 Seelen die große Menge von Hotels, Restaurants und Billardzimmern, was sich daraus erklärt, dass Port Kennedy den Vergnügungsort der Perlmutterfischer darstellt, welche theils hier, theils auf den benachbarten Inseln wohnen und, seit einer Reihe von Jahren steten, häufig bedeutenden Gewinnes theilhaftig, oft in der aller kürzesten Zeit namhafte Beträge verausgaben, ja vergeuden. Da die Perlmutterfischerei einen Betriebszweig bildet, dessen Erträgnis den Unternehmern und Händlern alljährlich große Summen liefert, diesen Leuten zwar nicht der Luxus, wohl aber feinere Genüsse fremd sind, so sucht in Port Kennedy, wer Gold in seiner Börse klingen hört, den Becher der Freude so rasch und so übermüthig als nur möglich bis auf die Neige zu leeren. Jene Fischer aber, welchen das Glück nur ab und zu ein Häuflein Sovereigns in den Schoß wirft, trachten, wie die Menschen eben sind, es den Reichen in üppigem Leben gleichzuthun und verjubeln so, achtlos der kommenden, ungewissen Tage, selbst den allerletzten Schilling.

Ein Conglomerat der verschiedensten Völker und Menschen ist in diesem kleinen Städtchen vereint. Durch die Straßen wandernd, begegneten wir den eigenthümlichsten Figuren. Das Haupteontigent stellen natürlich Australier, Perlenfischer und Squatter, worunter manch verkommene, verdächtig aussehende Gestalt mit dem üblichen großen

Hut auf dem struppigen Haupte und dem nie fehlenden Revolver im Leibgurte; daneben erschienen Austral-Neger, Südcce-Insulaner, Chinesen, Japaner, sogar Singhalesen.

Hier machte ich zum erstenmale unangenehme Bekanntschaft mit den übertrieben strengen Vorschriften der englischen Sonntagsfeier. Nach unserer Fußwanderung durch die Straßen Port Kennedys wollten Gratzl und ich in dem ersten Hotel der Stadt eine Erfrischung zu uns nehmen und bestellten bei der Wirtin eine Flasche Bier, welche wir auf der Hotelterrasse leeren wollten, um hier zugleich die Aussicht auf den Hafen zu genießen. Doch sofort erklärte die Wirtin unser Vorhaben, auf der Terrasse Bier zu trinken, für undurchführbar, weil derlei, wie sie beifügte, heute, am Sonntage, öffentliches Ärgernis erregen würde. Sie könne uns im besten Falle gestatten, in einem abgeschlossenen Raum alkoholisches Getränk, selbst wenn es nur Bier sei, zu uns zu nehmen. Wohl oder übel mussten wir uns fügen und unser Bier, anstatt im Freien bei kühler Abendluft, in einem heißen, dunklen Zimmer trinken. So sehr ich jeden auf religiösen Gründen beruhenden Gebrauch zu achten gewohnt bin, schien mir doch diese subtile Rigorosität zu weitgehend und ungereimt.

Wir kehrten auch der kühlen Blechstadt mit ihren sonderbaren Bewohnern bald wieder den Rücken und eilten an Bord, wohin ich den Residenten zum Speisen geladen hatte. Beim Diner verschaffte ich voraussichtlich einem unserer vaterländischen Artikel ein neues Absatzgebiet; der Resident war nämlich von unserem Gießhüblerwasser so entzückt, dass er betheuerte, er werde unverzüglich für seinen eigenen Bedarf eine Sendung dieses vortrefflichen Sauerlings bestellen.

Abends erschien eine aus drei Personen bestehende Deputation von Perlmutterfischern, um mir eine Adresse zu überreichen und zu gleicher Zeit verschiedene Gattungen von Perlmuscheln, darunter auch mehrere mit eingeschnittenen Figuren, darzubieten. Das Geschäft der Perlmutterfischer ist hier ein sehr rentables, die Leute besitzen eine ganze Flotte von kleinen Kuttern, mit welchen sie an geeignete Plätze fahren, um dort aus bedeutender Tiefe durch Taucher die Muscheln heraufholen zu lassen. Die Muscheln werden dann geputzt und kommen sofort zur Verpackung und Versendung. Der Preis pro Tonne Perlmuscheln stellt sich jetzt auf 1320 fl. ö. W. Äußerst selten finden sich hier Perlen; es ist eben auch nur Perlmutter, die innere Schicht der Schale der Perlmuschel, welche gewonnen werden soll. Da die seichten Stellen in der Umgebung Thursday Islands schon so ziemlich

ausgefischt sind, müssen die Taucher in bedeutende Tiefen bis zu 30 und 40 *m* hinuntergehen, wobei sich sehr viele Unglücksfälle ereignen; ja allmonatlich sollen deren durchschnittlich fünf bis sechs mit tödlichem Ausgange vorkommen.

Port Kennedy, 8. Mai.

Die Art der Kohlenverladung war eine so primitive und daher zeitraubende, dass wir am Morgen, obschon ununterbrochen und mit dem größten Fleiße gearbeitet worden war, noch immer nicht den nöthigen Bedarf an Bord hatten und erst gegen Mittag mit dem Verladen fertig wurden. Da sich um diese Zeit die Ebbe und starke Gegenströmung fühlbar machten und wir nur mehr 1 Fuß Wasser unter dem Kiele hatten, so hieß es noch einen Tag warten, bevor die Weiterreise nach Sydney angetreten werden konnte.

Den Vormittag verbrachte ich an Bord und erlegte vom Eisen-deck aus einen Seeadler, — ein sehr schönes Exemplar von *Haliaëtus leucogaster* — der auf ein im Wasser schwimmendes Stück Fleisch gestoßen hatte.

Nachmittags stand uns die Wahl offen, der Jagd zu obliegen oder nach Korallen und Muscheln zu fischen.

Ich entschloss mich zu letzterem und so fuhren der Commandant und ich auf ein in der Karte verzeichnetes Riff zwischen Goode Island und Hammond Island, während die anderen Herren auf Hammond Island, einer bis jetzt von uns noch nicht betretenen Insel, landeten, um dort zu jagen. Wir versahen uns mit allem, was zum Fischen der Korallen erforderlich ist, mit Hauen, Hämmern und Brechstangen, und fuhren im Jollboote dem Riffe zu.

Wie unvollkommen die Leute von Port Kennedy die Umgebung ihrer Stadt kennen und wie schlecht orientiert sie im allgemeinen sind, hatte uns schon der Jagdkundige von Prince of Wales Island bewiesen. Heute sollten wir in dieser Richtung abermals Erfahrungen machen; denn obgleich der Resident und alle anderen, die wir befragt, erklärt hatten, dass es hier keine Korallen gebe, — allerdings kommt in den tropischen Meeren die wertvolle rothe Edelkoralle gar nicht vor --- sahen wir uns, kaum nachdem wir das Riff angelaufen hatten, von den schönsten und interessantesten Korallen umgeben. Das ganze Riff, welches bei der tiefsten Ebbe durch einzelne aus dem Wasser hervorragende Punkte deutlich erkennbar ist, mochte ungefähr 100 *m* lang sein und fiel nach der einen Seite schroff in tiefes Wasser ab, während

es nach der anderen Seite, sich allmählich verflachend, gegen das Land zu verlief. An der tiefen Stelle verankerten wir das Boot und sprangen auf das Riff, wo uns das Wasser nur bis zu den Knien reichte.

Wir befanden uns hier an einem der für den Sammler entzückendsten Punkte, die ich je gesehen. Obwohl ich zahlreiche Abbildungen derartiger Korallenriffe in der Hand gehabt und manche Beschreibung derselben gelesen hatte, fand ich meine Erwartungen hier weit übertroffen und war durch das, was ich hier an Ort und Stelle in Augenschein nehmen konnte, auf das freudigste überrascht. Das Korallenriff glich einem mit Blumen der verschiedensten Art und Farbe gefüllten Gartenbeete, hervorgezaubert durch eine in unfassbarer Menge und Mannigfaltigkeit auftretende Thierwelt. Da gab es zunächst Korallenstöcke, die in ihrem vielfach verästelten Bau an Geweihe erinnerten; armdicke Stämme, die baumartiges Gezweige trugen; fächerförmige Platten, grosse Klumpen, die trotz ihres groben Aussehens bei näherer Betrachtung eine äußerst zarte und feine Gliederung aufwiesen; dann in zahllosen Arten Schwämme, Mollusken, Holothurien und andere Thiere niederer Ordnung, die sich alle durch bunte, grelle, intensiv leuchtende Färbung auszeichneten. Kein Maler — und besäße er die Palette eines Makart — vermöchte die prismatischen Farbeneffecte, die schimmernde Pracht, den Glanz, die Leuchtkraft, die unendliche Scala der Farbentöne darzustellen, mit denen diese Kinder der See so herrlich geschmückt sind.

An dem grauen Gerüst einer Madrepore zum Beispiels hängen Hunderte und aber Hunderte von Stachelhäutern und Weichthieren, die in den feinsten Nuancen des Regenbogens, in allen Schattierungen des Farbenspieles erglänzen. Zwischen den Sträuchern, Vasen, Kugeln, Ästen jener Polypenstöcke, den so vielgestaltigen, kalkigen Skeletten der Korallenthierchen, erscheinen allerlei merkwürdige Fischchen, Seeesterne, Krebse, Schnecken, und selbst in den Stöcken der Korallen ist noch allerlei Gethier verborgen und vergraben. Und hier und da und dort; über, neben, unter einander; an hundert, an tausend Stellen des Korallenriffes: immer wieder eine überwältigende Unzahl organischer Wesen — ein ungekanntes, unfassbares Schauspiel!

Der Commandant, die Matrosen und ich wateten unablässig in dem seichten Wasser über Korallen hinweg und bei jedem Schritt entdeckten wir etwas Neues, das ins Boot wanderte, um der Sammlung an Bord einverleibt zu werden. Wir kamen in solchen Eifer, dass nur das allzuschnelle Sinken der Sonne uns veranlasste, an die Rückkehr

zu denken und unser bis an den Rand vollgefülltes Boot von der Dampfbarkasse in Schlepp nehmen zu lassen. Das Verlassen des Riffs gestaltete sich schwierig: die Strömung war eine gewaltige und überdies hatte sich der Anker inmitten der Korallen derart verfangen, dass wir schließlich mit voller Kraft anfahren mussten, um Schaft und Flügel loszureißen. Eine so starke Strömung wie jene in den Canälen zwischen den Inseln der Torresstraße habe ich noch nicht gesehen und glaube, dass ein Ruderboot gegen dieselbe sicherlich nicht aufgekommen wäre, da ja selbst die Dampfbarkasse uns nur sehr langsam an Bord zu bringen vermochte.

Erst spät abends kehrten die Herren der anderen Partie von der Hammond-Insel zurück, nachdem sie nur geringe Beute gemacht hatten, weil der Wald zu dicht war und daher nur wenige Vertreter der Vogelwelt wahrgenommen werden konnten. Auch diese Partie musste bei der Einschiffung Schwierigkeiten bestehen und sogar einen der Anker preisgeben.

In See nach Sydney, 9. Mai.

Mit Benützung des eingetretenen Flutwasserstandes konnten wir heute bei Morgengrauen den Hafen von Thursday Island, nachdem wir einen Lotsen an Bord genommen hatten, endlich verlassen. Durch die Prince of Wales Passage, an Hammond und Goode Island vorbeistuernd, wendeten wir uns nordöstlich, um bald darauf südöstlichen Kurs zu nehmen und an der Nordküste von Wednesday Island gegen Cap York und die Albany-Passage zu schiffen. Diesmal kamen wir ganz nahe an dem Wracke des deutschen Dreimasters »Olga« vorbei, welches auf dem Northwest Reef festsaß. Bekannte Gegenden waren es, die wir bei Cap York wiedersahen. Als wir, die Albany-Passage durchfahrend, Somerset passierten, ließen wir die Dampfpeife ertönen und winkten lebhaft mit den Taschentüchern, um unsere Freundin, die »Nichte des Königs von Samoa«, zu begrüßen, doch leider erschien nicht sie, sondern, wie wir durch das Fernrohr wahrnehmen konnten, ein älterer Herr, vermuthlich der seinerzeit verborgen gebliebene Hausvater, und hisste die englische Flagge. Auf Fly Point wurden mächtige Säulen, eine ganze Reihe kolossaler Termitenhügel von hellrostbrauner Farbe sichtbar.

Von der Torresstraße nach Sydney führen zwei Seewege. Der eine in offener See im großen Ocean, der andere im westlichen Theile des Korallenmeeres die Küste entlang zwischen dieser und dem groß-

artigen Korallenriffe, welches sich der Ostküste Australiens parallel etwa von Cap York bis zum Sandy Cap, das ist vom 10. bis zum 25. Grade südlicher Breite, hinzieht. Dieses Barrier Reef bildet eine beiläufig 1200 *km* lange, nach Osten hin seitelrecht ins Meer abfallende Wand wider die Brandung des großen Oceans und schließt die an der Küste gelegene, durchschnittlich etwa 30 *km* breite Passage gegen den Ostwind vollkommen ab, so dass die See hier fast stets ruhig ist. Dieser von der Natur gebildete Canal bietet seichtes, von einzelnen tiefen Strömungen durchzogenes Fahrwasser, und zahllose Korallenfelsen, Klippenreihen, Sandbänke, Inselehen engen die Passage an vielen Stellen auf das äußerste ein. Auch ist die Lothung noch nicht überall vollkommen durchgeführt und hinlänglich verlässlich, so dass vor kurzem erst ein Dampfer an einer nach der Seekarte passierbaren Stelle auf einen Felsen auffuhr und mit Verlust zahlreicher Menschenleben sank. Einzelne Klippen und Untiefen sind zwar mit Baken und Zeichen besetzt; immerhin ist aber ununterbrochene und gespannte Aufmerksamkeit erforderlich und bei eintretender Dunkelheit der Dienst eines Lotsen unentbehrlich, weil sowohl die in den Seekarten als auch die in den Segelhandbüchern enthaltenen Daten über die Strömungsverhältnisse unzureichend sind und die Baken, sowie die Zeichen meist nur aus Stangen mit Körben oder aus hölzernen Pyramiden mit Rosterwerk bestehen, die nachts nicht wahrgenommen werden können. Der Commandant entschloss sich zur Fahrt durch die Riffe, der Route folgend, welche von manchen Dampfern eingeschlagen wird. Ich wusste ihm viel Dank dafür; denn diese Fahrt ist landsehaftlich weit schöner und interessanter als jene in offener See, wo uns außerdem der sehr frische Südost-Monsun tüchtig umhergeschaukelt hätte und wir wahrscheinlich den größten Theil der Reise bei steifem Gegenwinde gegen hohe See hätten aufdampfen müssen.

Kaum hatten wir die Albany-Passage hinter uns und die Newcastle Bay erreicht, so frische der Wind bedeutend auf, ohne sich jedoch recht entwickeln zu können, so dass die See verhältnismäßig ruhig blieb. Im Osten stiegen Gewitterwolken auf, die sich aber bald verzogen und uns ungestört ließen.

Die in Thursday eingeschifft australische Kohle machte sich durch ihre schlechte Qualität sehr unangenehm bemerkbar, so dass das Schiff unaufhörlich in einen dichten Qualm gehüllt und am Achterdecke, unserem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, ein Verweilen unmöglich war; ja selbst in alle Cabinen drang Kohlenstaub ein. Dafür wurden wir

durch das schon recht fühlbare Sinken der Temperatur sehr angenehm berührt und konnten uns nach langer Zeit endlich wieder eines angenehmen Schlafes in den Cabincn erfreuen.

Die Fahrt längs des Barrier Reefs gestaltete sich sehr interessant; denn steuerbord war in der Entfernung weniger Meilen stets die Ostküste des australischen Continents mit den ihr vorlagernden Eilanden, Korallenriffen und Bänken sichtbar, welche zumeist nur nackte, vom Salzwasser geschwärzte Felsen oder hellfarbige Sanddünen, zuweilen aber auch die grünliche Decke niederen Buschwerks aufwiesen. Um dieses Gewirr von Bänken, Klippen und Inseln ohne Unfall passieren zu können, mussten wir den Curs sehr häufig wechseln. Die Küste des Festlandes selbst erschien anfangs ziemlich flach und zeigte bald ödes, spärlich bewachsenes Land, bald wieder lange, nur mit weißem Sande bedeckte Strecken, die bei Sonnenglanz wie Schneefelder glitzerten. Späterhin zeigten sich Hügel mit reicherem Baumwuchse.

Gegen 1 Uhr nachmittags fuhren wir an den kleineren Inseln Bushy und Cairncross vorbei, welche in den Herbstmonaten zahlreichen Taubenschwärmen als Aufenthalt dienen sollen; später wurden die Inseln Halfway, Macarthur und Bird passiert. Hierauf kam das vorspringende Cap Grenville mit der Gruppe der Home-Inseln, links das langgestreckte Cockburn-Riff in Sicht.

Wir waren eifrig damit beschäftigt, die tags zuvor gefischten Korallen, welche in acht großen, mit Süßwasser gefüllten Bottichen aufbewahrt waren, zu reinigen und zu sortieren; jetzt erst, nachdem der Schlamm und die vielen anhaftenden Schmarotzer-Thiere und -Pflanzen entfernt waren, konnten wir genau ermessen, welch reichen Beutezug an schönen und mannigfaltig geformten Curiositäten wir auf dem Korallenriffe gemacht hatten.

Nach 7 Uhr abends kam eines der wenigen in dieser Straße befindlichen Leuchtfeuer in Sicht, welches am Nordrande des Ai Reef gegenüber den Piper-Inseln angebracht ist. Obwohl die Nacht sternhell war, unterschieden wir doch die kleineren Inseln und Riffe nicht mehr und mussten, nur auf Curs und Peilung angewiesen, knapp an einem gefährlichen Riffe Curs wechselnd, direct auf das Leuchtfeuer zusteuern, das wir auf wenige hundert Meter passierten. Da auch die Baken und Zeichen nicht mehr sichtbar waren und wir in enge Passagen kommen sollten, war es ein Gebot der Vorsicht, um 9 Uhr zwischen der Insel Forbes und Fair Cap und den Kangaroo Shoals vor Anker zu gehen, um hier den Tagesanbruch abzuwarten.

In See nach Sydney, 10. Mai.

Bei Morgengrauen wurde der Anker gelichtet und die Fahrt fortgesetzt, und zwar durch die Weymouth Bay, bis wir das Cap Weymouth und die Insel Restoration in Sicht bekamen.

Diese war vor wenigen Wochen der Schauplatz eines blutigen Dramas. Ein unternehmender Fischer hatte sich mit 30 Genossen hier angesiedelt und betrieb sein Geschäft zwischen den umliegenden Riffen. Plötzlich wurde bei Nacht die gesammte Colonie von wilden Eingeborenen überfallen und bis auf den letzten Mann niedergemacht. Diesen Überfällen sind viele der abseits hausenden australischen Ansiedler, namentlich hier in Queensland, ausgesetzt, doch üben die Wilden nur Repressalien für die schonungslose und oft grausame Art, mit der sie von ihrem Stammlande verdrängt, ja einfach ausgerottet werden. So sollen, wie behauptet wird, zu Beginn der Colonisierung Australiens durch Engländer Eingeborene durch Brot aus dem Wege geschafft worden sein, welches, mit Arsenik versetzt, den Unglücklichen als tödliche Lockspeise in die Nähe ihrer Behausungen gelegt wurde. Auch andere Greuel und allerlei Grausamkeiten, ja wahre Menschenjagden sollen von manchen Europäern im Namen der »Cultur«, der »Civilisation« gegen die beklagenswerten Ureinwohner Australiens, die ja doch nur ihr Leben und ihren Besitz vertheidigten, verübt worden sein. Jedenfalls ist die eingeborene Bevölkerung, wenn sie uns auch weniger romanhaft und heroisch vor Augen steht, als die Rothhäute Nordamerikas, gleich diesen seitens der weißen Eroberer unzweifelhaft mit barbarischer Härte behandelt und verdrängt worden. Die Errichtung neuer »Stationen« und »Runs« auf Territorien, welche bis dahin von Eingeborenen besiedelt waren, Vernichtungskriege zwischen den verschiedenen, aus ihren Jagdgründen verdrängten Stämmen, Dämon Alkohol, Krankheiten und anderes mehr haben die Zahl der Eingeborenen in West- und in Süd-Australien sowie in Queensland auf etwa 200.000 Individuen herabgebracht.

Das nächste Cap, an dem wir vorbeisteuerten, war Cap Direction, dessen Gestalt seinem Namen entspricht, da es weit vorspringend in die See ragt und aus bedeutender Entfernung ein gutes Directions-object bietet.

Zu beiden Seiten unseres Fahrwassers tauchten wieder zahlreiche Inseln und niedrige Riffe auf; so unmittelbar nach dem Cap Direction die Rocky- und Chapman-Inseln, die Inseln Night, Binstead, Lowrie,

Ellis und Morris mit dem verankerten Leuchtschiffe; weiterhin die Gruppe der Claremont-Inseln, unter denen Fife, Hay, Wilkie, Hannah, Burkitt die auffallendsten sind.

Der Tag war prächtig, die See glatt und von so lichtgrüner Farbe wie manche unserer europäischen Binnenseen und die Luft von seltener Klarheit und Reinheit, so dass wir namentlich die Contouren und die Vegetation des Festlandes genau unterscheiden konnten.

Auf einige Meilen von der Insel Burkitt wurde Kurs gewechselt und die Princess Charlotte Bay durchquert, wobei das Festland zurücktrat, um dann für einige Zeit ganz unseren Blicken zu entschwenden und erst, als wir uns der mächtigen Gruppe der Flinders-Inseln näherten, bei Cap Bathurst wieder zum Vorschein zu kommen. Die Flinders-Inseln, nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Inseln im Nordosten von Tasmanien, sind hohe, bergige Eilande, die sich durch die eigenthümliche Formation ihrer Felsen und kahlen Hänge kennzeichnen; manche Kuppen sind mit niedrigem Gebüsch bewachsen. Einige dieser Inseln, insbesondere aber die Insel Stanley, erinnerten mich an einzelne wohlbekanntere Punkte unserer dalmatinischen Küste.

Die untergehende Sonne umflutete die bizarren Uferfelsen der Stanley-Insel mit leuchtendem Golde, während die höheren Punkte des Eilandes bereits im Violett der abendlichen Färbung erschienen. Bei vollkommener Dunkelheit fuhren wir knapp an einem Leuchtschiffe vorbei, welches die Durchfahrt zwischen den Pipon-Inseln und Cap Melville markiert.

Das Leben der Wächter eines solchen Leuchtschiffes mag, zumal in diesen Wässern, ein gar einsames und trauriges sein. Von der Welt gänzlich abgeschnitten, ohne jeden Verkehr mit anderen lebenden Wesen, sitzen da zwei Männer Jahr für Jahr auf ihrem Leuchtboote, verankert an einem kleinen Riffe, dessen Ausdehnung wenige Schritte beträgt. Die Welt dieser Menschen ist das Leuchtboot und ihre einzige Beschäftigung, am Abend die Laterne anzuzünden. Alle vier bis acht Wochen kommt ein kleiner Regierungsdampfer, versieht die Wächter mit Wasser und Proviant und hält sich nur so lange auf, als unumgänglich nöthig ist, da er ja alle Leuchtschiffe der Reihe nach abfahren muss. Nur selten bietet sich den Einsamen Zerstreuung durch den Anblick vorbeifahrender Schiffe, da diese Passage der vielen Korallenriffe wegen gefürchtet ist und sich wenige Schiffsführer an diese heranzuwagen, wie denn auch wir bisher nur einem einzigen kleinen Dampfer begegnet waren, und selbst dieser war vielleicht bloß das reguläre

Proviantsschiff. Wahrlich, die Männer vom Leuchtschiffe haben kein beneidenswertes Schicksal, bei solchem Anachoretenleben müssen Geist und Seele dieser Verbannten in einen Zustand vollkommener Lethargie verfallen.

Wie untermags war auch bei Nacht die Luft von besonderer Reinheit. In ungetrübter Klarheit leuchteten die Sterne auf uns herab. Das Kreuz und der Stier sind die einzigen auffallenden Sternbilder des südlichen Himmels. Ein alter Bekannter aus dem Norden gibt uns noch immer das Geleite — der Große Bär, welcher knapp am Horizonte erscheint. Eine Eigenthümlichkeit der südlichen Milchstraße sind die zahlreichen sternenlosen und daher dunkel erscheinenden Flecken, welche deren weiße Linie unterbrechen. Bei der Reinheit der Luft konnte man heute mit freiem Auge die Sterne unmittelbar über der Kimm aus dem Meere aufsteigen sehen.

Nach wiederholten Cursänderungen erreichten wir die Howick-Inseln, die sich als schwarze Linien am Horizonte projicierten. Gegen 1 Uhr nachts rieth unser Lotse, vor der großen Insel Lizard vor Anker zu gehen, da die Passage zwischen dieser und den Riffen der Eagle-Insel in der Nacht zu schwierig sein würde. Der Commandant entsprach diesem Rathe und ließ das Schiff verankern. Der Lotse erwies sich als sehr geschickt und zuverlässig und trotz seiner 67 Jahre stand er Tag und Nacht auf der Brücke, seine Befehle gebend. Vormalig war er Capitän auf großen Handelsdampfern der australischen Marine gewesen und hatte zumeist die Linien nach China und Japan befahren. Nuncmehr schien er das Lotsengeschäft einträglicher zu finden; um die »Elisabeth« ja nicht zu verfehlen, hatte er, von Sydney kommend, in Thursday bereits volle sieben Wochen unsere Ankunft erwartet. Seinen Reden nach hatte ihn der lange Aufenthalt in Thursday nicht gerade entzückt.

In See nach Sydney, 11. Mai.

Lizard Island hat ebenfalls von einem Überfalle Weißer durch Eingeborene zu erzählen. Vor acht Jahren hatte sich ein englischer Fischer mit Frau und Kind und einer kleinen Anzahl Diener auf der ganz unbewohnten Insel niedergelassen. Als einst der Mann dem Fischfange oblag, überfielen Eingeborene, die wahrscheinlich vom Festlande herübergerudert waren, die Ansiedelung, in welcher sich die Frau mit den Dienern einige Zeit wacker vertheidigte. Endlich flüchtete sich die Bedauernswerte mit ihrem Kinde und einem Diener in eines

der großen blechernen Wassergefäße, die zum Auffangen des Regenwassers dienten, stieß vom Lande ab und schwamm so in die See. Nach längerem Umhertreiben wurden die Unglücklichen auf die kleine Insel Coquet geworfen, wo sie elend den Hungertod starben. Seit dieser traurigen Episode ist die Insel Lizard wieder unbewohnt.

Nach 5 Uhr wurden die Anker gelichtet und die Inseln Direction und Wooded, sowie die Two- und Three-Islands, ferner die Caps Flattery und Bedford passiert. Die Küste, welche wir ganz deutlich zu Gesicht bekamen, da wir uns sehr nahe an dieselbe hielten, nahm hier einen etwas anderen Charakter an, als jene zeigte, die wir in den letzten Tagen beobachtet hatten. Höhere Berge tauchten auf, die theils dicht bewaldet waren, theils an ihren Abhängen nur mit Gras bewachsene oder kahle Flächen aufwiesen. Manehmal zeigten sie auch, wie schon an den Vortagen, Schneefeldern gleichende, weiße Sandflächen. Viele der Berge dürften wohl vulcanischen Ursprunges sein; sie ragen steil aus der See empor, wie der 1090 *m* hohe, beim Cap Tribulation gelegene Peter Botte, der von weitem einem spitz zulaufenden Termitenhügel ähnelt.

Während bisher die Küste keinerlei Spuren menschlicher Ansiedelung gezeigt hatte, erblickten wir heute eine kleine Niederlassung, nämlich Cook Town mit seinem weithin sichtbaren Leuchthturme.

Wenige Meilen südlich Cook Towns erschienen auf zwei einander gegenüberliegenden Felsen, Areher Point und Rocky Island, Leuchtfeuer mit Signalstationen, welche, Schildwachen gleich, die hier schwierige Passage bei Nacht betreuen. Abermals eine kurze Streeke südwärts liegt ein historisches Riff, das Endeavour-Riff. Hier erlitt Cook auf seiner ersten Weltreise (1768 bis 1771), welche — ursprünglich von der Royal Geographical Society angeregt, um in der Südsee den Durchgang der Venus zu beobachten — die Oocupation Ost-Australiens durch die britische Krone vorbereitet hat, im Jahre 1770 schwere Havarie. Er musste in der Bai, in welcher heute Cook Town liegt, längere Zeit verweilen, um das Leck seines wackeren Dreimasters »Endeavour«, eines Fahrzeuges von 350 Tonnen Gehalt und 85 Mann Besatzung, auszubessern.

Immer steiler und höher ragten die Berge an der Küste empor; namentlich die Kette der Heights of Dagmar bot uns schöne landschaftliche Bilder. Niederlassungen wurden häufiger. Bei Anbruch der Dunkelheit schimmerten uns die kleinen Häuser von Douglas und Cairns Harbour entgegen.

Wiederholt sahen wir hohe Rauchsäulen zum Himmel aufsteigen, die von Waldbränden herrühren, welche die Eingeborenen legen, um des vor dem Feuer flüchtenden Wildes, besonders der Känguruhs, habhaft werden zu können.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang wurde bei Cap Grafton der Kurs gewechselt und bei den Inseln Fitzroy und Frankland vorbei genommen, bis gegen Mitternacht die Lichter von Johnstone River in Sicht kamen.

In See nach Sydney, 12. Mai.

Bei schönstem Wetter führen wir stetig weiter. Früh morgens passierten wir die Palm-Inseln, in der Halifax Bay späterhin die Insel Magnetic und das mit einem Leuchtfeuer geschmückte Cap Cleveland. Der Mittagspunkt lag heute östlich von Cap Bowling. Die Küste tritt nunmehr zurück und nur in undeutlichen Contouren erscheinen uns die Berge und Hügelketten.

Gegen Sonnenuntergang nähern wir uns wieder dem Festland und fahren nahe an der Insel Gloucester vorbei, einem ziemlich großen, bergigen Eilande, das uns schon in der Ferne durch seine dichte und reiche Vegetation aufgefallen war; näher gekommen, erkennen wir einen ganzen Wald der schönen *Araucaria Cunninghamii* und *Bidwillii*, — dieser echt queensländischen Coniferen — die mit ihren dunkelgrünen, weit ausladenden Ästen die Hänge bedecken. Mit Freude begrüßen wir nach langer Zeit das erste Nadelholz, den deutlichsten Beweis, dass wir uns immer mehr aus der tropischen Region entfernten.

Noch bei genügender Beleuchtung, die alles in violettem Dunst erscheinen lässt, passieren wir die landschaftlich reizende Whitsunday-Durchfahrt mit den Inseln Hook und Whitsunday. Das hell strahlende Licht eines Leuchtschiffes erleichtert die Navigation. In der Nacht steuern wir an den Cumberland-Inseln vorbei.

In See nach Sydney, 13. Mai.

Bei sonst ruhigem Wetter ist die See bewegt, so dass die »Elisabeth« stampft. Diese Bewegung scheint der Ausläufer einer hohen, von Osten kommenden See zu sein. Wir sichten die Northumberland- und Percy-Inseln, sehr steinige Eilande, welche durch die steil abfallenden Felsufer und die spärliche Vegetation wieder die Erinnerung

an Dalmatien wachrufen. Zu Mittag sind wir gegenüber von Port Clinton, das wir nur als eine Linie am Horizonte erkennen. Das große Korallen-Barrier Reef, welches uns bis jetzt stets backbord begleitet und einen guten Schutz gegen Wind und See gebildet hat, verlässt uns; wir befinden uns in freier See, die allmählich ruhiger wird. Gegen 8 Uhr abends überschreiten wir den Wendekreis des Steinbockes und passieren die Gruppe der Capricorn-Inseln. Spät nachts blinkt uns das Feuer von der Lady Elliot-Insel entgegen.

Im Laufe des Tages hatte ich Gelegenheit, eine reichere Thierwelt als bisher zu beobachten; Delphine erschienen und umspielten den Bug des Schiffes, — einige auf sie abgegebene Kugelschüsse blieben erfolglos — Fregattenvögel und verschiedene Möven zeigten sich; unter letzteren eine solche von mir unbekannter Art, schwarzbraun gefärbt, mit auffallend langen und spitzen Flügeln; in elegantem Fluge umkreiste diese Möve das Schiff und stürzte plötzlich in die Wogen, um mit einem geschickt erhaschten Fange wieder emporzuschellen.

#### In See nach Sydney, 14. Mai.

Der Himmel war stark bewölkt; über dem Lande standen dichte, schwarze Wolkenstreifen. Die Temperatur war sehr gefallen; die See gieng hohl, so dass die Rollbewegungen immer intensiver wurden und die Fahrt sich recht ungemüthlich gestaltete.

Nachts hatten wir das Sandy Cap umschifft und nahmen von hier ab südlichen Curs. Backbord haben wir offene See, steuerbord erscheint die Küste mit vereinzelt Bergen und Hügeln, deren manche absonderliche Formen aufweisen, wie die Glass House-Berge mit ihren spitzen Kegeln.

Abends kommen wir auf der Höhe von Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, an der Moreton-Insel vorbei.

#### In See nach Sydney, 15. Mai.

Mittags sind wir mit südwestlichem Curs östlich von Smoky Cap und hoffen den nächsten Morgen in Sydney einzulaufen. Alles an Bord freut sich schon zum voraus der zehn Tage, die wir auf dem australischen Festlande verbringen sollen. Diese Frist ist zum mindesten erforderlich, damit die Maschine und die Kessel gereinigt werden können.

Jedermann beseelt die bald nur heimlich genährte, bald laut ausgesprochene Hoffnung, dass unser in Sydney lang vermisste Nachrichten aus der Heimat harren werden. Ein wahrer Nachrichtenhunger hat uns befallen, da wir in der letzten Zeit postalische Entbehrung gelitten hatten. In Indien schon war eine fällige Post ausgeblieben und das gleiche Schicksal war uns in Singapur und in Batavia beschieden gewesen. Um übrigens keine Correspondenzschuld auf uns zu laden, widmen wir uns in der Voraussicht, dass wir einem reichhaltigen, die Zeit ausfüllenden Programme entgegengehen, der Vollendung der für die Heimat bestimmten Briefe. So wollen wir den Aufenthalt auf australischem Festlande mit der Absendung von Grüßen nach unserem lieben alten Continente beginnen.





## Anhänge.



## Das Reisegefolge:

Leo Graf Wurmbrand-Stuppach, k. u. k. Generalmajor, k. u. k. Kämmerer; Kammervorsteher.

Julius Prónay von Tót-Próna und Blatnicza, k. u. k. Oberlieutenant des Husaren-Regiments Nr. 11, k. u. k. Kämmerer; Dienstkämmerer.

Heinrich Graf Clam-Martinić, k. u. k. Oberlieutenant in der Reserve des Uhlanen-Regiments Nr. 1, k. u. k. Kämmerer.

---

Karl Graf Kinsky zu Wehinitz und Tettau, k. u. k. Legationssecretär, k. u. k. Lieutenant in der Reserve des Husarenregiments Nr. 5, k. u. k. Kämmerer.\*)

Franz Stockinger, k. u. k. Generalconsul. \*)

Anton Sanchez de la Cerda, k. u. k. Linienschiffs-Lieutenant. \*\*)

---

Dr. Ludwig Lorenz Ritter von Liburnau, Custosadjunct am k. k. naturhistorischen Hof-Museum. \*\*\*)

Eduard Hodek, Taxidermator.

### Die Dienerschaft:

Franz Janacek, Leibjäger.

Blasius Paskoevič,	}	Diener.
Ludwig Libra,		
Josef Kammermaier,		
Mahmud,		
Luigi Bussatto,	}	Köche.
Raimund Rada,		

---

\*) Während der Reise auf Ceylon und in Indien.

\*\*) Von Jokohama ab.

\*\*\*) Bis zum Beginne der Jagdexpedition nach Nepal.



## S. M. Schiff »Kaiserin Elisabeth«.

Der Torpedo-Rammkreuzer »Kaiserin Elisabeth« wurde im Constructionsarsenale der Kriegs-Marine in Pola aus vorzüglichem inländischen Stahlmaterial erbaut und am 25. September 1890 vom Stapel gelassen. Das Deplacement dieses Schiffes beträgt 4064 Tonnen, seine Länge 104 und seine Breite 15 Meter. Die beiden Schiffsmaschinen indicieren 9000 Pferdekräfte, die Maximalgeschwindigkeit des Schiffes ist 19·7 Seemeilen stündlich. Ein gewölbtes Panzerdeck schließt das Unterschiff ab und schützt dessen vitale Theile gegen das Eindringen schwerer feindlicher Geschosse; an beiden Bordseiten sind längs der Maschinen- und Kesselanlagen Zellen angeordnet, die im Vereine mit jenen des Doppelbodens und der sonstigen Auftheilung des Schiffes ober und unter dem Panzerdecke mehr als hundert kleinere Räume bilden, durch welche Wassereintrüche localisiert werden können und die Schwimmfähigkeit des Schiffes gehoben wird.

Die beiden 35 Caliber langen 24 Centimeter-Hauptgeschütze sind vorne und achter in zwei panzergeschützten Thürmen auf Krupp'schen hydraulischen Lafetten gelagert. Sie feuern en barbette mit einem großen Bestreichungswinkel, der sich von der Kielrichtung nach den beiden Bordseiten erstreckt. Diese vorzüglichen Geschütze, deren Rohrgewicht je 27 Tonnen beträgt, erreichen bei 16° Elevation eine Schussdistanz von 16 Kilometer.

Sechs lange 15 Centimeter-Geschütze sind in stählernen Erkern an beiden Seiten des Schiffes derart installiert, dass in der Kielrichtung nach vorne und nach achter je vier, nach jeder Breitseite je drei dieser Geschütze in Action treten können. Elf Schnellfeuergeschütze, welche an den Bordwänden und in den Gefechtsmarsen der beiden Militärmasten vertheilt sind, ferners zwei 7 Centimeter-Uchatiusgeschütze, für den Boots- und Felddienst bestimmt, vervollständigen die artilleristische Armirung, welche noch durch 6 Torpedo-Laneierkanonen ergänzt wird.

Drei Dynamomaschinen von je 13.000 Volt-Ampère Leistung speisen für die Außenbeleuchtung vier Bogenlampen von je 20.000 Kerzen Lichtstärke, die in Projectoren untergebracht sind, sowie 240 Glühlampen für die Innenbordbeleuchtung. Überdies ist noch eine transportable Gramme'sche Lichtmaschine vorhanden, die ein Bogenlicht von 3000 Kerzen zu speisen hat.

Der Kohlenverbrauch ist bei der ökonomischesten Geschwindigkeit — 10 Seemeilen stündlich — ein geringer, der Actionsradius des Schiffes erstreckt sich daher bei vollen Kohlendepots und der vorbezeichneten Geschwindigkeit auf 3200 Seemeilen. Auf der »Kaiserin Elisabeth« sind nicht weniger als 38 selbständige Dampfmaschinen mit 79 Dampfzylindern untergebracht.

#### Schiffscommandant:

K. u. k. Linienschiffs-Capitän Alois Ritter von Becker.

#### Schiffsstab:

K. u. k. Corvetten-Capitän Hermann Ritter von Jedina.

- » » » Linienschiffs-Lieutenant Karl Skala.
- » » » Linienschiffs-Lieutenant August Gratzl.
- » » » Linienschiffs-Lieutenant Arthur Freiherr Bourguignon von Baumberg.
- » » » Linienschiffs-Lieutenant Otto Ritter Regner von Bleyleben.
- » » » Linienschiffs-Lieutenant Anton Sanchez de la Cerda.
- » » » Linienschiffs-Lieutenant Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Leopold Ferdinand.
- » » » Linienschiffs-Fähnrich Ernst Freiherr Preuschen von und zu Liebenstein.
- » » » Linienschiffs-Fähnrich August Freiherr von Ramberg.
- » » » Linienschiffs-Fähnrich Franz Reményi.
- » » » Linienschiffs-Fähnrich Eugen Mallinarich von Silbergrund.
- » » » Linienschiffs-Fähnrich Louis Podhorszky.
- » » » Seecadet Maximilian Sternhardt.
- » » » Seecadet Alois Milič.
- » » » Seecadet Sigismund Ritter von Pozzi.
- » » » Seecadet Richard Pleyer.
- » » » Seecadet Otto Edler von Metzger.

- K. u. k. Seecadet Alfons Wünschek.  
 » » » Seecadet Edmund Bugel.  
 » » » Seecadet Johann Ritter Gründorf von Zebegény.  
 » » » Marinecaplan Johann Kuralt.  
 » » » Linienschiffsarzt Dr. Arthur Plumert.  
 » » » Fregattenarzt Dr. Jaroslav Bém.  
 » » » Maschinenbau- und Betriebs-Ingenieur 1. Classe Paul Eyb.  
 » » » Maschinist 2. Classe Josef Zrzavecky.  
 » » » Maschinist 2. Classe August Turina.  
 » » » Maschinenbau- und Betriebs-Ingenieur 2. Classe Hugo Herrmann.  
 » » » Maschinist 2. Classe Lucas Modeš.  
 » » » Maschinist 3. Classe Anton Perkon.  
 » » » Maschinist 3. Classe Karl Switak.  
 » » » Marine-Commissariats-Adjunct 2. Classe Karl Pietzuk.  
 » » » Marine-Commissariats-Eleve Anton Gamisch.

K. u. k. Linienschiffs-Lieutenant Friedrich Freiherr von Schleinitz,  
 zugetheilt Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Leopold Ferdinand.

**Mannschaft:**

Unterofficiere und Matrosen 386.

**Civilgruppe:**

Stewarts, Diener, Köche etc. 21.



Anhang III.

Reiseübersicht.

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
<b>1892</b>					
15/XII bis 20/XII	Triest	Port Saïd	—	—	1360
20/XII bis 21/XII	—	—	Port Saïd	—	—
21/XII bis 26/XII	Port Saïd	Steamer Point	—	—	1356
26/XII bis 28/XII	—	—	Steamer Point-Aden	—	—
28/XII bis 31/XII	Steamer Point	Colombo	—	—	2129
<b>1893</b>					
1/I bis 5/I	—	—	Colombo	—	—
5/I bis 6/I					
6/I	Colombo	Kandy	—	119	—
6/I bis 7/I	—	—	Kandy	—	—
7/I	Kandy	Kalawewa	—	108	—
7/I bis 12/I	—	—	Kalawewa	—	—
12/I	Kalawewa	Kandy	—	108	—
12/I bis 13/I	—	—	Kandy	—	—
13/I	Kandy	Colombo	—	119	—
13/I bis 14/I	—	—	Colombo	—	—
14/I bis 17/I	Colombo	Bombay	—	—	900
17/I bis 20/I	—	—	Bombay	—	—
20/I bis 21/I	Bombay	Tandur	—	692	—
21/I bis 24/I	—	—	Tandur	—	—
24/I	Tandur	Haidarabad	—	135	—
24/I bis 26/I	—	—	Haidarabad	—	—
26/I bis 29/I	Haidarabad (Sikandara-bad)	Gwalior	—	1733	—
29/I bis 30/I	—	—	Gwalior	—	—
30/I bis 1/II	Gwalior	Calcutta	—	1419	—
				4433	5745

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
				4433	5745
1/II bis 5/II	—	—	Calcutta	—	—
5/II	Calcutta	Barrackpur	—	23	—
5/II bis 6/II	Barrackpur	Dardschiling	—	589	—
6/II bis 8/II	—	—	Dardschiling	—	—
8/II bis 9/II	Dardschiling	Benâres	—	926	—
9/II bis 11/II	—	—	Benâres	—	—
11/II bis 12/II	Benâres	Agra	—	616	—
12/II bis 15/II	—	—	Agra	—	—
14/II	Agra	Bhartpur	—	53	—
14/II	Bhartpur	Agra	—	53	—
15/II	Agra	Bhartpur	—	53	—
15/II	Bhartpur	Agra	—	53	—
15/II bis 16/II	Agra	Dehli	—	229	—
16/II bis 18/II	—	—	Dehli	—	—
18/II bis 19/II	Dehli	Alwar	—	158	—
19/II bis 20/II	—	—	Alwar	—	—
20/II	Alwar	Siriska	—	40	—
20/II bis 27/II	—	—	Siriska	—	—
27/II	Siriska	Alwar	—	40	—
27/II bis 28/II	Alwar	Dschodpur	—	528	—
28/II bis 2/III	—	—	Dschodpur	—	—
2/III bis 3/III	Dschodpur	Dschaipur	—	378	—
3/III bis 7/III	—	—	Dschaipur	—	—
7/III bis 8/III	Dschaipur	Pilibhit	—	571	—
8/III	Pilibhit	Dakna Bâgh	—	41	—
8/III bis 13/III	—	—	Dakna Bâgh	—	—
13/III	Dakna Bâgh	Barbatta Tâl	—	10	—
14/III	Barbatta Tâl	Dechta Boli	—	11	—
14/III bis 17/III	—	—	Dechta Boli	—	—
17/III	Dechta Boli	Guleria	—	13	—
18/III	Guleria	Beli	—	23	—
18/III bis 20/III	—	—	Beli	—	—
20/III	Beli	Katni	—	23	—
20/III bis 25/III	—	—	Katni	—	—
25/III	Katni	Bhanderia	—	10	—
26/III	Bhanderia	Sohela	—	16	—
				8890	5745

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
				8890	5745
26/III bis 27/III	—	—	Sohela	—	—
27/III bis 29/III	Sohela	Calcutta	—	1325	—
29/III	Calcutta	Diamond Harbour	—	61	—
29/III bis 30/III	—	—	Diamond Harbour	—	—
30/III bis 5/IV	Diamond Harbour	Pulu Besar	}	—	1619
5/IV bis 6/IV	Pulu Besar	Singapur		—	
6/IV bis 7/IV	—	—	Singapur	—	—
7/IV	Singapur	Dschohor	—	25	—
7/IV	Dschohor	Singapur	—	25	—
8/IV bis 9/IV	—	—	Singapur	—	—
9/IV bis 11/IV	Singapur	Tandjong-Priok	—	—	521
11/IV	Tandjong-Priok	Batavia	—	9	—
11/IV bis 12/IV	—	—	Batavia	—	—
12/IV	Batavia	Buitenzorg	—	56	—
12/IV bis 13/IV	—	—	Buitenzorg	—	—
13/IV	Buitenzorg	Garut	—	233	—
13/IV bis 15/IV	—	—	Garut	—	—
15/IV	Garut	Tjiandjur	—	138	—
15/IV bis 17/IV	—	—	Tjiandjur	—	—
17/IV	Tjiandjur	Tjibeber	—	14	—
17/IV	Tjibeber	Tanggeng	—	47	—
18/IV	Tanggeng	Sindangbarang	—	28	—
19/IV	Sindangbarang	Tjipandak	—	20	—
19/IV bis 24/IV	—	—	Tjipandak	—	—
24/IV	Tjipandak	Sindangbarang	—	20	—
25/IV	Sindangbarang	Tanggeng	—	28	—
26/IV	Tanggeng	Tjibeber	—	47	—
				10966	7885

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
				10966	7885
26/IV	Tjibeber	Buitenzorg	—	81	—
26/IV bis 27/IV	—	—	Buitenzorg	—	—
27/IV	Buitenzorg	Batavia	—	56	—
27/IV	Batavia	Tandjong-Priok	—	9	—
27/IV bis 5/V	Tandjong-Priok	Thursday Island	—	—	2174
		Port Kennedy			
5/V bis 9/V	—	—	Port Kennedy	—	—
9/V bis 16/V	Port Kennedy	Sydney	—	—	1743
			Summa .	11112	11802
			Zusammen Kilometer *) .	32969	—

\*) 1 Seemeile = 1852.01 m.

Inhalts-Verzeichnis und Verzeichnis  
der Illustrationen, der Anhänge sowie  
der Karten.



## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
<b>Triest—Port Saïd—Steamer Point—Aden</b> .....	1
<p style="margin-left: 2em;">Abfahrt von Triest 3; in See nach Port Saïd 5; Festzug an Bord 7; Ankunft und Empfang in Port Saïd 9; Jagd auf dem Menzaleh-See 10; Spaziergang in Port Saïd 12; Abfahrt von Port Saïd 12; in See nach Steamer Point 12; Fahrt durch den Suez-Canal 12; Fahrt durch das Rothe Meer 14; der Lotse Achmed Ali 15; in offener See 15; Weihnachtstag 17; Ankunft in Steamer Point 20; das Gebiet von Aden 21; Besuch des Residenten 22; Steamer Point 22; Besuch beim Residenten 23; Aden 23; die Cisternen 24; Thürme des Schweigens 24.</p>	
<b>Colombo—Kandy</b> .....	27
<p style="margin-left: 2em;">Abfahrt von Aden 29; in See nach Colombo 29; Reisebibliothek 30; Sylvesterfeier 31; Begegnung mit der Corvette »Fasana« 32; Ankunft und Empfang in Colombo 35; Queen's House 37; Fahrt durch die Stadt 37; Besuch des Museums 38; Ausflug nach Mount Lavinia 40; Fahrt nach Kandy 42; Ankunft und Empfang in Kandy 43; Députation einheimischer Edlen 44; der Zahn Buddhas 45; Garten von Peradenia 45; Diner im Government House 46; Perahera-Procession 46.</p>	
<b>Jagdlager in Kalawewa—Kandy—Colombo</b> .....	49
<p style="margin-left: 2em;">Von Kandy nach Kalawewa 51; Buddha-Tempel auf dem Felsen Dambul 52; Teich von Kalawewa 54; Jagdlager 55; Elephanten-Jagd 56; Jagd auf Vögel 59; Elephanten-Jagd 61; große Eidechse 61; Elephanten- Pürsche (2 Elephanten) 63; Jagd auf Wasserwild und Seeadler 67; Büffel- jagd 68; Teufelstanz 68; Rückkehr nach Kandy 69; Factorci Kawada- pella 70; Nutzpflanzen auf Ceylon 70; Diner im Pavillon 72; feierliche Messe 72; Morgenspazierfahrt in Kandy 72; Rückkehr nach Colombo 73; Teufelstanz und verschiedene Productionen 73.</p>	
<b>Bombay</b> .....	75
<p style="margin-left: 2em;">Abfahrt von Colombo 77; in See nach Bombay 77; Adamsbrücke 77; Bombay 78; Empfang in Bombay 82; Fahrt nach dem Government House 82; Bevölkerung Bombays 83; Government House 85; Diner im Government House 86; Thürme des Schweigens 87; Pindsehrapol 88; Markthallen (Crawford Market) 88; Hinduverbrennung 89; Museum 91; S. J. Tellery &amp; Co. 92; Luneh im Yacht Club 92; Elephanta-Tempel 93;</p>	

offizielle Festlichkeiten 95; Besuch der Doeks und des Dampfers »Elektra« 95; Victoriapark 96; Fahrt durch das Eingeborenen-Viertel 97; Juwelenhändler Hariehand 98; Gartenpartie in Parel 99; Galadiner und musikalische Soiree 100; der Stall Lord Harris' 100; Abfahrt von Bombay 100; der Extrazug des Vicekönigs 101; von Bombay nach Tandur 101.	
<b>Jagdlager in Tandur</b> .....	103
Empfang bei Wadi 105; Fahrt nach Tandur 105; Ankunft und Empfang in Tandur 106; das Jagdlager 107; Streifung in der Umgebung des Jagdlagers 108; Tigerjagd 109; Streifjagd 109; Jagd mit Falken 110; Tigerjagd 110; erster Ritt auf Elephanten 110; der Elephant 111.	
<b>Haidarabad</b> .....	115
Vermählung der Schwester 117; Aufbruch vom Jagdlager in Tandur 118; Ankunft und Empfang in Haidarabad 118; der Nisam 118; Asman Dschâh 119; die Nawâbs 119; das 21. Husarenregiment 120; das Palais Basehir Bâgh 120; Besuch des Nisams 121; Erwiderung des Besuches 121; Stadt der Eingeborenen 121; die Residenz des Nisams 122; Ritt auf Elephanten 123; Diner beim Nisam 124; Parade der Garnison von Sikandarabad und Bolaram 126; photographische Aufnahme 129; Waffenhändler 129; Dejeuner beim Residenten 129; Golkonda 130; Rifle match 132; Diner beim Minister Asman Dschâh 133; Jagd mit Falken und Geparden 134; Jagd auf Black-bucks 135; Lunch im Landhause zu Sarur Nagar 136; Sportfest in Malakpctt 137; Diner bei den Officieren des 21. Husarenregiments 139; Abschied vom Nisam 140; Abfahrt von Sikandarabad 141.	
<b>Gwalior</b> .....	143
Von Sikandarabad nach Gwalior 145; Ankunft in Gwalior 147; der Mahârâdseha 147; die Residenz des Mahârâdsehas 147; Messe in Gwalior 149; Quartier in Gwalior 149; Begrüßungs-Deputation 149; Vorführung von Pferden 149; die Festung Gwalior 150; der Tschatr Bhodsch Mandir 151; der Palast Man Singhs 151; der Teli-ka-Mandir 153; der große und der kleine Tempel Sâs Bâhu 154; die Reliefs von Urwâhî 154; Gwalior in britischem Besitz 156; Pigstieking 156; Jagd auf Geier, Black-bucks und Sumpfwild 158.	
<b>Calcutta</b> .....	161
Von Gwalior nach Calcutta 163; Ankunft und Empfang in Calcutta 165; Government House 166; Rundfahrt durch die Stadt 166; der Maidan 167; der zoologische Garten 167; Diner im Government House 168; Fahrt durch die Native-Stadt 169; das Museum 169; S. J. Tellery & Co. 170; der botanische Garten 171; Spazierfahrt in der Umgebung Calcuttas 172; Diner und Soiree im Belvedere 172; Schmuck der Râdsehas 172; Jagd am Salt Lake 173; Hochzeitszug 175; Diner im Bengal Club 175; Soiree bei Sir Sourindro Mohun Tagore 175; der Tempel Kâlî-Ghât 179; die königliche Münze 180; Militärsports 181; Diner und Soiree im Government House 182; die Râdsehas 182; feierliche Messe in der Kathedrale von Murghihatta 184; Jesuiten-Collegium St. Xaver 184; Landhaus Barrackpur 185; Abfahrt von Barrackpur nach Dardsehiling 186.	

<b>Dardschiling</b> .....	189
Der Himälaya 191; die Bergbahn und die Route Siliguri-Dardschiling 192; Sikkim und die Leptsehas 194; die Flora 195; Theeplantagen 195; Dardschiling 196; Besuch des Bazars 196; tibetanischer Tanz 197; Jagd 198; Ausblick auf die Berge 198; Ausflug nach dem Mount Sentschal 200; Besuch des Bazars 200; Abfahrt von Dardschiling 201.	
<b>Benâres</b> .....	205
Von Dardschiling nach Benâres 207; Ankunft in Benâres Cantonment 208; Benâres 208; Bootfahrt auf dem Ganges 209; steinerne Freitreppen (Ghâts) 209; Verbrennungsstätten der Hindus 210; die Moschee Aurengzebs 211; eine Wanderung die Ghâts entlang 211; der Manikarnikâ-Brunnen 212; in den Straßen von Benâres 212; der Brunnen der Erkenntnis 212; der Goldene Tempel 213; der Tempel Annapurnas 213; Gang nach dem Bazar 214; der Affen-Tempel 214; Productionen von Schlangenbändigern und Taschen- spielern 215; Besuch des Mahârâdschas und Gegenbesuch 215; Abfahrt von Benâres 216.	
<b>Agra—Bhartpur</b> .....	217
Der erste Eindruck Agras 219; der Palast des Mahârâdschas 220; Fahrt nach Sikandra 220; Lage und Gestaltung Agras 220; historische Notizen 220; die mogulische Kaiserstraße 222; das Grabmal Akbars 222; Besuch des Bazars 224; das Fort 224; Audienzsaal Diwan-i-Am 225; der Fisch- weiher des Moguls 225; Audienzsaal Diwan-i-Khas 226; der Thron der Moguln 226; Patschisi-Spiel 227; Audienzerker 227; Baderäume im Schisch Mahal 228; Sommerwohnungen 228; Hinrichtungskammer 228; der älteste Theil des Forts 228; die Perl-Moschee 229; der Tadsch Mahal 230; bewaffneter Spaziergang 233; Fahrt nach Fatehpur Sikri 234; Jagd vom Wagen aus 234; Fatehpur Sikri 234; Diwan-i-Am 235; Haus der Türkischen Königin, Haus der Christlichen Frau, Haus der Träume 235; Pendseh Mahal und Diwan-i-Khas 236; Birbal-Palast 237; die Dargah 237; die Moschee 237; Siegesforte Buland Darwaza 237; Tauchersprünge 238; ornithologische Ausbeute 238; von Agra nach Bhartpur 238; der Mahârâdscha 239; Bhartpur 239; Jagd auf Black-buecks, Nilgans und Wasserwild 240; Luncheon 241; Rückkehr nach Agra 243; von Agra nach Bhartpur 243; Jagd vom Eisenbahnzuge aus 244; Jagd in Bhartpur 245; Rückkehr nach Agra 246; Bazar im Palaste 246; Besichtigung des Tadsch Mahal 246; Abfahrt von Agra 247.	
<b>Dehli—Alwar</b> .....	249
Ankunft in Dehli 251; die Stadt Dehli 251; das Fort 252; die Audienz- hallen, Diwan-i-Am und Diwan-i-Khas und Renovierungsarbeiten daselbst 252; die Perl-Moschee 253; S. J. Tellery & Co. 254; Moschee Dschama Medschid 254; Straße Tschandni Tschauk 255; der Bazar 255; S. J. Tellery & Co. 255; Umgebung Dehlis 256; das Grab Humâyûns 256; Kutab Minar 257; das Thor der Moschee Kutab-el-Islam 258; die »Eisensäule« 258; das Grabmal Altamsch' und das Mausoleum Adham Khans 258; Jagd in der Umgebung Dehlis 258; Besichtigung des Gefangenhauses 259; Museum of	

the Institute 261; Hahnenkämpfe 261; Abfahrt von Dehli 261; Ankunft in Alwar 261; Alwar 262; Mahârâdscha Dschai Singh 262; Empfang in Alwar 263; heilige Messe 264; Palais Bauni Bilâs 264; Pferde des Mahârâdschas 265; Besuch beim Mahârâdscha 265; Alwar 265; Waffenkammer 266; Bibliothek 266; Schatzkammer 266; das Innere des Palastes 266; Aussicht vom Palaste 267; Gestüt des Mahârâdschas 267; Thierkämpfe 268; Pantherstechen 268; Fohlenhof des Gestütes 269.

**Jagdlager in Siriska** ..... 271

Von Alwar nach dem Jagdlager in Siriska 273; Streifjagd 274; das Jagdlager 275; der Head-Schikâri 276; Tigerjagd 277; der Sambarhirsch 278; Jagd auf Sambarhirsche (2 Hirsche) 279; Jagd mit Falken und Luchsen 281; Streifjagd (1 Schakal) 282; Missgeschick des Fregattenarztes Dr. Bóm 282; Bestätigen von Tigern 283; Tigerjagd (2 Tiger) 284; Hetze auf ein Stachelschwein 288; Jagd auf Sambarhirsche (2 Chinkara-Gazellen) 288; Jagdhaus des Mahârâdschas 288; Treibjagd 289; vom Jagdlager in Siriska nach Alwar 291; Mrs. Fraser 291; von Alwar nach Dschodpur 292; Jagd vom Eisenbahnzuge aus 292.

**Dschodpur** ..... 295

Arawali-Gebirge 297; Ankunft und Empfang in Dschodpur 298; Fürsten von Dschodpur 298; der Staat Dschodpur 299; Sir Pratap Singh 300; Hardschi Singh 300; unser Zeltlager in Paota Bâg 300; Besuch des Mahârâdschas und Gegenbesuch 301; der Palast des Mahârâdschas 301; die Râdschputen 301; die Stadt 302; Handel in Indien 303; der Bazar von Dschodpur 304; die Stadt 304; Sir Pratap Singh 305; das Fort 305; Witwenverbrennung 306; die Waffensammlung 307; die Schatzkammer 308; die übrigen Räume des Burgpalastes 308; Rundschau vom Palaste 308; Grabdenkmale 309; Hauptbatterie des Forts 309; die bastionartigen Vorbaue des Palastes 310; Polospiel 310; Gala-Diner 311; Nâtsch-Fest 311; Jagd bei Dschodpur 311; in Mandur 312; Verbrennung der Frauen der Mahârâdschas 313; Überreste des Palastes in Mandur 313; Götter- und Heldengallerie 313; Kischur Singh 314; Pigsticking 314; der Sohn des Mahârâdschas 317; körperliche Ausbildung 317; Reiterspiele 318; Ringkämpfe 319; Abschied und Abfahrt von Dschodpur 320; Steppenbrand 321.

**Dschaipur** ..... 323

Ankunft und Empfang in Dschaipur 325; eine Ehrencompagnie 327; Mrs. Peacock 327; Besuch des Mahârâdschas 327; Geschichte Dschaipurs 328; der Staat Dschaipur 329; die Stadt Dschaipur 329; das Holi-Fest 330; Gegenbesuch beim Mahârâdscha 331; Tigerjagd 331; die Stadt Amber 332; das Museum 333; der zoologische Garten 334; die Kunstindustrieschule 335; Jagd auf Black-bucks 335; Palast des Mahârâdschas 336; der Marstall 337; die Waffenkammer 337; die Krokodil-Teiche 337; Jagd in der Umgebung der Stadt 338; Pantherjagd 338; Thierkämpfe 339; Tigerjagd 341; Bankett 342; das Balletcorps 342; Feuerwerk 342; von Dschaipur nach Agra 343; Jagd vom Eisenbahnzuge aus 343.

<b>Nepal; Jagdlager in Dakna Bâgh</b> .....	345
Von Agra nach Dakna Bâgh 347; das Jagdlager 349; Nepal 349; das Tarai-Gebiet 353; Verpflegungsstand des Lagers 353; Streifjagd 354; der Mahâut 354; die Elephanten 355; die Dschungel und Wildreichthum 356; Tigerjagd (5 Tiger) 357; General-shooting 360; Tigerjagd 361; Streifjagd 362; Panther- und Tigerjagd (2 Panther und 5 Tiger) 363; General-shooting (2 Panther) 366.	
<b>Nepal; Jagdlager in Barbatta Tâl — Dechta Boli — Guleria — Beli — Katni — Bhanderia</b> .....	371
Abbruch des Lagers in Dakna Bâgh 373; Jagdlager in Barbatta Tâl 374; Tigerjagd (1 Tiger) 375; Jagdlager in Dechta Boli 375; Streifjagd 375; Tigerjagd (1 Tiger) 375; General-shooting 376; Ansiedelung der Eingeborenen 376; schwieriges Jagdterrain 376; Hasen 377; Streifjagd 377; Abenteuer Hodeks 378; Jagdlager in Guleria 378; Streifjagd 379; Jagdlager in Beli 380; Streifjagd 380; Tigerjagd (1 Tiger) 380; Jagdlager in Katni 382; Tigerjagd (1 Tiger) 383; Tigerjagd (3 Tiger) 384; General-shooting 386; Tigerjagd und General-shooting 387; Tigerjagd (1 Tiger) 388; General-shooting (Hyänen) 389; Tigerjagd (1 Panther) 390; General-shooting 392; Elephantenrennen 392; Jagdlager in Bhanderia 392; Tigerjagd (1 Panther) 392; Abschied von Nepal 394; von Bhanderia nach Sohela 395; Streifjagd (1 Panther) 396; Lager in Sohela 397.	
<b>Sohela — Lucknau — Calcutta — Diamond Harbour — Pulu Besar</b> .....	399
Von Sohela nach Lucknau 401; von Lucknau nach Calcutta 402; Ankunft in Calcutta 402; Abschied von Generalconsul Stockinger 402; von Calcutta nach Diamond Harbour 403; Einschiffung auf der »Elisabeth« 403; Abschieds-Diner und Abschied von Graf Kinsky sowie von der englischen Suite 403; die Sowârs 404; Abfahrt von Diamond Harbour 404; Rückblick auf den Aufenthalt in Indien 405; in See nach Singapur 410; malayische Fischerboote 414; Pulu Besar 414.	
<b>Singapur — Dschohor</b> .....	419
Ankunft in Singapur 421; Empfang von Besuchen 422; der Abgesandte des Königs von Siam 422; Singapur 423; die Chinesen und Malayen 425; das europäische Viertel 426; das Raffles-Museum 427; Government House 427; Bungalows 427; Dschin-Ricksehas 428; Bungalow des belgischen Generaleonsuls 428; botanischer Garten 428; Thiergarten 429; Park und Palast des Sultans von Dschohor 429; Chinesen-Viertel 430; von Singapur nach Dschohor 430; die Stadt Dschohor 431; im Palais des Sultans 431; der Thronfolger 432; Fahrt mit dem Dampfboot 432; Frühstück 432; das Reich Dschohor 432; Jagd auf Hirsche und Wildschweine 434; Gala-Diner 435; Besuch einer Spielbank 436; Ankauf einer ethnographischen Sammlung 436.	
<b>Tandjong Priok — Batavia — Buitenzorg — Garut — Tjiandjur</b> .....	439
Abfahrt von Singapur 441; in See nach Java 441; Äquatortaufe 442; Ankunft im Hafen Tandjong Priok 447; Feststellung des Programmes 447; Fahrt nach Batavia 448; Ankunft und Empfang in Batavia 448; Fahrt in	

- die Stadt 448; der Sarong 449; unser Absteigequartier 449; Programm für die Jagdexpedition in das Innere Javas 450; Chinesen in Batavia 451; das Kasteel 452; Krokodiljagd 452; Diner beim Generalgouverneur 454; Rundfahrt durch Batavia und Vorstädte 455; die europäischen Viertel 456; Waterloo-Plein und Konings-Plein 456; Infanterie und Cavallerie 457; Chinesen-Viertel 457; das Haus Pieter Elberfelds 457; Malayen-Viertel 458; Weltausstellungsplatz 459; die javanischen Ponies 459; das Museum 460; von Batavia nach Buitenzorg 463; Buitenzorg 463; Diner und ein Wajang in der Residenz des Generalgouverneurs 464; Rundfahrt durch Buitenzorg 465; von Buitenzorg nach Garut 466; Flora von Java 467; Aufenthalt in Tjiandjur 467; Aufenthalt in Bandung 468; das Thal von Garut 469; Empfang in Garut 469; die Regenten 470; der Pajung 470; Wajang und Tanz des Regenten in Garut 470; Fahrt zum Fuße des Papandajan 471; begleitende Esorten 472; die Javanen 472; der Gamelang 473; Besteigung des Papandajan 474; Widderkampf 476; ethnographische Ankäufe 476; Wajang Kulit und Tanz des Regenten 476; Saujagd 476; beim Regenten in Tjiandjur 479; Hirschjagd 480.
- Jagdlager in Tjipandak — Buitenzorg — Batavia — Tandjong Priok . . . . . 485**  
 Jagdexpedition nach Tjipandak 487; von Tjibeber nach Tanggeng 487; von Tanggeng nach Sindangbarang 491; von Sindangbarang nach Tjipandak 493; Jagdlager in Tjipandak 494; Jagd auf Bantengs 495; Fischfang im Tji Pandak 499; Banteng-Jagd und Jagd auf Federwild 500; Erinnerung an die Heimat 501; Regen 502; Pürschgang 503; Pfauenpürsche und Banteng-Jagd 503; Aufbruch aus dem Jagdlager 504; von Tjipandak nach Sindangbarang 504; von Sindangbarang nach Tanggeng 505; von Tanggeng nach Tjibeber und Buitenzorg 507; botanischer Garten in Buitenzorg 509; Armee und Flotte 511; die Kaserne in Buitenzorg 512; von Buitenzorg nach Batavia und Tandjong Priok 515; Abfahrt von Tandjong Priok 516.
- Port Kennedy auf Thursday Island — In See nach Sydney . . . . . 517**  
 In See nach Port Kennedy 519; der 1. Mai 522; Maifeier 522; Australien 525; die Torresstraße 526; Ankunft in Port Kennedy 526; Port Kennedy 527; Expedition nach der Insel Horn 527; Austral-Neger 528; Hütten der Eingeborenen 528; das Innere der Insel 529; Platzregen 530; Fahrt in die Somerset Bay 530; der »Pächter« von Somerset 531; die »Nichte des Königs von Samoa« 532; Jagd in Somerset 532; Jagdexpedition nach Prince of Wales Island 535; Grab eines Häuptlings 537; Port Kennedy 538; Sonntagsheiligung 539; Diner an Bord 539; Deputation der Perlmutterfischer 539; Korallen- und Muschelfang 540; Abfahrt von Port Kennedy 542; in See nach Sydney 542; Fahrt innerhalb des Barrier Reefs 524; Drama auf Restoration Island 545; Grausamkeiten der Europäer 545; Wächter eines Leuchtschiffes 546; der südliche Sternenhimmel 547; unser Lotse 547; Überfall auf Lizard Island 547; Endeavour-Riff 548; bevorstehende Ankunft in Sydney 550.

## Verzeichnis der Illustrationen.

	Seite
S. M. Schiff »Kaiserin Elisabeth«, den Hafen von Triest verlassend . . . . .	3
Steamer Point . . . . .	25
Eine Partie aus dem botanischen Garten von Peradenia . . . . .	29
Eine Singhalesen-Ansiedelung . . . . .	47
Der Teich von Kalawewa . . . . .	51
Der erste erlegte Elephant . . . . .	74
Der Felsentempel auf der Insel Elephanta . . . . .	77
Die Thürme des Schweigens . . . . .	102
Das Jagdlager in Tandur . . . . .	105
Auf der Suche nach Tigern . . . . .	114
Eine Straße in Haidarabad . . . . .	117
Ritt auf Elephanten durch Haidarabad . . . . .	141
Das Fort von Gwalior . . . . .	145
Relief aus Gwalior, Schiwa und dessen Gattin Parwati darstellend . . . . .	160
Der Hugli bei Caleutta . . . . .	163
Ein indisches Musikinstrument (Alabu-Vina) . . . . .	187
Die Bergbahn nach Dardschiling . . . . .	191
Der Kantsehindschinga . . . . .	203
Eine Partie der Ghâts in Benâres . . . . .	207
Das Kuh-Ghât in Benâres . . . . .	216
Das Fort von Agra . . . . .	219
Der Tadsch Mahal . . . . .	247
Das Grabmal Humâyûns . . . . .	251
Das Mausoleum Adam Khans . . . . .	269
Aufbruch zur Tigerjagd . . . . .	273
Der erste erlegte Tiger . . . . .	293
Das Fort von Dschodpur . . . . .	297
Eine Straße in Dschodpur . . . . .	321
Ein Platz in Dschaipur . . . . .	325
Ein Kampf zwischen Büffelstieren . . . . .	344
Die Jagdelephanten in Nepal . . . . .	347
Das Jagdlager in Dakna Bâgh . . . . .	369
Das Jagdlager in Barbatta Tâl . . . . .	373

	Seite
Badende Elephanten . . . . .	398
Eine Partie des Urwaldes auf Pulu Besar . . . . .	401
Ein malayisches Fischerboot (Prau) . . . . .	418
Die malayische Ansiedlung in Singapur . . . . .	421
Früchte der Tropen . . . . .	437
Das Chinesen-Viertel in Batavia . . . . .	441
Eine Brücke auf Java . . . . .	483
Im Dschungel von Tjipandak . . . . .	487
Jagdlager in Tjipandak . . . . .	516
Port Kennedy auf Thursday Island . . . . .	519
Auf der Jagd in Sommerset . . . . .	551

## Anhänge.

Anhang I. Das Reisegefolge und die Dienerschaft . . . . .	555
Anhang II. S. M. Schiff »Kaiserin Elisabeth« . . . . .	557
Anhang III. Reiseübersicht . . . . .	561

## Karten.

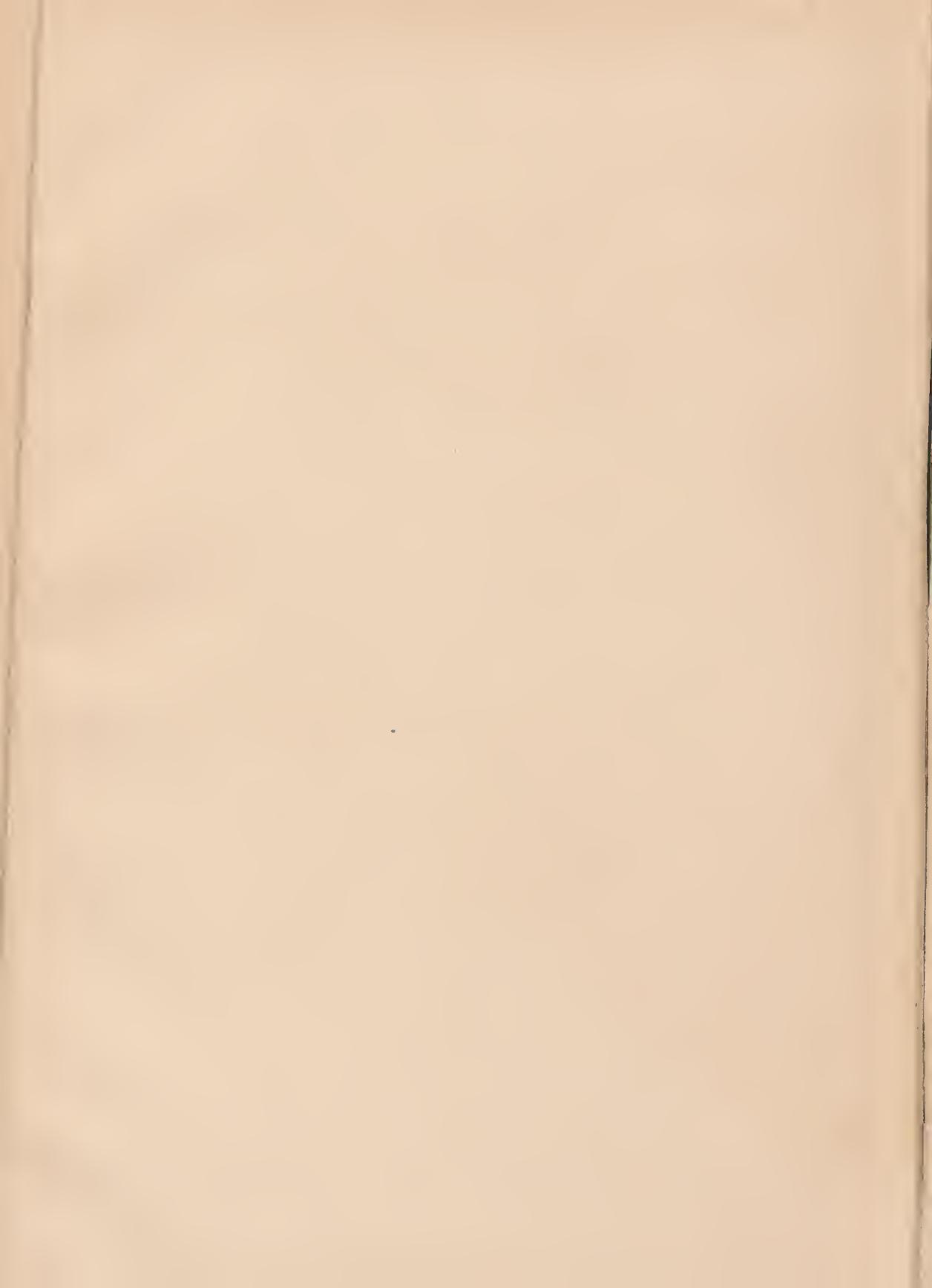
- Übersichtskarte für die Reise von Triest bis Jokohama.
- Specialkarte für die Reise in Indien.
- Specialkarte für die Reise in Java.



**ÜBERSICHTSKARTE**  
für die  
**REISE VON TRIEST BIS JOKOHAMA.**

Maßstab am Äquator 1:25000000.

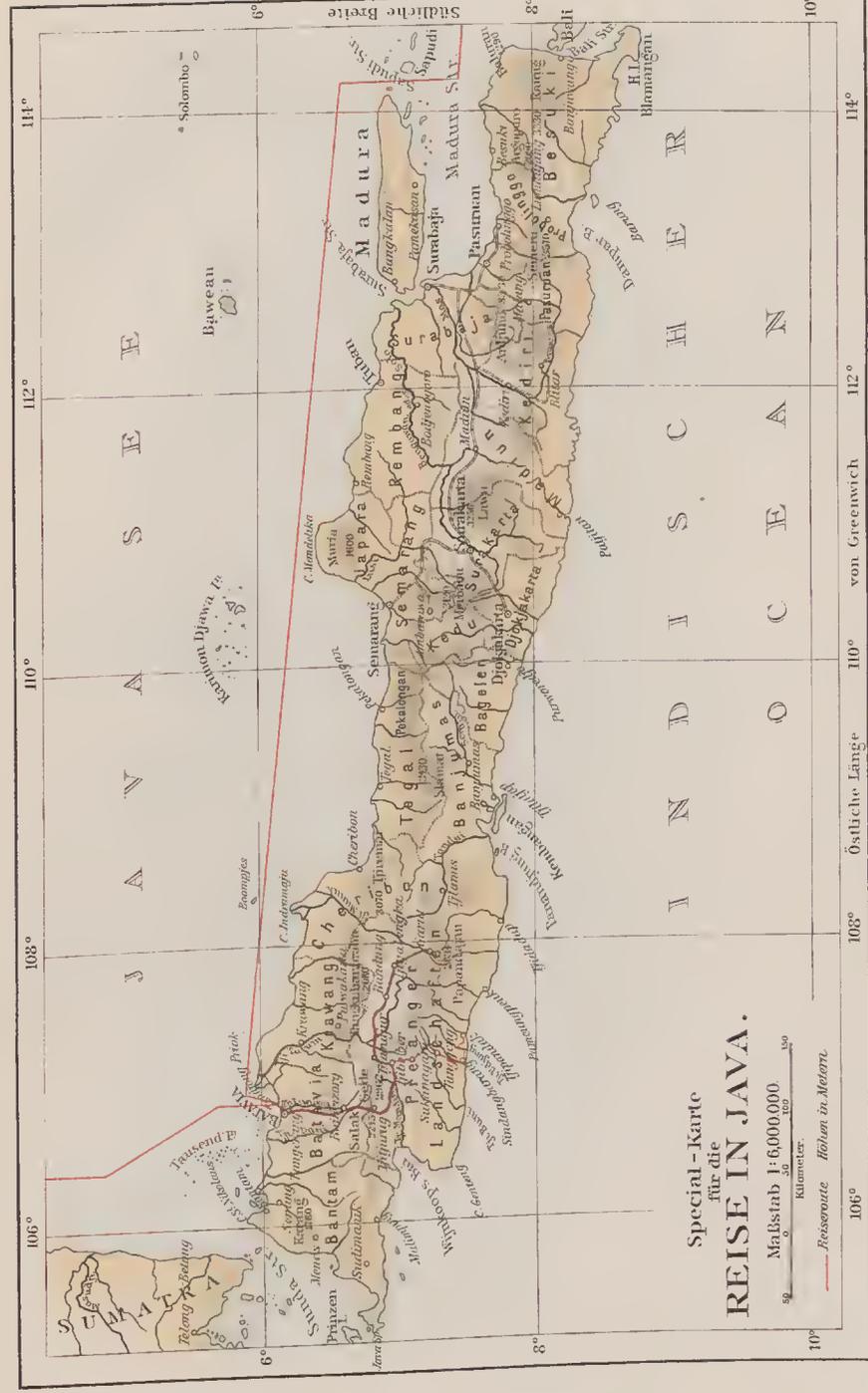
— Reisevoute Höhen in Metern.





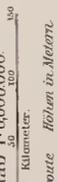
Special - Karte  
für die  
**REISE IN INDIEN.**  
Maßstab 1:7.500.000.  
Kilometer:  
— Reiseroute Höhen in Metern.





Special-Karte  
für die  
**REISE IN JAVA.**

Maßstab 1:6,000,000.



Kilometer. Höhen in Metern.

— Reiseweite Höhen in Metern.

106° 108° 110° 112° 114° 6° 8°

St. Südliche Breite St. Nördliche Breite

Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.

Verlag v. Alfred Holder, K. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.











